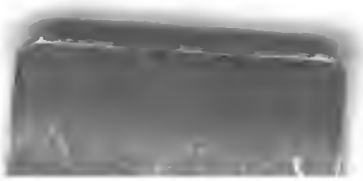
Die Gesellschaft

AP30
.G4
v.9
pt.2



Digitized by Google

August Strindberg.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1893. Zweites Quartal.

UNIVERSITY
LIBRARY

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. K. Hofbuchhändler.

310136

AP30
.G4
v.9
pt.2

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Berdrow, W., Der Tolstoi'sche Zirkel	755
Bierbaum, Otto Julius, Die Groggesellschaft	606
Conrad, M. G., Marsyas! Offener Brief an Herrn Karl v. Thaler in Wien	405
Von der kleinen und großen Komödie	541
Internationale Kritik	677
Aus dem Münchener Kunstleben	498, 636, 786
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Wilhelm Arent, Hans Benzmann, Karl Bleibtreu, M. G. Conrad, Franz Evers, Gustav Falke, Georg Fuchs, Walter Harlan, Emil Hauth, Friedrich Freiherr von Khaynach, Detlev Freiherr von Liliencron, Anton Lindner, Karl Maria, Heinz Offer, Fritz Pichler, Arthur Pfungst, Heinrich von Reder, Jos. Schmid-Braunfels, Dr. Karl Schmidt, Gottlieb Steger, Maurice Reinhold von Stern, Edward Stilgebauer, Karl Strecker, Ludwig Thaden, Valentin Traudt, Wilhelm Walloth, Bruno Wille	434, 585, 703
Eller, George, Aus dem Pariser Kunstleben	653, 792
Engell-Günther, J., Am Ende des Jahrhunderts	688
Eulenstein, Bernhard, Henry Georges Grundwertsteuer	429
Falke, Gustav, Mein liebes Ich	570
Fastenrath, Johannes, Spaniens Nationaldichter Don José Zorrilla	491
Fischer, C., Gegen Panizzas „Prolegomena"	769
Frank, Ludwig, Aus dem Gymnasiarchat	487
Gerlach, Hugo, Die Première von Otto Erich Hartlebens „Hanna Jagert"	650
Der heilige Ehestand	725
Gerster, Karl, Ein Dankschreiben an Professor Ludwig Büchner in Darmstadt	783
Hammer, Fritz, Der Bundschuh	459
Professor Delbrück und die Militärvorlage	609
Jesuitismus und Militarismus	679
Harlan, Walter, Zwei Realisten	764
Hildebrandt, Martin, Berliner Theater	790
Kleinpaul, Rudolf, Am Kindlifresser-Brunnen	480
Kraus, Karl, Zur Überwindung des Hermann Bahr	627
Über Prag nach Berlin (Theaterbrief)	647

Kritik: Romane und Novellen: S. 503, 657, 802. — Lyrik und Epos: S. 506, 662, 805. — Dramen: S. 510, 664, 806. — Kunſtgeſchichte: S. 513, 665. — Philoſophie: S. 514. — Spiritismus: S. 515. — Vermiſchte Schriften: S. 518, 667. — Franzöſiſche Litteratur: S. 670. — Engliſche Litteratur: S. 519, 807. — Holländiſche Litteratur: S. 523. — Spaniſche Litteratur: S. 809. — Däniſche Litteratur: S. 525. — Serbiſche Litteratur: S. 528. Sloveniſche Litteratur: S. 530. — Polniſche Litteratur: S. 810. — Vermiſchtes: S. 532, 672, 812.
Kröger, Timm, Inwieweit iſt Rechtskenntnis Erfordernis ſtrafrechtlicher Verſchuldung 469
Lienert, Luiſe, Das Freibad eines Vagabunden 454
Marlet, Mara Cop, Ein Blick 716
Merian, Hans, Der Bannerherr des ſchwediſchen Realismus 462
Leoncavallos „Pagliacci" und die modern-realiſtiſche Oper 734
Morgenſtern, Guſtav, Andere Kritiker 625
Ollendorff, Irene, Zwei weiße Frauen 598
Paul, Adolf, Strindbergs „Gläubiger" 465
Schoenlank, Bruno, Der Kampf gegen die Proſtitution in der lex Heinze . . 776
Schütze, Dr. Karl, Falkes Mynheer der Tod und andere Gedichte 574
Seiling, Max, Die Regeneration des Menſchengeſchlechtes (II. Preis) 555
Solger, Heinrich, Was iſt zur Verbeſſerung unſerer Raſſe zu thun? (I. Preis). 413
Troll-Boroſtyáni, Irma von, Recht und Zweck der Strafe 613
Uhlmann-Bixterheide, Auch einer 593
Zoeller-Lionheart, C., Ihr Gewiſſen 448

Porträts:

Auguſt Strindberg.
Guſtav Falke.
Ruggiero Leoncavallo.

Marsyas!

Offener Brief an Herrn Karl v. Thaler in Wien.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Sehr geehrter Herr! Gestatten Sie mir zunächst ein Bekenntnis: Ich habe Sie niemals gesehen, noch habe ich jemals eine Zeile von Ihren im Litteraturkalender aufgeführten Schriften gelesen. Ich weiß nur zufällig von Bekannten aus Wien, daß Sie Redakteur der „N. Fr. Presse“ sind und als solcher eine litterarische Rolle spielen, die von vielen guten Leuten, namentlich Wienern, für wichtig und einflußreich genommen wird. Ich gehöre nicht zu den regelmäßigen Lesern der „N. Fr. Presse“. Es vergehen Jahre, ohne daß mir eine Nummer unter die Augen kommt. Ich bin ein sehr mäßiger Zeitungsleser überhaupt. Ein einziges gutes Buch ist mir lieber, als hundert Zeitungen mit ihrem Durcheinander von Wahrem, Falschem und Erlogenem und ihren aufdringlichen bunten Nichtigkeiten.

So hat sich's gefügt, sehr geehrter Herr, daß ich auch von Ihren journalistischen Arbeiten bis vor kurzem noch keine Zeile gesehen hatte. —

Bis vor kurzem.

Da sandte mir ein Bekannter einen Ausschnitt Ihrer Zeitung und zwar Ihr Feuilleton „Ein neuer Musen-Almanach“.

Der Absender schrieb dazu: „Vielleicht finden Sie Gelegenheit, einzelne Absätze dieser bezeichnenden Kritikleistung in der „Gesellschaft“ zur Diskussion zu stellen. Es sind Ungeheuerlichkeiten darin, so sehr das Ganze sich auch eines anständigen Tones befleißigt.“

Diese Beischrift enthielt für mich so wenig Aufregendes wie das Thema Ihres Feuilletons Verlockendes.

Ein Feuilleton über einen neuen Musen-Almanach! Und Ungeheuerlichkeiten! Das wird halt sein, dachte ich, wie man bei fröhlichen Gastmählern einen beliebten Witzkopf oder gefälligen Spaßmacher mit der Deutung der Tischkarte beauftragt — und dabei allerlei Dinge mitzuhören bekommt, die weder witzig noch spaßhaft sind.

Aber deswegen gleich Ungeheuerlichkeiten, wenn dem Redner die Zunge ausgleitet oder stolpert oder am unrechten Orte stecken bleibt? Man ruft Ruh! oder denkt an irgend etwas recht Menschliches, bis der Tafel-Demosthenes wieder genießbar geworden ist, nicht wahr?

Also für mich gar nichts Aufregendes oder auch nur Verlockendes, weder im Thema, noch in den avisierten Ungeheuerlichkeiten, nicht einmal in der Person des mir nur dem Namen nach bekannten Tafelbruders, der die Tischkarte des neuen Musen-Almanachs feuilletonistisch zu verarbeiten hatte.

Der neue Musen-Almanach selbst ist mir auch nicht so ans Herz gewachsen, daß sein kritisches Schicksal in der Tagespresse mich aus meiner Ruhe hätte aufscheuchen können.

Ein Sammelbuch moderner deutscher Kunst und Dichtung von fünfzig und einigen Autoren wird jeder Kritik, auch der ritterlichsten und wohlwollendsten, immerhin genug der Angriffspunkte bieten — man weiß ja, wie in der Regel solche Anthologieen zusammengebracht werden — und das Heil der modernen Geistesbewegung hängt wahrlich nicht davon ab, ob in einem Almanach die bedeutenden oder unbedeutenden Beiträge überwiegen oder ob die Rezensenten eine süße oder saure Miene dazu machen. Ich gebe sogar von vornherein zu, daß dieser erste Band des Bierbaum'schen Almanachs ein wenig lässig redigiert ist, daß er äußerlich schon viel zu viel Umfang hat, um lauter Perlen in seinem Gehäuse zu bergen.

Es ist daher auch nichts weniger als ein kritisches Kunststück, sich einige Dutzend Beiträge herauszusuchen und daran vor einem gemischten Publikum — nicht vor einem Publikum von wirklichen Kennern, die sich kein X für ein U vormachen lassen, mit imponierender Wichtigthuerei zu erweisen, daß, der vorgelegte Teil als Wertmaß für das Ganze genommen, das Ganze eine herzlich kümmerliche Kraftprobe der modernen schöpferischen Geister sei usw.

Nein, das ist nichts weniger als ein kritisches Kunst- und Heldenstück, das ist ein ganz ordinärer Rezensentenkniff, um Werke, die einem unbequem sind oder die man gar nicht versteht, weil sie weit über den eigenen Horizont hinausgehen und einer ganz neuen Fruchtzeit angehören, für die man schon zu alt, zu dumm und impotent geworden ist, der öffentlichen Geringschätzung preiszugeben.

Und ein solcher Rezensentenkniff ist für den kritikerfahrenen Mann schaler und reizloser, als das plumpste Kunststückchen eines Jahrmarktszauberers.

Von einer Tageszeitung zu erwarten, daß sie unter dem Strich, im renommierten feuilletonistischen Cirkus, einmal eine ernsthafte, geist- und herzerfreuende Meisterleistung aus der hohen Schule ästhetischer Kunstkritik von einem geborenen Gentleman auf einem echten Vollblut vorreiten lasse, statt, wie meist üblich, die Litteratur- und Kunstkritik von beliebten geistreichen Clowns als komisches Intermezzo zu servieren, zur Erheiterung der süßen Plebs, — dazu habe ich keinen zureichenden Grund, selbst wenn die Zeitung „N. Fr. Presse" heißt.

Aber „Ungeheuerlichkeiten" kämen darin vor, neben oder unter Befleißigung eines „anständigen Tones", versicherte der Übersender.

Nun, Ungeheuerlichkeiten fordern ja, je nach ihrer Natur, nicht unbedingt Unanständigkeit im Ton. Man hat Beispiele, daß in Kirchen, Schulen, Amtsstuben, Parlamenten, Volksversammlungen, gelehrten Vereinen usw. Ungeheuerlichkeiten verzapft werden, die hinsichtlich der Anständigkeit des Tones nicht das Geringste zu wünschen übrig lassen.

Oder pflegen nur in der Presse die Ungeheuerlichkeiten auch gleich des Vorzugs der Unanständigkeit im Ton zu genießen? Giebt es da nicht vielmehr die abgefeimtesten Virtuosen in der Kunst, die widerlichste Lastermoral und die schlimmsten Hurengeschichten im sittsamlichsten Tone vorzutragen? Kennen wir nicht Buch- und Zeitungsschreiber, die im Rufe der patentesten Wohlanständigkeit einherwandeln und doch heimliche Giftmischer und infame Gedankenfalschmünzer sind? Publizistische Lügenschmiede, die sich auf den Scheinklang der Wahrhaftigkeit verstehen, wie nur irgend ein Komödiant auf die Wirklichkeitsnachtäuschung? —

Summa: Sehr geehrter Herr v. Thaler, ich spürte keinerlei Zwang, mir Ihr Feuilleton über den neuen Musenalmanach der Modernen schleunigst zu Gemüte zu führen.

Als ich es aber in einer müßigen Stunde, zwischen einem Kapitel aus Nietzsches „Also sprach Zarathustra" und einem Abschnitt aus dem Paulinischen Römerbriefe, endlich doch gelesen hatte, da schlug ich eilig Kürschners Litteraturkalender auf, um mich über Ihr Alter zu unterrichten, und als ich gefunden, daß Sie den Jahren nach ein sehr gesetzter Herr in der Reife und Fülle der Fünfziger sind, beschloß ich, Ihnen diesen offenen Brief zu schreiben. Einem grünen Jüngling oder einem verdorrten Greis am Stabe gegenüber, möchte der eine wie der andere noch so eifrig das kritische Richtbeil schwingen, würde ich geschwiegen haben.

Wie gesagt, ich habe Sie niemals gesehen. Ich weiß nicht, ob Sie

Spuren der Degeneration an Ihrem Leibe tragen, oder ob Sie von Gesundheit strotzen, so daß man von Ihrem äußeren Menschen auf die Schönheit und Stärke Ihres inneren Menschen, von dem Leichnam auf die unsterbliche Seele schließen kann. Ich weiß nicht, ob Sie überzeugend geistesaristokratisch oder plebejisch aussehen, ob Sie so schön gebaut sind wie Ihre Ästhetik, ob Sie so sicher auf Ihren Beinen sind wie in Ihren kritischen Sprüchen, ob Ihr Gehaben und Ihre Mimik so gepflegt sind wie Ihre ideale Rhetorik und Ihre publizistische Moral.

Das alles weiß ich leider nicht. Ich weiß nur, was Sie schwarz auf weiß als Ausdruck Ihrer geistigen Stellung zu den Bestrebungen und Leistungen der Modernen, d. i. der jüngeren Generationen deutscher Dichter und Künstler, in die weite Öffentlichkeit hinausgegeben haben. Daran allein halte ich mich, indem ich Ihnen gegenübertrete.

Wären Sie bei der Stange geblieben, die Sie mit der Überschrift Ihres Feuilletons „Ein neuer Musen-Almanach" bezeichnet haben, hätten Sie die einzelnen Autoren kritisch durchgenommen und dann ein Schlußurteil über das Sammelbuch gesprochen, so würde ich die Feder vielleicht zu einer Antikritik, aber nicht zu einem offenen Brief angesetzt haben.

Aber Sie sind nicht bei der Stange geblieben. Sie haben sich auf das hohe Roß der *Allgemeinheiten* — und was für Allgemeinheiten! — geschwungen und von da eine Spruchweisheit losgelassen, für welche man Sie öffentlich zur Rechenschaft ziehen muß.

Also steigen Sie gefälligst einen Augenblick herab von Ihrem hohen Phrasengaul auf den einfältigen, ebenen Boden der Thatsachen und des schlichten Verstandes und stehen Sie uns Red' und Antwort im Namen der Wahrheit und der guten Sache, der *wir* nicht minder als *Sie* zu dienen berufen sind.

Ich sage *wir*. Denn Sie sprechen in der Einleitung Ihres Feuilletons auch nicht von diesem oder jenem, sondern summarisch von den „*Aposteln der neuen Kunstrichtung*", von den „*Modernen*" überhaupt. Zu diesen „Modernen" in Kunst und Dichtung gehören, wie männiglich bekannt, nicht bloß ein beliebiger Hinz oder Kunz, die weiter es noch zu keinem Namen gebracht haben, sondern Männer wie Fritz v. Uhde, Detlev v. Liliencron, Hans Thoma, Bruno Wille, Franz Stuck, Arno Holz, Johannes Schlaf, Albert Keller, Gabriel Max, Richard Dehmel, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Trübner, Ernst v. Wolzogen, Hermann Heiberg, Maurice v. Stern, Müller-Breslau, Hermann Bahr, Hugo Ernst Schmidt, John Henry Mackay, Bertha v. Suttner — die ja auch sämtlich mit künstlerischen und dichterischen Beiträgen in diesem neuen Musen-Almanache vertreten sind — nebst vielen anderen.

Von dieſen „Modernen“ verkündigen Sie nun, ohne jedweden Verſuch einer Einſchränkung oder auch nur den Schatten eines Beweiſes, mit weitgeöffnetem Mund und laut tönender Stimme:

„Es iſt nicht richtig, wie Bierbaum behauptet, daß man die ‚Modernen‘ mit Schlagworten abthut.

„Wenn ſie zumeiſt unſanft behandelt werden, ſo iſt ihr Auftreten ſchuld daran.

„Das Blümchen Wunderhold iſt ihnen ein exotiſches Gewächs.

„Sie verachten die geſamte deutſche Dichtung der Vergangenheit.

„Die Heftigkeit, mit welcher ſie alles angreifen, was vor ihnen geſchaffen worden, wird nur von der Begeiſterung übertroffen, die ſie im gegenſeitigen Lobe entwickeln.

„Sie ſind die Bilderſtürmer, oder ſagen wir lieber: die Renommierfüchſe der heutigen Litteratur. Dieſer Typus iſt, zumal wenn er in zahlreichen Exemplaren auftritt, nicht der angenehmſte. Er hat einen herausfordernden Charakter und ſtößt darum häufig auf empfindliche Abwehr. Wenn ein junger Menſch in Geſellſchaft das große Wort führt und ſeinen kecken Schnabel zu weit aufthut, finden die älteren Leute häufig nicht den Gleichmut, ihn ganz unparteiiſch zu behandeln.

„Daher kommt es wohl, daß die moderne Dichterſchule den Sammelnamen Naturaliſten führt . . .“

Das alles behaupten Sie in dem Zuſammenhange, wie ſich hier die Sätze folgen. Und ein wenig ſpäter, nach einem Einſchiebſel, worin Sie die eigentlichen Naturaliſten von den Symboliſten ſondern, fahren Sie fort:

„Beiden Richtungen gemeinſam ſind die peſſimiſtiſche Weltanſchauung und das krampfhafte Haſchen nach Originalität.

„Dieſe zwei Züge charakteriſieren die ‚Modernen‘, ob ſie nun wirkliche Begabung beſitzen oder bloß Selbſtbewußtſein mit Talentloſigkeit harmoniſch verbinden.“

Und nachdem Sie ein Dutzend Mitarbeiter am Muſen-Almanach mit allerhand Cenſuren und perſönlichen Sprüchen bedacht haben, orakeln Sie wieder im hohen Tone der ſummariſchen Kritik weiter:

„Für die wahre Farbe der Dinge ſind ſie blind.

„Die Wahrheit ſuchen, die Lüge finden ſie.

„Es giebt nichts Unnatürlicheres, als den Naturalismus, denn an allem Guten und Schönen, das wirklich vorhanden iſt in der Welt und in der Menſchenſeele, geht er achtlos vorüber, um irgend einen Schmutzfleck liebevoll zu ſtudieren.

„Die Ausnahme macht er zur Regel, das Mißratene hegt und pflegt er.

„Der Sprache sogar thut er Gewalt*), verdirbt den deutschen Stil und foltert die Grammatik, um zu dem neuen Inhalt auch eine neue Form zu finden.

„Daneben läuft, gleich dem Naturalismus von Frankreich eingeschmuggelt**) und trotz des scheinbaren Gegensatzes sein Ableger, die symbolistische, zu deutsch: überschnappte Gesellschaft einher, die im Nebel ihrer eigenen Unklarheit Gespenster sieht. Beide Richtungen***) sind auch in die bildende Kunst eingedrungen, und wie nahe sie sich berühren, wie sie fast in einander verschmelzen, das mag man an einigen der Bilder studieren, die dem Musen-Almanach als Schmuck beigegeben sind."

Und am Schluß, sehr geehrter Herr, symbolisieren Sie den „Gesamteindruck" in dem Wunsche, Phöbus Apollo möge sich doch wieder einmal eines gewissen Marsyas erinnern!

O Sie Unglücklicher, ist Ihnen während des Schreibens dieses Schlußsatzes nicht der Gedanke gekommen, daß Marsyas selbst auf Ihrem hohen Phrasengaul sitzen und Ihre eigene Gestalt angenommen haben könnte? Daß ein Musenbegnadeter nie und nimmer einen solchen frechen Unsinn verüben dürfte, sondern nur ein armer Schächer, dem die grausamen Götter jedes Organ für edle Kritik — und namentlich für die wichtigste Form der Kritik, die Selbstkritik! — versagt? Daß jeder dieser Sätze ganz einfach wider die Naturgeschichte des Künstler- und Dichtertums streitet? Daß etwas so Vertraktes und Hirnverbranntes, außer in Irrenhäusern, gar nicht in der Wirklichkeit vorkommt?

Ja, das sind Sie, Marsyas unter den „Modernen" — und da sei's Ihnen erlassen, uns Red' und Antwort zu stehen, denn ein einziger Satz aus dem kritischen Gallimathias, den Sie in diesem Feuilleton verübt, genügt, Sie in den Augen aller unterrichteten und ernsthaft prüfenden Männer als einen traurigen Selbstschinder darzustellen, den man nicht erst an einer Fichte aufzuhängen braucht, um ihm zur Strafe seiner Überhebung die Haut über die Ohren zu ziehen.

Nämlich von all Ihren soeben citierten Lügen-Sätzen der monumentalste und groteskeste, dessen Ungeheuerlichkeit auch der Ärmste im Geiste unter

*) Im guten alten Deutsch sagt man hier nicht „Gewalt thun", sondern Gewalt anthun, Herr v. Thaler. Anmerk. d. Setzers.

**) Sie wollen wohl sagen: aus Frankreich eingeschmuggelt, Herr v. Thaler? Denn von würde hier nicht ein Orts-, sondern ein Personverhältnis ausdrücken. Anmerk. d. Setzers.

***) Nichts für ungut, Herr v. Thaler, das ist weder elegantes noch korrektes Deutsch, den „Naturalismus" mit einer „Gesellschaft" zu verbinden und dann davon als von „Richtungen" im Plural zu sprechen. Eine Gesellschaft hat gewöhnlich eine Richtung, aber die Gesellschaft selbst ist keine Richtung. Anmerk. d. Setzers.

Ihren Lesern mit Händen greifen kann: „Die Modernen verachten die gesamte deutsche Dichtung der Vergangenheit."

Die Modernen verachten das Nibelungenlied, die Modernen verachten Walther von der Vogelweide, die Modernen verachten Luther und Goethe wie sie Hans Sachs und die Sänger unserer unvergleichlichen deutschen Volkslieder verachten, sie verachten Bürger, sie verachten Freiligrath, sie verachten Theodor Storm und Friedrich Vischer, wie sie Gottfried Keller verachten — sie verachten alles in Bausch und Bogen, was es an Macht und Pracht, Saft und Kraft, Blüte und Herrlichkeit gegeben hat in der gesamten deutschen Dichtung, Amen.

Herrgott, müssen das schändliche Idioten sein, diese Modernen!

Ja, mein sehr geehrter Herr, das ist genau so wahr, als wenn man behaupten wollte, auf die Autorität Ihres Marsyas-Feuilletons hin: die gesamte Redaktion der „N. Fr. Presse" und ihr ganzer Leserkreis spucken und pfeifen auf die gesamte deutsche Dichtung der Gegenwart und Zukunft.

„Die Modernen verachten die gesamte deutsche Dichtung der Vergangenheit"! Die „gesamte" — nicht etwa diejenige 3.—10. Rangs, denen unsere Litterarhistoriker und Schnitzel-Forscher eine so inbrünstige Liebe widmen auf Regiments Unkosten! Aber das Gegenteil ist der Fall: wir sind die heißesten Bewunderer der wahrhaften Größen der Vergangenheit, der genialen Bahnbrecher, nur können wir kein solches Geschrei davon machen und nicht so viel Zeit auf diesen Kultus verwenden, wie es die offiziellen Litteraturgeschichtsmonopolisten mit ihren Götterchen thun, denn wir müssen uns unserer eigenen Aufgabe zuwenden, den modernen Pfadfindern, den Herolden des Neuen!

Ja, mein sehr geehrter Herr, Sie sind groß im großen wie im kleinen, groß im allgemeinen wie im besonderen. Da sagen Sie z. B. hinsichtlich meiner evangelischen Erzählung im Musenalmanach: „Man sollte es nicht glauben, daß ein Schriftsteller von Talent und Bildung in derlei abenteuerliche Geschmacklosigkeit verfallen kann." Und was habe ich Unglaubliches verbrochen? Ich habe mit bewußter künstlerischer Absicht in meiner Erzählung von der Samariterin am Brunnen die Unterschiede der Zeit verwischt und uralte Dinge und Verhältnisse mit modernen Namen bezeichnet. Ich habe im klassischen Palästina von „Suggestion", von „aristokratischen Cirkeln", von „Kommerzienräten" gesprochen, wie z. B. Mommsen in seiner römischen Geschichte bei den klassischen Römern von — Kaffeeschwestern, oder Heine in der Geschichte Christi vom — Stadtmagistrat von Jerusalem spricht. Und fände sich bei Mommsen und Heine und anderen klassischen Autoren, bei denen die gestrenge Kritik jetzt Kammerdienste verrichtet und ihnen voll Devotion die Ruhmes-Schleppe nachträgt, nichts Ähnliches, würde

ich dennoch so frei gewesen sein zu schreiben, wie ich geschrieben habe, weil es dem kulturhistorischen Parallelismus entspricht, den ich in dieser symbolischen Evangeliendichtung darstellen wollte. Das ist für den modernen Marsyas an der schönen blauen Donau selbstverständlich eine „abenteuerliche Geschmacklosigkeit", für die es für ihn nur eine Erklärung giebt (wörtlich): „Keiner der ‚Modernen' vermag den Bann zu brechen, der auf ihnen lastet."

Eine enorm gescheite Erklärung! Und voll Humor wie aus der Jobsiade von Wilhelm Busch!

Nun sehen Sie einmal, Herr v. Thaler, welches Verhängnis über Ihnen waltet. Sie sind der würdige Kollege jenes andern Wiener Feuilletonisten, der ein Menschenalter hindurch in Ihrem Blatte den größten deutschen Künstler dieses Jahrhunderts, Richard Wagner, wie einen armseligen, lächerlichen Stümper behandelte. Sie kennen ihn doch wohl, diesen hanslickigen Beckmesser? Diesen traurigen Punktierer? Diesen absprecherischen Phrasendrescher von der alleinseligmachenden Tabulatur Gnaden? Sehen Sie sich doch einmal den genau an, diesen Pygmäen im Kampfe mit dem Riesen Wagner! Ist das nicht der helle Jammer? Umsomehr, als er aus einem natürlichen Defekt vielleicht durchaus ehrlich ist! Wie er, so leben wahrscheinlich auch Sie des Glaubens, mit Ihrer Kritikasterei nicht nur glänzende Proben Ihres Talentes und Charakters vor aller Welt abzulegen, sondern auch der Entwickelung des deutschen Geisteslebens einen wesentlichen Dienst zu leisten. Sie glauben wohl als Anwalt des deutschen Schrifttums zu handeln, wenn Sie über die Werke und Absichten der jungen litterarischen Generation wie ein Blinder über die Farben fabeln; Sie glauben ein Mehrer der Kunstverständigkeit und der Kunstfreude im Volke zu sein, wenn Sie den modernen Künstlernachwuchs in seiner Ehre kränken und seine Bestrebungen verächtlich und lächerlich machen.

Aber die Werke der Mißhandelten sind stärker, als Ihre Kritik. Und die allen Dingen innewohnende Gerechtigkeit hat es so geordnet, daß Sie als Marsyas Ihre Selbstschindung vollziehen, indem Sie die Modernen an Ihren löschpapiernen Pranger zu stellen wähnen. —

Als einer der ältesten Vorkämpfer der Moderne in Deutschland fühlte ich mich verpflichtet, Ihnen im Namen meiner Kameraden wie in meinem eigenen öffentlich zu bezeugen, daß Ihnen diese traurige Selbstschindung gelungen ist.

Hochachtung!

M. G. Conrad.

München, Frühlingsanfang 1893.

Was ist zur Verbesserung unserer Rasse zu thun?

Von Heinrich Solger.

(München.)

(Mit dem ersten Preise gekrönt.)

Nachdem uns die übertriebene Kultur eine Entartung herbeigeführt hat, die sich auf allen Lebensgebieten zeigt, müssen wir, um zu besseren Zuständen zu gelangen, den innigsten Anschluß an die hilfreiche Mutter Natur erstreben. Dazu gehört aber vor allem, daß uns der nötige Raum zur Entwicklung gegeben ist, daß wir vom nährenden Boden, der Grundlage unseres Daseins, nicht abgedrängt sind. Wir werden deshalb die Auslieferung großer Bodenflächen an Einzelne bekämpfen und überhaupt dafür eintreten, daß in den Kulturländern die Frage des Bodenbesitzes einmal gründlich erörtert und gelöst werde. Wie notwendig das ist, mögen die folgenden Angaben zeigen.

Nach der landwirtschaftlichen Berufsstatistik vom Jahre 1882 haben wir in Deutschland 9814 Besitzungen, die je 200 bis 500 Hektar umfassen, 3629 mit je 500 bis 1000 Hektar und 515 über 1000 Hektar. Die Fürsten Fugger und Wied, Leiningen u. a., die als unsere 17 größten Grundbesitzer bekannt sind, haben zusammen 4615000 Hektar, d. h. mehr als ein Neuntel der in Anbau genommenen Bodenfläche des deutschen Reiches, die ungefähr 40 Millionen Hektar umfaßt. Diesen ungeheuren Besitzungen gegenüber stehen 2323316 landwirtschaftliche Betriebe, die nicht einmal einen Hektar ihr eigen nennen, ferner 1719922 in der Größe von 1 bis 5 Hektar, 554174 von 5 bis 10 Hektar, u. s. f. Solche Zahlen sprechen eine ergreifende Sprache. Damit eine Bauernfamilie ihren notwendigen Unterhalt finde, braucht sie im südwestlichen Deutschland ungefähr 4 Hektar, im nordöstlichen sogar 6, und zu einem mäßigen Wohlstand gehören mindestens 10 Hektar. Von unseren Landwirten sind mehr als 3 Millionen genötigt, neben dem Feldbau noch eine industrielle oder sonstige Thätigkeit auszuüben. Man hat berechnet, daß 93 Prozent unseres Volkes ein jährliches Einkommen haben, das unter 1500 Mark bleibt. In Preußen waren nach der letzten mir bekannt gewordenen Statistik 21 Millionen Menschen, also bei 78 Prozent der Bevölkerung, die weniger als 900 Mark Jahreseinkommen für einen Hausstand erzielen, und darunter 7400000, deren Einnahme noch keine 420 Mark im Jahre beträgt. Ist es unter solchen Verhältnissen ein Wunder, daß sich überall Spuren der Entartung zeigen?

Im britischen Reich ist der Gegensatz zwischen dem Riesenbesitz Einzelner und dem Massenelend noch größer als bei uns. Man kann geradezu sagen, daß sich dort der Boden in den Händen einiger Tausende befindet, während die Mehrzahl des Volkes in Pacht und Miete lebt. Wie dieses furchtbare Monopol benützt wurde, das ist aus der Geschichte Irlands bekannt genug. Aber auch in Schottland und England sind schreckliche Thatsachen zu verzeichnen. Ein großer Teil dieser Länder ist in Wildparke umgewandelt worden, damit die Aristokraten sich belustigen können. Tausende von Menschen mußten deshalb die alten liebgewonnenen Heimstätten verlassen. Der Getreidebau ging so zurück, daß man auf die Zufuhr vom Ausland angewiesen ist. Man zählt allerdings 1000 Engländer, die mehr als je 5 Millionen Mk. besitzen und darunter solche mit ein paar hundert Millionen; aber diesen Reichen stehen Millionen von Armen gegenüber, die von der Hand in den Mund leben. In Irland starrt dem Reisenden überall das Gespenst des Hungers entgegen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo den Germanen eine neue Welt eröffnet wurde, die Raum für alle bot, ist auch schon der größte Reichtum neben der größten Armut zu finden. Wer kennt nicht die Eisenbahn-Könige Gould (mit 1400 Millionen Mk.), Vanderbildt (mit 700 Millionen Mk.) u. a., die durch ihre Riesenmonopole das ganze wirtschaftliche Leben eines großen freien Volkes in unerhörter Weise beeinflussen? Und das Grundherrentum wächst in Nordamerika noch beständig. In Kalifornien besitzt eine einzige Viehpächter-Firma eine Million Morgen Landes. Die Hälfte des ganzen kalifornischen Staatsgebietes gehört 500 Leuten oder Firmen, u. s. f. Die ungeheure Steigerung der Bodenwerte ist nicht dem Volke, sondern wenigen Einzelnen zu gute gekommen. Und neben dem Fortschritt überall die Armut! Dr. A. S. Houghton schätzte in einem zu Cincinnati gehaltenen Vortrag die Anzahl der Arbeitslosen in den vereinigten Staaten gegenwärtig auf 2 Millionen und erklärte dies für die größte Gefahr, die den freien Institutionen des Landes droht, für die größte Schmach unserer gerühmten Civilisation.

In Frankreich sind ebenfalls bedenkliche Zustände zu finden. Die Familie Rothschild, deren Vermögen ungefähr 3000 Millionen Mk. beträgt, hat einen Grundbesitz von 200000 Hektar. Von 14 Millionen Grundbesitztümern, die im Jahre 1886 in Frankreich bestanden, umfaßten 8,6 Millionen, das sind 61 Prozent, zusammen nur 2574000 Hektar, ungefähr 5 Prozent des ganzen steuerbaren Bodens; auf 49000 Güter trafen dagegen 12 Mill. Hektar. F. Maurice giebt in seiner Schrift „Agrarreform und Elend in Frankreich" eine Reihe von Mitteilungen, die den vielbesprochenen Reichtum des Landes in trüber Beleuchtung zeigen.

Die Besitzverhältnisse in Italien, Österreich-Ungarn u. s. f. brauchen wohl nicht eingehend erörtert zu werden. In Italien haben sich die Latifundien aus alter Zeit erhalten, und die Armut des Volkes ist allgemein bekannt In Böhmen haben 16 Familien ein Zehntel des ganzen Landes im Besitz. „In Ungarn und Galizien herrschen noch schlimmere Zustände. Im armen Spanien, in den Balkanländern, in Rußland, überall bedrückt das Grundherrentum das Volk, saugt ihm das Blut aus."

Das traurige Bild, das wir entwerfen mußten, wäre nicht vollständig, wenn wir vergäßen, daß neben den öffentlich bekannten Großgrundbesitzern noch die bestehen, die als Darleiher von Hypotheken in den Schuldbüchern eingetragen sind; denn Hypotheken sind nichts anderes als indirektes Grundeigentum. Im Jahre 1886/87 wurden auf den ländlichen Grundbesitz Deutschlands 624 Mill. Mk. Hypotheken eingetragen und nur 40 Mill. Mk. gelöscht. Die Schulden, die auf dem deutschen Boden ruhen, werden so hoch geschätzt, daß ich mich scheue, die Zahl, die Milliarden umfaßt, hier mitzuteilen. In Frankreich ist jeder Hektar des kleinen Grundbesitzes mit ungefähr 1200 Fr. belastet und erfordert die Verzinsung der Hypotheken, die auf dem Boden ruhen, ein Drittel des Erträgnisses. In Österreich sind die Hypotheken von 1870 bis 1879 um 938 Mill. Gulden gewachsen. Ähnliche Zustände herrschen in anderen Ländern.

Beachten wir außer den Schulden, die unmittelbar auf dem Boden ruhen, noch die Gemeinde-, Kreis- und Staatsschulden, so eröffnet sich uns eine Zinsenlast, die ganz entsetzlich ist. So betrugen z. B. die Schulden der Gemeinden Frankreichs, ohne Paris, im Jahre 1862: 341 Mill. Fr., im Jahre 1890: 1351 Mill.; Paris allein hatte im Jahre 1862: 342 Mill. Fr., im Jahre 1890: 1872 Mill. Schulden. Die hier beobachtete Neigung zum Wachstum finden wir auch bei den Staatsschulden. Ich gebe diese, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, für die Jahre 1866 und 1886 nebeneinander an: in Preußen 41 — 144 Mk., in Österreich-Ungarn 149 — 199 Mk., in Frankreich 234 — 729 Mk., in Italien 162 — 354 Mk., in Rußland 49 — 78 Mk., in Spanien 201 — 307 Mk., in Portugal 208 — 410 Mk. u. s. f. Eine Abminderung des Schuldenstandes, die z. B. in Großbritannien eintrat, ist eine Seltenheit. Das deutsche Reich hat gegenwärtig, trotzdem es nur kurze Zeit besteht, 1600 Mill. Mk. Schulden, Preußen allein 6000 Mill., Österreich-Ungarn 11000, Großbritannien 14000, Frankreich 25000, Italien 10000, Rußland 13000, Spanien 5000, Portugal 2500 Millionen Mark Schulden. Wenn die Völker so verschuldet sind, dann haben sie kein freies Dasein mehr und können leicht entarten.

Die Schulden, die unmittelbar auf dem Boden ruhen, die Hypotheken, sind die wichtigsten. Sie werden als sichere Kapitalanlagen von den reichen

Leuten benützt, die nicht imstande sind, ihre Renten zu verbrauchen. So wird der Zins zum Zinseszins, und es entsteht ein Tributrecht, dessen Folgen immer gefährlicher werden. „Die Schätzung, welche die jährlich in der ganzen civilisierten Welt nicht konsumierten und zinsbringend angelegten Beträge auf weitaus über 10 Milliarden Mk. annimmt, dürfte nicht übertrieben sein, und gewiß kommt mindestens die Hälfte dieses Zuwachses solchen zu gut, die sie nicht zur Erhöhung ihres Verbrauches verwenden. Hierdurch tritt ein, infolge der neue Zinsen tragenden jährlich zurückgelegten Ersparnisse, ständig zunehmender Ausfall im nationalen und internationalen Güterverbrauch ein, den die verbrauchswilligen und -bedürftigen Volksmassen nicht ergänzen können, weil sie für einen immer größeren Teil der mit ihrer Arbeit erzeugten Tauschwerte die ständig zunehmenden Zins- und Grundrenten-Tributbeträge aufbringen müssen, deren Empfänger solche immer weniger zum Einkauf von Verbrauchsgütern verwenden. Infolgedessen werden die Arbeitsgelegenheiten immer schwieriger zu erlangen; der Kampf darum verschärft sich immer mehr und das sonst unbegreifliche Bild der zunehmenden Not und Arbeitslosigkeit bei immer schneller steigender Gütererzeugungsfähigkeit und also Überflußmöglichkeit findet seine Erklärung." (Flürscheim, der einzige Rettungsweg.)

Wir sehen klar, daß der Bodenbesitz, direkt und indirekt, einen ungeheuren Einfluß auf unser Leben hat und daß er von staatswegen zu ordnen ist. In manchen Ländern, z. B. in Großbritannien, wo sich der Boden in den Händen einiger Tausende befindet, mag die Verstaatlichung des Grundbesitzes ohne weiteres durchzuführen sein. In Deutschland und andern Ländern, wo eine großartige Zersplitterung des Bodens neben Riesenbesitzungen vorhanden ist, genügt es vorerst, die Herrschaft der Kapitalisten über die Bodenwerte zu vernichten. Man wird zu diesem Zwecke eine allgemeine Schätzung der Grundrente vornehmen und dem Staate, den Kreisen und Gemeinden das Recht verleihen, den Grundbesitz zu dem einmal festgesetzten Werte zu übernehmen, sobald eine Änderung durch Todesfälle und s. s. eintritt. Darauf wird man Pfandbriefe mit mäßiger Verzinsung ausgeben und die sämtlichen Hypotheken zur Ablösung bringen. Den Anfang wird man da machen, wo es am nötigsten ist, bei der städtischen Grundrente, damit einmal die Bodenspekulation und der Baustellen-Wucher ein Ende nehme. Mit dem Besitze der Hypotheken erlangt die Staatsgewalt die Herrschaft über den Boden und kann diesen allmählich so verteilen, wie es die Bedürfnisse des Volkes erheischen.

Kommen dazu noch zweckmäßige Gesetze über Erbschaften, über stufenweise steigende Besteuerung des Einkommens und Vermögens und dergleichen mehr, so wird die gefährliche Macht der Geldfürsten verschwinden und das

System der Zinseszinsen aufhören. Der Zinsfuß wird sehr niedrig werden, denn der Staat kann die angekauften Hypotheken so verwalten, daß er an den dafür ausgegebenen Pfandbriefen einen Gewinn erzielt und diesen zur Abzahlung der Schulden benützt. Die Privatkapitalien, die von der sichern Anlage in Bodenwerten abgedrängt sind, werden der Industrie zu gute kommen und gegen kleine Verzinsung zu erhalten sein. Die Tributherrschaft, die von den Millionären ausgeübt wurde, ist dann untergraben. Der Wahnsinn, daß Gold und Silber, diese leblosen Dinge, sich wie Organismen vermehren, kann nicht länger auf Anerkennung hoffen. Die Mittel zum Leben, die sich jetzt in den Händen einer Minderzahl befinden, werden allen zugänglich sein. Die menschliche Arbeitskraft kann wieder ihren natürlichen Wert beanspruchen. Der Mehrverdienst der Volksmassen wird den Verbrauch erhöhen und so das Gedeihen der Industrie befördern. Der wilde Daseinskampf der Gegenwart verwandelt sich dann in friedlichen Wettstreit. Die Hauptursache der Entartung, die Beschlagnahme des Bodens, wird aufgehoben sein.

Die Reform des Bodenbesitzes soll zuerst die Städte treffen, weil hier die Zustände am ärgsten sind. Um sich davon zu überzeugen, lese man die, im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik, bei Duncker & Humblot in Leipzig erschienene Veröffentlichung: „Die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten". Der Verfasser nennt kleine Wohnungen solche, die höchstens zwei heizbare Zimmer haben, und bezeichnet als übervölkert die Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer, die sechs oder mehr Personen, und die Wohnungen mit zwei heizbaren Zimmern, die zehn und mehr Personen ein Unterkommen gewähren. Nach diesem niedrigen Maßstab waren im Jahre 1880 in Berlin 11,5 Prozent aller kleinen Wohnungen übervölkert, in Hamburg 10,7 Proz., in Breslau 14,1 Proz., in Dresden 12,5 Proz., in Königsberg 22,5 Prozent! Dabei betragen die kleinen Wohnungen ungefähr 75 Prozent aller Wohnungen. Die Berichte aus anderen Ländern sind durchaus nicht günstiger. In Glasgow haben 125000 Einwohner nur ein Zimmer für die Familie. Im Ostende von London traf man 1887 bei einer Untersuchung der Wohnungsverhältnisse von 30000 Familien, daß 6000 davon nur ein Zimmer bewohnten und 1572 nur den Teil eines Zimmers. In New-York sind Mietkasernen, die in schrecklicher Weise übervölkert sind. Kurz: Das Wohnungselend der Großstädte ist unbeschreiblich.

Wo solche Zustände, wahre Brutstätten der Entartung, zu finden, da muß rasch und gründlich vorgegangen werden. Die Rücksicht auf den Privatbesitz kann um so weniger zur Geltung gelangen, als die Wertsteigerung des städtischen Bodens nicht von den Einzelnen, sondern von

der Gesamtheit hervorgerufen worden ist. „Was kann Robert Lenox dafür, daß der Grundwert seines New-Yorker Eigentums von 3000 Dollar (im Jahre 1817) auf 20 Millionen gestiegen ist? Nicht er, sondern die Millionen von Arbeitsbienen, welche dem freien Amerika zuströmten, von denen sich ein ansehnlicher Teil in New-York ansiedelte, um mit ihrer Thätigkeit und ihrem Gewerbefleiß die Stadt zu ihrer heutigen Größe zu erheben, haben diesen Wertzuwachs geschaffen." Es ist schwer zu begreifen, daß man in London nicht an die Enteignung der städtischen Grundbesitzer denkt, die gleich dem Lord Portland mehrere Tausende von Mietverträgen abschließen und noch Prämien dafür erhalten, daß sie Häuser bauen lassen. In Deutschland haben sich Anhänger der verschiedensten politischen Parteien zu einem Bunde vereinigt, der für eine Reform des Bodenbesitzes eintritt und als nächstes Ziel „die Wegsteuerung des städtischen Grundrenten-Zuwachses" ins Auge faßt. Dieser Bund verdient die größte Beachtung. Sobald die Wertsteigerung des Grundbesitzes nicht mehr dem Einzelnen zufällt, wird es den Städten leicht werden, neue Straßen und Vorstädte anzulegen und so einzurichten, daß sie allen Forderungen der Hygieine entsprechen. Die Bevölkerung der Großstädte wird Luft und Licht, diese ersten Bedingungen des Lebens, in reichem Maße finden. Das kommende Geschlecht wird gesünder und schöner sein.

Die Reform des Bodenbesitzes wird auch für die Landbevölkerung eine neue Zeit eröffnen. Frei vom Druck der Hypotheken-Besitzer und Wucherer aller Art, wird sie die mäßigen Ansprüche des Staates gern leisten und auf vielen Gebieten die nötigen Fortschritte machen. Das furchtbare System der Gutszertrümmerung muß ebenso verschwinden, wie das Anwachsen der herrschaftlichen Besitzungen. Die Landwirtschaft soll der Industrie nicht mehr nachstehen. Die reichlicher fließenden Mittel werden den Bauernstand veranlassen, die Gesetze der Gesundheitslehre in höherem Grade als seither zu beachten. Die Wohnungen auf dem Lande werden vernünftiger gebaut werden. Die traurige Thatsache, daß in Frankreich 219270 Bauernhäuser sind, welche nicht das geringste Fenster besitzen, wird man später mit höchstem Erstaunen vernehmen. Der Zug des Landvolkes nach den Städten wird sich vermindern. In Frankreich sind von 1831 bis 1881 bei 6 Millionen Bauern in die Stadt gezogen. Nach der Volkszählung von 1890 betrug die Einwohnerzahl des deutschen Reiches 49428000 und davon waren 10502000, d. h. 21 Prozent in 150 Städten, die mehr als 20000 Einwohner haben. Auch in andern Staaten ist der Andrang der Landbevölkerung zu den Städten bemerkbar. Dies ist schon deshalb zu beklagen, weil der Landbau zurückgeblieben ist und die Wohnungsnot in den Städten zugenommen hat. Man muß aber noch beherzigen, daß die mittlere Lebensdauer

der Städter nur 38 Jahre beträgt, während die der Landleute 55 Jahre umfaßt, daß also im allgemeinen Interesse das Leben auf dem Lande nur empfehlenswert ist. Wir können ruhig behaupten, daß ohne das Zuströmen der Landbevölkerung die Städte nicht gewachsen, sondern zurückgegangen wären.

Schaffen wir bessere Zustände auf dem Lande, so werden wir bald sehen, daß hier die Sehnsucht nach der Stadt verschwindet. Die kernhaften Bauern, die sich allen Hindernissen zum Trotz gesund erhalten haben, sollen auf ihrem angestammten Boden bleiben, wo die starken Wurzeln unserer Kraft sind. An sie denken wir zuerst, wenn wir die Hoffnung hegen, ein besseres Geschlecht zu erziehen. Schützen wir daher den Bauernstand, und dulden wir nicht, daß der heilige Boden des Vaterlandes wie ein beliebig vermehrbares Gut verschachert werde. Und tritt die Frage heran, ob nicht der Überschuß der ländlichen Bevölkerung eine Kolonisation in fremden Erdteilen als nötig erscheinen läßt, dann sollen wir die Auswanderer beraten und leiten. Die Kolonial-Vereine können sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, wenn sie für Ackerbau-Kolonien sorgen, wo unsere Landsleute ruhig zu leben vermögen. Man braucht nicht gerade an ferne Länder in Amerika zu denken; es findet sich im nahen Syrien und Kleinasien noch unbenütztes Land genug, das Millionen ernähren könnte. Eine Hauptaufgabe ist es freilich, die Ausgewanderten in Fühlung mit der Heimat zu erhalten. Geschieht das, so kann die Kolonisation zur Auffrischung der Kulturvölker im alten Europa dienen. Zu einer gesunden Entwickelung gehört immer ein Raum, wo sich die Organismen voll entfalten können, und deshalb ist hier bei der Frage, wie unsere Rasse zu verbessern sei, der Grund und Boden zuerst besprochen worden.

* * *

Die Kulturvölker würden kaum so entartet sein, wie wir es zu beklagen haben, wenn nicht im Brennpunkt des Daseins, im Geschlechtsleben, ein Leiden um sich gegriffen hätte, das nicht schrecklich genug geschildert werden kann. „Was sind alle, auch die tödlichsten Gifte in Absicht auf die Menschheit im ganzen gegen das venerische? Dieses allein vergiftet die Quelle des Lebens selbst, tötet und verdirbt die Menschensaat schon im Werden und wirkt also selbst auf die künftigen Generationen ein.“ Gegen diese furchtbare Verseuchung unseres Geschlechtes müssen die strengsten Maßregeln ergriffen werden. Die Prostitution, die sich als unausrottbar erwiesen hat, ist nach den Erfahrungen der Ärzte, nicht nach den Wünschen frommer Laien zu beurteilen. Von neuen Schriften darüber sei hier erwähnt: „Die Gefahren der Prostitution und ihre gesetzliche Be-

kämpfung.“ Gutachten des Sanitätsrates an die Regierung des Kantons Zürich, verfaßt von Dr. C. Zehnder in Zürich und Dr. E. Müller in Winterthur; Verlag von A. Müller in Zürich, 1891. Die Behörden thun viel, um dem Verderben zu wehren. Aber ihre Bestrebungen sind allein nicht ausreichend und müssen darum von allen Seiten unterstützt werden. Es ist zunächst eine heilige Pflicht der Eltern, ihren herangewachsenen Kindern die nötige Belehrung und Warnung zu erteilen. Der Vater soll dem Sohn, die Mutter soll der Tochter den hohen Wert einer gesunden Geschlechtsentwickelung erklären und dabei nicht bloß die Fehltritte besprechen, die im Verkehr der beiden Geschlechter vorkommen, sondern auch das Laster der Onanie, das in unsern Tagen viel weiter verbreitet ist, als man gewöhnlich ahnt, und eine entsetzliche Entartung herbeiführt. Wo die mündliche Belehrung nicht gut möglich ist oder als unzulänglich erscheint, sollen Schriften benützt werden, doch nur solche, die von maßgebenden Personen empfohlen sind.

Es ist merkwürdig, daß die Geschlechtsverhältnisse nicht mehr geachtet werden. Als ich zum ersten Male die Ausführungen Darwins über geschlechtliche Zuchtwahl las, vernahm ich mit Staunen, was die Natur alles aufbietet, um die Fortpflanzung zu einem Hebel des Fortschritts zu machen, und welch ungeheuren Einfluß eine Änderung des Geschlechtslebens hat. Warum, dachte ich, lernen wir Menschen so wenig von der Natur? Wie selten denkt man bei einer Heirat an das Nächstliegende, die Abstammung und die Gesundheit des Paares! Wie viele sind durch Vererbung belastet! Wie viele haben sich ruiniert, bevor sie zur Ehe gelangen! Und welche Sünden kommen in dieser selbst noch vor! Wenn Dr. Damm die unnatürliche Sinnlichkeit mit ihren Folgen „die Krankheit der Welt“ nennt und als die Hauptquelle der allgemeinen Entartung bezeichnet, so mag sein Ausspruch so manchem als zu hart erscheinen; es muß aber jedenfalls zugegeben werden, daß die geschlechtlichen Ausschweifungen den Kernpunkt des Lebens berühren und daß sie schon ganzen Völkerschaften den Untergang bereitet haben. Die Männer, die gleich Mantegazza den Mut besitzen, geschlechtliche Fragen offen zu besprechen, verdienen unsere Anerkennung. Die Begründung gesunder Ehen ist so wichtig, daß sie ohne Rücksicht auf Empfindlichkeit erörtert werden darf. Die Heiraten zwischen nahen Verwandten, von Lungenleidenden, Epileptischen u. s. f. müssen verhindert werden. In zweifelhaften Fällen hat der Amtsarzt ein Urteil abzugeben. Die Hauptsache ist aber, daß das Volk erfährt, welche Heiraten zu vermeiden und welche zu begünstigen sind. Daß z. B. eine Kreuzung der Stämme, ein Auffrischen der Ortsbevölkerung durch fremdes Blut sehr vorteilhaft ist, sollte längst und überall bekannt sein.

Wo es sich um das Geschlechtsleben handelt, müssen wir unsere Hoffnung, daß es besser werde, besonders auf die Frauenwelt setzen. Es fehlt auch nicht an Schriften, die sich an sie wenden. Wir werden aber die großen Schwierigkeiten, die uns hier begegnen, erst dann überwinden, wenn wir weibliche Ärzte schaffen. Diese können den Frauen und Jungfrauen gegenüber ganz anders auftreten als die männlichen Ärzte. Sie werden „Daseinsstrecken erhellen und Lebensqualen beseitigen, die ohne sie für immer dunkel bleiben oder als schwer empfundene Last weiter geschleppt werden müßten;" sie werden auch das große Problem der Übervölkerung wenigstens für die einzelne Familie zu einer befriedigenden Lösung bringen. Es ist ein Unrecht, die Frauen vom Studium der Medizin fernzuhalten. Die Notrufe, die aus Frauenkreisen in die Öffentlichkeit gelangen, sind so ergreifend, daß sie nicht unbeachtet bleiben können. Welch eine hohe Aufgabe die weiblichen Ärzte im Orient erhalten, soll nur nebenher bemerkt sein. Die Ausschreibungen der östreichischen Behörden in Bosnien, daß Frauen als Ärzte gesucht werden, sagen mehr als viele Erörterungen. Wenn wir einmal weibliche Ärzte haben, dann wird die Frauenwelt zu vielen Lebensfragen eine andere Stellung nehmen. Die Forderungen der Hygieine werden leichter zur Verwirklichung gelangen als jetzt. Die Pflege der Kinder und der ganzen Familie wird besser sein. Selbst auf dem Gebiete der Kleidung dürfen wir bedeutende Reformen erwarten. Denn die weiblichen Ärzte werden ihre Schwestern wohl zu überreden wissen, sie werden bald die anerkannten Vertreterinnen ihres Geschlechtes sein und die so lebhaft besprochene Emanzipation der Frauen in den richtigen Grenzen sicherstellen.

Trotz der weiblichen Konkurrenz wird den Ärzten noch Arbeit genug übrig bleiben. Unsere Zustände verlangen unbedingt, daß die Zahl der Amtsärzte bedeutend vermehrt werde. Die Kosten dürfen dabei kein Hindernis sein. Wo es möglich ist, einen Priester zu erhalten, da wird man auch einen Arzt bezahlen können. Die Amtsärzte sollen die Aufsicht über die Gesundheitsämter führen, die überall zu errichten sind. Sie sollen alles beachten, was mit der Gesundheitspflege zusammenhängt. Die Reinhaltung der Luft, dieses unentbehrlichsten Lebensmittels, ist in erster Reihe ins Auge zu fassen, damit die Lungenschwindsucht, die zu den ärgsten Volkskrankheiten gehört, eingeschränkt werde. In allen Räumen, wo sich eine größere Zahl von Menschen versammelt, muß die nötige Lüftung stattfinden. Dies hat besonders in Wirtshäusern zu geschehen, wo viel Tabak geraucht wird. Für Fabriken sind eigene Vorschriften zu erlassen. Alle Gewerbebetriebe, welche die Luft durch Rauch, Staub, scharfe Gerüche usw. verderben, haben gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beachten. Die

Reinigung der Straßen und Höfe muß mit aller Kraft durchgesetzt werden.

Der Einfluß der Gesundheitsämter soll sich auch auf die Wohnhäuser erstrecken. So gut wir Kommissionen zur Feuerbeschau haben, die unsere Wohnungen betrachten, gerade so gut können wir Vertretern der Gesundheitspflege das Recht erteilen, die einzelnen Häuser zu besuchen und geeignete Anträge zu stellen. Die Übelstände, die mit der früheren Art des Städtebaues verbunden waren, müssen bei der Anlage neuer Stadtteile vermieden werden. Statt der engen Gassen, wo ein Haus dem andern die Luft verpestet, soll man weite Straßen mit offenem Bausystem errichten. Die Sorge für gesunde Arbeiterwohnungen ist Gemeinden und Vereinen dringend zu empfehlen. Für Kanalisation und Wasserleitung muß überall gewirkt werden. Die Gewohnheit unserer Vorfahren, sich fleißig zu baden, ist durch Errichtung von billigen Volksbädern neu zu beleben und zu befestigen. Die Aufsicht über den Verkauf von Lebensmitteln muß aufs gewissenhafteste erfolgen.

Der Wirkungskreis der Amtsärzte soll auch ein Gebiet umfassen, wo sie bis heute nur selten gehört worden sind: die Schule. Wenn der Staat den allgemeinen Schulzwang aufrecht hält, so hat er die Pflicht, die Gesundheit der Schulkinder zu schützen. Er darf vor allem den Eintritt in die Schule nicht zu bald verlangen. Da nach wissenschaftlichen Beobachtungen das Hirn der Kleinen gewöhnlich erst mit dem vollendeten siebenten Lebensjahre soweit entwickelt ist, daß es eine größere Anstrengung verträgt, so muß man das System bekämpfen, das die Jugend schon mit dem sechsten Lebensjahr oder gar noch früher an die Schule bannt. Wer nicht imstande ist, seine Kinder bis zur Erreichung des siebenten Jahres zu Hause zu behalten, der möge sie in Kindergärten oder ähnliche Anstalten schicken, die von den Gemeinden in der Weise zu errichten sind, daß sie unentgeltlich oder mit geringen Kosten benützt werden können.

Sobald das Kind in die Schule eingetreten ist, steht es unter der Aufsicht und dem Schutze des Amtsarztes. Die Schuleinrichtungen sollen den Forderungen der Hygieine vollauf entsprechen und ein Muster für das ganze Leben sein. Die Gesundheitslehre gehört zu den Unterrichtsgegenständen, die in der ersten Reihe stehen. Sie bietet dem Lehrer und den Schülern nicht mehr Schwierigkeiten, als andere Fächer und ist in verschiedenen Büchern aufs beste dargestellt worden. Vernünftiges Turnen, wobei das Schwimmen nicht zu vergessen, Spiele, Spaziergänge, Abhalten mancher Unterrichtsstunden im Freien, die Einrichtung von Schulbädern u. a. wird dazu beitragen, die Sorge für ein gesundes Dasein zu wecken und zu erhalten.

Eine Überbürdung der Jugend darf in keinem Lehrfache geduldet werden. Das Auswendiglernen, das besonders beim Religionsunterrichte vorkommt, ist auf ein erträgliches Maß zurückzuführen. Besser noch wäre es, den konfessionellen Lehrstoff ganz aus der Schule zu verbannen, wie es in Frankreich und anderen Ländern geschieht. Nachdem kürzlich, beim Kampf um das preußische Volksschulgesetz, ein Theologe erklärt hat, daß sich die Volksschule beim Religionsunterricht auf die biblische Geschichte beschränken möge, wird es wohl gestattet sein, auch diese noch der Kirche zu überweisen und so die Schule von einer großen Last zu befreien. Daß man in allen Lehrfächern anschaulich unterrichte und das System der Hausaufgaben verlasse, gehört auch zu den Forderungen der Schulhygieine. Die oft beklagte Kurzsichtigkeit und gekrümmte Haltung der Schulkinder muß von den Amtsärzten aufs eifrigste bekämpft werden. Die körperlich und geistig hervorragenden Schüler und Schülerinnen möge man, ohne die übrigen zu vernachlässigen, besonders ins Auge fassen und in jeder Beziehung fördern. Dadurch läßt sich eine Auslese im Sinne Darwins begünstigen und ein kräftigeres Geschlecht begründen.

Die Mittelschulen, denen die besten Schüler der Volksschulen zuströmen, sind leider nicht so beschaffen, daß sie die Blüte der Nationen zur herrlichen Entfaltung bringen können. Welch eine Qual wird da mit dem vorzeitigen Lernen der alten Sprachen verursacht! Vergebens haben sich Reformvereine gebildet, um eine Entlastung der studierenden Jugend zu bewirken. Die Gymnasien sind ihres Ursprungs so wenig eingedenk, daß sie die Körperpflege auffallend vernachlässigen, den Unterricht in der Gesundheitslehre gewöhnlich gar nicht kennen und das Heer der Kurzsichtigen in schrecklicher Weise vermehren. Diese traurigen Thatsachen müssen von den Volksvertretern und den Eltern solange besprochen werden, bis eine durchgreifende Schulreform ins Leben tritt. Gerade die Jünglinge, die einst im Staatswesen zu Macht und Einfluß gelangen, sollten mit Eifer für die gesunde Entwickelung des Volkes erfüllt und so erzogen werden, daß sie ein tiefes Verständnis für alle Fragen der Hygieine erlangten. Wenn das geschähe, würden sie auch als Studenten der Hochschulen vernünftiger als jetzt leben und handeln. Die englische Sitte, gewissen Turnspielen den Rang von Lehrgegenständen zu verleihen, muß nachdrücklich empfohlen werden.

Die höheren Mädchenschulen lassen ebenfalls viel zu wünschen übrig. Wie selten wird hier gelehrt, was den künftigen Hausfrauen so nützlich wäre! Die Kenntnis vom Bau und Leben des menschlichen Körpers, die Erhaltung der Gesundheit durch zweckmäßige Nahrung, Kleidung und Wohnung, die Erziehung der Kinder, die Führung des Haushaltes u. dgl., das sind Aufgaben, die in den Mädchenschulen behandelt werden sollten. Dr. Erismann

ſagt in ſeiner Geſundheitslehre: „Wir brauchen kräftige und intelligente Arbeiter, geſunde Staatsbürger. Die Frau muß und kann dazu beitragen, dieſes Ziel zu erreichen; ſie muß aus ihrem Pflanzenleben, aus ihrem engen Geſichtskreiſe heraustreten, und es iſt Sache der Männer, ſie hierin zu unterſtützen. Mit einer gründlichen Reform der Mädchenſchulen und der weiblichen Erziehung überhaupt muß der Anfang hiezu gemacht werden.“ Man beſchränke doch in den höheren Töchterſchulen das Erlernen fremder Sprachen und all den Putz der feinen Bildung auf das Nötigſte und errichte für jene Mädchen, die ſtudieren wollen, beſondere Klaſſen, wo ſie ſich ernſthaft zum Eintritt in die Hochſchulen vorbereiten können. Man merke überhaupt auf die Stimmen der Ärzte, die in jedem Schulaufſichtsrat vertreten ſein müſſen; dann wird es gewiß überall beſſer werden.

Die an manchen Orten gemachten Verſuche, die Mädchenſchulen mit Koch- und Haushaltungsſchulen zu verbinden, erſcheinen höchſt beachtenswert. Wenn zu der Belehrung über den Einfluß und den Preis der einzelnen Nahrungsmittel noch die Anleitung zu ihrem Zubereiten und Aufbewahren kommt, ſo iſt zu erwarten, daß unſere Ernährung und damit unſere ganze Lebenshaltung gehoben werde. Die Speiſen, die von den Schülerinnen hergeſtellt worden ſind, laſſen ſich in den Schulen ſelbſt, zur Unterſtützung armer Kinder, oder in Volksküchen verwenden. Wie notwendig die Sorge für die Nahrung der bedürftigen Maſſen iſt, hat ſich an vielen Orten gezeigt. „Es wäre an der Zeit, einzuſehen, daß die Organe der Selbſtverwaltung eine hohe ſoziale Aufgabe haben, und daß es ihre Pflicht iſt, den Bedürfniſſen derjenigen Bevölkerungsklaſſe Rechnung zu tragen, welche zur Selbſthilfe weder Mittel, noch Gelegenheit hat, — um ſo mehr, wenn hiedurch die Intereſſen anderer Bevölkerungsklaſſen in keiner Weiſe beeinträchtigt, ſondern, durch Hebung des allgemeinen Geſundheitszuſtandes, ſogar gefördert werden.“

Der größere Einfluß, den wir dem Arzt im Leben wie in der Schule gewähren, wird ſich als heilſam erweiſen. Unſer Geſchlecht, das von Krankheiten aller Art heimgeſucht iſt, muß dem Arzt als dem berufenen Wegweiſer zur Geneſung folgen. Wenn die Jugend ſchon daran gewöhnt iſt, in dem Arzt einen Freund zu ſehen, dann wird auch die Familie ihn nicht bloß als Nothelfer, ſondern als Geſundheitsrat ehren. Es muß immer mehr zum allgemeinen Bewußtſein kommen, daß es ebenſo wichtig iſt, Krankheiten vorzubeugen, als ſie zu beſeitigen. Der Arzt, der mit Rat und That zum Beſten aller wirkt, nimmt eine wahrhaft prieſterliche Stellung ein: er warnt die Unerfahrenen vor dem Verderben, er hilft den Armen, er führt die Kranken zu den unerſchöpflichen Heilquellen der Natur.

* * *

Obgleich wir seither immer die Staatshilfe in Anspruch genommen haben, so wollen wir doch auf die Thätigkeit von Vereinen und Einzelnen durchaus nicht verzichten. Das Gebiet, das wir besprochen, ist so groß, daß es von vielen bearbeitet werden muß. Was ein einziger Mann zu leisten vermag, sehen wir an dem Pfarrer Kneipp im bayrischen Schwaben. Er hat durch sein Beispiel und seine Aufmunterung die naturgemäße Lebensweise so gefördert, daß er ein Wohlthäter genannt zu werden verdient. Auf anderem Gebiete, auf dem der Kolonisation, ist die Thätigkeit des nordamerikanischen Ingenieurs Owen zu rühmen. Dieser hat in dem mexikanischen Küstenland Sinaloa die große Kolonie Topolobampo nach einem Genossenschafts-System gegründet, das so eigenartig und merkwürdig ist, daß es von den Sozialreformern der alten und neuen Welt beachtet wird. (Man vergl. die „Allgemeine Zeitung" vom 17. September 1892, Beilage Nr. 259.) Diesen Namen ließen sich andere anschließen, die in einzelnen Kulturländern bekannt geworden sind.

Von Vereinen, die unsern Zwecken dienen, ist in Deutschland zuerst der Verein für öffentliche Gesundheitspflege zu nennen. Er umfaßt vortreffliche Männer und hat großartige Leistungen zu verzeichnen. Diese würden noch bedeutender sein, wenn er mit anderen Vereinen zusammenwirken könnte. Der Volksbildungsverein müßte dann die Hygieine mehr als jetzt beachten, und der Verein zur Massenverbreitung guter Schriften, der seinen Sitz in Weimar hat, sollte nach dem Muster der Bibelgesellschaft in England wirken und Volksbücher verteilen, die gesundheitliche Fragen erörtern. Wie nötig das ist, mögen die folgenden Thatsachen bezeugen. In Deutschland werden jährlich 5000 Millionen Cigarren geraucht. Nimmt man dazu den Verbrauch von Tabak beim Schnupfen usw., so erhält man eine Jahresausgabe von 300 Mill. Mk. Wäre dieses Geld, das rein vergeudet wird, nicht besser auf Wohnung und Kleidung zu verwenden? — Der Verbrauch von Bier, Wein und Branntwein verursacht in Deutschland eine jährliche Ausgabe von 2000 Mill. Mk., d. i. auf den Kopf der Bevölkerung 40 Mk. Was könnte mit einem Teile des Geldes für eine bessere Ernährung geschehen? — In Belgien ist das Branntweintrinken so verbreitet, daß auf den Kopf der Bevölkerung 11½ Liter im Werte von 22 Frcs. kommen, daß aber auch ein Fünftel aller Todesfälle dem übertriebenen Genuß von Branntwein zugeschrieben wird. Sind das nicht Zustände, die zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen, zur Warnung durch Volksschriften usw. herausfordern?

Wenn man Preise für die besten Romane und Dramen ausschreibt, warum nicht auch Preise für Bücher, die eine vernünftige Lebensweise fördern? Und ist das Volk nicht dankbar für solche Bücher? Man

denke an den Einfluß der populären Schriften von Bock, Reclam, Nußbaum („Eine kleine Hausapotheke"), Esmarch („Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen"), Brücke („Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder?"), Ammon („Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege") u. s. s.

Den Frauenvereinen ist eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Nachdem sie in Nordamerika zu großem Einfluß gelangt sind, treten sie auch bei uns auf und werden verschieden beurteilt. Am besten ist es wohl, sie auf den rechten Weg zu leiten. Neben der großen Frage, wieweit die Emanzipation der Frauen anzustreben, wird die Sorge für Arme und die Gesundheitspflege zu erörtern sein. Im geschlossenen Kreise können die Frauen alles sagen, was ihnen am Herzen liegt, und die heikelsten Dinge berühren. An die Vorträge von Ärzten und gebildeten Frauen werden sich Debatten anschließen. Man wird neue Bücher besprechen u. dgl. m. Wenn die rechten Leute an der Spitze stehen, so darf man getrost erwarten, daß die Frauenvereine viel Gutes wirken und dem Kulturleben eine Kraftentfaltung zuführen, die allzulange gefehlt hat.

Die Männer und Frauen, die durch ihre Stellung und ihren Eifer für die allgemeine Wohlfahrt dazu berufen sind, auf Schäden im Volksleben hinzuweisen und zeitgemäße Reformen zu empfehlen, sollten noch mehr als jetzt die Presse benützen und für den Nachdruck der besten Aufsätze sorgen. Was von einzelnen Zeitschriften für die Gesundheitspflege geschehen ist, kann nicht genügen. Alle Zeitungen müssen veranlaßt werden, den Raum für nichtssagende Romane u. dgl. einzuschränken und öfters kleine oder große Artikel zur Förderung der Gesundheit und Schönheit zu bringen. Wenn erst unser Volk daran gewöhnt ist, in der Presse nicht bloß politische Nachrichten und allerlei Unterhaltung, sondern auch die Erörterung von hygieinischen und anderen Lebensfragen zu finden, dann werden unsere Zustände klarer und besser werden.

An die Schriftsteller, die „führenden Geister" der Nationen, wenden wir uns in der großen Sache, die wir vertreten, gewiß nicht vergebens. Sie stehen auf gleicher Höhe mit den Künstlern, denen der Dichter zuruft: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie! Sie sinkt mit euch; mit euch wird sie sich heben." Die große Achtung, die das Volk allem Gedruckten entgegenbringt, muß allein schon ein Grund für die Schriftsteller sein, nur Wertvolles zu bieten. Wenn trotzdem viel Unnützes, Gefährliches und Verderbliches geschrieben wird, so trösten wir uns damit, daß es noch edle Schriftsteller giebt, die ähnlich den alten Propheten wirken; sie sind „Vorläufer der Erlösung, Tempelstürmer des Aberglaubens, Verkündiger der Wahrheit, die einst allen wird offenbar sein", und erfüllen

uns mit der Hoffnung, daß der Menschheit eine glücklichere Zukunft beschieden ist. Wer kennt nicht Henry George, dessen Schriften von Amerika her nach Europa und Australien gekommen sind und trotz aller Irrtümer den großen Gedanken, daß eine Reform des Bodenbesitzes nötig ist, siegreich vertreten haben? Auch andere Nationen haben uns Herolde neuer Ideen geschenkt, und neben den Geistern, die überall bekannt werden, sind die Schriftsteller, die in kleineren Kreisen für das Gute wirken, durchaus nicht zu unterschätzen. Ein deutscher Volksschriftsteller, Rosegger, hat jüngst ermahnt, den Zug der armen Leute nach der Stadt dadurch auszugleichen, daß wohlhabende Bürger ihre Söhne zu Landwirten machen. Dieser Rat ist höchst beachtenswert. Die Landwirtschaft muß bei unsern Städtern, die gewöhnlich alle Handarbeit verachten, wieder zu Ehren kommen. Sie bietet besonders denen, die im Besitz von Kapital sind, neben dem Vorteil einer gesunden Beschäftigung noch die Möglichkeit, ein sicheres Dasein zu gründen. Die großen Städte haben uns großes Unglück gebracht. Draußen in der gesunden Landluft wird unser entartetes Geschlecht wieder aufblühen. Dem Antäus gleich werden wir durch die Berührung der schöpferischen Erde die verlorene Kraft wiedergewinnen. Am Herzen der Natur werden wir alles Leid vergessen und zufrieden und glücklich werden.

Zur Natur zurückkehren heißt bei unserer überspannten Kultur so viel, wie einer neuen Weltanschauung huldigen oder ein anderes Leben beginnen. Wir haben uns daran gewöhnt, alles Heil von den Fortschritten der Industrie zu erwarten und sehen mit Schrecken, daß uns die Grundlage zu jedem Aufschwung, die Körperkraft, abhanden gekommen ist. Die Maschinenthätigkeit unseres Zeitalters hat einen Teil der Kulturmenschheit in maschinenartige, verkümmerte Geschöpfe verwandelt. Die wilde Jagd nach allen möglichen Genüssen hat eine Nervosität erzeugt, die vielen das Dasein zur Hölle macht. Aus diesem traurigen Zustande können wir nur dadurch herauskommen, daß wir unser Leben einfacher und ruhiger gestalten, daß wir die Stimme der Natur beachten. Hören wir auf mit dem übermäßigen Genuß von Fleisch und Alkohol! Fragen wir nicht länger nach der Mode des Tages! Sorgen wir dagegen für gesunde Wohnungen und eine soziale Reform, die uns gestattet, an den Segnungen des heimatlichen Bodens teilzunehmen, häufiger als jetzt frische Luft zu schöpfen u. dgl. m. Bekämpfen wir die Lesewut und das Klaviergeklimper! Verbannen wir den Streit um Dinge, die unbeweisbar sind! Die Religion, die uns zur Nächstenliebe verpflichtet, wird nie verloren gehen; aber die Äußerlichkeiten und Lehrsätze der einzelnen Konfessionen mögen sich ändern. Gedenken wir der schrecklichen Zeiten, in denen die Kulturvölker von Glaubenskriegen zerrissen wurden, und ver-

gessen wir nicht, daß damals der große Verfall unserer Kraft begonnen hat. Mit den Ausgaben, die wir einem fernen Jenseits opfern, könnten wir gar vielen Unglücklichen in nächster Nähe das Dasein erleichtern. Hüten wir uns besonders davor, einen schroffen Gegensatz zwischen weltlichem und geistlichem Thun aufzustellen! Was ein finsterer Glaubenseifer dem Entwicklungsgang der Menschheit geschadet hat, ist noch zu wenig untersucht worden. Kehren wir zur Freudigkeit der Naturkinder zurück!

Mit der Freiheit in Glaubenssachen muß sich die im bürgerlichen Leben verbinden. Wie der Geist den Körper bauen hilft, so wird eine freie Entwicklung unseres nationalen Denkens jeden Einzelnen erfrischen und stärken. Die großen Feste, die wir feiern, können zur Hebung des Volksbewußtseins manches beitragen. Die Turnfeste sind besonders geeignet, die Freude an menschlicher Kraft und Schönheit zu beleben. Aber auch die Landes- und Gausefte, die gewöhnlich nach vollbrachter Ernte gehalten werden, sollten die volkstümlichen Wettkämpfe, Spiele u. dgl. nicht vergessen. Wenn einmal in den weitesten Kreisen die Überzeugung erwacht, daß Körperkraft und Gewandtheit in hohem Grade geschätzt werden, dann läßt sich erwarten, daß das Volk mehr als jetzt der Gesundheitspflege die verdiente Aufmerksamkeit schenkt.

Es muß überhaupt dahin kommen, daß alle Fragen, die sich auf die Verbesserung unserer Rasse beziehen, förmlich in Mode gebracht werden. Die höheren Stände müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Wer nicht für den Aufenthalt in frischer Luft eingenommen ist, wer das Baden versäumt, wer im Essen und Trinken das rechte Maß überschreitet, der soll für einen Barbaren gehalten werden. Der Spott, den die unsinnigen Kleidermoden finden, soll jede Thorheit in der Lebensweise treffen. Die allgemeine Volksstimmung, die Sitte, muß sich aber besonders mächtig erweisen, wenn Fragen der Ehe vorliegen. Daß ein junger Mann ein altes Weib heiratet, um Vermögen zu erlangen, oder daß sich ein Mädchen mit einem hochbejahrten Manne verbindet, um versorgt zu sein, das sollte einen Sturm der Entrüstung hervorrufen, der vor jeder Nachahmung abschreckte. Dagegen sollten die Ehen, die von schönen Jungfrauen und Männern aus reiner Liebe geschlossen werden, die allgemeinste Freude erregen und zu Geschenken u. dgl. Anlaß geben. Die Sitte muß noch dahin führen, daß jeder Verstoß gegen die Gesetze der Gesundheitslehre als Sünde betrachtet wird, daß aber alle Unternehmungen, die zur Hebung der Volkskraft dienen, das höchste Lob erhalten. Nachdem man seither den Dichtern, die uns ins Reich der Träume führen, in erster Reihe Denkmäler gesetzt hat, wird man künftig auch den edlen Männern, die uns vor Entartung schützen, die größten Ehren erweisen. Es ist Zeit, daß die Menschen den

Kindheitszustand, wo die Phantasie das Zepter schwingt, verlassen und ins Mannesalter treten, wo die Vernunft die Herrschaft führt. Es ist höchste Zeit, das Wähnen mit dem Wissen zu vertauschen und aus dem Reich des Glaubens in das des Forschens zu gelangen.

Die große Aufgabe, die uns beschäftigt, ist auf engem Raum nur in den Grundzügen zu lösen. Wir verzichten auf weitere Ausführungen, die z. B. dem Militarismus, dem Kriege, den Seuchen usw. zu widmen wären, und glauben, daß die hier vorgeschlagenen Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse nicht ohne Erfolg sein werden. Gerechtigkeit im sozialen Leben, Gesundheitspflege, freiheitliche Entwickelung, mit einem Wort: reine Menschlichkeit wird uns vom Elend der Entartung erlösen und dem kommenden Geschlecht eine glückliche Zukunft eröffnen.

Henry Georges Grundwertsteuer (The single tax).

Ein Programmentwurf für die Anhänger seiner Lehre.

Von Bernhard Eulenstein.

(Berlin.)

> Das sind die rechten Gesetze, die nicht ein Ideal voraussetzen, sondern was war, was ist und sein kann. J. v. Müller.
>
> Gerechtigkeit! — nicht Mildthätigkeit!

Wir glauben, daß alle Menschen als gleichberechtigte Wesen geboren und von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Naturrechten ausgestattet sind.

Das erste und wichtigste aller Menschenrechte ist aber das Recht auf die zum Leben unbedingt notwendigen Elemente: auf Luft, Licht, Wasser und Erde.

Folglich halten wir alle Menschen, ohne Ausnahme, für gleichberechtigt auf die Nutznießung und den Genuß alles dessen, was Gott erschuf, — also: auf den Erdboden und seine Naturschätze, auf seine Naturkräfte und seinen Wohnraum.

Darum sollte es Niemandem erlaubt sein, Naturelemente im Besitz zu behalten, ohne an die Gesamtheit eine angemessene Entschädigung für dieses Vorrecht zu entrichten.

Ein weiteres unveräußerliches Recht ist das Recht auf Eigentum. Gerechtes „Eigentum" kann aber nur aus „eigen Thun" entstehen.

Wir glauben daher, daß jeder einzelne Mensch ein naturgemäßes Eigentumsrecht auf alles hat, was seine Arbeit hervorbringt.

Darum sollten keine Steuern auf die Arbeit und die Arbeitserzeugnisse gelegt werden.

Wir glauben ferner, daß auch die Gesellschaft, als solche, ein rechtmäßiges Eigentumsrecht auf alle Werte hat, die sie durch ihr Dasein, durch ihr Wachstum und ihr „eigen Thun" hervorbringt.

Darum sollte die Grundrente, — die sowohl durch die Bevölkerung und deren Zunahme, als auch durch gemeinnützige Einrichtungen und Bodenverbesserungen seitens des Staates oder der Gemeinde am Grund und Boden entsteht, — der Volksgemeinschaft zu gute kommen.

Denn *nur die Gesellschaft* produciert Rentenwerte, — der Einzelne kann nur Güter erzeugen.

Um diese Grundsätze zu verwirklichen, schlagen wir vor: alle Ausgaben des Staates und der Gemeinde durch eine einzige Steuer auf Grund- und Bodenwerte — die Bebauungs- und Bodenverbesserungswerte nicht mitgerechnet —, aufzubringen, dagegen sämtliche anderen direkten und indirekten Steuern, Zölle und Abgaben aufzuheben.

Da nun vielfach heute noch eine kleine Steuer auf Grundwerte besteht, so könnte diese neue „Grundwertsteuer" sehr leicht eingeführt werden, indem man jene alte Grundsteuer langsam (etwa um 5% der heute erzielbaren Grundrente per Jahr) erhöht und von den jetzigen Steuern eine nach der andern abschafft.

Die Einschätzung der Grund- und Bodenwerte könnte die Gemeindeverwaltung vornehmen, unter Hinzuziehung sachverständiger, ortskundiger und unparteiischer Bürger.

Der Ertrag dieser „Grundwertsteuer" ließe sich zwischen dem Reich, den Staaten und den Gemeinden nach Prozenten leicht und gerecht verteilen.

Die von uns vorgeschlagene „Grundwertsteuer" ist in Wirklichkeit weder eine Steuer auf Land, noch auf den Bodenertrag. Sie würde deshalb nicht auf die Bebauer und Benutzer des Bodens fallen und könnte niemals eine Steuer auf Arbeit werden.

Die Steuer soll vielmehr nur vom Landwert erhoben werden. Darum würde sie auch *nicht auf alles Land fallen*, sondern *nur auf den wertvollen Boden*, und auf diesen nicht im Verhältnis zu seiner Ausnutzung, sondern im Verhältnis zu seiner Rentenhöhe. (Was heute vielfach gleichbedeutend mit der Hypothekenzinsenhöhe sein dürfte.)

Sie wäre also die Abgabe, die der Bodenbenutzer heute dem Eigentümer entweder im Kaufpreis oder als Grundrente bezahlen muß, für die Erlaubnis, wertvolles Land bebauen zu dürfen.

Folglich wäre sie keine Steuer auf die Benutzung, noch auf die Bebauung und Verbesserung des Bodens, sondern auf das bloße Eigentumsrecht am nackten Grund und Boden, weil sie nur jenen Wert hinwegsteuert, der andernfalls vom Eigentümer und nicht vom Bebauer erhoben würde.

Bei der Einschätzung zu dieser „Grundwertsteuer" würden daher alle Grundwerte, die von dem Einzelnen durch seine Verwertung, Bebauung oder Verbesserung geschaffen wurden, ausgeschlossen sein. Der hier allein in Betracht kommende Wert wäre jener Rentenwert, den der nackte Grund und Boden infolge seiner Lage, seiner natürlichen Eigenschaften und seiner von der Gesellschaft geschaffenen Vorzüge besitzt, und er müßte durch unparteiische, periodische Einschätzung (etwa alle fünf oder zehn Jahre) aufs neue festgestellt werden.

Ein seine Scholle selbst beackernder Bauer hätte alsdann nicht mehr zu bezahlen, wie ein Großgrundbesitzer, der ein ähnliches Stück Land brach liegen läßt, und ein Städter, der auf seinem Baugrund ein wertvolles Gebäude errichtet, würde nicht höher besteuert werden, als ein Bodenspekulant, der — zum Nachteil aller — ein ähnliches Baugrundstück der Bebauung vorenthält.

Kurzum, die „Grundwertsteuer" würde alle Einwohner in gerechter Weise zur Steuerleistung heranziehen, nicht im Verhältnis zu dem, was sie sich erarbeiten und ersparen, sondern im Verhältnis zu dem Wert der natürlichen Vorteile und Annehmlichkeiten, der Wohnstätten und Arbeitsgelegenheiten, die sie im Besitz haben oder ausnutzen. Sie würde die Grundeigentümer zwingen, genau so viel für das — die Gesellschaft schädigende — unbenutzte oder nicht rationell benutzte Land zu bezahlen, wie für den — zum Wohle aller — in bester Benutzung befindlichen Grund und Boden.

Die Hypothekeninhaber, die bei der allgemeinen großen Grund- und Bodenverschuldung heute schon den größeren Teil der Grundrente einziehen, müßten natürlich im genauen Verhältnis zur Höhe ihrer Grundwerte von der Steuer getroffen werden (so daß man unsere Steuer auch eine Grund- und Hypothekensteuer nennen könnte).

Darum müßte zuvor ein Gesetz über die Unkündbarkeit der Hypotheken und deren Eintragung im Grundbuch als fester untrennbarer Grundeigentumsanteil erlassen werden.

Die „Grundwertsteuer" würde Folgendes bewirken:

1. Sie würde die Steuerlasten von den ackerbautreibenden Landesteilen, wo der Boden — jede Bebauung und Verbesserung abgerechnet — wenig oder keinen Wert hat, nach den Städten hin abwälzen, wo für leeren Baugrund oft ein Verkaufspreis von Millionen Mark per Morgen erzielt wird.
2. Sie würde die zahllosen anderen Steuern, Zölle und Abgaben überflüssig machen, das Heer der Steuer- und Zolleinnehmer verringern, die Staats- und Gemeindeverwaltung vereinfachen und deren Unkosten bedeutend vermindern.
3. Sie würde den Betrug, die Korruption und die großen Ungleichheiten — die bei allen gegenwärtigen Steuersystemen vorkommen — unmöglich machen, so daß es reichen Bürgern nicht mehr gelänge, gerechter Besteuerung zu entgehen, infolgedessen die Armen seither umsomehr bedrückt waren.
4. Da der Grund und Boden weder verborgen noch weggetragen werden kann, so ließe sich sein Wert mit größerer Leichtigkeit und Gewißheit feststellen, als der Wert aller anderen Güter und Einkommen. Die Steuer könnte deshalb genau und sicher eingezogen werden.
5. Die „Grundwertsteuer" würde alle Zölle überflüssig machen und einen wahren Freihandel mit der ganzen Welt — wie er jetzt schon zwischen den Einzelstaaten des Reiches, zum Vorteil Aller, besteht — ermöglichen, und unser Volk in die Lage versetzen, durch einen freien Austausch der Güter aller Vorteile, die die Natur anderen Ländern gegeben, sowie der besonderen Geschicklichkeiten und Fähigkeiten anderer Völker teilhaftig zu werden.

   Da alle Kulturvölker unserm Beispiele bald folgen müßten, so würde, durch einen unbeschränkten Welthandel, die höchste weltwirtschaftliche Arbeitsteilung erreicht und der Wohlstand aller Völker gehoben werden.
6. Die „Grundwertsteuer" würde alle Naturmonopole und Preisringe (Kartelle, Trusts) usw. zerstören und die Bevorrechtung verhindern, die aus der Schutzzöllnerei, aus Exportprämiierung und durch Staatsunterstützung aller Art entstanden ist.
7. Sie würde das Reich, den Staat und die Gemeinde schuldenfrei machen und für alle Bedürfnisse des Gemeinwohls so reichliche Mittel liefern, daß jene nie wieder dem Privatwucher anheimzufallen brauchten.
8. Sie würde die wilde Börsenspekulation, die mit dem schwankenden Staatskredit und mit den Monopolrenten des Erdbodens (Kohlen- und Eisen-Bergwerks-Aktien 2c. 2c.) ihr Spiel treibt, besser und gründlicher lahm legen, als eine sogenannte „Börsensteuer".

9. Alle Steuern auf die Arbeit würde sie abschaffen, die jetzt gewissermaßen als Strafsteuern von jedem erhoben werden, der ein Stück Boden beackert, ein Haus baut, eine Maschine in Betrieb setzt, eine Fabrik errichtet oder in irgend einer Weise den Wohlstand hebt.
10. Sie würde jedermann volle Freiheit verschaffen, seine Arbeit und sein Kapital zur Gütererzeugung oder zum Warenaustausch zu verwenden, ohne durch Strafsteuern und Beschränkungen aller Art daran gehindert zu werden, und sie würde jedem den vollen Ertragswert seiner Thätigkeit sichern.
11. Die „Grundwertsteuer" würde auch — indem sie zu Gunsten des Gemeinwohls jenen Wert in Anspruch nimmt, der am Grund und Boden infolge des Wachstums der Volksgemeinschaft und der von ihr geschaffenen öffentlichen Einrichtungen entsteht — den Besitz von Land für den bloßen Eigentümer unrentabel machen, und er könnte nur dem wirklichen Bebauer und Benutzer Vorteil bringen. Es wäre den Bodenspekulanten und Monopolisten alsdann unmöglich, die natürlichen Arbeitsgelegenheiten, das natürliche Arbeitsmaterial, die Urstoffe und die Naturkräfte des Erdbodens, seinen Arbeits- und Wohnraum unbenutzt oder halbbenutzt im Besitz zu behalten, und dem Volke wäre das unerschöpfliche Arbeitsfeld der Erde freigegeben.
12. Sie würde den Heimatlosen Heimstätten gründen.
13. Sie würde allen Arbeitslosen Arbeit verschaffen: den arbeitswilligen Notleidenden und den arbeitsscheuen Drohnen. Ersteren würde sie das Arbeitsmaterial des Erdbodens ganz erschließen, letzteren das arbeitslose Einkommen ganz entziehen.
14. Unverschuldete Armut würde verschwinden.
15. Die Löhne der Arbeiter und die Gehalte in allen Berufsarten, sowie der Verdienst auf allen Arbeitsgebieten würde bis zum vollen Ertragswert steigen.
16. Eine sogenannte „Überproduktion" könnte solange nicht eintreten, bis alle menschlichen Bedürfnisse (die bekanntlich unbegrenzt sind) befriedigt wären.
17. Die Arbeit ersparenden Erfindungen könnten erst dann ein wirklicher Segen auch für die Arbeiter werden.
18. Die Reform würde eine so große Gütererzeugung und eine ebenso gerechte als gleichmäßige Verteilung des Wohlstandes herbeiführen, daß es für alle Menschen — ihrem Fleiße und ihren Fähigkeiten gemäß — genügendes Wohlleben, Muße und Anteil an den Errungenschaften einer steigenden Kultur geben müßte.

Henry Georges „Grundwertſteuer“ würde alſo die wirtſchaftliche Gerechtigkeit wieder herſtellen und ſomit die heutige ſoziale Frage löſen.

Was die übrigen Monopole, außer dem Landmonopol, anbetrifft — die nicht bereits Volkseigentum ſind —, ſo glauben wir, daß nur da, wo freie Konkurrenz abſolut unmöglich wird, — wie bei manchen öffentlichen Verkehrsanſtalten, bei Waſſer- und Gasverſorgung und dergl. —, dieſe nach und nach zwar zu Staats- oder Gemeindeeigentum gemacht, aber im Intereſſe der Volksgemeinſchaft verpachtet und kontrolliert und nur in dem Falle von ihr ſelbſt betrieben werden ſollten, wenn eine Verpachtung unmöglich wäre.

Denn wir halten ſowohl den privaten als auch den Staatsmonopolbetrieb aus volkswirtſchaftlichen und politiſchen Gründen für gemeinſchädlich und glauben, daß — im monopolfreien Zuſtande — der freie Wettbewerb zur Geſundheit des Wirtſchaftslebens ebenſo unerläßlich ſei, wie die freie Cirkulation des Blutes zur Geſundheit des Menſchenlebens notwendig iſt.

Zum völligen Verſtändnis des vorſtehenden Reformprogrammes — nach Henry George — iſt eine Vertiefung in ſeine Werke: „Fortſchritt und Armut“, „Zur Erlöſung aus ſozialer Not“, „Schutzzoll und Freihandel“ und „Soziale Probleme“ durchaus notwendig.

Unſer Dichteralbum.

Vergeſſen!

Es brennt auf des Grabſteins Zierrat
Des Mittags goldne Glut,
Unter den ſtaubigen Dolden
Ein kühler Schläfer ruht.

Der Hirt gebeugt auf dem Stabe
Die blaſſe Inſchrift lieſt:
Wie um den ſchlummernden Jüngling
Die Thräne der Braut noch fließt.

Die Lämmer graſen weiter,
Alles glänzt und verſtummt —
Träumriſch um des Vergeſſnen
Grab eine Biene ſummt.

Darmſtadt. Wilhelm Walloth.

Die Muſchel.

Auf meinem gelben Bücherſchrank
Glänzt ihre Schale bunt und blank,
Ein Zierrat meiner Muſenkammer.
Da hört ſie nun mein Versgehammer,
Und wenn ich, Glut und Flammen ſchier,
Mein Geiſtprodukt laut deklamier,
Summt meiner Seele O und Ach
In ihrer Höhlung leiſe nach.
Wie ſcholl in den gewundenen Gängen
Es ehedem von andern Klängen.
Das war ein Schall, das war ein Schwall!
Was iſt der zahme Widerhall,
Den meine Lieder ihr entlocken.
Oft klingt's wie ferne, dumpfe Glocken
In meinen Dichtertraum hinein.
Ich weiß, das muß die Muſchel ſein.
Sie kann vergeſſen nicht das Meer,
Den hohen Himmel drüber her,
Den Sturm, den bärtigen Meermann nicht
Und nicht der Meerfrau ſüß Geſicht.
Einmal, zur Nacht, fuhr aus dem Schlaf
Erſchreckt ich auf. Den Träumer traf
Ein fremd Getön, ſo wunderſam,
Das wie durch einen Nebel kam,
Wie Sehnſucht klang's, wie Schmerz und Zorn,
Und klang wie ein Tritonenhorn.

Tempelhüterin.

Was hab ich dir zu danken,
Daß du die grünen Ranken
Des Glücks zu einem ſtillen Zelt mir biegſt,
Davor du ohne Klagen
Getreu an allen Tagen
Als meines Friedens wache Hüterin liegſt.
Du hörſt die leiſen Klänge,
Die heimlichen Geſänge,
Und horchſt mit einem halben Ohr hinein,
Und durch des Vorhangs Falten,
Den deine Hände halten,
Dringt nicht des Tages frecher Lärm und Schein.

So läßt du mich gewähren,
Und weißt den Gott zu ehren,
Der herriſch dich von meiner Seite ſcheucht,
Und träumſt von Ruhmesſternen,
Und ſiehſt in goldne Fernen
Mit einem ſtillen, ſeligen Geleucht.

Nachts in der träumenden Stille.

Nachts in der träumenden Stille
Kommen Gedanken gegangen,
Nachts in der träumenden Stille
Atmet, zittert ein Bangen,
Nachts in der träumenden Stille,
Ratloſe, quälende Fragen.
Weit über alles Sagen
Kommen Gedanken gegangen,
Atmet, zittert ein Bangen
Nachts in der träumenden Stille.

Verſchwiegen.

Eine liebliche Stunde
Stand vor mir, den Finger am Munde.
Große, klare Augen ſagten
Von Gedanken, die nicht hervor ſich wagten.
Rede nur, winkt ich, aber mit feinen
Mienen wußte ſie zu verneinen.
Stand nur immer und ſah mich an,
Eigen an,
Mit dem Finger am Munde —
Eine liebliche, märchenſchöne Stunde.

Rechtfertigung.

Ich kann nicht taſtend gehen
Und prüfen Stein für Stein,
Ich muß nach Sternen ſehen
Und ihrem hohen Schein.

So geh ich wie im Traume,
Und irre tauſendfach,
Die Dornen zerren am Saume,
Im Staube ſchleift er nach.

Und ſchleift er denn im Staube,
Die Stirn umleuchtet doch
Ein Kranz aus hellem Laube,
Ein unberührter noch.

Daran könnt ihr nicht langen
Mit eurem kleinen Neid,
Es ſind die grünen Spangen
Mein Stolz und Ehrenkleid.

Die trag ich bis ans Ende
In fleckenloſem Glanz
Und leg in Götterhände
Den unverſehrten Kranz.

Hamburg. Guſtav Falke.

Am Fels des Todes.

Im großen Meer, weltweit und erdenfern,
da ragt ein Stein ſchwarzſchaurig in die Lüfte,
vom dunkelgrauen Himmel blinkt kein Stern,
todſchwanger dunſten rings die Moderdüfte.
Es hallt kein Ton in dieſe bange Nacht,
die kaum der nebelbleiche Mond durchleuchtet;
das Meer ſteht ſtill, die Wellen rollen ſacht —
der braune Uferſand wird kaum gefeuchtet.

Zahlloſe Schädel, blaß und knochenkahl,
umruhn den Fuß der ſchwarzen Felſenmauer,
dicht Kopf an Kopf gedrängt, und grinſen fahl
in dieſe ſchattenſchwere Nacht der Trauer. —
Die ihr die weltvergeſſne Öde ſchuft,
ihr dunklen Mächte, kann euch nichts erweichen!? —
Ein Flügelſchlag — der Totenvogel ruft —
und wetzt den Schnabel an den Schädelleichen.

Steglitz-Berlin. Franz Evers.

Golgatha.

Seht ihr das Marterkreuz auf Golgatha?
Seht ihr den bleichen, ſtummen Dulder hangen?
Ergreift euch nicht ein heilig düſtres Bangen? —
Seht ihr das Marterkreuz auf Golgatha?

Seht ihr die rohe Menge ihm zu Füßen,
Wie ſie nichts hat, als kalten, bittern Hohn
Für ihn, der Erde größten, beſten Sohn? —
Seht ihr die rohe Menge ihm zu Füßen?

Seht ihr die Prieſter dort ſo höhniſch lächeln,
Und wie der Haß aus ihren Augen flammt?
Zum Kreuz hat ihre Herrſchſucht ihn verdammt. —
Seht ihr die Prieſter dort ſo höhniſch lächeln? —

Seht hin nach Golgatha — und ſeht in unſre Zeit!
Noch manches Kreuz wird heute aufgerichtet,
Von Prieſterherrſchſucht mancher noch gerichtet. —
Seht hin nach Golgatha — und ſeht in unſre Zeit!

Staffort b. Karlsruhe. Emil Hauth.

Charfreitagstraum.

O ſtirb nicht! — Stirb nicht, Jeſus Chriſt! —
Es war ein Irrtum! — — —
O ſtirb nicht, Einſamer!
Harre, daß vom Kreuze ich dich löſe! —
Siehe, ich ſtürme durch den Wald der Finſternis,
Und meine Seele keucht!
Sieh mich haſten!
Höre mein Schrei'n!
Siehe ich ſchreie vor Angſt!
O ſtirb nicht, ſtirb nicht, Jeſus Chriſt!

Ja, du ſchüttelſt dein Haupt,
Blut umſprüht es. —
Schlag deine Zähne feſt ins Leben!
Laß es nicht, bis ich hinangeſtiegen,
Bis Golgatha ich überwunden,
Bis deine Nägel ich gezogen!
Ich will vom Kreuze dich erlöſen!
Hör mich! — Es war ein Irrtum!
O ſtirb nicht, ſtirb nicht, Jeſus Chriſt! — —
— — — — — — — — —
Da aus den Felſen ich gebrochen,
Schweißgequält,
Stockenden Herzens,
Lief ich über die Heide des Berges
Zu dem Einſamen,
Zu dem erhöhten, gelblich ſchimmernden Leibe,
In der ſchwarzen Erſtarrung der Nacht.
Und ich riß an dem Nagel
In ſeinen Füßen. — — — —

Von der geneigten Stirne
Träufelte ſein Blut,
Brennende Tropfen,
Mir auf das Haupt, —
Und ich vernahm ſeine haſtige Stimme:
„Eile! — Eile!!" —

Da rüttelte ich wild
Und wilder an dem trotz'gen Eiſen,
Und meiner Hände Blut
Plätſcherte mit dem ſeinen nieder,
Und es knirſchte das Kreuz
Und ächzte im Geſtein von Golgatha. — —
Da ſchrie der Heiland auf,

Daß ich entſetzt den Nagel ließ
Und zitternd mich an ſeine Glieder ſchlang:
Sie waren kalt und — tot! —

Da trieb mich raſender Zorn,
Daß ich den Kreuzesſtamm ergriff,
Erſchütterte mit wilder Kraft,
Und zerrte hin und her,
Aus den klemmenden Kiefern der Erde
ihn zu reißen —

Sie laſſen los — — das Kreuz erbebt — —
Und wankt — —
Nach vorwärts ſinkt es —
Hinten hochauf wirbelt das Geſtein —
Es ſtürzt, — —
Donnernd hör ich ſeinen Fall erkrachen —
Da erwacht' ich:
Dumpf vom Münſter läuteten die Glocken.
— — — —

München. Georg Fuchs.

Schneetreiben.

Was zittert leiſe, tönt ſo weich,
Wie aus verſunkenem Märchenreich
Wehmütige Legenden?
Ob eine ferne Harfe klingt,
Gerührt von weißen Mädchenhänden?
Ob im Kamin aus Feuerbränden
Die Flackerſeele ſchwärmeriſch ſingt?
Vielleicht auch ſproßt das Schilf von Eis
Liſpelnd an den Fenſterſcheiben;
Oder es läuten die weißen Flocken,
Die im Sturm vorübertreiben,
Wie kriſtallne feine Glocken.

Flockengewimmel, Flockengewimmel,
Wolkig ſtöbernd vom bleiernen Himmel.
Wie umnebelt ergrauen im dichten
Körnergerieſel des Forſtes Fichten.
Wenn ein Schauer ſie jach umflügelt,
Schütteln belaſtete Nadelloden
Stiebendes Schneegepuder zu Boden,
Wo es wogend an Stämmen ſich hügelt...
Flockenheere, Flockenheere,
Wollt ihr mit weißem, unendlichem Meere
Welten verſchütten?

Prickelnden Zornes ſchwirrt es und ſtirrt es,
Wie mit Nadeln gewappnet klirrt es
Mir an die Scheiben. Nun zottelt gar
Eine Rieſendaunen-Schar
Gleich ſchwerfälligen Rittern
Zwiſchen des Kleinvolks hurtigem Flittern.
Zögernd abwärts ſchaukeln ſie.
Plötzlich rückwärts gaukeln ſie,
Ratlos, vor dem Streite ſtutzig —
Gleich Ameiſen, die empört,
Weil ein Fuß ſie aufgeſtört,
Durcheinander irren,
Halb ſcheu, halb trutzig.

Mählich lichten ſich die Rotten,
Müde taumeln, zage trotten
Letzte Strelter. Und nun weiß ich,
Daß noch einmal aus dem Eis ſich
Jugendſchön ein Lenz wird ſchälen,
Um mit ſüßem Blütenflitter
Manch bethörtes Herz zu quälen.

Schrill und bitter
Iſt das Harfenlied zerſprungen
Und verklungen.
Droben aber im Wolkengrau
Schwebt märchenſchön eine ſchlanke Frau,
Gekrönt mit blitzendem Zackeneis.
Das Antlitz marmorweiß,
Die Augen vor Entſetzen weit,
Starrt ſie auf den verlorenen Streit
Und birgt in Nebeln
Ihr ſchluchzendes Herzeleid.

Weine, ja weine,
Rührend ſchönes Weib! Auch meine
Seele ſchluchzte oft vor Weh:
Öde Welt, wann wird dir deine
Todesruh im Gletſcherſchreine
Unter bergehohem Schnee!

Friedrichshagen b. Berlin. Bruno Wille.

Das Opfer des Baal.

Im Morgenklingen dämmert Heliopolis.
Cymbelheller Ton
Schwebt durch die Sonnenſtadt
Und küßt den Tempel des Baal,
Träumend im Morgenduft.
Schatten fliehn vor dem Licht
Und die zarten Hände des Frührots
Kränzen die Säulenflucht
Mit ſchnell erbleichenden Roſen.
Schwimmend im Duftviolett,
Ein Traum in Linien,
Dämmern die fernen Höhn.
Da hallt durch die ſtummen Gaſſen
Der ſchlafenden Sonnenſtadt
Schwebender Schritt.
Der junge Prieſter des Baal,
Weißgewandet, das Blondhaar
Geküßt von dem matten Glanz
Der Sonne,
Schreitet ſinnend den Hügel hinan,
Wo in wogendem Sonnenduft
Die lichten Säulen ragen
Des Sonnentempels.
Da huſcht aus einem der letzten Häuſer der Stadt
Lichtgekleidet ein ſüßes Frauenbild,
Jung wie die Sonne, gebadet
In reiner Glut. —
„Mein Lieb, mein Leben!
Verſtummt vor der Schönheit
Deiner ſchimmernden Sonnengeſtalt,
Neig' ich, der Prieſter Baals,
In Demut die Stirn. —
Komm, lehn Dein heiliges Haupt
An meine glühende Bruſt
Und laß uns wandern,
Schwebend in ſel'ger Umarmung,
Ins Licht, ins Licht!" — — —
Da ſteht der gehörnte Gott
Und ſtarrt in die Sonnenglut.
Durch die Säulen weht der Morgenhauch,
Der träumende Bote des Lichtes,
Und klares Schweigen ruht auf dem Heiligtum.
„Es ruft der Gott. Hörſt Du die Stimme
Der Sehnſucht des Opfers?
Laß uns zum Ruhme des Baal
Streuen die Roſen der Liebe
Als Opfer der dankenden Welt
Blutend ins Altarlicht!
Sei uns gnädig, o Baal!" — — —
Und ſchweigend und glutentflammt
Opfert im Dampfe des Lichts
Das verklärte Paar
Die Erſtlinge ſeiner Glut. — — —
„Wo bin ich? Iſt das die Welt,
Wo im Roſenſchein
Die Sehnſucht ertrank?
Kalt gleißt im Gold der Gehörnte
Und im Herzen, ach, regt ſich das Weh.
War es Licht, war es Feuer,
Was meine Adern durchrann? —
Geliebter, Du blickſt ſo bleich;
Mein wirres Haar, die Glut meiner Wangen
Predigt heimliche Sünde der Welt —
Und drunten harrt meiner die Geißel!
O, nicht erwachen aus Licht!!
O, nicht erwachen!!!
Töte mich Sonnenbraut,
Du mein Geliebter,
Und ſtürme mit mir in das ewige Licht!" —
Da lächelt Baal, längſt ſchon der ſüßen
Opfer entwöhnt.
Und ein Meſſer blitzt in das Licht.
Über Roſenblätter und Stein
Hinſickert das junge Blut
In die Sonne.
Und frei im Lichte des Baal,
Hingeſtreckt auf den Stein,
Zwiſchen tönenden Säulen
Des Sonnentempels,
Geküßt vom barmherzigen Gott,
Ruht das tote Paar.

Zürich. Maurice von Stern.

Der Alchymiſt.*)

Es ſtrahlt der Rieſenſaal im Dresd'ner Schloß
Im Glanz der ſieben Leuchter aus Kriſtall.
Ein Meer von Licht den weiten Raum umfloß,
Zu feiern galt's den frohen Karneval;
Und durch die Pforten Masken ohne Zahl
Zum Feſte eilten hin, in buntem Flitter;
Die Menge wuchs und wuchs; es ſchien der Saal
Zu klein fürwahr; man drängte ſich am Gitter,
Wo die Trabanten wachten in der Enge,
Daß kein Verweg'ner ſich zum Hofe dränge.

Wohl kam das Volk zum Feſt; jedoch verſtohlen
Die Menge ſich ins Ohr die Botſchaft raunte,
Der Schwedenkönig dringe vor aus Polen
Mit ſeinem mächt'gen Heer; und Jeder ſtaunte,
Als an der Spitze ſeines Hofs erſchien
Der ſtarke Kurfürſt, frohgemut und heiter,
Als gäb' es keine Sorgen mehr für ihn,
Als tobe jener wilde Krieg nicht weiter,
Der ſo viel Elend brachte, Leid und Schmach;
Der Krieg, durch den das Land zuſammenbrach.

Der Kurfürſt kam zum Feſt, wie einſt im Glück;
Er trug den prächt'gen Schmuck aus Diamanten,
Die funkelnd warfen buntes Licht zurück —
Fünftauſend Flammen dort im Saale brannten.
Den Hof begrüßend, der im Kreiſe ſtand,
Trat er herein mit fröhlicher Geberde,
Und einem Jüngling reichte er die Hand.
Wer war es, den der Herr vor Allen ehrte?
Vor jenen Helden, die für ihn geſtritten,
Den Männern, die ſo viel für ihn gelitten?

Wer iſt der Jüngling? flog es durch die Reih'n;
Wer iſt der Jüngling? flüſterten die Frauen,
Und alle Augen ſah'n auf ihn allein,
Den Einen, der ſo herrlich anzuſchauen.
Wer war der ſchöne Fremdling? Reich umwallt
Erſchien ſein edles bleiches Angeſicht
Von gold'nen Locken; ſtolz war die Geſtalt,
Sein Blick ein Strahl, der aus den Wolken bricht.
Er trug das Kleid, das ihm der Kurfürſt gnädig
Zum Feſt geſandt: Ein Edler von Venedig.

*) Zehnter Geſang aus dem demnächſt erſcheinenden zweiten Teil der epiſchen Dichtung „Laskaris". Siehe „Geſellſchaft" Jahrg. 1890 Heft V, Jahrg. 1892 Heft V und Jahrg. 1893 Heft I.)

Der Tanz begann, der Kurfürſt gab das Zeichen,
Ein Jeder mit der Maske ſich verhüllte,
Die Paare drehten ſich im muntern Reigen,
Und frohes Treiben bald den Saal erfüllte.
Doch ob die Menge auch im Takte tanzte,
Allüberall die Frage wiederkehrte,
Die ſich durch alle Gänge weiterpflanzte:
„Wer iſt der Jüngling, den der Herrſcher ehrte?"
Und endlich ward des Rätſels Löſung kund, —
Und — Laskaris — geht es von Mund zu Mund.

Es hemmt der Jüngling ſeinen Schritt und lauſcht;
Ein Jeder flüſternd ſeinen Namen nannte,
Er fühlte ſich beſeligt und berauſcht
Von ſeinem Glücke, das ihn übermannte.
Er war's, von dem die ſchönen Frauen hier
Im Saale ſprachen leiſ', mit glüh'nden Wangen —
Drang auch der Name Laskaris zu ihr,
Zu der ihn trieb ſein ſehnendes Verlangen,
Und deren Bild er tief im Buſen trug,
Zu ihr, der wild ſein Herz entgegenſchlug?

Ihm war, als müßt' er fliehn den frohen Kreis,
Aus dem er trauernd ſich verſtoßen glaubte —
Er harrte aus auf ſeines Herrn Geheiß,
Doch dieſes Sehnen ihm den Frieden raubte.
„Warum hab' ich Dein dunkles Aug' geſeh'n,
„Gelauſcht den Worten, die den Sinn berückten?
„Gedächt' ich Deiner nicht, ich könnte ſteh'n
„Ein Hochbeglückter unter den Beglückten —
„Und doch, was wäre ohne Dich mein Leben,
„Du ſchöne Fee, der ich mich hab' ergeben?"

Er ſtarrte unbeweglich in die Flammen,
Derweil er traurig in Gedanken ſtand,
Doch plötzlich zuckte er beſtürzt zuſammen,
Als ihn berührte eine kleine Hand.
„„So ernſt, mein Ritter, willſt Du nicht zum Tanz?
„„Hörſt Du nicht die Muſik, die lockend klingt?""
Da ſtrahlt ſein Auge hell, in neuem Glanz,
Ein Freudenruf ſich ſeiner Bruſt entringt,
Er kann die Größe ſeines Glücks nicht faſſen —
„Du haſt mich lange, lange warten laſſen.

„Ich hab' den Tanz geſloh'n und die Muſik;
„Was ſoll mir all' das Glück, das um mich lacht?
„Ich ſehnte mich nach Dir, nach Deinem Blick,
„Hab' ich doch immer nur an Dich gedacht!
„Es iſt ſo einſam hier, wo Du nicht weileſt,

„Was ſoll die Menge mir, in meiner Qual?
„Ich bin allein, wenn Du von dannen eileſt,
„Was ſind mir Alle in dem weiten Saal?
„Was iſt die Ehre, die der Herr mir gab?
„Was iſt die Welt mir, wenn ich Dich nicht hab'?

„Enthülle mir Dein ſchönes Angeſicht!
„Leg' Deine Maske ab, daß ich Dich ſehe,
„So wie Dein Bild zu meiner Seele ſpricht;
„Erlöſe mich aus meinem bittern Wehe!
„Laß' uns dem toſenden Gewühl' entrinnen,
„Was ſoll die Pracht uns, die das Volk berauſcht?
„Du kennſt das Schloß, o führe uns von hinnen,
„Dorthin, wo niemand unſern Worten lauſcht.
„O ſtille meine namenloſe Pein,
„Ich wäre doch ſo gern mit Dir allein!"

Aurora ſenkte ihren Blick und ſchwieg,
Es ward ihr bang in ſeinem Zauberkreiſe,
Sie fühlte, wie ein heißer Blutſtrom ſtieg
Aus ihrem Herzen auf, und ſeufzte leiſe.
Ihr war, als ob ſie liebend folgen müßte
Dem Alchymiſten, der jetzt vor ihr ſtand,
Ihr war, als ob der kühne Jüngling wüßte,
Warum erzitt're ihre weiße Hand.
Sie ſprach: „„Es neigt mein Ohr ſich Deinem Fleh'n,
„„Du ſollſt das Schloß, das wunderreiche, ſeh'n.""

Und durch die Gänge ſchritten ſie dahin,
Er hielt ſie liebeatmend feſt umfangen
Und ſah die Pracht an ſich vorüber zieh'n,
Im Kerzenſchein die weiten Räume prangen.
Er fühlte ſich ſo namenlos beglückt,
In ihrer Näh' verſtummten ſeine Klagen,
Er ſah ſich in ein Märchenſchloß entrückt,
Und dachte an die Helden alter Sagen,
Die ihre Herzenskönigin befreiten
Aus tiefem Jammer und aus ſchweren Leiden.

Wie ſchön ſie war in ihrem blonden Haar,
Das flutend auf den Nacken niederwallte,
Wie leuchtete ihr dunkles Augenpaar!
Sie glich der Gemſe auf der Bergeshalde,
Sie glich der Roſe, die im Garten ſteht,
Die wachgeküßt ein Strahl der Sonne kaum;
Sie glich der Tanne, die der Wind umweht,
Derweil ſie zitternd träumt den Lebenstraum.
Und hingeriſſen jetzt der Jüngling ſtand
Im Dämmerlicht, und faßte ihre Hand.

„Laß' uns hier ruh'n, ich hab' genug geſchaut!
„Was frag' ich nach den Prunkgemächern hier?
„In meinem armen Herzen ruft es laut:
„Mein höchſtes Glück, — ich find' es nur bei Dir."
Er preßt ſie ungeſtüm an ſeine Bruſt,
Umſchlingt ſie wild mit ſeinen ſtarken Armen,
Und küßt ſie glutentflammt voll Liebesluſt —
Jedoch Aurora flehend ruft: „„Erbarmen!""
Derweil ſie ſeinen Küſſen ſich entwindet.
„„Wir ſind verloren, wenn man uns hier findet.""

„„Kennſt Du im Schloß die tauſend Späher nicht,
„„Die Dir und Deinem jungen Glücke grollen?
„„Weißt Du nicht, wie die Läſterzunge ſpricht?
„„Kennſt Du die Neider nicht, die ränkevollen?
„„Den Herrn nicht, der mir ſeine Liebe ſchenkt,
„„Der furchtbar iſt in ſeiner Herrſchermacht,
„„Der mitleidlos den Frevler niederſenkt
„„In Kerkermauern und in Grabesnacht?""
Der Jüngling ſpricht: „Mich ſchrecket nicht das Grab,
„Was iſt mein Leben, wenn ich Dich nicht hab'?

„Und wenn er ſein nennt alle Macht auf Erden,
„Ein Herrſcher, wie die Welt noch keinen ſah,
„So mußt Du Holde doch mein eigen werden,
„Ich fühl's im Herzen, denn ich lieb' Dich ja!
„Wie haß' ich ihn, der auf dem Throne prangt,
„Der Waſſer ſpottend, die vernichtend ſchwollen,
„Der ſich den Starken nennt und frech verlangt,
„Daß Andere ſein Reich erretten ſollen!
„Aurora, ſtünd' er Deinem Herzen nah',
„Ich müßt' ihn töten, denn ich lieb' Dich ja!

„Es ward ſo viel ihm vom Geſchick gegeben,
„Er ſelbſt vermag nicht ſeinen Glanz zu faſſen,
„Ihm ſei vergönnt, ſich ſiegreich zu erheben
„Zum Sternenzelt, — nur Dich ſoll er mir laſſen!
„Sei ſtark und fürcht' Dich nicht; ſüß iſt zu ſterben,
„Wenn fallend man das höchſte Gut verteidigt,
„Bleib' nicht bei ihm, das Schloß bringt Dir Verderben,
„Fluch über ihn, der liebend Dich beleidigt!
„Wärſt Du der Griechin gleich, die jauchzend ſtarb
„An Cyperns Küſte, ew'gen Ruhm erwarb!

„Wohl mehr als hundert Jahre ſind vergangen
„Seitdem Nikoſia fiel, das tief beklagte,
„Um das die Türken mit den Chriſten rangen,
„Die letzte Hochburg, die im Oſten ragte.
„Die Wälle ſanken, von dem Türkenheer

„Nach heldenkühnem Widerſtand erſtürmt,
„Die ſtarke Feſte ward zum Trümmermeer,
„Die Leichen lagen in der Stadt getürmt,
„Und aus Venedig keine Flotte nahte —
„Die Helden ſtarben, keiner bat um Gnade.

„Die Sieger ſchleppten reiche Beute fort —
„Um die gefang'nen Sklaven zu erwarten
„Drei Schiffe auf des mächt'gen Sultans Wort
„An Cyperns Küſten ungeduldig harrten.
„Und tauſend Mädchen, die dem Tod entrannen,
„Die ſchönſten, die man auf der Inſel fand,
„Trieb eine Horde mitleidlos von dannen
„Hin zu den Schiffen, die am Meeresſtrand
„Die Segel hißten, Cyperns höchſtes Gut
„Dem Sultan darzubringen als Tribut.

„Da fühlten Alle die Entſcheidung nah'n,
„Und die Gefang'nen ſchrieen auf voll Jammer,
„Als Glück und Ehre ſie verloren ſah'n;
„Doch eine Griechin fand die Pulverkammer
„Und ſprengte kühn das Fahrzeug in die Luft,
„Ihr Volk zu rächen herrlich und erhaben,
„Die Feinde zu verſenken in die Gruft,
„Im tiefen Meer die Frevler zu begraben,
„Die es gewagt, um ſchnöden Lohnes willen,
„Des gier'gen Sultans Lüſternheit zu ſtillen.

„Wie oft hab' ich der Griechin ſchon gedacht,
„Die heldenkühn entronnen dem Verderben,
„Fürwahr, Aurora, es giebt eine Macht,
„Die unbarmherzig uns befiehlt zu ſterben!
„So daß wir ſtill uns dem Geſchick ergeben,
„Gehorſam dem vernichtenden Gebot,
„Daß ſtolz wir werfen hin das kleine Leben
„Und Rettung ſuchen bei dem großen Tod.
„Ich fühl' es, ſeit ich Dir ins Aug' geſeh'n —
„Mit Dir vermöcht' ich in den Tod zu geh'n."

Aurora lauſchte bebend ſeiner Rede,
Und ſie erſchrak vor jener rauhen Kraft,
Mit der er trotzig, wildbegehrend flehte
Um ihre Gunſt, voll Liebesleidenſchaft.
Sie blickte zu ihm auf und ſchwieg beklommen,
Er ſchien ſo groß, der zürnend vor ihr ſtand,
Sie hatte ſolche Worte nie vernommen
Am Hof, wo Wahrheit keine Stätte fand;
Ihr Sehnen wurde wach, das lang' geruht,
Und ſie umſchlang ihn wild voll Liebesglut.

Ihr war, als könne dieſer Mann erlöſen
Aus Seelenqualen und Gewiſſenspein,
Ihr war, als werde frei ſie von dem Böſen,
Als werde ſie an ſeinem Buſen rein;
Sie dachte an das Sterben, das er pries
Inmitten nie geſchauter Herrlichkeit,
Und ſprach: „„Dir iſt der Tod das Paradies,
„„Weil er Dir ſtets erſchien ſo fremd und weit!
„„Komm' mit, ich zeige Dir den Tod, den bittern,
„„Vor dem die Menſchen alle bang erzittern.““

Und ſie durchſchritt mit ihm die weiten Räume,
Den weltberühmten Totentanz zu ſchauen,
Jedoch der Jüngling dachte alter Träume
Aus längſtvergang'ner Zeit mit tiefem Grauen.
Vor ſeinem Blick erſchien Karnakas Bild,
Er dachte an die Marmorſärge wieder,
Die einſt mit tiefem Grauſen ihn erfüllt,
Die ſchweigen hießen ſeine Kinderlieder
Inmitten blütenreicher Frühlingspracht,
Als vor ihm aufſtieg Tod und Grabesnacht.

Und als er endlich vor dem Bildwerk ſtand,
In dem des Künſtlers Hand auf hoher Mauer
Des Lebens Qual in kalten Stein gebannt —
Da überkam ihn namenloſe Trauer.
Und zu Aurora ſprach er liebevoll:
„Ich danke Dir, daß Du mich hergeleitet,
„Vor dieſem Bilde ſchwindet jeder Groll;
„Was iſt der Menſch, den Menſchenſinn beneidet?
„Es zieht der Tod voran mit ſtolzem Schritt,
„Die Pfeife tönt und Alle ziehen mit!

„Siehſt Du die Schnur, die um den Tod ſich windet?
„Der Papſt hat ſie erfaßt und wankt von dannen,
„Der mächt'ge Papſt, der Alles löſt und bindet,
„Und nicht vermag des Pfeifers Macht zu bannen!
„Und die Prälaten folgen ihm behende,
„Es fragt ihr matter Blick ſo klagend bang:
„Du trotz'ger Spielmann, bringſt Du uns das Ende?
„Was kündet Deiner ſchrillen Pfeife Klang?
„Wohin der Weg? Iſt unſer Ziel ſo weit?
„Geht's in die Hölle, in die Seligkeit?

„Vorbei! Es zieht die Kleriſei hinan!
„Ein anderes Gerippe führt die Laien:
„Sie nah'n vom Kaiſer bis zum Bettelmann,
„Für Keinen hat der grimme Tod Verzeihen!
„Er ruft den Dreſcher von der Tenne fort,

„Die Bauersfrau vom Markt, das Kind vom Spiele,
„Er nimmt dem Geizhals ſeinen goldnen Hort,
„Er denkt an Alle, und es ſind ſo Viele!
„Siehſt Du, wie ſeine ſcharfe Senſe mäht!
„Was iſt der Menſch, der ſich zum Gotte bläht?

„Du ſchweigſt, Aurora! ach, wenn ich Dich ſehe,
„Denk' ich an Sonnenlicht und Frühlingszeit,
„Und d'rum ergreift mein Herz ein tiefes Wehe,
„Vor dieſem Sinnbild der Vergänglichkeit.
„Lügt dies' Gerippe ohne Fleiſch und Blut,
„Das kalt mich anſtarrt, ein Meduſenbild?
„Lügt Deiner Augen wilde Feuerglut?
„Lügt Deine Bruſt, die liebeatmend ſchwillt?
„Was iſt die Wonne, die Dein Antlitz kündet,
„Was iſt die höchſte Luſt, wenn Alles ſchwindet?

„Will mich der Tod aus Deinen Armen reißen,
„Um mich zu ſchleudern in die düſt're Nacht?
„Aurora, komm', laß' uns die Sonne preiſen,
„Solange uns das warme Leben lacht.
„Es lüget nicht, Dein Auge iſt zu klar,
„Dein Odem lockt mich zu gewaltig wild,
„Ich fühl' es tief, es iſt das Leben wahr!
„Fahr' hin, du moderduft'ges Totenbild,
„Du ſollſt mich nicht geſpenſterhaft umſchweben,
„Ich ſchleud're Dich hinab, denn ich will leben."

Frankfurt a. M. Arthur Pfungſt.

Zum Diſtanzritt Wien-Berlin.

Was flucht Ihr denn, Ihr armen, großen Kinder!?
Was thut Ihr ſo entrüſtet und entſetzt!?
Weil da 'n paar parfumierte Pferdeſchinder
Dummdreiſt ein Dutzend Roſſe tot gehetzt?
Der Hunnenſport iſt eine alte Mode!
Hetzt doch dies Geld- und Gold- und Wurmgelichter
Den armen Mann und Deutſchlands beſte Dichter,
Solang es biedre Deutſche giebt, zu Tode!
Euch ſcheinen, — na, ich will nicht weiter ſchelten —
Arabiens Vollbluthengſte mehr zu gelten! . .

Bekehrung?

(Dem Sänger des „Fliegenden Holländers" von 1893.)

Was? ſingſt auch Du von ſtürmiſchen Orkanen,
Meerjungfer Du im Zuckerwaſſerſee!?
Na, . . wirſt Du, Dichtermaid, gar zum Titanen
In Deinem Süßholzſchlößchen an der Spree!?

Ach nee, — — es hüpfen Deine Prachtfigürchen
Schon wieder ihre Klimperpolonaiſel . .
Nu ſind's ja doch nur Lurleikonfitürchen
In einer Sauce à la Hollandaiſe!

Wien. Anton Lindner.

Epigramme.

Jugend!

Dem jungen Herrſcher rufen ſie Hurrah!
Mir ſcheint, er kommt dem Mittelalter nah.

Das Bildungsſchaf.

Nicht Amt und Brot bekommſt du, lernſt du nicht
Aufs Haar, wie Cicero, wie Plato ſpricht;
Verächtlich bleibſt du, jeder Bildung bar,
So du nicht ſtilvoll hauſeſt ganz und gar.
Für welchen Frevel ſolch ein Fluch dich traf,
Sag mir, geplagtes deutſches Bildungsſchaf.

Rom.

Wie ſicher Roma ſtets der Menſchheit Beſtes traf!
Ihr Ideal war erſt der Wolf, nachher das Schaf.

Recht.

Was iſt Recht? Ein Müßiggänger zieht mir übers Ohr das Fell,
Schändet mir mein Weib, erſchlägt mich, wenn er Luſt hat, im Duell.

Vervollkommnung.

Völker hetzt er gegen Völker, der moderne Attila,
Aber Blut vergießt er nimmer, dazu ſind Maſchinen da.

Hannover. Dr. Karl Schmidt.

Ihr Gewissen.

Stimmungsbild von C. Zoeller-Lionheart.

(Berlin.)

Die Äquinoktialstürme waren verrauscht. Einem verendeten Ungetüm gleich lag das Meer so still, so unbewegtstill, daß sich große lichte Flächen auf dem rosig angehauchten Silberpanzer zeigten. Ein riesiger Feuerball sank die Sonne allmählich ins Meer.

Hart am Uferrand stand ein junges, blondes Weib. Die hohle Hand hatte es schützend über die Augen gebreitet und spähte hinaus in die Wasserwüste, an der einzelne Segel vom lichten Horizont sich abhoben.

Kräftig hauchte die Brise die frische Wange an und spielte in dem blonden Kraushaar um die harmonische Stirn. Die junge Frau strich geistesabwesend die wirren Strähne von den Augen fort. Sie achtete dessen kaum, daß die Flut allmählich zu ihrem Fuß in hellen Wellchen heranspielte, die braunen Seetangfestons mit Seifenschaum tränkend, und durchsichtige, buntgeäderte Gallerttiere auf den weißen Ufersand hebend. Sie hatte nur Augen für das Segel, das sich von der Reihe der andern löste und schnell näher kam.

In ihre Wangen stieg helle Röte und ihr Atem ging schnell je mehr das einzelne Boot sich dem Lande näherte.

„He, ward mie Noricht bringen," entschuldigte sie vor sich selbst die zitternde Ungeduld, mit der sie der Landung entgegensah.

Jetzt konnte man deutlich die Einzelgestalt im Boot schon erkennen, da sie aufrecht stand, um die Segel einzuraffen.

Eine hohe, kräftige Seemannsfigur, breit in den Schultern, stämmig im Wuchs, wie sie eisenfest nun im schwankenden Fahrzeug steht, den Lederhut noch mehr von der gebräunten Stirn in den rötlichen Nacken schiebend, um den lichtblondes Haar kraust. Nun packen die starken Hände die Riemen, und kräftig legt sich der Oberkörper beim Rudern aus.

Ob er erst zu Haus anlegen wird und später? — — — — — Nein, er hält gerad auf die kleine Bucht zu, die als schmaler Wasserarm ihr Anwesen von dem der übrigen derartig trennt, daß sie wie auf einer Insel lebt.

„Nabend och Carry," grüßt die sonore Stimme schon von weitem, und ihre Fingernägel schließen sich fest in die Handflächen, als wolle sie dem wallenden Blut so Stillstand gebieten, ihr nicht in lohender Glut bis unter die Haarwellen zu steigen.

Nun hält er am ſchmalen Anlegeſteg, um den die unterſeeiſche Vegetation grüne, feinfedrige Rankenzweige legt, und die durchſichtige Flut kryſtallklar ſpielt. Die derbe Hand reicht er ihr freimütig zu, und ſchwingt ſich aus dem Boot auf die Planke, während er ſchon den Strick um den hochragenden Pfoſten windet.

„Willſt Du blieben?“ fragt ſie beklommen, und er erwidert gemütlich-arglos in ſeinem breiten, holſteinſchen Platt: „Na, einen Biſſen hätt' ich mir wohl für Dich verdient, Carry. Mein Mutting iſt wohl ſchon ſchlafen gegangen, iſt mit den Lerchen auf und mit den Hühnern zu Bette, und was Dein Großvatting is, der kömmt heut doch nicht nach Hauſe, ſollt ich Dir ſagen, weil der Fang heut Nacht beſonders gut iſt, und Du möchſt mir man ſein Teil geben, von wegen meines Umherlaufens in der Stadt, um was von der Germania zu erkundigen, wobei ich das Eſſen vergeſſen habe.“ —

„Nun?“ fragte ſie gedehnt. Sie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, daß ſie die Nachfrage ſchier vergeſſen, als ſie in die feurigen Blauaugen des jungen Matroſen ſah.

„All right,“ nickte er ſeelenruhig: „Iſt in einen Teifun geraten, bei dem ſie Havarie erlitten, und weit abgetrieben. Die Mannſchaft iſt aber gerettet und wird von der Möve, die ſie aufgenommen, unterwegs wo abgeſetzt. Geduld wirſt Du wohl etwas haben müſſen, bis Dein Mann wieder da iſt,“ ſchloß er mit einem ſchlauen Augenzwinkern.

„Pah,“ machte ſie wegwerfend, und ſtieg ihm zur Seite die Düne in die Höh', auf der ihr einſames Häuschen ſtand.

„Wann fährſt Du?“ fragte ſie mit Herzklopfen, als ſie zuſammen eintraten.

„Morgen,“ entgegnete er gleichmütig. „Der Cyclop ſticht nächſte Woche in See.“ —

Sie nickte. Es war ihr, als würde ihr eine Laſt von der Bruſt genommen.

Sie traten in die ſaubere Küche, in der das blitzblank geſcheuerte Meſſing und Kupfer wie Gold funkelte.

„Setz Dich, Hannes, ſollſt gleich zu eſſen haben,“ lud ſie ihn kurz ein, indem ſie mit der Schürze über den ſchneeweißgeſcheuerten Tiſch und Holzſtuhl wiſchte, und dann die weißbäuchigen Schollen in Mehl zu kehren begann.

Er hatte von der Aufforderung nur teilweiſe Gebrauch gemacht, indem er ſich auf die Tiſchkante dicht am Herd ſetzte, die Beine in hohen Waſſerſtiefeln baumeln ließ, und vergnüglich zuſah, wie die rote Herdflamme phantaſtiſch das üppig ſchlanke Weib umlohte, und ihre flinken Hände die appetitlich duftenden Bratfiſche in der Pfanne kehrten.

„So meint ich einſtens," ſprach er mit einer gemütlichen Anwandlung, „würdeſt Du bei mir hauſen."

„Das iſt wohl lange her," entgegnete ſie ſcharf. „Nachher haſt höher hinaus wollen."

Er lachte kurz: „Meinſt mit der ſchwarzäugigen Kaptänswitwe? Ne, Du, küſſen und Polka tanzen, ja warum nich, aber heiraten? Ne — da hätt' man ſich den lebennigen Drachen ja ſelbſt ins Haus geſetzt. Danke vielmals, die hätte ein Dutzend Erſatzmann verbraucht, während man auf See war. Ne, Carry, denn kennſt Du meinen Vatter ſin Söhn nich, nin Fruh möt anners utſehen, als de Hechs mit de „Glugsogen". Min Fruh möt ſo ſinn wie Dau."

Zum Glück nahm Carry die Pfanne jetzt vom Feuer, und keiner hätte ſagen können, ob es die Herdglut oder die innere ſei, die ihr hübſches Geſicht dunkelrot färbte.

„Na," vollendete er phlegmatiſch, „Du häſt ok nich töwen mödt, bit ick et ton Stürmann bröcht hev, un Du häſt ok en ganz goden Mann, blot en beten zu old vor Di. Wo is Din Jung?"

„Slöpt," ſagte ſie kurz, und würgte dabei was in der Kehle nieder. Dann that ſie die goldbraunen Schollen auf ein geblümtes Irdengeſchirr und die Pellkartoffeln auf ein zweites. Er griff hinein und drückte mit zwei Fingern das ſchneeweiße Mehl aus einer geplatzten Kartoffel heraus.

„Die haſt Du wohl ſelbſt gepflanzt?" meinte er mit Anerkennung und aß mit rüſtigem Appetit, während ſie den Kornbranntwein aus weitbauchiger Flaſche ihm ins Schnapsglas goß und, den Ellbogen auf die Tiſchkante ſtützend, befriedigt ihm zuſchaute.

Mit Verdauungsbehagen ſtreckte er alsdann die ſtrammen Beine, in engliſchen Lederhoſen, von ſich, und lehnte den breiten Rücken an den Stuhl.

„Was biſt Du für 'ne Frau, ſo 'ne recht reinliche, adrette" ſchmunzelte er billigend, ſich an den Küchenwänden umſehend, und dann die blauen Augen auf ihre drall- und nett-bekleidete Geſtalt heftend. „Wenn ich Dein Mann wär — — — — — —"

Dabei griffen ſeine großen Tatzen ſchon über den Tiſch fort nach den Händen der Frau.

„Ich blieb keine zwei Jahr weg, wenn ich ſoviel übrig hätt wie der Klas . . . . . ich . . . . . ." Sein Blick verſank in den durſtigen Augen der jungen Frau, deren Finger in ſeinen Griff flogen.

„Carry, ich glaub, Du haſt den Olerichs bloß genommen, weil ich's damals 'nen bißchen ſtark mit der verliebten Burmeſtern trieb, was Mädel?" frug er plötzlich hellſehend mit dem Selbſtgefühl des fiſcher-dörflichen Adonis und Don Juan.

Die blonden Wimpern verſchleierten ihm den Blick. Die Hände zuckten noch ſtärker mit unwilligem Ruck, als hätten ſie ſich trotzig befreien wollen.

Er aber hielt feſt, ſo feſt, daß ihre Füße allmählich den Halt verloren, und ſie langſam um die Tiſchkante herumgezogen ward bis dicht, dicht zu ihm. Eine Sekunde ließ er ſie fahren, um dann wie mit Raubtierfängen ihre beiden Schultern zu umkrallen.

„Nun ſag mir ins Geſicht, daß es nicht wahr iſt," triumphierte er mitleidslos. Seine kräftige Bruſt weitete ſich, ſeine Nüſtern blähten ſich leidenſchaftlich.

„Laß mich los," wehrte ſie ſich.

„Kiek mi an," gebot er herriſch.

Sie gehorchte widerſtrebend.

„Nu ſeg noch, dat Du mi nich lieden kannſt," ſprach er wie der Vogelfänger auf das in ſeiner Hand ängſtlich zappelnde Vöglein mit lächelnder Grauſamkeit ein. „Na, raff Diene Takelaſch in, wie Du willſt. Helpen doht's die doch nich. Wenn ſon richtigen, kräftigen Sturmwind bloſt, denn geht et doch tun Düwel. Na ſon mächtigen Wind is de Lew von ſon Kierl wie ick en bün. Schäm die nich, oll lütt Dirn, ich hev ſchon annere rumkrügt als die — — —"

„Blot tom Vergnögen," ſetzte er begütigend hinzu, da ſie unwillig aufſuhr und den Kopf ſtolz in den Nacken warf. „Dir aber mußt ich's doch mal ſagen, ehe ich davon fahre, daß es mir ordentlich einen Stoß gab, als Du den ollen Olerichs nahmſt, und daß ich deshalb die drei Jahr nicht wieder auf unſere Inſel gekommen bin, weil ich ihm's nicht gönnte, dem ollen brummigen Klas Abendſeegen, der kein zwei Wort zwiſchen den Zähnen rauskriegt, ſon friſches, verteufelt hübſches Weib wie Dich."

„Laß mich los," rief ſie angſtvoll. Aller Trotz war dahin. Sie hatte Furcht vor den lachenden Blauaugen mit ihrem ſieghaften Blitz.

Er lachte. „Süſt de, ſüſt de," triumphierte er, als ſie ſich in ſeinem derben Griff nutzlos wand und drehte. „Ick holl wiſſ."

Es entſpann ſich ein Ringen zwiſchen Weib und Mann, von dem ſich nicht mehr unterſcheiden ließ, ob Liebe oder Haß ſie anfeuerten.

Sehnen und Muskeln geſtählt in täglichem Kampf mit den Elementen, ſpannten ſich ihr zu übermenſchlicher Anſtrengung. Bei ihm war's im Anfang das löwenhafte, großmütige Schonen untergeordneter Kräfte, mit dem er lachend jeden Schlag mit vorgehaltenem, rechtem Arm parierte; während er mit dem linken ſie feſthielt. Dann aber kam's über ihn wie zornmütiger Rauſch. Seine Kampfesluſt entzündete ſich an ihrer wachſenden Stärke. Er vergaß das Weib. Er erblickte in ihr nur noch den ſiegestrunkenen Gegner, der mit einem wohlgezielten Fauſtſchlag mitten ins Geſicht ſich losgerungen.

Die ganze elementare Roheit der Naturkinder brach durch. Mit einem Wutgeschrei warf er sich auf das keuchende Weib. Arme und Beine umpackten sie mit eisernen Klammern. Schwer ließ er sich auf den krachenden Stuhl fallen, und riß sie mit sich nieder auf seine Knie.

„So! so! so!" brach es stöhnend aus ihm hervor.

Kuß auf Kuß schauerte nieder auf ihr flammendes Gesicht. Sein Mund erstickte ihre lallenden Lippen. Die Besinnung schwand ihm und ihr, während seine Hände sie zu erdrücken drohten in wahnsinniger Leidenschaft.

Immer mehr dämmerte der Abend herein, dunkler wird's in der Hütte. Nur die unbedeckte Herdflamme züngelt blutrot auf und spiegelt sich an der weißgetünchten Küchenwand. Phantastisch strecken und recken sich die Schatten des verschlungenen Menschenpaares oben an der Decke und verzerren sich zu gespenstischen Dimensionen.

Sie sehen's nicht in ihrem wilden Rausch; sie hören das leise Knarren der Kammerthür nicht. Sie bemerken's nicht, wie auf allen Vieren sich etwas mit ruderndem Arm schnell auf sie zu bewegt und da niederhockt. Ein kleines Menschenexemplar im roten Flausnachtrock mit rosigen, nackten Beinchen und dicken Füßchen, das jetzt mit hellem Krähen die große Zehe in das offene Mäulchen zu bringen versucht und kläglich auftreischt, als der Versuch mißlingt.

Sie fahren schreckhaft empor, Brust an Brust gedrängt und Mund von Mund lösend. Das Kind hockt gerade ihnen zu Füßen. Die undurchsichtigen, schwarzen Kirschenaugen sind ernsthaft und unabläßig auf das schuldige Paar geheftet, als sähe es die beiden mit seinem großoffenen starren Blick durch und durch.

Ein Frösteln überläuft die Frau von Kopf bis Fuß. Ein lähmendes Entsetzen hält sie noch auf den Knieen des Mannes. Das Kind starrt sie immerfort reglos mit den schrecklichen Augen an, die rund und undurchsichtig, wie Schattenmorellen, genau die seines Vaters sind.

Nun hebt es das fette Patschhändchen und zeigt mit ausgestrecktem Finger wie anklagend auf den stürmischen Eindringling.

Den überläuft's mit einer Gänsehaut abergläubischen Grauens, wie er es nie im Tosen der Elemente noch kennen lernte. Er giebt der Frauengestalt, die er noch eben begehrlich umfangen hielt, einen leisen Fingerdruck, daß sie von ihm allmählich heruntergleitet bis zu ihrem unschuldigen Kinde hin und da sprachlos in die Knie bricht.

Mit gespreizten Beinen und vorgebeugtem Oberkörper staunt er sich den wundersamen kleinen Mahner in zwölfter Stunde an mit seinem nackten Sperlingsköpfchen, auf dem kaum erst ein weißlicher Haarflaum sprießt, der plattgedrückten Nase und den übermächtigen, runden Augen, die ihm den Angstschweiß durch ihr stieres Anglotzen auspressen.

„Na, laß man," wehrt er ſich gegen dieſe ſchrecklichen Gewiſſensaugen, die ihn durch den ganzen Raum verfolgen, da er nun ſchwerfällig aufſteht und die Pfeife, die ihm am Jackenknopf hängt, mit einem Spahn am Herd in Brand ſetzen will. „Begehr nicht Deines Nächſten Weib, Vieh, Magd und alles, was ſein iſt," klingt's ihm durch die Seele, da er die Hand eben nach dem vollen Tabaksbeutel ſtrecken will, der an der Wand baumelt. Wie verbrannt zieht er die Finger wieder zurück.

Der ſelbſtbewußte, ungeſchlachte Geſelle iſt vor dem winzigen Menſchenexemplar — der Miniaturausgabe des braven Kameraden, der ihm ſo manchen Freundſchaftsdienſt erzeigt — merkwürdig zuſammengeſchrumpft und kleinlaut geworden.

„Nichts für ungut, Carry, war man Spaß," möchte er jetzt begütigend einlenken, da er ihr verſöhnlich die breite Tatze hinhält. Sie wendet den Kopf fort. „Geh," gebietet ſie heiſer. —

„Willſt mir nicht ein gut Wort auf die lange Fahrt mitgeben," bittet er demütig und gedrückt.

„Mag uns Gott vergeben," iſt ihre einzige gepreßte Antwort.

Da möcht er nach dem Patſchchen des Kindes greifen. Sie wehrt's ihm aber ſtreng und ſtolz.

„Rühr mir's nicht an mit Deinem unheiligen Munde," lohen ihre drohenden Augen.

Er ſchreitet hinaus, und das Kind lallt, jauchzt und kräht wie im Triumph ihm nach: „Pap! pap! pap! Pa!" —

Phosphoriſch leuchtend, da er den Kahn löſt und von dannen rudert, glänzt im Abdämmern das weite Meer, und über ihm funkeln die ewigen Sterne.

Wie befreit atmet er auf aus tiefſter Bruſt.

Gott ſei Dank! ſein Gewiſſen blieb rein, furchtlos kann er zurückkommen, mutig darf er den Augen wieder begegnen, die eine böſe That verhinderten.

Das Freibad eines Vagabunden.

Eine Strandskizze, erzählt von Luise Lienert.

(Alt-Landsberg.)

In der neuerbauten, hübschen Strandhalle eines Ostseebades wurde konzertiert. Eine große Anzahl von Kurgästen war hier versammelt. Die Damen hatten elegante, meist helle Sommertoiletten gemacht, und die Herren waren just nach Laune entweder in Salongewändern oder in bequemen Touristenanzügen erschienen. Man plauderte, scherzte und lachte miteinander und war dem Himmel innig dankbar, daß er mit heiter blauem Auge aus der Höhe herablächelte.

Ja wirklich, Petrus hatte ein Einsehen gehabt und nach der stürmischen, regnerischen Nacht und dem ebenso unfreundlichen Vormittage unerwartet die liebe Sonne scheinen lassen.

Recht behaglich saß es sich in der offenen Halle: Marquisen schützten vor den allzu warm brennenden Sonnenstrahlen, Kellner eilten auf einen Wink mit den gewünschten Erfrischungen herbei, und die See schickte ihre köstlich kühlen Brisen herüber — mit einem Worte, die allgemeine Stimmung in der Gesellschaft war die denkbar angenehmste.

Am Strande war es heut fast leer. Auf der Düne erschien jetzt eine männliche Gestalt. Man sah es auf den ersten Blick, daß der Mann als Kurgast hier nicht weilte. Sein fadenscheiniger Rock, die in die Höhe gestreiften Beinkleider, das Ränzel auf dem Rücken mit den darauf festgebundenen Stiefeln ließen in dem Ankömmlinge einen reisenden Handwerker erkennen. Er war auf seiner Morgenwanderung heut bis auf die Haut durchnäßt worden, und später hatte die Sonne in gewohnter Güte seine Kleider auf dem Leibe getrocknet. Von dem letzten Laufen über die Dünen war dem Burschen warm geworden. Er zog ein rotbuntes, baumwollenes Taschentuch hervor und trocknete sich die feuchte Stirn. Dann schaute er um sich.

Wie die Brust ihm sich weitete, wie entzückt sein Auge über die unendlichen Wassermassen schweifte, welche wie im Kampfe mit unsichtbaren Mächten sich emporbäumten und wild rauschend und grollend zurückfielen. Die See rauschte dem Wanderer einen Willkommengruß zu. Der schlichte Mensch verstand ihn. Auf dem jungen Männerantlitz, das um den Mund und die Augen jene Spuren zeigte, welche Entbehrungen des Leibes oder

seelisches Leid hineinzeichnen, lag jetzt friedevoller Ernst. Lange stand der wandermüde Gesell in andachtsvoller Betrachtung.

Eine Möwe flog auf, des Mannes Auge folgte ihrem leichten Fluge. Er atmete auf, tief, tief. Nichts mehr von Ermattung fühlte er jetzt; die alte Spannkraft war in seine Glieder zurückgekehrt.

Wie ist die Erde so schön, für alle Menschen gleich schön, dachte der Wandersmann.

Heiß brannte die Sonne auf seinen unbedeckten Scheitel herab, doch das kühle, klare Wasser der See raunte ihm zu: „Komm zu mir, erfrische dich, komm schnell!“

Ja, in dem großen, gewaltigen Wasser, in der See möchte er baden. Eine Lust müßte es sein, eine Wonne, seine Glieder in derselben unterzutauchen und seine Kraft gegen die brandenden Wogen zu erproben.

Er blickte rechts und links um sich. Kein Mensch war zu sehen.

Der Bursche ließ sein Bündel auf die Dünen gleiten, lief hastigen Schrittes hinunter, warf rasch die Kleider vom Leibe und sprang mit einem nur halb unterdrückten Jubelruf in die See. Mit machtvollen Stößen schwamm er ein tüchtiges Stück in diese hinein. Fröhlich aufjauchzend warf er jeder neuen Welle sich entgegen und schwamm mit kühnem Wagemute weiter und weiter in die See hinein. Wie wohlig dem jungen Gesellen in dem kühlen Elemente wurde und wie glückselig und weltvergessen er sich darin fühlte, das stand auf seinem ehrlichen Gesichte, leuchtete aus seinen hellen Augen. Ganz und voll gab er dem Reize des langentbehrten Genusses sich hin. Er vergaß, daß er ab und zu hatte zurückspähen, daß er nur wenige Minuten im Wasser hatte verweilen wollen.

Die Seejungfrau in ihrer verführerischen Schöne war dem jungen Gesellen erschienen und hatte ihn mit ihren weißen Armen umschlungen und in ihrem Reiche festgehalten.

Armer, lustberauschter Thor, weißt Du nicht, daß kein Sterblicher ungestraft unter Palmen wandeln und kein Mensch, selbst ein Handwerksbursche nicht, zu willkürlicher Stunde in einem Seebade ein Bad nehmen darf?

Die Badekommission schreitet in solchen Fällen meist sofort ein und straft derartige Vergehen gegen die Ordnung und den Anstand unnachsichtlich.

Diesmal sah „die Gestrenge und Gefürchtete“ das Ärgernis nicht selbst, sondern ein Herrlein mit verlebten Zügen und dünnen Beinen entdeckte vermittelst seines Fernglases den schwimmenden Übelthäter. Er war von der bodenlosen Frechheit und Schamlosigkeit des hier öffentlich badenden Individuums in allen Grundfesten seines reinen Gemütes derartig er-

schüttert, daß er in seiner Entrüstung die mit ihm lustwandelnde Gesellschaft auf den sauberen Patron im Wasser aufmerksam machte.

Das war mehr als unvorsichtig gehandelt, denn in der Gesellschaft des tugendhaften Herrn befand sich auch seine junge, hübsche Gemahlin. Voll Abscheu schauten alle einen Moment lang auf das zu ihren Füßen liegende Häufchen Kleider, die abgestreifte, dürftige Hülle jenes Badenden, und dann — natürlich mit noch gesteigertem Abscheu und wahrer sittlicher Entrüstung auf den Frevler selbst. Leider war trotz Pincenez und langgestielter Lorgnons von dem Schwimmer nichts weiter sichtbar, als ein wohlgeformter, blonder Kopf, ein junges, blühendes Antlitz, die muskulösen Arme und bei Wendungen ein breiter, kraftvoll gebauter Nacken.

Alles andere verhüllte schamhaft die ewige See.

Nein, es war gräßlich! Gott, wie gemein! So etwas hatte man wirklich noch nicht erlebt — so etwas ausgesucht skandalöses — und ein Neuling war man im Leben doch gerade nicht mehr.

Deshalb stockte auch der Fuß so mancher Dame und wollte seine junge Herrin nicht weiter tragen.

Natürlich nur deshalb.

Plötzlich bemerkte der Schwimmer die Herren und Damen auf dem Strandwege und empfand, daß er der Gegenstand des Interesses all jener bewaffneten und unbewaffneten Augen sei. Er tauchte lange.

Als er wieder an der Oberfläche des Wassers erschien, sah er die Gruppe noch an derselben Stelle am Ufer stehen.

Er schwamm nochmals ein Stück weiter in die See hinein, annehmend, die feinen Herrschaften würden ihre Strandpromenade fortsetzen.

Er sah sich jedoch in seinem Denken getäuscht. Denn als er sich umwendete, standen die Kurgäste noch genau wie vorher und beobachteten ihn.

Die Situation begann dem Badenden jetzt unbehaglich zu werden.

Beim ersten Erblicken der feingekleideten Herrschaften hatte er, besonders da er unter denselben Damen gewahrte, bei sich gedacht, man würde weiter gehen und ihm Gelegenheit geben, ungesehen aus dem Wasser zu entschlüpfen und seinen adamischen Menschen mit den am Strande liegenden Kleidern aufzubessern.

Statt dessen blieben die vornehmen Damen und Herren wie angewurzelt stehen.

Was dachten sie sich eigentlich dabei? Wollten sie ihn zwingen im Wasser zu bleiben? Nun, eine Weile hielt er es schon noch aus, aber was sollte dann werden?

Die ersten Frostschauer begannen seinen kräftigen Körper jetzt zu durchrieseln. Er schwamm, um warm zu bleiben noch weiter, jedoch war die

Brandung so stark, daß er seine Kraft erlahmen fühlte. Er mußte zurück, es galt kein Besinnen. Jede Rücksichtnahme auf die am Strande ihn wie ein wildes Tier angaffende Menge mußte, wollte er sein Leben nicht gefährden, jetzt schwinden.

So schwamm der Bursche zurück.

Man hatte inzwischen über die Tollkühnheit, bei einem starken Wellengange, wie es der heutige war, so weit in die See hinauszuschwimmen, die Köpfe geschüttelt und dabei Bemerkungen nicht sehr menschenfreundlicher Art untereinander ausgetauscht.

Als der junge Mann eine ganz ungewöhnliche Kraft und Kühnheit in dem trügerischen Elemente entwickelte, wuchs bei dem zarten Geschlecht das Interesse an dem niegesehenen Schauspiele, es regte sich etwas wie Mitgefühl für den jungen, hübschen Mann, von welchem man leider nur immer das Haupt, die Arme und den Nacken sah. Die Lippen sprachen vernichtende Urteile über den unverantwortlichen Leichtsinn des frechen Menschen, doch die Augen ruhten mit unverkennbarer Bewunderung auf dem kühnen Schwimmer.

„Er kommt nicht zurück," sagte eine schöne Seele; sie seufzte sehr gefühlvoll und fuhr dann mit bedeckter Stimme fort:

„Ich sehe es im voraus, daß wir ein Unglück erleben."

Die Kassandra im hochmodernen Gewande hatte sich nur in der Art des geahnten Unglücks geirrt. Denn jetzt erblickten ihre Augen den nackten Oberkörper des jungen Mannes. Derselbe stand auf einer Sandbank und sah fragend zu der Gesellschaft hinüber.

„Dieser Mensch besitzt wirklich weder Scham, noch ein Fünkchen Bildung," bemerkte die hübsche, junge Frau verächtlich zu ihrem Gatten. „Der ist unverschämt genug und kommt völlig unbekleidet aus dem Wasser heraus. Aber freilich, wo soll bei einem solchen Vagabunden das rechte Taktgefühl herkommen? Wirklich fein organisierte Naturen müssen von einem derartigen unerhörten Treiben abgestoßen werden. Die unteren Schichten des Volkes sind in der That roher, als ich es für möglich gehalten hätte."

Die vornehme Dame hatte ganz merkwürdigerweise das jetzt Kommende richtig erraten. Trotzdem schickte weder sie selbst, noch die Gesellschaft, in der sie sich befand, in dem Augenblick der vorausgesehenen Gefahr sich an, dieser aus dem Wege zu gehen. Jedenfalls versprach das Schauspiel so interessant zu werden, daß man den sicherlich höchst sensationellen Schluß um keinen Preis versäumen wollte.

Der Badende war jetzt auch zum Schluß gekommen. Die vornehmen Leute standen noch immer wie angewurzelt am Strande; mochten sie. Der Bursche konnte auf ihr Weitergehen nicht länger harren.

Er hatte sich in dem flachen Wasser auf den Bauch gelegt und mit Händen und Füßen bis nahe an den Strand sich vorgeschoben; das Zittern, das jetzt allen sichtbar seinen Körper schüttelte, sagte so deutlich wie seine bittenden Blicke: „Geht fort, schnell fort von hier — sonst —."

Die gebildeten Herrschaften verstanden wohl verschiedene neue und alte Sprachen, aber diese stumme und doch beredte Sprache war ihnen fremd. Vielleicht war sie den „fein organisierten Seelen" von der Natur als Mitgift für das Leben nicht gespendet worden.

Der Vagabund im Wasser war so naiv, daß er glaubte, was in der augenblicklichen Lage für Beteiligte und Unbeteiligte zu thun sei, müsse jeder Mensch fühlen. Schnell gelangte er zur Erkenntnis seines Irrtums und erhob sich mit gesenktem, tief erblaßtem Antlitz. Als der vor Frost erschauernde Bursche mit einigen großen Sprüngen an dem gebildeten Zuschauerkreis vorüber auf sein Bündelchen Zeug zuhastete, schien der letztere ob des Anblickes der nackten, formenschönen Gestalt des jungen Mannes, wie einst das Weib Loths, zur Salzsäule erstarren zu wollen.

Rasch ergriff der junge Gesell seinen Anzug, schlug voll Hast den Rock um seine Hüften, eilte den Dünen zu und verschwand hinter denselben.

Die Komödie schien zu Ende, denn der Vorhang war gefallen. Jetzt regte sich auch das geehrte Publikum.

Die Damen schrieen entsetzt auf, bedeckten mit den duftigen Spitzentaschentüchern die armen Augen, welche so etwas unerhört Schamloses in nächster Nähe hatten sehen müssen.

Die Herren aus der großen Welt schickten über eine solche noch nie dagewesene Frechheit und Gemeinheit wahre Salven von Schimpfworten, die ihrer Entrüstung Ausdruck gaben, hinter den Missethäter her.

Ob sie ihn erreichten?

Kichernd hatte die lose Luft, das leichte Element, sie auf ihre Fittiche gehoben und gleich darauf achtlos der See zugeworfen. Diese rauschte ergrimmt hoch auf und schleuderte grollend das widerwillig Empfangene auf das Land zurück. Aber es war vernichtet, zerschellt für alle Zeit.

Nach wenigen Minuten erschien der Bursche vollständig angekleidet, das leichte Ränzel auf dem Rücken, den Hut in der Hand noch einmal auf der Düne und schaute mit heiter strahlendem Auge auf die wogende, majestätisch schöne See.

Der kleine, entnervte Herr mit den dünnen Beinen, der Gemahl der taktvollen Sprecherin von vorher, gewahrte des Gesellen Erscheinen zuerst; krebsrot vor Entrüstung über die neue Frechheit des bodenlos unverschämten und rohen Menschen, drohte er ihm mit hoch empor gehobenem Arme mit seinem zierlichen Spazierstöckchen.

Der Handwerksbursche übersah glücklicherweise die Drohung. Über die kleinen Menschen hinweg und sich selbst entrückt, empfand er erschauernd die Größe und Erhabenheit der Allmacht.

Bevor der Mann zum Weiterwandern durch die kleinliche Welt seinen Hut aufsetzte, nahm er mit einem letzten Blick bewegten und dankbaren Herzens Abschied von der See.

Der Bundschuh.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Papstjubiläum! So etwas soll heutzutage auch noch ein weltbewegendes Ereignis sein. Und wenn sämtliche Fürsten der Welt ihre Generäle als Gratulanten in den Vatikan schickten — Klingklang Gloria! — der Geist der Weltentwicklung wird auch nicht um eines Haares Stärke dadurch beeinflußt. Das Volk hat keinen Pfifferling davon.

Zeremonien — Äußerlichkeiten — Sprüche — Luft — Schall und Rauch. Höchstens, daß der ernste, nachdenksame Mensch sich an Einiges erinnert, was die Kehrseite der römischen Jubelmedaille bildet. Zum Beispiel an dies:

Erasmus schrieb zu Luthers Zeiten an seinen Freund, den Papst Adrian: „Die Welt wird unter Zeremonien ertränkt. Erbärmliche Mönche regieren uns und trachten zu ihrem eigenen Vorteil die Gewissen der Menschen zu verwirren. Dogma wird auf Dogma gehäuft. Die Bischöfe sind Tyrannen geworden, die päpstlichen Kommissare sind Schurken, Luther ist ein Werkzeug Gottes, und ich werde ihn aus solchen (dogmatischen) Gründen nicht angreifen."

Erasmus gab alsdann seinen englischen Gönnern und Freunden (ich citiere nach dem englischen Autor J. A. Froude „Zeiten des Erasmus und Luther") den Rat: „Haltet die Eiferer auf beiden Seiten nieder. Stellt Leute auf die Kanzeln, welche die dogmatische Wortstreiterei in den Hundestall jagen und dafür gute Sitten und echte Frömmigkeit hochhalten. Lehrt in euren Schulen nichts, als was auf die Pflichten der Liebe und des Lebens Bezug hat. Straft diejenigen, die den Frieden brechen, sonst aber niemanden um seiner religiösen Anschauungen willen. Und

wenn die neuen Lehren Wurzel gefaßt haben, so gewährt Gewissensfreiheit!"

Und jetzt hat uns die Weisheit derer, die die Völker im Namen Gottes regieren, wieder glücklich dahingebracht, daß wir Zeiten entgegengehen, die ganz verwünscht jenen ähneln, wo das deutsche Volk in einen Kampf eintreten mußte, der es in sich selbst schwächte und zerfleischte.

Man hißte solange heilige Röcke und heilige Fahnen, bis das geknechtete und ausgepreßte Landvolk den Bundschuh auf den Spieß steckte und in den Bauernkrieg marschierte. Das waren die fürchterlichen Folgen des römischen Rechtes, das sich eng mit römischen Kirchenlehren verband und in Toga und Talar durch die deutschen Lande verwüstend schritt und den Arm der Ritter und später die Heerscharen romanischer und kaiserlicher Majestät für sich bewaffnete zum Ruine des alten deutschen Reiches. Deutschen Volkes blutiger Protest gegen die entsetzliche Herrschaft römischen Rechts und römischer Dogmen, römischer Richter und römischer Pfaffen — das war der Bauernkrieg.

Und heute? Was geschieht heute für die unter der Zinsknechtschaft und dogmatischer Gehirnüberfütterung erliegenden Bauern? Wird die Not der Landwirtschaft durch neue Militärvorlagen beseitigt? Wird der Bauernstand kampffähiger in der wütenden Konkurrenz, aufgeklärter über die Verhältnisse des Weltmarktes, entschlußbereiter in den entscheidenden Wirtschaftsfragen, wenn seine Schulen dem Geistlichen überantwortet und die nachwachsenden Geschlechter statt zu national-ökonomischer Erkenntnis zu dogmatisch-bornierter Jenseitigkeit und Kirchenzahmheit und sogen. Strenggläubigkeit erzogen werden?

Aber, um bei dem Nächsten zu bleiben: Geht es mit dem staatlich geheiligten Apparat des alten Wirtschaftssystems überhaupt noch? Glaubt der Staat die Flutwelle ländlicher Notempfindung und landwirtschaftlicher Unzufriedenheit dadurch abzudämmen, daß er immer mehr Kasernen baut und Exerzierplätze anlegt und die gesamte Volksmannschaft in die Uniform steckt? Glaubt er überhaupt als Militärstaat den täglich sich häufenden Kulturproblemen noch gewachsen zu sein?

Und wenn der Staat in der breitesten und wichtigsten Schicht des Volkes, bei den Bauern, Glauben und Vertrauen verliert, was dann? Wenn das Mißtrauen in den guten Willen und die ausreichende Fähigkeit des Staates in nationalen Lebensfragen allgemein zum Ausbruch kommt?

Daß man dem Volke fortgesetzt neue Lasten aufbürdet, ist wenigstens kein Erweis dafür, daß man am rechten Orte die Zeichen der Zeit recht zu deuten versteht.

Die Versammlung des Bundes der Landwirte, die großartigste Kund-

gebung, die die Reichshauptstadt seit dem Bestande des Reiches gesehen, sollte endlich doch den Herrschaften die Augen öffnen und ihnen den Wahn benehmen, daß man in der modernen Welt mit Mittelalterlichkeiten und feudalkriegerischen Velleitäten noch etwas Heilvolles auszurichten vermöchte.

Die Regierung ist verloren, die sich die modernen Verhältnisse und Forderungen über den Kopf wachsen läßt und glaubt, mit Zerschmettern und Zermalmen schließlich wieder alles ins Geleise zu bringen. — Wider die Naturgewalt der Dinge giebt's kein fürstliches Suprema lex regis voluntas. Was für eine altmodische, dumme Wirtschaft ist doch dieses aufgeblasene Wesen der sogenannten großen Politik! Eine große Gefahr ist sie und eine große Geldverschwendung. Denn wir sehen es ja deutlich aus den ewigen unsinnigen Kriegsrüstungen in Europa, daß diese große Politik nichts fertig bringt als Spannung und Mißtrauen und Haß zwischen den Völkern und die Aufmerksamkeit auf Dinge lenkt, die kein Pfund Lumpen wert sind, während jedes Volk und jede Regierung und jeder Fürst daheim genug zu thun hätte in praktischer Arbeit, statt dem Nachbarn fortwährend in den Topf zu gucken. Kriege sind und bleiben Verbrechen in alle Ewigkeit vor dem Richterstuhle der Vernunft wie der Nächstenliebe, wenn sie auch noch so sehr als Gottes Ordnung gepriesen werden von den Leuten, die dabei ihren Schnitt machen.

Das ist ein ganz ander Ding, wenn die Bauern, die großen und die kleinen, einmal wild werden, weil sie buchstäblich um das Land kämpfen müssen, das unter der tollen Wirtschaft der altmodischen Politik zugrunde gehen muß, wenn nicht bald ein Riegel vorgeschoben wird.

Nicht der Pantoffel des Papstes, nicht die Wappenschilder der Dynastien werden das Feldzeichen in den Kämpfen der Zukunft sein, sondern der Bundschuh der Bauern. Denn die Frage nach dem Sein oder Nichtsein eines Volkes hat nichts mit der Religion und nichts mit der Politik im alten Sinne zu schaffen, sondern mit dem Wohl und Wehe der Landwirtschaft. Ist das Land, d. h. der Grund und Boden ruiniert, dann ist eben das Volk auch fertig, und ist das Land, d. h. der Grund und Boden, nur noch das Ausbeutungsobjekt weniger, statt das Gut und Besitztum der breiten Volksmassen oder noch besser: das Allgemeingut des gesamten Volkes zu sein, so fliegt die gesamte moderne Kultur in die Luft. —

Der Ruf, der längst durch Wissenschaft und Kunst erbraust: „Zurück zur Natur!“ er wird bald auch mit Sturmesgewalt durch die Politik der Völker hallen.

Der Bannerherr des schwedischen Realismus.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Haß und Verfolgung, Schmähungen und Kränkungen aller Art waren von jeher das Los der wahren Poeten und Propheten. Das ist heutzutage um kein Haar anders oder besser geworden als im grauen Altertum oder im finsteren Mittelalter. Unsere vielgepriesene Kultur hat daran gar nichts zu ändern vermocht. „Ja, wenn wir zu unserer Väter Zeiten gelebet hätten" — so schreien auch wir mit den Pharisäern des Evangeliums — „wir hätten nicht schuld sein wollen am Blute der Propheten" — und dabei geht das Pfählen, Schinden und Kreuzigen der Geistesheroen lustig seinen altgewohnten Gang, ganz genau so wie vor Zeiten und nur mit dem einen Unterschiede, daß die „humane" Gegenwart statt der roh-zutäppischen Verfolgungsmittel jener „barbarischen" Zeiten die verfeinerten Methoden der hinterrücks einherschleichenden Verleumdung, des raffinierten Totschweigens, der Arbeits- und Nahrungsentziehung und der hinterlistigen Unterbindung jeder freien Lebensbethätigung in Anwendung zu bringen liebt. Ja, wir leben in einer aufgeklärten Zeit, wir besitzen alle erdenklichen Freiheiten — sämtliche staatlich und verfassungsmäßig garantiert in fast allen Kulturländern — da giebt es Redefreiheit, Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit, Gedankenfreiheit, Preßfreiheit und Gott weiß was für andere schöne Freiheiten noch, die gelten aber wohlverstanden nur so lange, als man sie „nicht mißbraucht" — und mißbraucht werden sie bekanntlich immer dann, wenn man sie ausnahmsweise einmal wirklich zur Anwendung bringen will. Da könnte einem, wenn man sich für die alte „rohe", oder für die neue „humane" Poeten- und Prophetenschinderei nach eigenem Belieben entscheiden dürfte, wirklich die Wahl recht schwer fallen, welcher der beiden lieblichen Methoden die Krone zu erteilen wäre. Ich glaube wahrhaftig, ich würde mich für das finstere Mittelalter erklären. Das Verbrannt-, Gespießt- und Gebratenwerden war doch noch weit effektvoller und poetischer als unser sang- und klangloses Verkommen und Verhungern. Wenn denn schon einmal verfolgt und geschunden werden muß, so betreibe man die Sache wenigstens offen, am Tage und unter Gottes freiem Himmel. Aber unsere hysterische Zeit verträgt das nicht mehr; auch haben unsere Ordnungsstützen und Schönheitswächter viel zu schwache Nerven! Oder sollten wir vielleicht bei diesen Dingen nicht mehr das gute „robuste" Gewissen haben, dessen sich das Mittelalter bei ähnlichen Gelegenheiten erfreute? — — —

Haß und Verfolgung, Schmähungen und Kränkungen aller Art hatte und hat auch der Mann zu erdulden, dessen Bild an der Spitze dieses Heftes steht, — August Strindberg. Er ist ein Dichter und trägt als solcher die Dornenkrone des Genies. Und was noch weit schlimmer ist: er ist ein Dichter, der überall und unerbittlich die Wahrheit sagt. Kann man sich da verwundern, daß er die Entrüstung aller Rückwärtser, aller Moralpfaffen, aller Angstpeter und Anstandsfexen auf sich lud und den Staub der heimatlichen Erde von seinen Füßen schütteln mußte. In Dänemark, Frankreich, der Schweiz, Deutschland hielt er sich auf; aber wie hätte er, der, nach Ola Hansons Ausspruch, vom ganzen „jungen Schweden" der ausgeprägteste Schwede ist, in der Verbannung Wurzel fassen können? Mehr als jeder andere Künstler ist der Dichter auf den Nährboden der Heimat angewiesen. Was soll er im fremden Lande, das seine Art nicht kennt, das seine Sprache nicht versteht? Seit einiger Zeit lebt Strindberg in Berlin, in hartem Kampf mit Not und Elend, — und er ist, man darf es wohl sagen, Schwedens größter lebender Dichter!

August Strindberg hat den schwedischen Realismus geschaffen. Ähnlich wie bei uns herrschte auch in Skandinavien vor den siebziger Jahren jene Öde und Leere auf poetischem Gebiet, die unter romantischem oder idealistischem Formalismus Impotenz und Gedankenarmut zu verbergen bemüht war. Selbst der als Lyriker unstreitig bedeutende Graf Karl Snoilsky ist kein Neutöner, sondern ein aristokratischer Meister der Form, der sich an den großen älteren Dichtern seines Vaterlandes und an Goethe gebildet hat. Strindbergs 1872 erschienenes Drama „Meister Olof" war der erste Weckruf der neuen Zeit. Er ging ungehört und unverstanden vorüber. Im Jahre 1879 aber veröffentlichte Strindberg sein „Rotes Zimmer", und dieses Buch, das alle Zeitbestrebungen, alle Zustände und Gesellschaftschichten mit seiner scharfen, rücksichtslosen Satire geißelte, schlug wie eine Bombe ein. Neben der beißenden Satire enthält das „Rote Zimmer" aber auch Scenen und Schilderungen, die von einer ganz außergewöhnlichen dichterischen Gestaltungskraft zeugen. Es bildet einen Grenz- und Markstein in der neuen schwedischen Litteratur, ähnlich wie in unserem Schrifttum Bleibtreus „Schlechte Gesellschaft" und Conrads Münchener Novellen.

Strindberg war in Schweden der erste, der seine Gestalten in echt moderner Weise psychologisch zu vertiefen suchte; er war der erste, der die naturalistische Schilderung und das unsere Tage bewegende soziale Element in die Litteratur seines Volkes einführte. Dies zeigt sich besonders in seinen Dramen, in denen er nicht nur unerbittlich die letzten Konsequenzen zieht und die psychologische Charakterschilderung bis zum Peinlichen und Unheimlichen treibt, sondern auch nach ganz neuen Formen und Ausdrucks-

mitteln ſucht. Er tritt völlig unbefangen an die gewagteſten Probleme heran, die er in knapper, ſchlagender Weiſe, gleichſam mit ſouveräner Selbſtverſtändlichkeit löſt. Stoffe wie die im „Vater", in den „Kameraden", in „Fräulein Julie" und in „Gläubiger" behandelten, können nur von einem ganz überlegenen Geiſt und von einem ſehr großen Künſtler in der Weiſe bewältigt werden, wie ſie Strindberg bewältigt hat.

Strindberg iſt aber außerdem noch ein Volksſchriftſteller, wie es wenige giebt. Dies beweiſen ſeine Erzählungen aus dem Volksleben: „Die Leute von Hemſö" und „Schärenvolksleben". In derben, holzſchnittartigen Zügen werden uns da die Bewohner der Stockholmer Schären vorgeführt. Manchmal erzählt er mit einer gewiſſen Trockenheit, die beinahe an Jeremias Gotthelf erinnert, dann aber weiß er wieder ſo prächtige, farbenfriſche Naturſchilderungen hervorzuzaubern, daß man den friſchen Duft des lenzgrünen Waldes zu riechen, das Braufen der Stürme zu hören und die behaglich-dumpfige Atmoſphäre der winterlichen Stube zu fühlen vermeint.

Auch eine „Freie Bühne" — eine „Verſuchsbühne", wie er ſie nannte — ſuchte Strindberg für die ſkandinaviſche Dramatik zu gründen. Am 10. März 1889 gab dieſe Verſuchsbühne in Kopenhagen ihre erſte und — letzte Vorſtellung. Das Unternehmen ſcheiterte, wie ſo manches ähnliche, an mangelndem Intereſſe, an ungenügenden Hilfsmitteln. Die heutige Kulturmenſchheit hat eben für alles Zeit und Geld, nur nicht für die höchſten kulturellen Beſtrebungen des Dichters.

Es iſt nicht der Zweck dieſer wenigen Zeilen, die Werke des ſchwediſchen Dichters zu analyſieren und ſein Schaffen näher zu beleuchten; dazu findet ſich vielleicht ſpäter einmal Gelegenheit. Für heute wollen wir deutſchen Realiſten dem auf deutſcher Erde weilenden Bannerträger des ſchwediſchen Realismus nur ein herzliches „Grüß Gott!" und „Glück auf!" zurufen. Wir haben alle denſelben Kampf zu kämpfen, im Norden und im Süden, im Oſten und im Weſten, den Kampf gegen das Alte, Morſche und Zerfallende, den Kampf für neue Wahrheit und neue Schönheit, — und ſiehe, ſchon glühen die Bergesſpitzen, ſchon dringt die Sonne aus den Nebeln hervor, bald muß ſie hell erſtrahlen und uns leuchten zum Sieg. —

Strindbergs „Gläubiger".

Von Adolf Paul.

(Berlin.)

Sie war sehr sonderbar, die Stimmung an jenem Sonntagvormittag im Berliner Residenztheater.

Den lieben Ehemännern konnte man es ansehen, wie gut es ihnen schmeckte, jenen Weibertypus auf der Bühne lebendig warm serviert zu kriegen; jedem brachte dieses Kunstfrühstück wenigstens etwas von den Eigentümlichkeiten seiner teuren Gattin, — mehr als einer suchte sich da gute Schlagwörter aus zum gelegentlichen Gebrauch in häuslichen Scenen, und alle glaubten sie natürlich der Stärkere zu sein von jenen beiden Männern, die da oben um die Krone der Schöpfung kämpften.

Aber aus den Mienen ihrer Frauen konnte man zumeist das Gegenteil erkennen, nämlich, daß die lieben Gatten meistens von dem schwachen Typus waren, — von jenem, der sich Führer glaubt, aber geführt wird, und den Irrtum garnicht oder erst zu spät entdeckt.

Denn die lieben Frauen saßen da und lächelten. Man konnte sich ja nicht betroffen zeigen, und das Ärgernis, von dem süßen Machtgeheimnis den Schleier gerissen zu sehen, war ja doch recht schmeichelhaft. Vielleicht verbargen sie auch eine leise Furcht, daß den Männern die Lektion zu gut bekommen möchte, — daß sie gelernt haben könnten: — „anbeten", das ist Sklave sein, und sich beherrschen lassen sei des Mannes unwürdig, der, als die höhere Lebensform, der Herrscher sein soll. —

Doch was sie auch gefühlt oder gedacht haben mögen, im Augenblick standen sie alle im Banne des Genies, das die handelnden Personen und deren Worte und Bewegungen lenkte. Vor ihm, dem Dichter, waren sie alle schwach — gegen den überstürzenden Strom dieser Gedanken gab es keinen Widerstand, umsoweniger, als die Mitgerissenen gar nicht zur Erkenntnis der Tragweite jenes Dramas gelangten.

Dann und wann ging eine Bewegung wie ein Seufzer über die Versammlung, und als der Vorhang fiel und der Sturm der Hände losbrach, blieb es schwer zu sagen, war's Entzücken oder Angst. Keiner dachte in dem Augenblick an „Männer-" oder „Frauenrechte", oder gab sich philosophischen Betrachtungen über diese oder jene Frage hin, alle waren sie nur von einem gewaltigen, rein elementaren Gefühl ergriffen, das sich ausleben, sich austoben mußte. — Erst in den Wandelgängen erholten sich die betäubten Geister und legten sich allmählich die Kritik über das Geschaute zurecht. —

Das Stück spielt in einem Badeorte, den Thekla und ihr Mann jeden Sommer besuchen. In diesem Badeorte hatte die Frau die Flitterwochen mit ihrem ersten Gatten verlebt, hier hatte sie ihren jetzigen Mann kennen gelernt, und hier hofft sie wohl auch noch einen künftigen zu erobern. Sie gehört, wie sie selbst erkennt, zu denen, die nun einmal nicht nur Einen lieben können. —

Der erste ist ihr wirklicher Mann gewesen — ihr Herr, — er hatte ihr viel zu geben gehabt, und viel hatte sie von ihm empfangen müssen. Aber ihr war unbehaglich im Besitze des Empfangenen, solange der Geber noch an ihrer Seite lebte. Sie konnte sich eben dann nicht voll als Besitzerin der geschenkten Reichtümer fühlen. — Darum hin zu einem anderen, einem der schwächer war als jener! — So war sie also — d. h. sie und was sie von dem Seelenleben des ersten Mannes in sich aufgenommen hatte, dem zweiten an erprobten Mitteln für das Handwerk des Lebens zwiefach überlegen. Und da dieser erste, mächtigere, nun wieder kam und willig ihre Lebenskapitalien aus den eigenen vermehrte — nahm sie und nahm, bis sie beinahe sein ganzes Kapital in sich aufgenommen hatte und Besitzerin von allem geworden. Und er gab und gab, wie es nur ein Verliebter kann, — seinen kaum erworbenen Künstlerruf — seine Ideen — seine Arbeitslust und Lebenskraft — alles gab er ihr; sie aber, indem sie geschickt seine Verliebtheit unterhielt, konnte wie ein Vampyr ihn aussaugen, bis sie schließlich die allein verehrte oder gar gefürchtete Trägerin seines Namens wurde, den er nunmehr nur noch zu zeichnen brauchte. Er aber ward lächerlich und krank bis zum Tode.

Doch fühlt sie sich noch als Schuldnerin — sie hat ein Conto zu begleichen, das sie los werden muß, und sie fühlt sich bald fähig dazu; ihr gesammeltes Vermögen macht sie übermütig. Vor „der Welt" ist sie ja schon mächtiger als jener, der noch in ihr spukt, und ihre Eigenliebe verträgt sich nicht mit dem Bewußtsein, daß sie eigentlich immer noch in seiner Schuld stehe. Sie schreibt ein Buch, worin sie ihn als „Idioten" darstellt und seiner Macht entkleidet, und liefert dadurch „der Welt" den erwünschten Beweis, daß er ihr nichts habe geben können.

Dadurch aber hat sie ihn, den herrischen Menschen, in seinen empfindlichsten Gefühlen verletzt — in der Eigenliebe. Und das wird niemals verziehen; das verträgt trotz allem, was man davon gedichtet hat, kein Mann, und wäre er noch so gut bewandert in der Versöhnungslehre des Christentums.

Jetzt wird der Geber zum Gläubiger, der nicht duldet, daß mit seinem Kapital geschachert wird. Er kommt und treibt es ein; — und nun heißt es Zahlung oder Bankerott.

Strindberg ist ein Dichter — und wie jeder echter Dichter giebt er in seinem Werke vor allem sich selbst, sein inneres und äußeres Leben, wie es sich in die Außenwelt vertieft und sie durch unzählige feine Wurzeln in sich aufzunehmen vermag, um es uns dann wieder in den Prachtblumen seiner Dichtung zu zeigen. Die Liebe: — das Verhältnis des Mannes zum Weibe und beider zum Kinde — dies ewige Rätsel aller Dichter und Deuter scheint ihm in den alten Nebeln zu versumpfen, und in diese Nebel schleudert er die Blitze seiner Persönlichkeit. Ihm ist die Liebe ein ewiger, nie ruhender Ringkampf zwischen den beiden Geschlechtern, und da er ein Mann ist, kämpft er auf des Mannes Seite.

„Sei der stärkere Geist — dann bist du der höhere Geist, der Dauer verspricht!“ — „Mann, sei Herrscher, dies ist dein Anteil an der Lebensarbeit, und du wirst zugrunde gehen, wenn du dich beherrschen läßt!“

Ihm ist die Liebe ein einziges großes Fugato, in dem die Liebenden vergebens umeinander nach dem Gleichklang jagen, — wo der Mann die Frage stellt und das Weib die Antwort giebt, — wo dux und comes, Führer und Gefährte, Frage und Antwort einander bestimmen, — sich suchen, — sich finden, um wieder durch die Tonwelt zu fliehen, — ohne je einander zu greifen, ohne einander entfliehen, ohne einander entbehren zu können, — bis sie sich schließlich auflösen — verklingend über jenem immer gleichen ewigen Orgelpunkt der Strindberg'schen Dichtung: — „sei der Stärkere, wer nicht untergehen will!“ —

Das ist die Liebe seines Gläubigers. Das Weib lieben heißt ihm mit dem Weibe, mit dem eignen Willen, um die Macht ringen von Tag zu Tag, lieben heißt, den Weibervergötterer, den bewußt ergebenen Teil des Ichs in sich überwinden und den „Gläubiger“, den bewußt gebenden, und deshalb nicht untergebenen Teil in sich zur Reife bringen. Die beiden Männertypen in „Gläubiger“: Adolf und Gustav, sie sind beide einer und derselbe — zwei verschiedene Perioden eines und desselben Lebens — die beiden einfachsten Formeln, in die der liebende Mann sich bringen läßt; — und nur ein Mann, der selber so gelitten, der ein unerhört entwickeltes Gefühlsleben dem Weibe gegenüber hat, konnte diesen Formeln Leben verleihen.

Die beiden Männer in den „Gläubigern“ zeigen uns gleichsam den Januskopf des Dichters, die beiden Pole seines Lebens: — den freien Mann, der über dem Geschlechte steht, und den Sklaven, der zu tief in dem Weibe seiner Liebe wurzelt, als daß er sich aus eigener Kraft befreien könnte.

Und wie nun der Zufall Gustav, den herrischen Gläubiger, zu diesem kranken, nervösen, halb epileptischen Sklaven führt, um ihm unter der

Maske der Freundschaft alles, was das Leben noch für ihn bedeutet, wegzunehmen, den Glauben an sich, an sein Talent, an seine Kunst, an seine Frau und an ihr ganzes Geschlecht; so kämpft auch in dem Manne, der sich erst allmählich seiner Götzendienerei bewußt wird, der Sklave mit dem werdenden freien Manne, bis ihm endlich selbst vor der letzten Ausflucht seines Aberglaubens ekelt, daß er nur ihr Unterthan, weil's ihm so gefällt, weil er selbst es will. Denn noch war niemand Herrscher dadurch, daß er sich aus „freiem Willen" einem anderen unterthan erklärte!

Und wie die beiden schließlich mit der gemeinsamen Frau Abrechnung halten, wie der aus „freiem Willen" untergebene Adolf darauf eingeht, ihr allerunterthänigst eine Falle zu stellen, in der er selber nur der unbewußte Köder ist im Dienste des Rächers, so lebt in dem Manne, der seine Triebe zu prüfen beginnt, auch in den Stunden der Verehrung das Mißtrauen des Richters, und er wird seinem Weibe Köder und Falle zugleich, bis ihm infolge der sich häufenden Beweise die Augen schließlich aufgehen und er sich nur als ihr Richter fühlt — mit voller Überlegung den Freiheitskampf führt und dann auch gewinnt. Dann sieht er endlich ein, daß er der Herr sein muß, und konnte er dies auch nur dadurch erreichen, daß er seine Geschenke als Darlehen betrachtet und sich selbst als Gläubiger.

Freilich ist das Weib, das eine Mannesseele derartig zu spalten vermag, kein Durchschnittsweib. Ob das Urbild vielleicht dem Dichter in der Wirklichkeit begegnet oder nicht — ob es möglich ist, daß die Eigenschaften dieser Thekla in einem Weibe vereinigt sein können oder nicht, das sind Fragen, die nur solche beschäftigen, die die Hauptfrage dieses Dramas nicht beantworten wollen oder können, und die nicht gern zugeben möchten, daß diese Thekla als eine Repräsentantin ihres ganzen Geschlechtes dasteht, so wie es der Dichter gekannt und gesehen.

Die „Gläubiger" geben uns die neue Entwicklungsphase der alten Tannhäuserlegende. Noch immer steigt der Ritter in den Venusberg, aber wenn er dann wieder daraus hervorsteigt, dann pilgert er keineswegs nach Rom, um sich in die Rückzugsseligkeit atavistischer Traditionen und das tote Ideal der „reinen Liebe" reueschlaff hineinzukompromißlern, — sondern dieser moderne Tannhäuser steht aufrecht vor seiner Venus, die ihn gefangen hielt, erlöst sich als sein eigner heiliger Vater und stellt sich ihr als Gläubiger seines Himmels vor — vielleicht um bald darauf in einem andern Venusberge in Gefangenschaft zu geraten, aber nicht wie sein alter Vorgänger aus Verzweiflung, sondern als ein Herr der freien Triebe, der untergeht, nur weil er noch nicht gelernt hat zum zweiten Male Gläubiger zu sein.

Zu dieser Stufe wird aber Tannhäuser einmal emporsteigen, wenn wir auch warten müssen, bis uns ein kommender Dichter davon erzählt.

Seien wir damit zufrieden, daß uns Strindberg den Weg zu dieser einen neuen Entwicklungsstufe der Männlichkeit gezeigt hat. Denn er hat als Erster der Dichtung und der Kultur den Typus des seiner Geistesherrlichkeit bewußten Mannes gegeben.

Dieser Typus kann wohl manchem, der noch selbst im Venusberge gefangen liegt, als Verbrechertypus in die Augen stechen; aber einige giebt es wohl schon, denen er eine Zukunftshoffnung — wenn nicht mehr — geworden.

Inwieweit ist Rechtskenntnis Erfordernis strafrechtlicher Verschuldung.

Von Timm Kröger.

(Kiel.)

Es kann als Eigentümlichkeit einer zum Teil überwundenen Periode wissenschaftlichen Denkens angesehen werden, Ergebnisse einer Betrachtung in Regeln zusammenzufassen, die sich dem Gedächtnis leicht einprägen, daher den Wert eines stets bereiten Hilfsmittels praktischen Erkennens zu besitzen scheinen. Und in der That: von welchem Werte würde es sein, gäbe es solch echte, vollwichtige, courante Münze im Gebiet des Erkennens! Leider aber entbehren die landläufigen Regeln jene Eigenschaften so sehr, daß ihre Unechtheit wunderbarerweise auch in eine Regel gebracht ist, aus deren Sinnlosigkeit nur das zu entnehmen ist, — daß es überhaupt keine zuverlässige Regel giebt.

Wir denken an den berühmten Satz „Ausnahmen bestätigen die Regel". Würden Ausnahmen die Regel bestätigen, so wären viele Ausnahmen ebenso viele Bestätigungen, die völlige Aufhebung mithin ihre höchste Bestätigung. Das Unglück, das derartige Regeln verursachen, ist am erheblichsten, wenn sie die Schranken des Amtsgeheimnisses, womit jede Wissenstechnik sich umgiebt, durchbrechen und in die breiten Schichten der Nichtwissenden hinabsickern. Denn, während der Techniker die landläufige Regel doch als das erkennt, was sie ist, nämlich als die praktische Unterstellung einer Reihe von Fällen unter ein tiefer liegendes Grundprinzip, als Schößling eines dem bloßen Auge nicht erkennbaren Wurzelsatzes, ist der Laie geneigt, sie für die Quelle selbst zu erachten. Indem er kein Be-

denken empfindet, sie skrupellos anzuwenden, wird ihm die bescheidene Wahrheit, die der Regel zum Grunde liegt, so ziemlich in das Gegenteil verkehrt.

Wir würden es nicht für notwendig halten, diese Gemeinplätze zu wiederholen, wenn nicht gerade die Rechtswissenschaft sich den Laien in einer Reihe solcher Irrlehren darstellte. Aber: auf keinem Gebiete hat die mißverstandene Regel eine gleich große Herrschaft, — selbstverständlich, denn das Recht greift brutal in unser Leben ein, und den Folgen eines Rechtssatzes sind wir alle unterworfen; die Not des Augenblickes zwingt selbst den behaglichsten Philister, sich von den Geheimnissen der Isispriester des Rechts anzueignen, was nur immer in die Masse dringt. Von Herzen froh über die vermeintliche Bereicherung seines Wissens, prägt er seinem Gedächtnis die erhaschte, goldene Regel ein, ahnungslos, daß er seinen weit zuverlässigeren Rechtsinstinkt diesem trügerischen Wegzeiger opfert.

Der Rechtsirrtum ist nicht zu beachten —: Das ist auch eine Regel, deren Gold wir für unecht erkennen müssen. Es erregt schon unser Mißtrauen, daß in Laienkreisen die Zahl ihrer Anhänger nur so lange eine ungemessene ist, als die Betrachtung, losgelöst von Einzelfällen, sich auf rein theoretische Erwägungen beschränkt, indessen bedenklich zusammenschrumpft, wenn es sich um praktische Anwendung der Regel handelt, wenn also die Laientheoretiker als Schöffen, als Geschworene an der Anwendung des Rechts teilnehmen, oder wenn gar auf der Anklagebank die Regel sie bedroht. Zumal bei dem, einer strafbaren Handlung Angeschuldigten, der für recht und erlaubt hielt, was er that, bäumt sich das Bewußtsein der Schuldlosigkeit gegen jene Regel auf. Bei rein abstrakter Betrachtung dagegen scheint nichts selbstverständlicher, als daß die Anwendung des Strafgesetzes nicht durch die Rechtskenntnis des Übertreters bedingt sein könne. Es könnte keine Ordnung im Staate bestehen — folgert man —, wenn das Gesetz nicht kraft eigener Bestimmung die Strafe der Begehung mit derjenigen Handlung verknüpfte, die es verbieten will. Der Laie bemerkt kaum, daß er Zubeweisendes als bewiesene Voraussetzung nimmt, und der Einwand, es sei eben die Frage, ob das Gesetz nicht nach Maßgabe eigener Absicht auf den gutgläubigen Rechtsunkundigen nicht angewendet sein will, wird in den meisten Fällen kein Verständnis finden. Die Sicherheit des Staats, der Rechtsordnung wird als praktisches Postulat der Strafrechtspolitik hingestellt, und dem Hinweis, daß nach der täglichen Erfahrung jene Rechtsgüter nicht von der Bestrafung eines Thuns, das sich rein äußerlich als verbotene Handlung darstellt, abhängig sei, wird er wenig Gehör schenken. Und doch dürfen die Gegner jener brutalen Theorie mit Recht für sich anführen, daß die Funktion des Gesetzes ebensosehr in der

Wiederherstellung der Rechtsgüter, in der Ausgleichung durch Schadensersatz, wie in der Verhängung einer Strafe beruhe, und daß ein den Strafgesetzen objektiv widersprechendes Thun des Wahnsinnigen, das zufällige Herbeiführen einer Rechtsverletzung, unbestritten nach eigener Absicht des Gesetzgeber straflos ist, ja, daß in den allermeisten Fällen die fahrlässige Begehung einer Handlung, die, wenn vorsätzlich begangen, strafbar wäre, gar nicht, auch nicht als Fahrlässigkeitsvergehen bestraft wird. Alles dies, unbeschadet der ungehinderten Fortdauer des Staats und der Rechtsordnung!

Weshalb sollte das Gesetz, der Staat selbst, es wohl so bestimmt haben? Sicherlich deshalb, weil diejenige Verschuldung mangelt, die das Gesetz selbst zu seiner Anwendung fordert, so daß es sich nur fragen kann, ob die zur Anwendung des Strafgesetzes notwendige subjektive Verschuldung ganz oder, inwieweit durch Rechtskenntnis bedingt ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus allein hat die Frage, ob der Rechtsirrtum im Strafrecht schadet, einen vernünftigen Sinn, und fast empörend klingt ihm gegenüber der landläufige Einwand: das Recht müsse, solle und könne jeder kennen. In der Regel fühlt man nicht, welche verschiedenen Fälle man in einen Brei zusammengießt, und wie sehr man sich mit den praktischen Erfahrungen des Lebens in Widerspruch setzt.

Will man sagen: es ist die Pflicht jedes Staatsbürgers, sich mit dem Recht bekannt zu machen, und wenn jemand dieser Pflicht nicht nachkommt, so liegt hierin diejenige Verschuldung, die die Anwendung des Strafgesetzes rechtfertige, so ist der Einwand schon deshalb hinfällig, weil das Recht — leider — so ungewiß ist, daß fast jeder Rechtssatz bestritten erscheint. Wenn es dem Juristen nach einem mehrjährigen Universitätsstudium und nach einer langjährigen praktischen Beschäftigung mit der Anwendung des Rechts nur unvollkommen gelingt, wenn die Instanzen der mit gelehrten Richtern besetzten Gerichte häufig entgegengesetzter Ansicht darüber sind, was Rechtens sei, so läßt sich nicht die Behauptung aufrecht halten, daß das Recht von Jedem gekannt werden könne. Und ferner: selbst eine verschuldete Unkenntnis ist immer noch ein Nichtwissen. Dem von dem Gesetz geforderten rechtswidrigen Vorsatz kann man doch unmöglich die Fahrlässigkeit in Beziehung auf Gesetzeskenntnis gleichstellen, unmöglich darf man sagen, daß sich der vorsätzlich mit der Rechtsordnung in Widerspruch setzt, der die von ihm verletzte Norm dieser Rechtsordnung (wenn auch verschuldeterweise) nicht kennt. Wenn im allgemeinen die Frage aufgeworfen wird — bemerkt Best (Grundzüge des englischen Beweisrechts) —, was ist die größtmöglichste Ungerechtigkeit? so würde vielleicht geantwortet werden müssen: einen Menschen wegen Übertretung des Gesetzes bestrafen, dessen Dasein er garnicht kennt.

Man pflegt ferner die Schwierigkeiten des Beweises, (also in einer nur dem materiellen Recht angehörigen Frage ein prozessualisches Problem) entgegenzuhalten. Wie soll der Richter — so ruft man mit Besorgnis um den Staat aus — wie soll man dem Verbrecher beweisen, daß er das Gesetz gekannt hat? Und ferner: Widerspricht nicht jede von dem Gesetz bei Strafe verbotene Handlung auch der Moral? Darf jemand, der von der Immoralität seiner Handlung überzeugt war, behaupten, daß er aus Rechtsunkenntnis gefehlt habe, und nicht bestraft werden könne?

Der letzte Einwurf, der alle Streitfragen unsers Themas in sich verschließt, wird uns noch näher beschäftigen. Die Beweisfrage können wir dagegen billig auf sich beruhen lassen, da es absolut nicht einzusehen ist, weshalb die Feststellung eines Schuldbewußtseins der von allen Regeln befreiten, lediglich und allein auf die Überzeugung der Richter gestellten freien Beweistheorie im Einzelfalle größere Schwierigkeiten bereiten sollte, als jeder andere Thatumstand des inneren Bewußtseins.

Das Bewußtseln der Pflichtwidrigkeit ist die unerläßliche Bedingung für jede strafbare Verfehlung. Das folgt aus dem Wesen der Schuld. Sie ist die Verletzung einer Norm, die für den Handelnden verbindlich ist. Und zwar die Verletzung der Norm mit Kenntnis derselben. Dies gilt auch von den Fahrlässigkeitsvergehen. Der Fahrlässige denkt entweder an den eingetretenen rechtsverletzenden Erfolg seiner Handlung, hofft aber auf dessen Nichteintritt (Leichtfertigkeit), oder er hat der Vorstellung eines Schadens zwar nicht Raum gegeben, aber doch gegen die Norm, welche ihn zur Umsicht in allen Lebenslagen verpflichtet, gefehlt (Unvorsichtigkeit). Das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit ist in beiden Fällen vorhanden. Wie entsteht das Bewußtsein der Pflicht? Wir sagen: die Pflicht ist die uns von dem Gewissen vorgehaltene Schranke des unsern natürlichen Bedürfen entspringenden Handelns.

Jede Handlung hat ihre Quelle in dem Bedürfnis des handelnden Subjekts; alles Handeln ist auf die Befriedigung dieses Bedürfnisses gerichtet. Das Empfinden des Bedürfnisses bildet den Beweggrund alles Handelns. Absolute Bedürfnislosigkeit ist absolute Ruhe. Wenn wir ein Bedürfnis fühlen, so erhebt sich in unserer Vorstellung das Bild eines Zustandes, in welchem wir die Befriedigung des von uns gefühlten Bedürfnisses erkennen. Auf die Verwirklichung dieses Zustandes richten wir unser Wollen.

Nach dem Vorgange der Strafrechtslehrer nennen wir diesen auf die Erreichung jenes vorgestellten Zustandes gerichteten Willen Absicht, im

Gegensatz zu dem Beweggrund, als welchen wir uns das empfundene Bedürfnis dienen lassen.

Für den Wollenden erübrigt es, die Mittel und Wege zu erwägen, welche zur Verwirklichung seiner Absicht dienlich erscheinen. Indem wir unsern Willen auf bestimmte Mittel fixieren, entschließen wir uns, dieselbe durch Entfaltung unseres Willens in der Außenwelt in Anwendung zu bringen. Das ist der Vorsatz.

Es kann vor dem Richterstuhl der Moral eine erlaubte Handlung sittlich verwerflich sein, weil der Beweggrund ein unsittlicher ist. Das Recht, welches es nur mit den äußeren Lebensverhältnissen zu thun hat, sieht in der Regel ab, von einer Würdigung des Beweggrundes, wenn es sich um die Frage handelt, ob eine Handlung bei Strafe verboten ist oder nicht. Es zieht nur den als Vorsatz greifbar in der Außenwelt hervortretenden Willen vor sein Forum. Absicht und Beweggrund, die bei Zumessung der Strafe so erheblich ins Gewicht fallen, werden von dem Gesetz nur in wenigen Fällen als Begriffsmerkmale einer strafbaren Handlung berücksichtigt.

Jeder Thäter schöpft den Beweggrund seines Handelns aus seinem eigenen Bedürfnis. Fremde Bedürfnisse können ihm Anregung nur insoweit erteilen, als sie in ihm selbst das Bedürfnis, fremden Bedürfnissen abzuhelfen, hervorrufen, mithin durch das Mittel seines eigenen Empfindens. Der Thäter erhebt das fremde Bedürfnis zu seinem eigenen. Insoweit ist jedes Handeln egoistischer Natur, das reine Mitleid menschlicher Herzensgüte, das rein ideale sittliche Streben nach einem Gott wohlgefälligen Lebenswandel so gut, wie die Gier des Geizhalses, irdische Schätze zu sammeln. Alles Handeln ist egoistisch; es kann naturgemäß keine andere Beweggründe geben, als egoistische, d. h. als solche, die auf Bedürfnissen unserer eigenen Seele beruhen.

Die Moral stellt an uns die Anforderung, die in unserer Empfindung auftauchenden Motive nach dem Pflichtgebot zu sichten und zu wägen. Und unser Strafgesetzbuch geht gleichfalls von der Anschauung aus, daß der Mensch seinen Willen frei bestimmen kann. Die auf uns einstürmenden Anreize zu Handlungen (so wird angenommen) wirken auf uns nicht mit der Kraft elementarer Gewalt ein. Wir besitzen die Fähigkeit, das Bedürfnis zum Beweggrund unsers Handelns zu erheben oder es zu unterdrücken. Die Art und Weise, die Kraft und Schwäche, wie der Handelnde den Anreizen zur Thätigkeit gegenüber sich verhält, nennen wir seinen Charakter. Die Verantwortlichkeit, welche das Strafgesetz dem handelnden Rechtssubjekt auferlegt, ist eine doppelte. Da ist zunächst die Verantwortlichkeit für den eigenen Charakter, begründet auf der Anschauung, daß jeder

Menſch frei geboren, daher auch in der Lage ſei, ſich ſeinen Charakter ſelbſt anzueignen. Sodann die Verantwortlichkeit für die einzelne Handlung auf Grund der Annahme, daß der „homo sapiens“ die Fähigkeit beſitze, ſelbſt dann noch den Anreiz zu einer pflichtwidrigen Handlung zu unterdrücken, wenn er die Gelegenheit, ſich einen guten Charakter anzueignen, unbenutzt gelaſſen hat.

Dieſe Lehren werden — wie bekannt — von den Theoretikern der Willensunfreiheit beſtritten. Und in der That iſt zugegeben, daß eine außerhalb der natürlichen Anlage befindliche, auf einer freien Willensthätigkeit beruhende Quelle der Charakteraneignung nicht nachgewieſen iſt. Auch iſt das Problem einer doppelten Schuld, die in der Aneignung eines fehlerhaften Charakters und in der einzelnen That beſtehende, nicht gelöſt. Es entſpricht vielmehr der natürlichen Auffaſſung, daß die Schuld des Thäters entweder nur in der Charakteraneignung, oder in der einzelnen Handlung beſtehen kann. Und, wenn die Schuld des Thäters in der zeitlich zurückliegenden Aneignung ſeines Charakters beſteht, wird er dann nicht, falls er einer beſtimmten That angeklagt iſt, wegen eines Vorgangs beſchuldigt und beſtraft, bei dem ihn keine Schuld mehr trifft. Und ferner: der natürliche Zuſammenhang der Dinge erleidet, wenn der Menſch frei handelt, in ſeinem freien Willen eine Unterbrechung. Der phyſiſche Prozeß, der in ihm die Bedürfniſſe in der Seele belebte, endigt in ſeiner Willensfreiheit; dieſe iſt die neue und ſelbſtändige Urſache eines neuen Vorganges. Sollte man da nicht erwarten durch die Statiſtik beſtätigt zu ſehen, daß unſere Handlungen eine von ihren natürlichen Anläſſen losgelöſte, ſelbſtändige Urſache in unſerm freien Belieben beſitzen. Jeder weiß, daß dieſe Vorausſetzung nicht begründet iſt. Die Statiſtik der freien Willenshandlungen zeigt vielmehr, anſtatt der zu erwartenden Willkür des freien Beliebens eine gleich große Beſtändigkeit und Geſetzmäßigkeit, wie die äußeren Vorgänge der natürlichen Welt. Unſere Unabhängigkeit von den äußeren Anläſſen und Vorbedingungen unſers Handelns tritt nirgends hervor. Dieſen Zeugniſſen für die Willensunfreiheit tritt als Gegenzeuge unſer eigenes Bewußtſein ſcheinbar ſiegreich entgegen. Wir tragen in uns ſelbſt die täglich (vermeintlich) durch die Erfahrung beſtätigte Gewißheit, daß wir jede Handlung ausführen, ſie auch nicht ausführen können, ganz, wie es unſerm ſouveränen Ich beliebt. Es fragt ſich nur, ob dieſer Zeuge ein unverdächtiger iſt.

Der Zweck unſers Aufſatzes erfordert weder, noch auch geſtattet er ein weiteres Eingehen auf die niemals auszuſchöpfende Frage nach der Willensfreiheit. Wir müſſen auch dem Anreize widerſtehen, der Philoſophie der Myſtik, die die Menſchwerdung mit der Aneignung des uns angeborenen Charakters auf einen freien Willensakt unſers eigentlichen Ichs zurückführt,

weiter nachzugehen. An der Lösung jener Fragen wird sich die Menschheit vergeblich verzehren. Für das geltende Recht ist ihre Entscheidung nicht nötig, weil, selbst wenn eine Willensfreiheit nicht besteht, dessenungeachtet das Strafgesetz mit all seiner vermeintlichen Ungerechtigkeit gelten bleibt, da dann auch der Erlaß des Strafgesetzes, die ganze Strafrechtspflege als vermeintliche menschliche Willenshandlungen der Menschen unfrei, daher notwendig wären. Es kann notwendig und auch gerecht sein, in der Beschränkung unserer irdischen Erscheinung eine Schuld anzunehmen, die vielleicht nicht in ihr, sondern vor aller Erfahrung begründet worden, vielleicht nicht einmal transcendental vorhanden ist. Steht doch auch die Sonne fest in einfacher Axendrehung in der Mitte der Welt nach den kosmischen Erscheinungen ihres Herrschaftsgebiets, während im Weltall ihr und allen Weltkörpern ihres Systems eine fortschreitende Bewegung durch den unendlichen Raum des Weltalls zugeschrieben wird.

Unser Strafgesetz beruht auf der Annahme, daß der Mensch einen freien Willen besitzt. Er ist frei, d. h. in der Tiefe seiner eigenen Seele besitzt er die Kraft zum selbständigen Abwägen der ihn treffenden Anreize zum Handeln; — er ist verantwortlich, d. h. er vermag zu erkennen, ob seine frei gewollten Handlungen einer ihn verbindenden Norm (der Pflicht) widersprechen. Wenn wir nun fragen, aus welcher Quelle die Pflichtnorm fließt, und von wem sie uns vor Augen gehalten wird, so nennen wir das Gewissen. Soll aber das Gewissen ein stets bereiter Mahner und Lehrer der Pflicht sein, so muß ihm ein von dem irdischen Willen unabhängiges Sein beiwohnen, es muß sich mit der Macht des Instinkts auch bei demjenigen Thäter bemerkbar machen, dessen Verstand und Neigung auf die Ermittelung der ihn verbindenden Pflichtnorm nicht gerichtet ist. Das Gewissen muß daher den unbewußten Geistesthätigkeiten zugerechnet werden, und, wie alle Äußerungen des Instinkts, der Individualität seines Trägers entsprechend, eines feststehenden Inhalts entbehren.

Was ist das Gewissen? Vielleicht der von unsern Voreltern ererbte Schatz moralischer Reize, die sich als geeignet herausgestellt haben, zur Erhaltung der Person im Kampf ums Dasein und in der natürlichen Auslese, vielleicht die höhere Intelligenz unserer transcendentalen Wesenshälfte. Jedenfalls erhält die Pflichtnorm, wenn sie auf dem Gewissen beruht, einen relativen, von der Persönlichkeit des Thäters abhängigen Inhalt. Sie ist subjektiv, wie der Maßstab, nach welchem sie sich bestimmt. Für das Verhältnis des Trägers zu anderen ergiebt die einfache Vorstellung dessen, was ihm selbst angenehm und was unangenehm erscheint, den unfehlbaren Gradmesser seiner subjektiven Pflicht: Was du nicht willst, das man dir thu', das füge keinem andern zu. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen ist aber eine individuelle. Was wir immer als unsere Befugnis, andern gegenüber,

als unser Recht nach Maßgabe der bestehenden staatlichen Ordnung erkennen, das lehrt uns das Gebot der Pflicht auch unsern Nächsten gegenüber achten. „Handlungen, die Du für Deine Rechtsgüter gefährlich, für Deinen Frieden und für Deine Ruhe störend erachtest, solche Handlungen sollst Du auch bei Deinen Mitbürgern unterlassen." Das ist die natürliche, keiner Erklärung bedürfende Sprache der Pflicht. Schwieriger ist es festzustellen, welche Pflichten das Gewissen den einzelnen Personen in Beziehung auf solche Angelegenheiten vorschreibt, die zur Abgrenzung der Rechtsbefugnisse der einzelnen Staatsbürger nicht dienen, auch nicht auf die Persönlichkeit des Staates als solche bezogen werden können, und wo dessenungeachtet das Gewissen eine Schranke unsers Beliebens fordert. Wir denken hauptsächlich an Scham und Sittlichkeit. Hier sind die Schwankungen größer, als auf dem Gebiete des Rechts. Die Wirkung und Belebung der Instinkte, der Scham, Ansichten und Ton der Umgebung, das Maß der geselligen Bildung, Kenntnis der Gesetze, der Konvenienz: das alles bildet Faktoren, die bei der Frage, ob auch hier das Gewissen dem Thäter die verletzte Pflichtnorm vorhielt, Berücksichtigung fordern.

Die staatliche Ordnung stellt in gleicher Weise, wie die Moral, die Güter der *Unverletzlichkeit der Rechtssphäre*, *der Sicherheit und Ruhe*, *der Sittlichkeit* unter den Schutz der Pflichtnormen. Die Strafe stellt sich als Sühne für den Bruch der Rechtsordnung dar (Prinzip der Gerechtigkeit), sie bildet aber auch neben der Zwangsdurchführung des Staatswillens einen Schutz gegen zukünftige Verletzungen der staatlichen Ordnung, indem sie einerseits durch das Hervorrufen der Furcht vor dem Strafübel ein Gegengewicht gegenüber dem Beweggrund zum Verbrechen gewährt (Prinzip der Prävention), andererseits das Pflichtbewußtsein bei den Mitgliedern der Rechtsordnung schärft (Prinzip der Erziehung).

Wo immer der Staat den Übergriff in die Rechtssphäre eines andern straft, setzt er diese Strafe für eine solche Handlung fest, welche begangen ist, obgleich der Thäter wußte, daß der ihm von dem Staat gewährleistete Kreis seiner Befugnisse ihn zu dieser Handlung nicht berechtige. Die That wird an sich von ihrer moralischen Qualität losgelöst, der Zusammenhang mit der Moralpflicht ist nur insofern vorhanden, als letztere uns die Verletzung fremder Rechte im allgemeinen verbietet. Im übrigen kommt es auf die Moralität oder Immoralität an sich nicht an. Weder unterbleibt die Bestrafung, wenn der Thäter sich durch ein Moralgebot zur Vollziehung einer Handlung verpflichtet fühlt, die von ihm als formalen Rechten widerstreitend erkannt ist, noch auch wird ein unmoralischer Gebrauch von Befugnissen bestraft, die nach dem formalen Recht begründet sind.

Das bewußte Übergreifen in den Kreis fremder, dem Verletzten von der äußeren staatlichen Rechtsordnung gewährten Befugnisse: das ist der Grund der Strafe bei den eine eigentliche *Rechtsverletzung* darstellenden Strafthaten. Es folgt hieraus, daß das *Vorhandensein des verletzten Rechts* äußeres Merkmal des Delikts, das Wissen dieses Rechts dessen inneres Thatbestandsmoment bildet, daß jedes Nichtwissen und Falschwissen in Ansehung dieses Punktes das Vorhandensein des für das fragliche Vergehen gesetzlich erforderten Vorsatzes ausschließt. Davon geht auch unser Strafgesetzbuch aus. Dieser Satz erfreut sich allgemeiner Anerkennung der Kriminalisten. Man hat dies, um die goldene Regel, daß der Rechtsirrtum nicht schade, zu retten, so ausgedrückt: „*Der Irrtum über civilrechtliche Befugnisse und über Rechtssätze des Civilrechts wirke in Beziehung auf das Strafgesetz, wie ein faktischer Irrtum.* Diese Formulierung ist aber falsch. Der Rechtsirrtum dieser Gattung schließt das Vorhandensein einer strafbaren Handlung aus, weil die *Widerrechtlichkeit* ein Thatbestandsmerkmal darstellt. Er bezieht sich nicht allein auf Sätze des bürgerlichen Rechts, sondern auch auf Vorschriften des öffentlichen Rechts, in allen denjenigen Fällen wo das *bewußte* Zuwiderhandeln gegen Befugnisse öffentlicher Gewalten gealndet werden soll. Wenn der Thäter aus Civilrechtsirrtum die entwendete Sache nicht für eine fremde, sondern für seine *eigene* ansah, so liegt kein Diebstahl vor. Der Jagdberechtigte, welcher aus Rechtsirrtum die zahme, im Privateigentum stehende Feldtaube seinem Occupationsrecht unterliegend glaubte, begeht mit deren Bemächtigung keine strafbare Eigentumsverletzung. Der Beamte, welcher sich aus einem das öffentliche Recht betreffenden Irrtum für berechtigt erachtete, eine Verhaftung vorzunehmen, die objektiv unberechtigt war, begeht kein Amtsdelikt und konsequenterweise sollte (was freilich bestritten ist) kein Widerstand gegen die Staatsgewalt angenommen werden, wenn der Thäter den Beamten bezüglich der von ihm vorgenommenen Amtshandlung nicht für zuständig, die Ausübung des Amtes also für nicht rechtmäßig ansah. Das Bewußtsein der Widerrechtlichkeit ist aber nicht immer und nicht einmal regelmäßig mit dem Bewußtsein der Strafbarkeit identisch. Denn nicht alle Rechtsverletzungen, sondern nur gewisse (— die im Strafgesetzbuch aufgeführten —) sind unter Strafe gestellt. Der Thäter kann wissen, daß er wider eine rechtliche Befugnis handelt, ohne zu ahnen, daß er sich strafbar macht. Es kann aber nach unsern Darlegungen bei dem Thäter nicht auf die Kenntnis ankommen, daß der Staat die von ihm begangene Widerrechtlichkeit mit Strafe bedrohte, es genügt, daß er bewußterweise eine Widerrechtlichkeit beging.

Entsprechend ist das bei *unsittlichen* und *gefährlichen* Handlungen

zu erfordernde Bewußtsein des Thäters, daß er eine unsittliche oder gefährliche That begehe, nicht gleichwertig mit dem Wissen, daß er sich durch sein Thun strafbar mache. Ersteres Wissen ist zur Verschuldung erforderlich, die Kenntnis des Strafgesetzes selbst nicht notwendig, und jene allein unterfällt den Grundsätzen der Zurechnung einer Strafthat.

Es wird nun (zumal von Binding) behauptet, daß jede Handlung dem Thäter, auch ohne das Bewußtsein der Strafbarkeit, zugerechnet werden müsse, wenn die Handlung die Deliktsqualität an sich trägt, d. h. in den Kreis derjenigen Pflichtwidrigkeiten fällt, welche der Staat nach seiner historischen und sittlichen Bestimmung strafen dürfe. Und das ganze Gebiet der Widerrechtlichkeiten, des bürgerlichen und öffentlichen Unrechts, des unsittlichen und gefährlichen Verhaltens wird für das natürliche Deliktsgebiet reklamiert. Binding betrachtet alle diese Handlungen als durch natürliche Normen, gleichviel, ob sie geschrieben oder ungeschrieben sind, verboten, das Strafgesetz schaffe nicht die Verbotsnorm, sondern füge ihr nur die Straffestsetzung hinzu. Indem Binding hiernach zur strafrechtlichen Verschuldung das Bewußtsein der Verbotswidrigkeit erfordert, das sich etwa mit dem von uns dargelegten Bewußtsein der Widerrechtlichkeit, Unsittlichkeit und Gefährlichkeit deckt, hält er dadurch die Anforderungen für das Schuldbewußtsein eines mit Strafe zu belegenden Thäters für erschöpft. Es fragt sich aber, ob nicht als weiteres generelles Erfordernis der inneren Thatbestandsmerkmale das Bewußtsein der Strafwürdigkeit aufzustellen ist. Und dafür müssen wir uns entscheiden.

Die Binding'sche Theorie wäre richtig, wenn die Funktion des Rechts ausschließlich oder auch nur vorzugsweise in der Strafandrohung bestände, wenn jede widerrechtliche, gefährliche und unsittliche Handlung bestraft werden müßte. Die Erfahrung lehrt, daß das nicht der Fall ist, und unser Gefühl sagt uns, daß andernfalls eine unerträgliche Lage für die Staatsbürger geschaffen würde. Der Staat ist die Zwangsanstalt für das geordnete Zusammenleben der einzelnen Mitglieder einer Nation, keine Moralanstalt, und wird diesen Zwang in den Dienst der Moral nicht weiter stellen, als zu seinem eigenen Bestande und zur Erfüllung der Kulturaufgaben nötig ist. Die historische Erfahrung lehrt daher auch, daß der Staat nur solche Handlungen bestraft, die die Grundbedingungen des Zusammenlebens innerhalb seiner Rechtsgemeinschaft antasten. Die Fortbildung des Strafrechts besteht ebendeshalb in Gelegenheitsgesetzen. Der moderne Staat hat die Tendenz, immer weitere Gebiete der Moral als den Grundlagen seiner Existenz angehörig zu reklamieren, und der Staatsbürger selbst wandelt seinen Instinkt mit der veränderten Rechtsauffassung desjenigen Staates und derjenigen Gesellschaft, womit er durch tausend Bande verknüpft ist.

Einen feststehenden Inhalt hat jedoch dies instinktive Bewußtsein nicht, und im Resultat kommen wir daher darauf zurück, daß für das Gefühl, ob eine Handlung mit diesen Grundlagen im Widerspruch stehe, jeder Teilhaber einer Rechtsgemeinschaft den Gradmesser in seiner eigenen Brust trage. Eine Kenntnis des Strafgesetzes wird niemand erfordern, aber die Empfindung müssen wir, wenn anders die Strafe nicht als etwas Unverdientes, daher als ein Unrecht dem Thäter entgegentreten soll, verlangen, die Empfindung des Thäters, daß die Handlung fremdem *Recht*, der *Sittlichkeit* oder der *Sicherheit* in dem Maße widerspreche, daß sie eine kriminelle Strafe *verdiene*. Wir gelangen daher zu dem Bewußtsein der *Strafwürdigkeit* als dem Erfordernis strafrechtlicher Verschuldung.

Es giebt aber eine Klasse von strafbaren Handlungen, die sich dem von uns gewonnenen Grundsatze schwer unterordnen. In dem sogen. Polizeistrafrecht sehen wir eine Reihe von Handlungen unter Strafe gestellt, die sich nur gezwungenerweise den Rechtsverletzungen, gefährlichen und unsittlichen Handlungen zuzählen lassen. Diese polizeilichen Strafbestimmungen dienen bald allgemeinen staatlichen Zwecken (z. B. der Führung öffentlicher Register), die nur denjenigen bekannt sind, welche diese Kenntnis aus positiver Belehrung oder aus der zufälligen Erfahrung entnommen haben. Oder sie haben freilich ihre Quelle in der Fürsorge des Staats, Widerrechtlichkeiten, Unsittlichkeiten oder Gefahren zu verhüten; der Zusammenhang mit diesen Grundlagen alles Unrechts ist aber ohne Hinweis und Belehrung für den Handelnden nicht erkennbar. Oder endlich, die Strafvorschriften dienen dazu, den öffentlichen Kassen Einnahmen (Steuern, Stempel, Zölle) zu sichern, deren Berechtigung ausschließlich aus positiver Gesetzesbestimmung ihre Entstehung ableitet.

Dieses Polizeistrafrecht deckt sich aber nicht etwa mit den technisch als *Übertretungen* bezeichneten geringeren Strafthaten. Wenn letztere eine *Widerrechtlichkeit* im natürlichen Sinne (Entwendung von Eßwaren, Futterdiebstahl) enthalten oder eine *Unsittlichkeit* oder eine *Gefährlichkeit*, so gehören sie nicht zum Polizeirecht. Polizeilicher Natur in unserm Sinne sind vielmehr ohne Rücksicht auf die Höhe der angedrohten Strafe, alle diejenigen Handlungen, deren Verbotswidrigkeit wir aus unserm moralischen Pflichtbewußtsein nicht schöpfen können. Die rechtliche *Verschuldung* besteht daher allein in dem *Ungehorsam* gegen die von dem Staat geschaffene Norm, setzt also deren Kenntnis voraus. Auf den Grund dieser Norm kommt es nicht an, denn die vom Staate geschaffene positive Satzung verpflichtet uns selbst da, wo das Gewissen an sich nicht verpflichtet. Auf Grundlage des Satzes, daß es eine von dem materiellen Inhalt unabhängige Gewissensvorschrift ist, den Anordnungen der Obrigkeit Folge zu leisten,

wird die der Moral an sich fremde Norm zu einem Moralgebot erhoben. Das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit aber kann erst mit der Kenntnis der Satzung selbst in uns entstehen.

Wie verhalten sich Theorie und Praxis zu der von uns vorgetragenen Ansicht? Die Antwort kann nur eine ausweichende sein. Wir befinden uns im Stadium des Experimentierens. Für die Ungewißheit aller Rechtssätze ist nichts bezeichnender, als die Ungewißheit der hier in Betracht kommenden Rechtsnormen, die doch bestimmt sind, das Gebiet des Rechts der menschlichen Innerlichkeit gegenüber abzugrenzen. Die Praktiker fordern zwar das Bewußtsein der Normwidrigkeit, sie sind aber zugleich geneigt, das Vorhandensein dieses Bewußtseins in allen Fällen mittelst einer Vermutung, deren Widerlegung sie nicht zulassen, zu fingieren. Im Resultat kommt das dann auf eine Vereinung des Erfordernisses selbst hinaus. Das Reichsgericht ist zu einer klaren unzweideutigen und einwandsfreien Stellung diesen Fragen gegenüber noch nicht gelangt. Wir beabsichtigten nicht einen für den unmittelbaren praktischen Gebrauch bestimmten Wegweiser und Ratgeber zu verfassen, wir wollten vielmehr Nichtjuristen auf Fragen aufmerksam machen, die, wenn sie auch der wegen ihrer Trockenheit so verschrieenen Jurisprudenz angehören, dessenungeachtet für alle Gebildeten Interesse haben dürften. Wir verzichten sowohl auf die Vorführung praktischer Beispiele, wie auf eine Berichterstattung über ergangene Urteile. Aber, wenn wir hoffen dürfen, daß der eine oder andere Leser im praktischen Gebrauchsfall, als Schöffe oder Geschworner, sich unserer Darlegungen erinnerte, so wäre der Zweck dieses Aufsatzes erreicht.

Am Kindlifresser-Brunnen.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Leipzig-Gohlis.)

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Deine Mutter ist ein Schaf,
Dein Vater ist ein Buhemann,
Der die Kinder fressen kann ....
(Altes, vielfach abänderndes Ammenlied.)

Unter den zahlreichen schönen Brunnen des diesseitigen Verona, den Bärenbrunnen, den Justitiabrunnen, den Mosesbrunnen, den Schützenbrunnen, den Dudelsackpfeiferbrunnen, befindet sich auch ein Kindlifresser-Brunnen. Auf dem Kornhausplatze, neben dem Zeitglockenturme steht er,

der Popanz, der Oger, der Butzemann, der die Kinder freſſen kann; eine Schöpfung der Renaiſſance und wohl nichts weiter als ein Saturn in Schweizer Koſtüm. Ein Bübli hat er im Maule, ein paar andere Kindli hat er zur Reſerve in der Taſche, noch weiteren Vorrat in ſeinem Gürtel ſtecken. Die kommen alle dran, die werden alle gefreſſen; unten tummelt ſich die obligate gewappnete Bärenſchar. Nehmt euch in acht, Kindli, geht nicht zu nahe heran! — Wer weiß, langt einmal der Popelmann von ſeinem Poſtament herunter und frißt euch auch — verſchlingt euch wie eine Auſter, wie der Vogel Strauß die jungen Enten, welche die Mutter ſpazieren führt.

Die groteske Figur! — Juſt wie der einäugige Rieſe Polyphem, der einſt in Fauſts Auditorium erſchien und gar nicht wieder fortzubringen war. Der Doktor las eben über Homer und machte ſich das Vergnügen, ſeinen Schülern die antiken Helden perſönlich vorzuführen und ſie nebſt der ſchönen Helena nach Wittenberg zu citieren. Da ſchwebte Agamemnon in voller Rüſtung wie ein Schattenbild vorüber, da traten Hektor und Achilles, Ulyſſes und Diomedes ans Katheder, die ganze Iliade ſtellte ſich ein — zuletzt wollte der Doktor die Jungen ein bißchen zu fürchten machen, noch ein Klöpflein, und mit einem ungeheuren Satze ſprang der rieſige Cyklope durch die offene Thüre in den Hörſaal. Er hatte einen langen, zottigen, roten Bart, ein zappelndes, bereits halbverſchlungenes Kindli hing ihm eben noch mit dem einen Schenkel zum Maule heraus, und war, wie Augenzeugen verſichern, grauſam und erſchrecklich anzuſehn. Es ſtanden ihnen allen die Haare zu Berge, Fauſt lachte ſich in ſein Fäuſtchen. Das heißt, er wollte ſich ausſchütten vor Lachen. Eigentlich frißt ein Cyklope keine Kindli, ſondern Mannli, womöglich den ſchlauen Ulyſſes und ſeine Sippſchaft ſelbſt, wie der Menſchenfreſſer in der dritten Reiſe des arabiſchen Seefahrers, die mit dem neunten Buche der Odyſſee faſt wörtlich übereinſtimmt.

Auch die fünfte Reiſe Sindbads, wo er einen alten Kannibalen huckepack tragen muß und nicht los wird, bis er ihn endlich betrunken macht und erſchlägt, erinnert an die Erzählung des Odyſſeus; und endlich findet ſich die Höhle des Cyklopen mit allem Zubehör, mit den Schafen, dem Wein, den Spießen in Tauſend und eine Nacht noch ein drittes Mal, in der Geſchichte des Prinzen Seif Almuluk und der Tochter des Geiſterkönigs wieder: hier iſt es Said, der das alte Laſter blendet und umbringt.

Giebt es nicht noch einen modernen Kindlifreſſer, der ſich mit dem Berner Original vergleichen ließe? — Einen tüchtigen. Dieſer ſteinerne Kannibale könnte das Bild eines Kollegen im Thüringer Walde ſein. Juſt wie Jannickel aus Eichelborn! Der Kuhhirt, der vor hundert Jahren ein Mädchen und einen Handwerksburſchen auffraß! — Ja, liebe Kindli, in

Thüringen, im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach hat er gehaust, es ist nicht so lange her. In unserer Sommerfrische, in Berka an der Ilm, kann man die Menschengebeine und die Schädel noch frisch herumliegen sehen, frischer als in den Höhlen Siziliens; im Meran Thüringens ist die Fabel vom Werwolf wahr geworden. Davon laßt ihr euch nichts träumen, wenn ihr bei Schloß Rodberg im Walde schlaft oder von der Polka kommend Pilze sucht.

Es ist mir, als ob's gestern gewesen wäre. Gestern, Kindli, könnt mir's glauben, gestern bei dem Saft der Trauben, stellt euch mein Entsetzen für! — kam der Butzemann zu mir. Unter den Pappeln, die Goethe gepflanzt hat, an der Karl-August-Quelle kam er zu mir, ich kann's euch schriftlich geben. Las ich so von ungefähr in einer ehrwürdigen Innungslade von den Exekutionen, so allhier in Berka geschehen — von der alten Glasern, die einem neunjährigen Mädchen den Bösen Feind in einem gestrickten Handschuh zugebracht, so aber durch die damaligen Priester mit der Hilfe Gottes und fleißigem Gebet wieder von ihr getrieben worden — der Scheiterhaufen ist auf dem Bröstlingsberge, zwischen Bergern und dem Hohen Wege zum Hexenberge hinaus errichtet und hier die alte Glasern verbrannt worden am Margaretentage des Jahres 1673 — ihr Wohnhaus war über dem Wasser, nicht weit von der Kohlstatt an der Ilm, und wurde dieser Ort, wo die Hexe gewohnet, hernach von denen Leuten die Drachenburg zugenennet . . . Jesus Maria und Joseph, da kam er angewackelt, der Kindlisresser, der Junge-Leutefresser. „Im Jahre des Herrn 1772 den 3. April," so lautete es wörtlich, „ist Johann Nikolaus Goldschmidt" — daß das Ungeheuer auch gerade Goldschmidt geheißen hat — „also Goldschmidt, ein Kühhirt aus Eichelborn ist 1772 allhier in Berka zur gefänglichen Haft gebracht worden, weil er einem Mädchen von elf Jahren, einzige Tochter einer Witfrau zu Eichelborn, in seinem Hause die Kehle abgeschnitten und mit dem Beile vollends totgeschlagen, den Körper entkleidet und in lauter Kochstücke zerhackt, sich auch ein Stück davon gekocht und gegessen. Selbiger hat im Verhör gestanden, wie er auch einen Handwerksburschen auf dem Felde erschlagen, ins Holz geschleppt und des Abends in einer Berre Holz stückweise nach Hause getragen. Es wurde ihm nach eingeholtem Urteil das Rad zuerkannt, welches auch den 24. Juli 1772 unter Zuschauung vieler tausend Menschen an ihm vollzogen worden. Gott behüte alle und jede Christen vor bösen Thaten, damit sie nicht den gleichen Lohn bekommen"! —

Ja, meldet eine alte Chronik des Städtchens über das seltsame Vorkommnis, „in eben diesem Jahre (1772) erlebten wir ein sehr trauriges Exempel. Hannickel Goldschmidt, der in Eichelborn Hutmann war, erschlug

an einem Bußtag einen Handwerksburſchen, als er ihm auf dem Felde begegnete, teilte ihn und nahm jeden Tag bei dem Eintreiben des Viehs ein Stück davon in einer Welle Holz mit ſich nach Hauſe, welches er kochte und davon aß. Da es aber zu riechen begann, fütterte er damit ſeinen Hund, ſchlachtete alsdann denſelben und fraß ihn auch. Einige Zeit darauf bekommt er Appetit nach jungem Menſchenfleiſch; er wählte alſo, ſeinen grauſamen Hunger zu ſtillen, ein artig Kind, wie er mir ſelbſt geſagt, daß er vor anderen dieſes (10—11jährige) Mägdlein immer lieb gehabt hätte. Dieſes locket er, indem es aus der Schule geht, zu ſich, zeigt ihm unter anderem auch ſeine Stubenuhr, und indem das Mägdlein darnach ſieht, nimmt er es bei den Haaren und ſchneidet ihm den Hals entzwei, ſchlachtet es hierauf ordentlich aus, wie ein Fleiſcher ſein Fleiſch in Stücke haut, und nachdem er dieſe ſchreckliche That verrichtet, ſo kocht er davon und ißt. Allein wie konnte die Rache Gottes hierzu ſtillſchweigen? Das Mägdlein wurde geſucht, aber nicht gefunden. Endlich ſieht eine ihm gegenüberwohnende Bauersfrau, daß ſich Goldſchmidt unter (während) der Kirche gar ſehr beſchäftigt und immer etwas verdeckt aus ſeinem Hauſe in einen daran liegenden Keller trägt, dabei ſie auch gewahr wird, wie ein Zipfel von des ermordeten Mägdleins Rock unter dem ſeinigen hervorguckt; da ſie denn ſolches anzeigt, worauf der Mörder ſogleich eingeſetzt wurde. Man fand nun das zerhackte Mägdlein, welches in einem Sacke hiehergebracht wurde, und ſahe es faſt nicht für Menſchenfleiſch an, ſo reinlich und kochſtückenartig hatte es der Mörder zerhackt. Der Mörder geſtand bald ſeine böſen Thaten und wurde darauf lebendig von unten hinauf gerädert."

An den Menſchenfreſſer von Berka! — Wenn es im Jahre 1772 ſchon Poſtkarten gegeben hätte, wäre vielleicht ſo eine gekommen. In Wien ſchreiben ſie ſolche Karten; vor kurzem (1891) verklagte die Bedienerin Fanny Strobl das Dienſtmädchen Marie Wirzer, weil beſagte Wirzer eine offene Korreſpondenzkarte nach der andern an die Menſchenfreſſerin Fanny Strobl, an die Trud Fanny Strobl, an die Hexe Fanny Strobl adreſſierte. Eine dieſer Karten lautete wörtlich: „Du Blutſaugerin, Du haſt mich ſchon ganz ausgeſogen, ich habe nichts mehr als die Haut; jede Nacht fährſt Du durch den Rauchfang!" — Die Schreiberin dieſer Karten erzählte nun in der Verhandlung dem Richter, daß die Privatklägerin ihr keine Ruhe laſſe, ſie von jedem Dienſtplatze wegbringe und ſie ſelbſt während der Nacht beſuche. Richter: „Während der Nacht? Erklären Sie ſich doch deutlicher." — Angeklagte: „So eine Trud kommt wie ein Wind über die Menſchen und betäubt ſie. Wenn der Menſch zu ſich kommen und ausrufen kann: „Jeſus, Maria und Joſeph!" dann läßt ſie nach. Die Frau (mit dem Finger auf die Privatklägerin weiſend) iſt eine ſolche Trud.

Sie vertreibt mich aus jedem Posten, so daß ich nirgends länger als drei Wochen bleiben kann. Gegen 12 Uhr, wenn ich im Bette liege, kommt sie unter dem Bette hervor, setzt sich auf mich und saugt mir das Blut aus! Ich bin schon so matt, daß ich gar nicht mehr arbeiten kann. Früher war ich stark und gesund, jetzt bin ich ganz mager, weil sie mir schon alles Blut ausgesogen hat!" Eine Stimme aus dem Zuschauerraume: „Dös is auch wahr! Sie soll ihr a Ruh lassen. I hab' selber g'sehn, daß s' auf der Brust an ganz roten Fleck g'habt hat und am Arm is sie so zerbissen, daß man urndtli' die Zähn' sicht!" Es war eine Frau, die dies ausrief.

Also wollen wir's jetzt nachholen und am Kindlifresserbrunnen eine Postkarte nach Berka ablassen — nach Berka, wo nach der unmaßgeblichen Meinung eines jungen böhmischen Kurgastes, des talentvollen Freiherrn von Prochaska alle sieben Todsünden im Schwange gehn. Ja, wer soll denn die Karte schreiben? Ich? Oder Du? Ein anderer Christenmensch? Wer soll sie schreiben, wer darf sie schreiben? Welcher ist unter euch ohne Sünde? —

Wer kann mit Gewißheit behaupten, daß er in seinem Leben noch nie vom Menschen gegessen habe? — Von den Verfälschungen des Fleisches, durch die einer gelegentlich ohne seine Schuld zum Menschenfresser werden kann, will ich gar nicht reden. In Europa laufen bisweilen Schauermären von Fleischern, die Menschen verwursten, um — diese Anklage ist alt; schon in Tausend und eine Nacht wird der vierte Bruder des Barbiers, ein Metzger beschuldigt, Menschenfleisch für Schaffleisch zu verschleißen. Wie schon manche Katze für einen Hasen, manche Hammelkeule für eine Rehkeule gegessen worden ist, so würde man den Menschen, wenn er gerade vorgesetzt würde, nicht gleich riechen. Selbst die Götter sind ja ihrerzeit auf den Leim gegangen, als ihnen Tantalus Plops mit saurem Rahm austischte, wenigstens Demeter, die ruhig das eine Schulterblatt abknaupelte, ließ sich täuschen; der Meder Harpagus, der von Astyages so furchtbar gestraft und an der königlichen Tafel mit seinem eigenen gebratenen Sohne bewirtet ward, meinte auf eine diesbezügliche Frage, es schmecke prachtvoll. Ebenso Thyestes, dessen Mahlzeit sprichwörtlich und für die christlichen Liebesmähler vorbildlich geworden ist; erst als die Köpfe, die Ärmchen und die Beinchen hereingebracht und dem Vater hingeworfen wurden, merkte er den Braten, wie man zu sagen pflegt: er fluchte dem Hause des Tantalus, und Helios blickte weg. Aber solche betrügerische Manipulationen, solche verhängnisvolle Irrtümer, denen sogar ein armer Vater zum Opfer fällt, meine ich hier nicht.

Ich meine was in der Urzeit wirklich als Sitte bestanden hat und noch gegenwärtig in Rudimenten fortlebt. Unsere Väter waren Kindlifresser wie der am Berner Brunnen — die Arier, die Semiten waren es — die Australier, die Bewohner der Markesas- und der Marshallinseln sind's, so-

weit man den Berichten trauen darf, geweſen, ſind es heute noch — die Tötung und die Verſpeiſung der Brut ſcheint eine ziemlich allgemeine Maßregel der Naturvölker zu ſein, wie es die vieler Tiere iſt. Sichten wir einmal unſere Freunde, die guten alten Griechen, wie der Herr das Haus Israel mit einem Siebe ſichten laſſen will; da der Berner Kindlifreſſer eine Renaiſſance des alten Kronos-Saturnus ſein ſoll, liegen ſie uns am nächſten. Dem Publikum eines Äſchylus flößte der Gedanke, daß ein Vater die eignen Kinder auffreſſen könne, Grauen ein, ſelbſt wo es wie bei Thyeſtes unwiſſentlich geſchah; ſo vollſtändig war den damaligen Griechen der Inſtinkt des Gottes abhanden gekommen, von dem die Sage ging, daß er alle ſeine Kinder gleich nach der Geburt verſchlungen habe. In ihren Märchen wird der Menſchheit ein Spiegel vorgehalten, in ihnen erblickt ſie ſich ſelbſt, wie ſie einſt geweſen iſt; und die Mythen ſind Märchen, die von den verewigten, in Himmelsferne gerückten Ahnen eines Volks erzählen. So iſt Kronos in Griechenland der göttliche Repräſentant eines vorhelleniſchen Volkstums, das von Zeus verdrängt wird. Den Zeus, den jüngſten Sohn, hat die Mutter gerettet, indem ſie den Vater täuſchte und ihm ſtatt des Säuglings einen Stein in Windeln vorhielt; dieſen Stein, den Kronos nachmals gleich ſeinen übrigen Raugen wieder von ſich geben mußte, einen Fetiſch des Zeus, ſah Pauſanias in Delphi. Das iſt ganz und gar die Art der Katzen und der Hunde, auch hier pflegt der Vater die Kinder aufzufreſſen, damit die Mutter recht bald wieder brünſtig werde, auch hier ſchützt die Mutter ihr Geheck vor dem blutdürſtigen Vater, wenn ſie auch nicht dieſelbe Liſt braucht wie eine Rhea. Auch die Schweine freſſen ihre Jungen. Beiläufig ſind gerade diejenigen Vögel, die man am häufigſten der Liebloſigkeit zeiht, die Rabenväter gegen ihre Jungen gar nicht grauſam. Kronos war dagegen ein Rabenvater, wie er im Buche ſteht, der Typus einer Zeit, in welcher die Sonne ihr Antlitz noch nicht abwandte und ihr Wagen noch nicht entgleiſte, wenn ein Vater ſeine Kindli fraß. Das ereignete ſich erſt ſpäter in der Ära Zeus, in dieſer wäre Kronos ein Unmenſch geweſen, wenn er nicht ein Gott geweſen wäre.

Dieſelbe Entwickelung haben alle Kulturvölker durchgemacht, alle haben ſie Märchen, wo die Wölfe die Rotkäppchen und die alten Hexen die Hänſel und Gretel freſſen, wenigſtens freſſen wollen, indem man bei uns die Märchen nicht den Erwachſenen, ſondern den Kindern zu erzählen pflegt. Im Orient ſteckt man dem Cyklopen einen ganzen Mann, im Abendlande nur ein zappelndes Kind ins Maul. Man muß ſich vorſtellen, daß Kannibalismus, Kindertötung und Kinderfreſſerei für die Erinnerung in eins zuſammengefloſſen ſind und daß alle drei Formen der Anthropophagie einerſeits durch religiöſe Riten, anderſeits durch die Gewohnheit wacherhalten werden: geliebte Perſonen vor Liebe aufzufreſſen. Eine junge Frau erzählt des Mor-

gens ihrem Manne, während ſie ſich die Strümpfe anzieht, einen ſonderbaren Traum. Sie habe zu Mittag kochen wollen und nicht gewußt was. Alles mögliche habe ſie vorgeſchlagen, Maccaroni, Leipziger Allerlei, Hammelfleiſch, Schweinsknöchelchen mit Klößen und Meerrettig — er aber beharrlich dazu geſchwiegen. Endlich habe ihr nichts mehr einfallen wollen, jetzt weiß ich wirklich nichts mehr, habe ſie geſagt; „doch warte, da denke ich eben dran, ich habe oben auf dem Boden eine Großmutter im Salz liegen; ſie wird aber noch zäh ſein.“ Wie viele alte Großmütter haben wir im Salze!

Die hohe Kultur ſcheint die Inſtinkte, die unnennbaren Begierden der Urzeit wiederzubeleben, ſie bringt in ihren großen Städten neue Kindlifreſſer hervor und Reſte der alten ans Tageslicht. Die junge Frau macht's noch beſſer, das Kindli frißt die Großmutter auf! — was auch nicht ganz unerhört iſt, wie Lippert in ſeiner Kulturgeſchichte zeigt (I, 234). Man erinnert ſich an die Schiffbrüchigen der „Thekla“ und an den neuſeeländiſchen Fluch: Grabe deines Vaters Gebeine aus zur Suppe! Schmore deinen Großvater und ſeine Hirnſchale ſei dein Imbiß! —

Favete Linguis. Ich will nur noch auf die Pariſer Kindlifreſſer kommen. Am Bohnenkönigsfeſte wird bekanntlich ein Kuchen mit einer Bohne drin gebacken, der Kuchen ausgeteilt und wer die Bohne erwiſcht, gekrönt. In Deutſchland herrſcht dieſe Sitte auch, und hier in Leipzig giebt es etwas ähnliches bei der ſogenannten Brautſchokolade oder dem Bohnenkaffee: da wird eine Kaffeebohne oder eine gewöhnliche weiße Bohne in den Kuchen hineingebacken und die Dame, welche die Bohne findet, iſt die nächſte Braut. Der Bohnenkönig behält ſeine Würde bis zum nächſten Jahre, wo er dann das Feſt geben und einen neuen Kuchen backen laſſen muß; dabei wird natürlich Sekt und Burgunder nicht geſpart. Man beſteigt den Thron nicht für die Langeweile, die Sache iſt etwas koſtſpielig, und deshalb kommt es wohl vor, daß der glückliche Finder Bohne und Anwartſchaft verſchluckt. Um dieſe Hinterziehung zu verhüten, haben die Franzoſen anſtatt der Bohne ein Püppchen von Porzellan, einen ſogenannten Bébé eingeführt. Umſonſt, auch das Baby verſchwindet mitunter ſpurlos, wie ein Tropfen im Weltmeer, von dem er ſich nie getrennt hat. Das Kindli wird gefreſſen.

Aus dem Gymnasiarchat.

Beobachtungen und Vorschläge von Ludwig Frank.
(Konnenweier i. Baden.)

I.

Die Schülerverbindungen.

In einem kürzlich erschienenen Buche erzählt Beauval „Memoiren eines Corpspennälers". — Wehmütig-behaglich versetzt er sich zurück in die Tage seiner Schülerzeit, hängt den Mitgliedern der geheimen Gymnasiastenverbindung „Brunsviga" ein romantisches Mäntelchen um, umgiebt selbst die verdorbenen und verkommenen Gymnasiastengesichter, die uns aus manchen Seiten des Werkchens entgegengrinsen, mit einem Heiligenschein, — kurz, stellt uns die Pennälerverbindungen als höchst unschuldige, unschädliche, ja liebenswürdige Jugendeselei dar. —

Der preußische Kultusminister hingegen bestimmt, die erwischten Teilnehmer an einer geheimen Gymnasiastenvereinigung sollen aus ihrer Anstalt ausgewiesen, an keiner andern des Königreichs mehr angenommen werden, d. h. er bedroht sie mit der vollständigen Vernichtung ihrer Existenz: er betrachtet die „Corpspennäler" als Verbrecher. —

Hat Beauval recht? — Hat der Kultusminister recht? Oder keiner von beiden? Sehen wir:

Warum entstehen Schülerverbindungen? — Den Gymnasiasten bis zu den obersten Klassen ist der Wirtshausbesuch ganz oder beinahe ganz untersagt. Die sechzehnjährigen Handlungslehrlinge können ihre Schoppen trinken, wo und wann sie wollen. — „Was haben diese vor uns voraus?" fragen sich die Primaner. „Erstens, daß sie vier Jahre jünger sind, als wir; zweitens, daß sie in Untertertia sitzen geblieben und dann ausgetreten sind. Kommt daher ihre Reise?" — Es gährt in den jungen Köpfen. An einem freien Nachmittag ruft irgend Einer, dessen Bruder Burschenschafter oder Corpsstudent ist, fünf Gleichgesinnte auf seine Bude, verschließt sorgfältig die Thür, verhängt die Fenster und fordert nach einer erzürnten Philippika gegen die Tyrannei der Lehrer, nach begeistertem Appell an Freiheits- und Ehrgefühl auf zur Gründung einer — Burschenschaft. In unsern Gymnasiasten — zu ihrer Ehre sei's gesagt — steckt noch immer ein gesunder Kern. Wer einmal gesehen hat, wie die bloßen Worte Freiheit, Recht, Ehre, Vaterland sie entflammen können, denkt unwillkürlich an die halbvergessenen Sänger des „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus". — Die Gründer reichen einander die Hände in feierlichem Schwur, nie von

einander zu lassen, das Geheimnis ihres Bundes streng zu wahren, — stets für Freiheit und Ehre (!) einzutreten. Das Wirtshausverbot ist die Mutter, der Trieb, studentische Sitten nachzuahmen, der Vater des jetzt geborenen illegalen Kindes „Burschenschaft Germania". Daß man dem Kinde seine Herkunft am Gesichte ablesen kann, dafür sorgen die Statuten der „Burschenschaft", ein wunderliches Gemisch von halbgekanntem studentischem Formelwesen, schülerhaften Trotz- und Widerspruchsthesen und jugendlichen Schwärmgeistereien.

Bezeichnend ist § 1: Zweck der Verbindung. Der Wahrheit gemäß müßte als dieser Zweck angegeben sein: „gemeinsam heimlich Bier zu trinken, sowie farbige Bänder und Mützen zu tragen". Statt dessen lautet der Paragraph überall: „Zur Pflege treuer, aufrichtiger Freundschaft ꝛc. ꝛc." — Den Bundesbrüdern ist es, im Gegensatz zu vielen studentischen Verbindungen, mit der Freundschaft wirklich ernst. In der süddeutschen Universitätsstadt Fr. wurde eine Gymnasiastenverbindung entdeckt. Dem Senior, einer armen Witwe Sohn, drohte die Ausweisung. Da erboten sich acht seiner Kommilitonen, für ihn die Strafe zu tragen. — Im übrigen ist es rührend, wie ernsthaft die Leutchen sich bemühen, den Couleurstudenten zu kopieren, und ihn ohne Wissen karrikieren. Wie gewissenhaft berufen sie ihre A. C. (allgemeinen Konvente), ihre B. C. (Burschenkonvente), ihre F. C. (Fuchsenkonvente), ihre C. C. (Chargiertenkonvente)! Wie sorgfältig wird der „Cirkel" in alle Bücher, auf die unvermeidlichen langen Rauchpfeifen, selbst auf die Fingernägel gemalt! — Sie haben gehört, daß die Studenten Kartelle schließen. „Das können wir auch!" So werden oft zwischen den Verbindungen von fünf bis sechs Gymnasien Kartelle geschlossen mit häufig wiederkehrenden Kartelltagen, — um zu panken? Nein, das wäre zu gefährlich —, um Bier zu trinken, oder, wie dies offiziell ausgedrückt wird: „um treue Freundschaft zu schließen und begießen". — Vor einiger Zeit hörte ich sogar, es solle in nächster Zeit ein „allgemeiner Delegiertentag der deutschen Pennälerverbindungen" stattfinden. Warum denn nicht? — Man wird dort ebenso schöne Reden halten, wie auf allerlei andern „Tagen" (auch wenn der Regierungsvertreter fehlt), und das ist wenn nicht der einzige Zweck, so doch das alleinige Resultat.

„Beauval hat doch recht," wird jetzt mancher Leser sagen. „Was ist das mehr, als unschuldige Spielerei? Sie trinken heimlich einen Schoppen und legen Bänder dazu an, und wenn in der Geschichtsstunde der Namen „Germania" genannt wird, stoßen sie sich unter den Bänken mit den Füßen voll kindlicher Freude, etwas zu wissen, was dem Lehrer unbekannt ist." — Gut, die Sache ist vielleicht unschuldig, ob aber auch unschädlich?

Zu Chargierten werden in der Regel die stärksten Trinker gewählt;

der Ehrgeiz des geringsten Füchsleins geht aber dahin, einst dieser Ehre wert befunden zu werden: deshalb wird das Trinken ein Sport, dessen Wirkung an vielen dieser in voller Entwicklung begriffenen jungen Leute leicht erkennbar ist: aufgedunsene, verfettete Körper, verfuselte, geistiger Arbeit unfähige Gehirne. —

Dazu kommt, daß die Nachahmung des studentischen Fatzkentums Geld, sehr viel Geld erfordert. Nun werden aber gerade arme Schüler leicht durch die lockenden Paragraphen von treuer, aufopfernder Freundschaft angezogen; sie stürzen sich in Schulden und verkommen zu Dutzenden.

Von Übel ist ferner, daß das Phrasentum in bedenklicher Weise gepflegt wird, womit es doch noch Zeit hätte bis zur Hochschule.

Endlich werden die Couleurpennäler mit Notwendigkeit systematische Lügner: sie belügen ihre Lehrer, ihre Eltern, sich selbst. Sich selbst, denn ein Paragraph ihrer Statuten lautet: „Wird ein Mitglied auf Ehrenwort gefragt, ob es einer Pennälerverbindung angehöre, so ist in eben dem Augenblick die Vereinigung aufgelöst, — er kann also mit gutem Gewissen „Nein" antworten. Das sind spitzfindige Sophistereien. Vieles sei der Jugend nachgesehen; nur benehmt ihr die Verlockung zur Lüge; denn diese ist die jede gesunde Regung überwuchernde und erstickende Giftpflanze. — Welche weiteren Folgen für das Universitätsstudium und die spätere Beamtenlaufbahn sich hieraus ergeben, möge nur angedeutet bleiben. —

Wie aber dem Übel abhelfen? — Durch Gewaltakte, wie sie der Kultusminister vorschlägt? — Wie wenig kennt er den Charakter des Gymnasiasten! Maßregelungen werden den Couleurpennälern nur die Märtyrerkronen auf die jungen Häupter drücken und die Pennälerverbindungen verdreifachen. Nein! Man beseitige einfach die Vorbedingung zur Entstehung der Verbindungen, das ist das absolute Wirtshausverbot, und lenke den Nachahmungstrieb der Gymnasiasten in vernünftige Bahnen.

Man ermächtige, ja man veranlasse die Schüler der oberen Klassen zur Gründung von Vereinen mit praktischem Zweck, etwa zu wöchentlichen Zusammenkünften mit litterarischen Vorträgen und Diskussion. Damit würde den geheimen Verbindungen der Boden entzogen und der Affentrieb, mit dem man einmal bei menschlichen Dingen rechnen muß, befriedigt. In einem litterarischen Verein geht andrerseits die Chargiertenwahl von ganz andren Gesichtspunkten aus, als in einem Geheimsaufbund; deshalb werden sich die jungen Leute auch auf andrem Gebiete, als dort, nämlich auf dem des Wissens, sich auszuzeichnen suchen. — Auch wird der Gymnasialunterricht durch die Pflege des freien Vortrags ergänzt werden. — Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß viele unsrer „Gymnasiarchen" die schönsten Werke der Litteratur nur als grammatikalische Übungsbücher betrachten und

dadurch Homer und Sophokles, Horaz und Thukydides, ſelbſt Leſſing und Goethe den Schülern oft für immer ungenießbar machen. Vielleicht hätte etwas mehr Selbſtändigkeit die Wirkung, in unſern Gymnaſiaſten das beinahe erſtorbene Intereſſe für das deutſche Schrifttum neu zu wecken, damit unſere Autoren nicht mehr einzig für die Frauen- und Mädchenwelt arbeiten müſſen, nicht mehr einzig nach weiblichem Geſchmacke ſich zu richten haben. —

Will man hingegen durchaus fortfahren, die Gymnaſiaſten bis zur Univerſität als Wickelkinder zu behandeln, jeden Gehverſuch mit der Peitſche zu beſtrafen, ſo erſcheint nur das Eine merkwürdig, wie nach Erlangung des Reifezeugniſſes der Schüler über Nacht geradezu zum vollberechtigten Staatsbürger werden kann, zu einem Politiker, auf deſſen Meinung gerade hochgeſtellte Herren Wert legen oder wenigſtens Wert zu legen ſich ſtellen. —

II.

Vom Turnen.

Betrachtet die Gymnaſiaſten! — Zu zwei Dritteln ſind es engbrüſtige, hochaufgeſchoſſene Jungen. — Wie oft ſchon wurde durch Ärzte darauf hingewieſen, daß Turnen in einer geſchloſſenen Halle nur die Muskeln ſtärke, hingegen auf die für Sitzmenſchen ſo nötige Ausweitung der Bruſt beinahe keinen Einfluß übe! — An jedem Gymnaſium wäre es möglich, während des Sommers die Leibesübungen im Freien vorzunehmen. —

Trotzdem — wo geſchieht es? Beinahe nirgends. Warum nicht? Weil es ſo einfach und vernünftig wäre.

III.

Das Gymnaſium und die deutſche Litteratur.

Die Litteratur nach Goethe exiſtiert für den deutſchen Unterricht nicht. — So iſt es leicht erklärlich, wie ein Staatsanwalt, der über moderne Schriftwerke zu Gericht ſitzt, von einem gewiſſen Friedrich Hebbel keine Ahnung hat. — „Aber wir haben ja kaum Zeit, die Werke der Goetheſchen Blüteperiode durchzunehmen," greinen die Philologen. „Gemach, meine Herren, das iſt nicht wahr! — Da wird in badiſchen Gymnaſien (jedenfalls auch anderwärts) beinahe ein ganzes Jahr zur Lektüre des Nibelungenliedes verwendet. — Rechtfertigt wirklich der Wert dieſes warmblütigen, aber holperigen Gedichts einen ſolchen Zeitaufwand? — Ihr antwortet ſelbſtverſtändlich mit einem erheuchelten „ja" und findet nebenbei in der deutſchen Stunde Gelegenheit, den ſchrecklichen Jüngſtdeutſchen eins zu verſetzen (geleſen habt ihr ſie natürlich nie). — Auf eine Änderung hoffe ich nicht; wozu hat der Deutſche ſeine Zipfelkappe?

Spaniens Nationaldichter Don José Zorrilla.

Von Johannes Faſtenrath.
(Köln.)

Der unnachahmliche ſpaniſche Dichter, der ſich in Harmonieen berauſcht und eine niegekannte Fülle des Wohllauts über die ſpaniſche Poeſie ergoſſen, der, groß in jeder Dichtungsart, ganz Spanien durch ſein beſchreibendes Talent, durch ſeine Natürlichkeit, durch die Flüſſigkeit ſeiner Strophen, durch ſeine Anmut im Ausdruck, durch ſeine Phantaſie und ſeine Beherrſchung der Form, durch ſeine Kraft, durch ſein lebhaftes Kolorit und den Reichtum ſeiner Reime, durch den wunderbaren Klang und die Macht ſeiner Stimme bezauberte und von jedem Spanier als der treueſte Vertreter des nationalen Genius, als der am meiſten ſpaniſche Dichter aller Zeiten geliebt und bewundert wurde, als der Sänger von Legenden und von Thaten, deren Ruhm ſelbſt die Helden der Ilias in Schatten ſtellen, José Zorrilla iſt in Madrid in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar entſchlafen und hat das Geheimnis ſeiner Meiſterſchaft mit ins Grab genommen. Er hätte ſo gerne von der Torre de la Vela in ſeinem teuern Granada den Sprung in die Ewigkeit gethan, er hätte ſo gern gehabt, daß ſein geliebter Luis Seco de Lucena, der granadabegeiſterte Redakteur des „Defenſor", durch deſſen Bemühungen er im Palaſte Karls V. in der Stadt der Alhambra feierlich zum Dichter gekrönt worden, ihn auch ins Leichentuch hülle. Das Schickſal hat es anders beſchloſſen: er ſollte die Stadt ſeiner ſchönſten Dichterträume nicht mehr ſehen, die Stadt, deren Erinnerung ihn immer erfriſchte und in ſeinem Gram noch beglückte und in deren Anblick verſunken er freudig ſterben wollte. Ach, keine Flügel trugen ihn zu den Gipfeln, wo unterm Schnee die friſche Knoſpe blüht und wo den Felſen Myrthe und Orange krönen. Aber aus Granada ſandten ihm die Arbeiter, die bei ſeiner Dichterkrönung einen Kranz zu ſeinen Füßen gelegt, weinend den letzten Gruß. Und er ſelbſt, als hätte er Abſchied nehmen wollen von den ſchönſten Städten ſeines Vaterlandes, beſang noch in den letzten Jahren Sevilla und Alicante. Jetzt wiederholen die Granadiner mit Schmerzen das Lebewohl, das er an ſeinem Krönungstage der Stadt zurief, deren Mauer ein Liebesbett, deren vega einem farbengeſtickten mauriſchen Shawl gleicht und deren Türme Palmen ſind, an denen der reiche Shawl hängt. Damals ſang der greiſe Dichter:

Gott zählte meine Stunden: ſchon fühl' ich um mich wehen
Des Todes Hauch, bereitet muß ſchon das Grab ich ſehen,
Sehn wie das Alter zitternd die Kräfte mir zerſtört.

Sein ungewiſſes Dunkel läßt meinen Geiſt vergehen,
Geöffnet ſeh' die Pforte der Ewigkeit ich ſtehen,
Und jetzt zum letzten Male ihr meine Stimme hört.

Leb' wohl, o Stadt, du heil'ge, der tönte meine Laute!
Lebt wohl, ihr Dörfer alle, die kamt zu hören mich;
Lebt wohl, ihr tapfern Söhne, die ſtolz Granada ſchaute;
Lebt wohl, ihr frohen Töchter, Granada, o du traute!
Der aus dem Nichts gekommen, zum Nichts kehrt der Ergraute.
Es geht, daß Gott mich richte, mein altes Lied und ich.

Mit welcher Freude habe ich im Auftrage des Liceo de Granada die deutſchen Dichter eingeladen, an der Krönung Zorrillas huldigend teilzunehmen und die Stadt mit dem blauen Himmel und der herrlichen vega zu ſchauen, die ſo oft den großen Sänger begeiſtert! Heute aber, da die Leyer gebrochen, an der jede Saite zum Ruhm des Vaterlandes klang, tönt durch ganz Spanien der Ruf: „Mögen alle unſere Kanonen widerhallen, alle unſere Glocken ertönen, alle Fahnen den Flor der Trauer tragen, mögen alle unſere Dichter endloſe Klagen ſingen, mögen die Blumen unſerer Fluren auf ſeinen Leib und die Segnungen unſerer Lippen auf ſein Gedächtnis fallen!“

Mögen Blumen auf das Grab des Dichters auch die Strophen ſein, die er ſeinem Granada gewidmet, die heute nicht nur jeder Granadiner, ſondern jeder Spanier ſingt und die in deutſchem Klange lauten:

Wer Granada nicht geſehen,
Dich, die ruht auf Roſen immer;
Wer geſehn nicht deinen Schimmer,
Kennet Licht und Freude nicht.
Wer in deinen Prachtmoſcheen
Kniet' und wohnt' in deiner Feſte,
Hat beſucht ſchon die Paläſte
Voll von Edens Zauberlicht.

Als des Paradieſes Garten
Biſt du Schönſte mir erſchienen,
Den mit Händen von Jasminen
Eine Himmelshuri pflegt.
Wonnen uns bei dir erwarten,
Im Gebirg vor deinen Thoren
Wird der holde Tag geboren,
Glut für dich die Sonne hegt.

Vöglein, die in ihrem Singen
Und im Klagen nie verſtummen,
Trillern zu der Bienen Summen,
Die bereiten Honigſeim,
Und es ruhn die müden Schwingen
Schwalben aus in deinen Weiden,
Wenn von dir ſie wieder ſcheiden
In ihr afrikaniſch Heim.

O Alhambra, goldne Zierde,
Räucherfaß der Sultaninnen!
Die arab'ſchen Fenſter drinnen
Sind des goldnen Lichtes Thor.
Und es legt ſich voll Begierde
Dir der Orient zu Füßen,
Andaluſien muß dich grüßen,
Nennt dich ſein in ſtolzem Chor!

Zwiſchen Lilien ſchlecht verhüllet
Sendet dir Generaliſe,
Nur von Lieb' für dich erfüllet,
Durch die Lüfte ſüßen Kuß,
Wie ihn die Undine ſendet,
Wie wenn's aus dem Kahn ſie rieſe,
Fliehend noch zu dem gewendet,
Der am Ufer bleiben muß.

Er iſt hoch, ſo daß ich glaube,
Daß er auf den Hügel ſchnelle
Sich emporſchwang wie die Taube,
Die von der Cypreſſe fliegt;
Aber wenn das Aug' erkennet,
Daß er ſich von dort nicht trennet,
Scheint er ihm gleich der Gazelle,
Die in einem Saatfeld liegt.

Die durchdroch'nen Periſtyle,
Die Gemächer, die von Golde,
Und die Gärten, drinnen holde
Lüfte wehen lebensfriſch,
Dienen Sylphen zum Aſyle,
Die, ſich wiegend dort auf Roſen,
Frei und froh ihr Liebeskoſen
Singen göttlichzauberiſch.

Labyrinth, der Luſt zum Preiſe,
Drin die Freude lächelt heiter,
Du biſt eine Himmelsleiter,
Biſt des Paradieſes Thor.
Liebe ſchrieb in deinem Kreiſe
Ihre göttliche Hiſtorie,
Huris in des Himmels Glorie
Tragen ſie den Frommen vor.

Laßt mich euch ſingen von der Mauren Eden
Und von dem Zauberſchloſſe der Alhmare,
Und laßt mich von dem Labyrinth euch reden
Der blüh'nden Gärten und der Alcazare:
Sie haben es gefärbt in blut'gen Fehden,
Doch ſtrahlt die Liebe drin, die wunderbare,
Daß ſelbſt der wild'ſten Blume Duft verliehen,
Das Kleinſte voll der ſchönſten Poeſieen!

Ihr ſollt von Perlenmuſchel Bogen ſehen,
Darüber balſamduft'ge Gärten ſchweben
Mit Cedern, die bei Sykomoren ſtehen,
Und Tannen, von der Palmen Zier umgeben;
Indeſſen Düfte von Platanen wehen,
Seht duftlos ihr die Pappel dicht daneben;
Die Aloe ſchaut ihr zwiſchen Roſenzweigen
Und blühende Limonen zwiſchen Feigen.

Für dieſer Purpurroſen holdes Prangen
Würd' ſeine gern Alexandria reichen;
Vor dieſen Mädchen mit den braunen Wangen
Muß ſelbſt Circaſſiens Frauenſchöne weichen,
Und neidiſch möchte Cyperns Flur verlangen
Nach dieſem Saft der Reben ohnegleichen,
Nach dieſer Wälder Friſche ſelbſt Auſonien,
Nach dieſer Gärten Krone Babylonien.

Granada, die geküßt vom Sonnenſtrahle,
Des Boabdil Geliebte, Hain der Haine,
Der unter Schnee erblühet, Nardenſchale,
Der Tauben Neſt, der herrlichſte der Steine,
Der ohne Licht glänzt wunderrein im Saale,
Du Eden zwiſchen Felſen, Einzigeine,
Du Schein der Hoffnung, goldner Traum des Mohren,
Der ihn beglückt noch als er dich verloren!

Hier bin ich: da zu dir mein Aug' ich richte,
Entblöß' mein Haupt ich, da ich dich jetzt nenne.
O ſieh' mich knie'n vor deinem Angeſichte,
Da ich in Andachtsglut für dich entbrenne.
Als der Verehrung Zoll nimm die Gedichte,
Wenn deine Größe ſie für wert erkenne.
Granada, du die Schönſte von den Schönen,
Schenk' einen Blick mir bei des Liedes Tönen!

Und Gott gefall' es, daß mein liebend Singen
Mög' über Bergeshöh'n und über Meere
Des Windes Säuſeln zur Alhambra bringen,
Daß ſchöner'n Klang er meinem Lied beſchere,
Und möcht' es deinen Beifall ſich erringen,
Daß deine Huld mir einen Lohn gewähre:
Du meiner Liebe Blume, laß beim Sterben
Mich unter deinen Blumen Grab erwerben!

Zorrilla hat für die Ewigkeit die Dichtung „Granada" geſchaffen und wie ein Barde des Mittelalters hat der Dichter der Cantos del Trovador, der Dichter von Margarita la Tornera, El capitán Montoya und A buen juez mejor castigo die Sagen und Legenden geſungen, in denen man Roſſegeſtampf und Schwerterklirren, Kriegshymnen und religiöſe Gebete hört, Fahnen wehen und Helme und Kreuze glänzen ſieht. Und er hat in ſeinem Don Juan Tenorio und in ſeiner Doña Inés zwei Geſtalten geſchaffen, die in der ſpaniſchen Poeſie und im ſpaniſchen Volke ewig leben werden: es giebt keinen Spanier, der ſich nicht dem Tenorio verwandt fühlte, keine Spanierin, die ſich nicht der Doña Inés de Ulloa ähnlich glaubte. Der Spanier kann ſich Allerſeelen ohne Aufführung des Don Juan Tenorio gar nicht vorſtellen. Es wird immer der größte Dichterruhm Zorrillas bleiben, daß er die ſpaniſche Jugend durch ſeine vaterländiſchen Dichtungen das Vaterland lieben lehrte und daß er in der ganzen ſpaniſchen Welt den glühenden Geiſt der ſpaniſchen Raſſe wieder anfachte.

Aber der von ſeinem Volke vergötterte, von der Königin und Damen der ſpaniſchen Ariſtokratie bis an ſein Ende liebevoll unterſtützte und mit einer Staatspenſion bedachte Poet war bei all ſeinem Ruhme, dem in Spanien nur der eines Cervantes gleichkam, dennoch nicht glücklich. Er fühlte ſich nur wie ein dürres Blatt, das der Wind mit ſich fortträgt, und verglich ſich dem gebrechlichen Kahne, der ein Spiel der Wellen iſt. Seine Recuerdos del Tiempo viejo erfüllen die Seele mit Trauer, und mit Schmerz leſen wir auch die letzten Zeilen, die er am 5. Januar dieſes Jahres ſchon angeſichts der Ewigkeit ſeinem Freunde Luis Seco de Lucena ſchrieb:

„Der menſchliche Ruhm und insbeſondere die litterariſche Berühmtheit ſind die größte Strafe, die Gott dem Menſchen geben kann, wenn er ihm zugleich nicht ebenſoviel Eitelkeit wie Ruhm giebt. Mir iſt der Ruhm zum Unglück meines Lebens geworden."

In Madrid im fünften Stockwerk des Hauſes der Calle de Santa Teresa, Numero 2 und 4, wohnte der Dichter mit ſeiner faſt erblindeten Gattin. Und hier iſt er auch geſtorben. Eine Geſchwulſt am Kopfe machte es ihm unmöglich, in den letzten Monaten auszugehen, ſo daß er ſich zu ſeinem großen Bedauern während des Centenario de Colón von allen Feſtakten fernhalten mußte.

Geboren am 17. Februar 1817 in Valladolid als ein treuer Sohn Caſtiliens, in dem jedes Dorf ein Kreuz beſitzt und jeder Hügel eine Kapelle trägt, verdankte José Zorrilla ſeine Erziehung den Jeſuiten, die ihn im Seminar der Adligen in Madrid unterrichteten und die erſten Verſe des Dichters hörten, denen ſpäter ganz Spanien und Amerika lauſchte. Mit Leib und Seele ſpaniſcher Romantiker wie ſeine nachmaligen Freunde Hartzenbuſch, Garcia Gutierrez, Espronceda, Escoſura u. a., entfloh er dem elterlichen Hauſe und den Hörſälen der Jurisprudenz in Toledo, um auf einer Galeere nach Madrid zu fahren und ganz ſeinen Phantaſieen zu leben. Hier ſtürzte er ſich in den Kampf mit dem Elend und, fieberhafteſter Thätigkeit ſich hingebend, ſchrieb er in drei Jahren acht Bände Poeſien. Unter ſeinen Dramen ragen außer Don Juan Tenorio El Zapatero y el Rey und Traidor inconfeso y mártir hervor. In Madrid trat er in die Redaktion des „Tribuno", und als eines Tags alle Redakteure desſelben nach den Philippinen transportiert werden ſollten, gelang es ihm, aus einem Balkon auf die Straße zu ſpringen und einen Zigeuner zu treffen, der ihm verpflichtet war und der ihm jetzt den Dank dadurch abtrug, daß er ihn als Zigeuner verkleidet mit ſeiner Bande fortziehen ließ.

1845 kam der Dichter nach Granada, das er dann mit goldener Leyer beſang. In Paris ſchloß er Freundſchaft mit Alexandre Dumas père, Georges Sand, de Muſſet, Théophile Gautier u. a. Als Maximilian Kaiſer von Mexiko war, wurde Zorrilla Direktor des mexikaniſchen Nationaltheaters und dem Gefangenen von Querétaro und ſeiner unglücklichen Witwe der Kaiſerin Charlotte widmete er das Gedicht Miramar:

O du Schloß von Miramar,
Schloß, aus welchem immerdar
Schaut die Burgfrau nach dem Strande,
Ob nicht ihr Geliebter lande,
Der ihr Ein und Alles war.

Deine arme Herrin mahne,
Daß ſie vom Balkone gehe,
Daß ſie ſchließ' die Perſiane,
Daß von heut' an ſie im Wahne
Nie mehr nach dem Meere ſehe.

Sag', daß nichts zu hoffen mehr
Als allein des Himmels Gnade;
Sag', den ſie erharrt, daß er
Auf der Erde keine Pfade
Und kein Schiff fand auf dem Meer;

Und wenn ſelbſt kein Grab ihm werde
Ach von der entmenſchten Herde,
Daß ſie ihn nicht ſuchen geh',
Nicht lebendig auf der See
Und nicht tot unter der Erde.

Doch daß ſeine Ehr' blieb ganz:
Lieber dort in Kron' und Glanz
Wollt' er ſein getötet gar,
Als einziehen ohne Kranz,
Ohne Kron' in Miramar!

O du Schloß, du Schloß voll Leid,
Drin wie in des Kerkers Bann
Wahnſinn weint im Krongeſchmeid',
Schloß heiß' jetzt der Bitterkeit,
Schloß des Maximilian!

Die Rückkehr Zorrillas nach Spanien geſtaltete ſich zum herrlichſten Triumphzuge. Den Zaragozanern, die ihn geehrt, rief der Dichter zu:

O Jugend Aragons, ich finde heut'
Im Buſen, den ich fühl' vor Wonne beben,
Für dieſe Ehre, die die Lieb' mir beut,
Zu klein das Herz und viel zu kurz das Leben!

* * *

Die Welt hört' ich den Schöpfer offenbaren,
Der Glaube gab mir ein die Poeſieen;
Ein Kind ſang ich, verlaſſend meine Laren,
Froh meinen Glauben, der mir Kraft verliehen,
Ob von Paris zu Maurenaduaren,
Ob ich vom Nordſtrand mocht' zum Südſtrand ziehen:
Nur ein verlor'ner Vogel ſing' ich, fahr' ich
Dahin, ich weiß nichts, bin nichts und nichts war ich!

Ein Pelikan bin ich, der ohne Neſt
Und nur noch ſchlecht des Lebens Sturm erduldet,
Ein Phönix, der ſich ſchon dem Tode ſchuldet
Und ſterbend noch ein Lied ertönen läßt.

Aber die poetiſche Kraft des Dichters hatte nachgelaſſen. Sein Cid hat nicht die Friſche ſeiner Jugendlieder. Das Unglück ſeines Lebens verfolgte ihn immer. Was dies geweſen, habe ich ſchon vor einem Vierteljahrhundert in dem Gedicht geſchildert:

José Zorrilla ſucht die Gebeine ſeines Vaters.

Meine Eltern ruhen ſie:
In den Friedhof will ich treten,
Will an ihrem Grabe beten,
Ehe über's Meer ich zieh'.

Keinen Herd, nicht Hab und Gut
Ließen ſterbend ſie dem Sohn.
Ich will bau'n ein Pantheon
Ihnen als des Schlummers Hut.

Als der Tod ſie mir genommen,
Hört' ich nicht ihr letzt Ade.
O, wo iſt ihr Grab? Ich ſeh'
Nichts. . . Wie iſt mein Herz beklommen!

Und ich frag' den Guardian,
Der ſchier alt iſt achtzig Jahre.
Mir zu Berge ſteh'n die Haare:
Grabesmähre ſpricht der Mann:

„Umgegraben hat mein Spaten
So vielmal schon ihr Gebein,
Daß in diesem Berg allein
Gott weiß, wo sie hingeraten.“ —

Brachst du ihre Gruft auf? — „Ich
That's, da's mich dein Vater hieß.“ —
Er? — „Du weißt's nicht?“ — Nein, doch dies
Laß mich wissen. — „Hör!“ — So sprich. —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Geist, der jetzo du in Frieden
Schlummerst in der Ewigkeit,
Schaue nie das tiefe Leid,
Das du meiner Brust beschieden!

Andere Gedanken fassen
Kann ich nicht, nicht anders flehen:
Nie laß Gott das Weh dich sehen,
Das du hier zurückgelassen!

In der Jugend fehlt' ich arg,
Fehlend that ich wehe dir;
Aber du, du täßt jetzt mir
Deinen Staub selbst nicht im Sarg.

Bitterkeit schuf solche Kluft,
Vater, zwischen dir und mir,
Daß du mir vermachtest schier
Deinen Zorn noch in der Gruft!

Gutgethan ist, was gethan!
Vater, sprech' auch Gott zu Dir
Wie jetzt ich: Was du an mir
Thatest, du thatst recht daran!

Ruhm und Gold gab mir das Glück,
Das mir über Bitten hold:
Als ich dir bot Ruhm und Gold,
Wandtest du von mir den Blick.

So dein Haß die Dichtkunst traf,
Daß du selbst verwarfst den Stein,
Daß nicht drauf geschrieben sein
Möcht' von mir ein Epitaph!

Mög' verflucht die Dichtkunst sein,
Die mir diesen Stoß versetzt!
Giebt's ein Wesen noch, das schätzt
Jetzo die Gedichte mein?

Möcht's noch eine Seele geben,
Welche mich beneiden wollt'
Um des Namens Fitttergold,
Als lebt' ich ein Ruhmesleben?

All', die ihr nur sucht zu glänzen,
Eine Rache ich mir gönnte:
Wenn ich nur mal krönen könnte
Euch mit meinen Dornenkränzen!

O, daß nie ein Weh so groß
Wie jetzt meines euch ergreife:
Zwischen Rauch und Dunst nur schweife
Ich ein Paria vaterlos!

Gutgethan ist, was gethan!
Vater, sprech' auch Gott zu dir
Wie jetzt ich: Was du an mir
Thatest, du thatst recht daran!

Zorrilla, der berühmte und doch so tief unglückliche Poet, war mehr als ein Dichter, mehr als ein berühmter Name, er war die Verkörperung Spaniens, das ihn seinen Dichter ohnegleichen nennt und weinend und stolz zugleich ihn zur letzten Ruhestätte begleitet. Wer sollte ein Volk nicht lieben und hochschätzen, das so seinen Dichter ehrt?

Um die teure Leiche streiten sich Valladolid und Madrid, der Geist des verblichenen Sängers aber bleibt allen!

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Komödie in der Komödie fährt fort, die hieſige Preſſe in einer Weiſe zu beſchäftigen, daß vor lauter Erörterungen der Perſonenfrage ſelten die ſachlichen Geſichtspunkte zu ihrem Rechte gelangen.

Zweifellos befindet ſich das Kunſtleben der bayriſchen Hauptſtadt wie auf dem Gebiete der bildenden, ſo jetzt auch der darſtellenden Künſte in einer heftigen Kriſe.

Ob gerade der Schauſpielvirtuoſe Poſſart künſtleriſch und verwaltungstechniſch das Zeug dazu hat, als ſtellvertretender Leiter des geſamten Königl. Hoftheater- und Opernweſens die in den letzten Jahren immer ſchärfer hervorgetretenen Schäden im hieſigen Bühnenbetrieb zu beſeitigen, muß abgewartet werden. Daß er ſich vor vielen Jahren einmal nicht ohne Geſchick als Schauſpieldirektor verſuchte, beweiſt nichts für die heutigen Verhältniſſe. Moraliſch intakt und künſtleriſch unantaſtbar iſt er übrigens bekanntlich damals nicht aus ſeiner Direktorſtellung geſchieden.

Der kleine, am Königshofe jetzt ſo einflußreiche Kreis, der den Freiherrn v. Perfall beſeitigen und Herrn Poſſart endgültig an deſſen Stelle bringen möchte, pocht auch nicht auf Herrn Poſſarts ſittliche und künſtleriſche Größe, ſondern auf die Verſprechungen, die er als vertrauteſter Freund des Hof-Finanzmanns Ritter v. Klug giebt, „die künſtleriſche Höhe des Theaterinſtituts mit der finanziellen Lage ins Gleichgewicht zu bringen.“

Wenn es in der Kunſtwirtſchaft mit dem Sparen allein gethan wäre, ſo ließe ſich wohl nichts dagegen ſagen, Herrn Poſſart als Vertreter eines neuen künſtleriſchen Sparſyſtems an die leitende Stelle im bayriſchen Hof- und Nationaltheater geſchoben zu ſehen, gleichſam als die künſtleriſche Verkörperung des Willens des Hof-Finanzmanns und ehemaligen Hoftheaterkaſſierers v. Klug.

Allein was ſich von der ernſthaften Kunſtkritik in den letzten Jahren dem bayriſchen Hof- und Nationaltheater vorwerfen ließ, war nicht deſſen Luxus an unangemeſſener Prachtentfaltung und übermäßig koſtſpieligen Ausſtattungsexperimenten, ſondern vielmehr die Art und Weiſe, wie der Spielplan geſtaltet, die Rollenbeſetzung vollzogen und namentlich einigen zu überwiegendem Einfluſſe gelangten Mitgliedern zu Liebe, die ihre beſondere Stärke in flacher franzöſiſcher Salonkomödienſpielerei ſuchten, der geiſtige und künſtleriſche Wert in Auswahl und Beſetzung der Stücke ſyſtematiſch herabgedrückt wurde.

Nicht nur daß im Schauſpiel wie in der Oper hervorragende und verdienſtvolle ältere Mitglieder wenig und ſchlecht beſchäftigt oder ganz zum Ausſcheiden veranlaßt wurden (wie Frau Emille Herzog, jetzt in Berlin, oder Herr Bonn, jetzt in Wien), auch die neugewonnenen Kräfte ließen meiſt eine ungeſchickte Hand oder ein unglückliches Syſtem der hiermit beauftragten Organe erkennen. Damit wurde auch das früher mit Recht berühmte Zuſammenſpiel der Münchener Bühnenaufführungen in eine bedenkliche Ungleichwertigkeit gebracht.

In der Oper wie im Schauſpiel tauchten ganz talentſchwache neue Mitglieder auf, die nach kurzer Friſt wieder unrühmlich verſchwanden, um Andern Platz zu machen.

Allerdings war diese Wechselmethode mit wertlosen Kräften vom finanziellen Standpunkt nicht weniger verwerflich, als vom künstlerischen.

Die auffallende Bevorzugung ausländischer Autoren von fragwürdiger Güte war gleichfalls zu einer Gepflogenheit geworden, welche einem deutschen Hof- und Nationaltheater sicherlich nicht zum Lobe gereichen konnte. Lassen wir hierfür einige Zahlen als unanfechtbarste Zeugen sprechen. Nach Ausweis des Münchener Hoftheater-Almanachs (herausgegeben von dem Inspizienten A. Hagen) wurde im Jahre 1892 im Königlichen Residenztheater an 159 Abenden gespielt. Durchschnittlich der vierte Abend gehörte immer einem Franzosen. Von sämtlichen im Residenztheater gespielten in- und ausländischen Autoren erhielt Sardou (!) die höchste Zahl von Vorstellungen: 18! Eines seiner dümmsten und unwahrsten Machwerke, wie eine vor 22 Jahren verfaßte plumpe Satire auf Gambetta, der „Rabagas", wurde allein an 10 Abenden vorgeführt.

Wer in aller Welt konnte 1892 in einer deutschen Kunststadt ein Interesse daran haben, eine veraltete französische Komödie mit solcher Auszeichnung zu behandeln und damit den deutschen Autoren Lust und Licht zu nehmen? Natürlich nur diejenigen Mitspieler, die in dem Stücke für sich bequeme Effektrollen fanden und kraft ihres persönlichen Einflusses auf die Theaterleitung dessen Annahme durchsetzten. So wurde aus persönlichen Mitspieler- und Regisseur-Interessen vielfach an dem Blühen und Gedeihen eines ersten deutschen Hoftheaters und der deutschen Bühnendichtung gesündigt — und die mit Geschäften überlastete Oberleitung schien nichts davon zu merken.

Es ist zweifellos, daß eine entlastete Generalintendanz in allen diesen Punkten schärfer zusehen und strammer eingreifen könnte. Denn an gutem Willen hat es auch dem Frhrn. v. Perfall vermutlich niemals gefehlt, sondern nur an Kraft und Zeit, seinen Mitarbeitern in den untergeordneten Organen beharrlich und rücksichtslos auf die Finger zu sehen. Ob nun Herr Possart über die Fähigkeiten verfügt, diese Aufgabe in ihrem vollen Umfange zu erfüllen, wird sich bei der ihm übertragenen halbjährigen Verwesung der Generalintendanz erweisen müssen. Dies allein interessiert die Kunstfreunde in erster Linie, nicht seine Kunststücke und seine Findigkeit als theatralischer Sparmeister und Finanzgenie.

* * *

Das lyrische Drama „Die Trojaner in Karthago", Dichtung und Musik von Hektor Berlioz, zum ersten Mal vor Jahrzehnten in Paris, dann vor einigen Jahren in Karlsruhe gegeben, hat am 29. Januar auch an der hiesigen Hofoper seine Erstaufführung erlebt mit einem starken Erfolge für die zwei Hauptdarsteller (Fräulein Ternina als Dido, Herrn Vogl als Aeneas) und mit einem mäßigen Erfolge für das Werk selbst.

Dasselbe hat leider den Fehler, daß der magere, reizlose Stoff (das bekannte kurze Liebesabenteuer Didos mit dem flüchtigen trojanischen Heldenpapa) jeder dramatischen Spannung entbehrt, um für fünf ziemlich lange Akte zu fesseln.

Die durchaus interessante Musik enthält im Einzelnen, namentlich im 2., 4. und 5. Akt sehr viel melodisch Gefälliges, Liebenswürdiges und durch eine sehr klangschöne, vornehme Orchestrierung Ausgezeichnetes, dafür fehlt es ihr durchaus an dramatischer Größe und Wucht.

* * *

Im K. Reſidenztheater wurden am 2. Februar drei Einakter von Münchener Dichtern zum erſten Male aufgeführt.

Nr. 1: „Die Frauen Salonas", Trauerſpiel von Hermann Lingg. Diokletian, vormals römiſcher Kaiſer, lebt in ſeiner Heimat Salona, ſtill und zurückgezogen, das beſchauliche Daſein eines Weiſen. Sein Nachfolger auf dem römiſchen Thron fordert ſeinen Tod durch Selbſtmord. Der Todesbote wird von Frauen Salonas, die gerade ein patriotiſches Gedenkfeſt begehen, ermordet. Hierauf entleibt ſich auch der alte Diokletian.

Nr. 2: „Zwiſchen Lipp' und Becherrand", Trauerſpiel von Paul Heyſe. Eine halbe Stunde vor Antritt der Hochzeitsreiſe erfährt die junge Frau, daß ihr Gatte, Regierungsaſſeſſor Berg, vor zwölf Jahren Ehebruch mit ihrer eigenen Mutter begangen, mit ihrem Vater ſich duelliert hat uſw. — und vergiftet ſich.

Nr. 3: „Das Portrait der Pompadour", Luſtſpiel von Gottfried Böhm. Eine Maieranekdote vom Hofe Louis XV. in gereimten Verſen.

Nr. 1 iſt ſtreng nach der akademiſchen Schablone gearbeitet, voll Prunk und Pracht der Rhetorik und triefend von weisheitsvollen Sentenzen. Nr. 2 franzöſelt mit grellen Überraſchungseffekten, iſt aber nur eine Kette von Unwahrſcheinlichkeiten. Nr. 3 kommt über die Dürftigkeit des Stoffes nur durch eine überaus reiche und elegante Plauderkunſt hinweg.

Alle drei Nummern wurden ſehr gut geſpielt und vom Publikum mit verſchwenderiſchem Beifall ausgezeichnet.

* * *

Während der wegen angeblichen Geſundheitsmangels unfreiwillig beurlaubte Generalintendant Freiherr von Perfall friſch und fröhlich ſpazieren geht oder mit vergnügtem Schmunzeln künſtleriſche und litterariſche und ſelbſt Hof-Bälle beſucht, und ſein Nachfolger, der „Verweſer" der Generalintendantur, Herr Poſſart, in Düſſeldorf ſeinen Gaſtſpielverpflichtungen nachkommt, erfreut der reiſende Bühnenvirtuoſe Friedrich Haſe das Publikum des Münchener Hof- und Nationaltheaters mit den nämlichen Kunſtſtücken, die er bereits im vorigen Jahre im Gärtnerplatztheater zum Beſten gab.

Bei allem Beifall, den der berühmte Gaſt der Münchener auch diesmal in dem vornehmeren Hauſe gefunden, hat ſich's aber an ſeinem letzten Einakterabend („Eine Bekehrung" von Charles de Courcy, „Eine Partie Piquet" von Fournier und „Wiener in Paris" von Holtei) doch ereignet, daß einem Teil des Publikums dieſe Art von Kunſtpflege zu dumm wurde und kräftiges Ziſchen auf den Stehplätzen der akademiſchen Jugend den Schlußbeifall wacker unterbrach.

Viel genießbarer war Haſe für unſeren deutſchen Geſchmack als Königslieutenant in dem ſtark verblichenen gleichnamigen Stück von Gutzkow.

Wie leicht that man ſich doch zu den Zeiten Gutzkows und Laubes mit dem hiſtoriſchen Charakterſtück, wie billig richtete ſich eine ſolche Litteraturkomödie zu! Dieſer Gutzkow'ſche „Königslieutenant" wie die Laube'ſchen „Karlsſchüler" ſind doch von einer rührenden Flachheit.

Keiner unſerer Modernen würde ſich eine ſo bequeme Arbeit geſtatten, wie unſere Vorfahren vor vierzig Jahren. Die Theaterdichtung hat ſeitdem ganz rieſige Fortſchritte gemacht, viel rieſigere, als die Schauſpielkunſt. Der alte Virtuoſe Haſe überragt an Geiſt und Eleganz denn doch um Haupteslänge die modernen Schauſpieler, die uns ein ähnliches Repertoire vornimen. Als Marinelli hingegen (in „Emilia Galotti") iſt er gegen Poſſart, den wir kurz zuvor in dieſer Rolle ſahen, merklich abgefallen,

nicht aus Unzulänglichkeit seiner schauspielerischen Mittel — hierin nimmt's Hase noch mit jedem Konkurrenten auf — sondern aus allerlei kleinen Irrtümern in der Auffassung des Charakters.

* * *

Im Gärtnerplatz-Theater wurde am 16. Februar Gerhart Hauptmanns Tragikomödie „Kollege Crampton" mit Herrn Mitterwurzer in der Titelrolle zum ersten Male gespielt.

Es war zu erwarten, daß Mitterwurzer eine höchst persönliche Schöpfung bieten würde, die in manchen nicht unwesentlichen Punkten von der Darstellung dieser Rolle durch die Herren Engels in Berlin und Sonnenthal in Wien abweichen mußte. Immerhin war man erstaunt, daß sich Herr Mitterwurzer auch am Texte des Dichters vergriff und namentlich am Schlusse Zusätze beliebte, die den Charakter des Helden, wenn auch nur leise, veränderten. Abgesehen davon war Mitterwurzers Leistung überaus fesselnd. Seine Mitspieler waren durchweg sehr tüchtig, namentlich Fräul. Wirth als Gertrud.

Die Haltung des Publikums dem Hauptmann'schen Stück gegenüber ließ nichts zu wünschen übrig. Es hat die Probe auf die Stärke seiner Nerven und die Stärke seiner Hochachtung vor der modernen Kunst mit Auszeichnung bestanden.

Der Leitung des Gärtnerplatztheaters gebührt großes Lob, daß sie Gerhart Hauptmann in München eine so glänzende Einführung bereitet hat.

Nicht minderes Lob für die Aufführung des naturalistischen Sensationsstückes „Der Totschläger" nach dem bekannten Zola'schen Roman. Wiederum Erweis von der glücklichen Wendung im Geschmack des Publikums. Vor zehn Jahren wäre dieses Stück in München unmöglich gewesen. Heute wurde es mit Beifall überschüttet, der allerdings zum größten Teil der geradezu wunderbar künstlerisch vollendeten Aufführung und Inszenierung galt.

Mitterwurzer als Coupeau zeigte seine Kunst in ihrem vollen Glanze. Im Idyllischen (die liebliche Szene mit Weib und Kind in der Mittagspause auf dem Bauplatze!) wie im schreckhaft Tragischen (Säuferwahnsinn und Sterbeszene!) entfaltete er eine Größe des schauspielerischen Könnens, die ihn in die erste Reihe der Meister aller Zeiten stellt. Und, was nicht weniger erstaunlich, seine Mitspieler konnten sich mit Ehren neben ihm sehen lassen und halfen ein Ensemble schaffen, das dem Gärtnerplatztheater zu hoher Ehre gereicht. Mit Auszeichnung muß vor allen Fräulein Paula Wirth als Gervaise genannt werden. Die junge Dame entwickelt sich in der glücklichsten Weise. Sie wird einmal eine Zierde unseres modernen realistischen Theaters werden.

* * *

Im k. Residenztheater hat „Meister Balzer" von Ernst v. Wildenbruch bei seiner Erstaufführung kein besseres Schicksal erfahren, als vor Monaten in Berlin, trotzdem die Leitung ihre besten Kräfte aufgeboten und die Regie nichts zum Gelingen des Werkes versäumt hatte. Herr Schneider als Balzer, Frau Dahn-Hausmann als sein Weib und Frau Conrad-Ramlo als Fabrikmädchen Käthe schufen unübertreffliche Charakterfiguren, die übrigen Mitwirkenden schlossen sich diesen großen Künstlern würdig an. Aber sie vermochten das Wildenbruch'sche Werk nicht zu retten. Die ersten beiden Akte hielten sich ganz gut, mit dem dritten war der Untergang eingeleitet, mit dem vierten vollendet. Schade! Schade darum, weil in diesem Drama wahrhaftig einige Ansätze zu sozialer Lebenszeichnung sind, die künstlerisch uns den größten Respekt ab-

nötigen. Aber dieſe Anſätze bleiben eben Anſätze, und ſchließlich verſinkt alles in berlinerblauer Pſeudodichterei, die nicht realiſtiſch und nicht romantiſch iſt — kurz, es iſt ein Jammer, daß einem Wildenbruch ordentlich leid thut.

* * *

Die akademiſch-dramatiſche Vereinigung bereitet für die allernächſte Zeit eine Aufführung der „Geſpenſter“ von Ibſen auf der Vereinsbühne im Orpheum vor. Dagegen ſcheint der von der k. Hofbühne längſt zur Aufführung angenommene „Baumeiſter Solneß“ auf die lange Bank geſchoben, wenn nicht ganz abgeſetzt zu ſein. Was man dem „Meiſter Batzer“ gethan, ſollte man doch auch einem „Baumeiſter Solneß“ nicht vorenthalten.

* * *

Die muſikaliſche Akademie hat in ihrem 5. und 6. Winterkonzert ſehr wertvolle Werke würdig zur Aufführung gebracht, darunter zum erſtenmal eine Symphonie von Anton Bruckner (D-moll, Richard Wagner gewidmet). Der Wiener Meiſter hat ſich bekanntlich hohe Ziele geſteckt. Aber er ſucht ſie mehr, angereizt durch außerordentliche Vorbilder, kraft ſeines Willens und einer gewandten Technik, als durch eigengeſtaltende Innerlichkeit einer frei überſtrömenden Phantaſie zu erreichen. Daher das Gewaltſame und Abgeriſſene, das erzwungene Anlaufnehmen und immer wieder Anlaufnehmen in ſeinen großen Sätzen. Er unterbricht ſeine ſchönſten Melodien durch allerlei orcheſtrales Lärmwerk, ſtatt ſie ruhig-natürlich auswachſen zu laſſen. Die Beſtimmtheit organiſchen Geſtaltens ſcheint ihm verſagt. Seine Wucht verirrt ſich zum blinden Dreinfahren, zu einem martervollen Ungeſtüm, das vergeblich nach einem tieferen Sinn für den ungeheueren Aufwand an Lautmaterial ſucht.

* * *

Unendlich viel Schönes hat uns der Kunſtverein in den letzten Wintermonaten gebracht.

Alte und neue Meiſter wetteiferten, uns ihr Beſtes zu zeigen. Grützner (Kloſterkegelbahn, Fächer) Gabriel Max (In memoriam für Hamburg, Verkündigung Mariä) Hans Thoma und Guſtav Schönteber (beide mit reichen Kollektionen) zogen vor unſern Blicken vorüber mit Werken, wie ſie einer reifen, in ſich gefeſtigten Meiſterſchaft entſpringen. Immer neue Überraſchungen, auch in der Technik, weiß in ſchier unerſchöpflicher Fülle Hans Thoma uns vorzuzaubern. Auch die Jungen blicken mit Stolz und Freude auf dieſen großen Maler-Poeten.

Die Jungen! Die haben ſich, zum Schrecken der Gebundenen in dem Herrn, wieder in genial zwangloſer Weiſe mit den tollſten Farben- und Gedankenlaunen vorgeſtellt. So namentlich C. M. Strahtmann in einer großen Sammlung von Karikaturen und ſymboliſchen Kapriccios, die ein ungewöhnliches Intereſſe erregten. Einige dieſer Kapriccios, z. B. „Der Sieger“, „Der Tyrann“, „Vor der Taufe“, „Die Kritik“ ſind frappierende Phantaſieſtücke eines tiefſinnigen Denkers, dem die Kunſt mehr iſt als ein Amüſement für anſpruchsloſe Gemüter. Strahtmann zeigt nicht nur etwas, was den ſtrengſten Geſchmack befriedigt, er ſagt auch etwas, das einem lange im Kopfe nachgeht. Er iſt ein rückſichtsloſer Satyriker, ein feinempfindender Fabuliſt, ein poeſieerfüllter Träumer. Und ſeine Hand gehorcht mit verwegener Treffſicherheit ſeiner Phantaſie.

Und Theodor Thomas Heine! Die Philister über dir, Simson! Oder noch beſſer, gleich ins Irrenhaus mit ihm. Seine „Exekution“ mit dem unabſehbaren, von ſchwarzen Schwänen wimmelndem See war ein rechtes Freſſen für die armen alten Kunſtheilgen. — Aber ein fabelhafter Könner iſt er doch, und in allen Sätteln der Technik gerecht. Eine Individualität von einer enormen Beweglichkeit und Verwandlungsfähigkeit.

Wer wiſſen will, wie reich gerade unſere Jungen an typiſchen Sonderlingen von herzerfriſchender Künſtlerkraft ſind, der muß ſich ſolche Ausſtellungen anſehen.

Kritik.

Romane und Novellen.

„Der lebendige Heiland“ wird ſich eine Reihe evangeliſcher Erzählungen betiteln, von denen das erſte Heft unter dem Sondertitel „Bergfeuer“ ſoeben bei Dr. E. Albert & Cie. in München erſchienen iſt. Der Verfaſſer Dr. Conrad verſucht das Milieu des Nazareners mit den Mitteln moderner Erzählungskunſt darzuſtellen und die erſten Entwicklungskämpfe Jeſu mit ſich ſelbſt und ſeiner Umgebung dem Leſer menſchlich nahe zu bringen, mit voller Ausnutzung der dichteriſchen Freiheit der theologiſchen Archäologie gegenüber. Soweit werden auch Durchſchnittsleſer das Buch annähernd verſtehen. Die anderen Leſer aber, die mit Dichtern umzugehen veranlagt und ausgebildet ſind, werden im „Bergfeuer“ noch ſehr viel anderes entdecken. Schon in den äußeren Linien: Das Bergfeuer lodert am Abend, nicht das Morgen-, das Abendrot gießt ſeine Glaubens- und Hoffnungsgluten über die Welt — dann kommt die Nacht, und Judas Iſchariot eilt an ſein Werk. Und ſo weiter. Dieſe kurze Anzeige ſoll kein Kommentar der ſymboliſchen Dichtung ſein. Das demnächſt erſcheinende zweite Heft führt den Sondertitel „Der Übermenſch“, das dritte Heft „Der Gott“. —*—

Ernſt Wechsler, Heimatszauber und andere Novellen. (Leipzig, W. Friedrich.) — Nachdem man ſich durch ſo und ſo viel Bände Novellen und Skizzen, die auf vier Seiten die ſchwierigſten ſozialen und pſychologiſchen Probleme zu löſen verſuchen, mühſam hindurchgearbeitet hat, iſt es ein wirklicher Genuß, einmal wieder auf ein Buch zu ſtoßen, das man ruhig und ohne die obligate Nervenaufregung leſen kann. Wechsler bietet hier eine Reihe von Geſchichten, mitten aus dem Leben herausgegriffen, Schilderungen von Begebenheiten, denen man glaubt, daß ſie ſich wirklich ſo zugetragen haben, wie ſie der Autor wiedergiebt, einfach und ſchlicht, ohne romantiſche Übertreibung und ohne geſuchten, geklinſtelten Realismus. Der Hauptreiz des Buches beſteht in der bunten Abwechslung. Wenn ſie nicht in einem Bande vereinigt wären und unter gemeinſamer Flagge ſegelten, würde man gar nicht glauben, daß all dieſe Novellen von einem Verfaſſer herrühren. Hier ein Stück modernen Lebens in ſeiner ganzen Tragik, wie die kleine Skizze „Seine Braut“, dort ein pikant-humoriſtiſches Hiſtörchen, wie die „Geſchichte einer verfehlten Ritterlichkeit“, dann wieder jener Leberecht-Hühnchen-Humor, wie in der ganz reizend geſchriebenen Erzählung „Emils erſtes Liebesabenteuer“ und dazwiſchen zur Abwechslung eine Geſchichte aus der guten alten Zeit „Die ſingende Glocke“, in treu kopiertem Chronikenſtil. Bei der verſchiedenartig-

keit der Geschmacksrichtung des lesenden Publikums ist es ein Kunststück, ein Buch zu schreiben, das allgemein befriedigt. Wechsler hat dieses Kunststück fertig gebracht. Manchem mag diese, manchem jene Geschichte besser gefallen, aber unterhaltend sind sie alle, unterhaltend im besseren Sinne des Wortes. Denn über den gewöhnlichen Begriff der Unterhaltungslektüre gehen die Wechsler'schen Novellen weit hinaus. Alles in allem: ein ganz prächtiges Buch! Paul Rachó.

Bereits einmal habe ich in diesen Blättern (Augustheft 1892) auf Rudolf Heinrich Greinz als talentvollen Schilderer des tirolischen Volkes aufmerksam gemacht. Sein neuestes Werk, die tiroler Bauerngeschichte „Leni" (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) zeigt sein Können in günstigstem Lichte. Die mannigfachsten Charakterzüge des Tirolers werden uns in treu gezeichneten Gestalten vorgeführt; so der Hochmutsteufel des Großbauern, der Aberglaube, die Hadsucht und auch der köstliche ursprüngliche Humor, der sich mit einem leisen, wenn auch wehmütigen Lächeln über die schwierigsten Situationen hin aushilft. Greinz ist diesmal keinem Schatten aus dem Wege gegangen, alles ist schlicht und wahr erzählt. Ein paar Ungereimtheiten hätten allerdings wegbleiben können. Wenn z. B. die Scene in der Friedhofkapelle an das Kammerfenster verlegt worden wäre, so hätte diese selbst, sowie das Folgende nur an Realität gewinnen können. Doch das sind Einzelheiten, Kleinigkeiten, und ich will doch vom Totaleindruck sprechen. Der ist ein sehr guter. Jetzt, da einer der berufensten Volksschilderer, Rosegger, seine Landsleute mehr und mehr vergißt und philosophisch wird, thut ein junger Nachwuchs auf diesem Gebiete schon not. Ich glaube nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich die Meinung ausspreche, daß auf Greinz und Arthur Achleitner, dessen „Sachalmer" mir unvergeßlich sind, unsere Hoffnung für die Zukunft ruht.

Karl Bienenstein.

Dr. Bolsgildert (Ignatius Donnelly). Caesars Säule. Ein Roman aus dem 20. Jahrhundert. Deutsch von B. Katscher. (Ferd. v. Kleinmayr, Klagenfurt.)

Eine Utopie natürlich! Während aber Bellamy von einem Zustand bester sozialer Ordnung träumt, malt Boisgilbert die Zukunft mit blutigen Farben auf trostlos grauem Grund. In der Vorrede — die, nebstbei gesagt, das Beste an dem ganzen Buche ist — giebt der Verfasser den Zweck seines Romans an. Er soll ein Rufer in der Wüste, eine Warnung für die habgierigen Plutokraten sein, er soll zeigen, wohin die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse möglicherweise führen können, wenn nicht zur rechten Zeit Abhilfe geschaffen wird, wenn nicht bald die ungeheure Kluft, welche zwischen Arm und Reich gähnt, überbrückt wird durch eine allumfassende Menschenliebe.

Die Tendenz ist also garnicht schlecht und der Stoff könnte in einem echten Dichter gewiß auch Leben von dämonischer Gewalt gewinnen. Das Unvermögen Boisgilberts aber mußte den ganzen Apparat der alten Ritterschaudergeschichten in Thätigkeit setzen, um einen Roman zu schaffen, der modern sein soll. Ich sage ausdrücklich „sein soll", denn trotz aller Telephone, lenkbaren Luftschiffe, magnetischen Lichter, und, weiß Gott! was noch anderen modernen Dingen, gehört diese Geschichte doch zu den Machwerken ältesten Kalibers (Grauslichs Verlag, Urfahr b. Linz): Verführungsversuche, Seelenverkauf, Flucht, Gift, vergifteter Dolch, und zum Schluß die Massenermordung einer Viertelmillion von Anhängern der Plutokraten durch die über die ganze Welt verbreitete „Brüderschaft der Vernichtung". Hierauf werden die Leichen übereinander gestapelt, mit Cement übergossen und der babylonische Turm der Zukunft, „Caesars Säule", benannt nach dem Führer der Brüderschaft, ist fertig, als ein himmelaufragendes Denkmal der Vernichtung der Kultur. Ganz zum Schluß dringen sich die Mitglieder

der Brüderschaft selber um, und nur von einigen Überlebenden wird eine neue Weltära begonnen, die mit dem Leben à la Steinzeit anfängt. Das Ganze spielt in Amerika: es wird uns aber angedeutet, daß es im alten Europa und auf der ganzen übrigen Erde nicht anders zugeht.

Von psychologischer Charakterzeichnung keine Idee; die Personen sind fast alle herrliche Ideale von Bestialität. Nur ein paar sind von so himmelblauem Idealismus, so echte Tugendbolde aus der Fabrik Marlitt & Co., daß sie mit Recht den grauenhaften Sühnetag überleben und die ganze Kultur auf einem Luftballon in das afrikanische Paradies Uganda retten, wo sie einen Musterstaat gründen.

Der Roman ist in der funkelnagelneuen Form von Briefen abgefaßt, die Gabriel Weltstein seinem Bruder nach Uganda schreibt. Zu verwundern ist nur, daß dieser Herr Gabriel, der zugleich eine Hauptperson des Romans ist, bei der Unsumme von Erlebnissen und Gefahren, die ihm der Aufenthalt in der Millionenstadt New-York bringt, noch Zeit findet, so klafterlange Briefe zu schreiben. Doch wie einer mit einer Kugel im Genick noch lange spricht, so ist bei Herrn Boisgilbert auch dies möglich.

Mir bleibt nichts mehr zu sagen übrig. Die paar Weizenkörner aus diesem riesigen Spreuhaufen hervorzusuchen, wird sich niemand bemühen. Wenn nicht das ganze Buch als Werk stumpfsinnigster Spekulation aufgefaßt werden muß, so muß doch gesagt werden, daß das Mitleid mit den Unterdrückten nicht berechtigt oder verlangt, derartigen Schund zu schreiben.

Wie ganz anders stellt sich ein zweites Buch dar, das denselben Stoff behandelt: Mene tekel! von Arnold v. d. Passer. Dieses Buch ist als 6. Nummer der im Dezemberheft des abgelaufenen Jahrgangs der Gesellschaft angekündigten „Kleinen Studien" (Verlag von Bodo Baemeister, Erfurt u. Leipzig) erschienen. Es ist eigentlich eine geharnischte Epistel an Herrn Eugen Richter, den Sozialistenfresser par excellence, und — ich citiere den Verfasser — es hat seinen Zweck erfüllt, wenn es nur ein paar Gegner der Sozialdemokratie zum Nachdenken bringt.

Möge mir gestattet sein, den Inhalt kurz anzuführen: In Thomasville, der Metropole des Freilandstaates, wird im Jahre 2398 das fünfhundertjährige Jubiläum der Gründung dieses ausgezeichneten Gemeinwesens gefeiert und eine Flotte bricht auf, um Europa, mit dem man allen Verkehr abgebrochen hatte, zu zeigen, was aus dem einst verlachten Unternehmen geworden sei. Der Besuch richtet sich hauptsächlich gegen Deutschland. In Hamburg landet die Flotte. Statt der reichen Handelsstadt findet sie aber einen wilden Ruinenkomplex von vertierten Menschen bewohnt. Eine Expedition durchzieht nun Deutschland von Norden nach Süden und findet das einst so blühende Land in eine einzige Wüste verwandelt. In Südbayern wird durch den Marsch in unwegsamen Urwäldern und stete Angriffe der vertierten Menschen die Expedition zerstreut und Wille, ein Offizier, wird an den Ammersee verschlagen, wo er bei einem Pfahlbauer, dessen Töchterlein er später als Frau nach Freiland führt, Unterkunft findet. Dieser hat ein von einem Ahnen geschriebenes Buch, in dem der Untergang Deutschlands geschildert ist. — Damit ist der Verfasser bei seinem eigentlichen Thema angelangt, das nun den übrigen Teil des Buches füllt. Ich enthalte mich hierüber näherer Mitteilungen, denn kurz läßt sich der Inhalt der nächsten Kapitel nicht anführen und eine weitere Ausarbeitung wäre ein schlechter Dienst, den man dem ohnehin nicht umfangreichen Buch erwiese. Ich sage nur, daß es eindringlich und überzeugend geschrieben ist und nicht nur einen echten Freund des Volkes und somit des Vaterlandes verrät, sondern auch einen Dichter bekundet. Letzteres beweisen manche Stellen: so z. B. die düstere Schilderung der Ruinenstadt Hamburg und die ergreifende Scene, wo

die Tiermenſchen von Weimar vor dem zu einem Fetiſch herabgeſunkenen Gaethe-Schiller-Manument knien. — „Mene tekel!“ iſt eines der intereſſanteſten Bücher, die ich ſeit langer Zeit geleſen habe. Möge ſein geringer Preis, 70 Pfg., dazu beitragen, daß es eine weite, weite Verbreitung findet.

Karl Bienenſtein.

Lyrik.

C. Hirundo, Chiemſee-Lieder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Der Dichter arbeitet in Scheffels Manier. Epiſches und Lyriſches geht durcheinander; bald ſprudelnd rhapſodiſch, bald feuilletaniſtiſch fabulierend reiht ſich Vers an Vers mit anmutiger Gewandtheit. Aber doch nicht ſtark genug in bildkräftiger Anſchaulichkeit, als daß nicht in dieſer ramantiſchen Wandeldekaratian van Römern und Hunnen, Pfaffen, Nonnen und Landsknechtsteuten einem modernen Leſer der Verdacht aufſtiege, der Dichter ſei doch kein ganzer Kerl, würd' er ſonſt, dem Gegenwartsleben ſich entfremdend, in ſeiner Scheffelſchen Nachdichterei mit der Vergangenheit ſich mühen? Archäologiſche Kenntnis iſt da, Phantaſie und paetiſches Geſchick — aber mit alledem kammt der Mann doch nicht über das poetiſche Kunſtgewerde zur freien, graßen Kunſt der Dichtung. C.

Mauriee Reinhold van Stern, Ausgewählte Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag. — Vorliegendes Buch iſt das vallendetſte dichteriſche Produkt unſeres abſterbenden Jahrhunderts und ſein Autor einer der bedeutendſten zeitgenöſſiſchen Dichter (will heißen: lyriſchen Dichter) — — in dieſen einen Satz könnte ich mein Referat zuſammenfaſſen, wofern ich nicht fürchtete, dem Werke damit eher zu ſchaden, als zu nützen. Laut diverſen kritiſchen Stimmen iſt ja jede 2. Gedichtſammlung, ab auch in Wirklichkeit zum Einſtampfen viel zu ſchlecht, „vollendet“ und — last nat least — empfehlenswert, und deren Erzeuger, iaie natürlich: ein „Sänger von Gottes Gnaden“ oder — nach gefühivaller — ein „echter Sahn Apalls“, dem ſeine Kollegen kaum an die Knöchel hinanreichen; infalgedeſſen würde der gegen die Kritik mißtrauiſch gewardene Leſer auch über mein Geſamturteil die Achſeln zucken und ſagen: Glaub's ſehr gern — kenne die Pappenheimer. Freilich wird es einem ſchwer über ſolch ein Prachtbuch zu ſchreiben; die Schönheiten desſelben dem Pubiikum recht vors Auge zu rücken — dazu müßte man wahl Sterns großes Talent beſitzen, mit dem üblichen Kritik-Weihrauch iſt hier blutwenig gethan, ebenſowenig mit etwaigen Proben, außer man würde den ca. 300 Seiten umfaſſenden Band tatal ausſchreiben, was wieder nicht gut angeht — — kurz: das muß jeder ſelber leſen, ſelber fühlen . . . . die Kritik kann höchſtens ein paar Fingerzeige geben....

Sterns Paeſie iſt vom Scheitel dis zur Sahie urſprünglich, immediat. In der gegenwärtigen, oder exakter: in der geſamten deutſchen Litteratur giebt es kaum einen Lyriker, der ihm auch nur van ferne ähnelte: Selbſt Julius Hart, der Sänger von „Sanſara“ und „homo sum“, welcher — hauptſächlich im dithyrambiſchen Cyklus „Raſenzeit“ — Stern in der paetiſchen Durchdringung des Staffes am nächſten kommt, kann auf vallſtändige Parität keinen Anſpruch machen, da ſeinen Dichtungen das unſagbare Air, die Plaſtik der landſchaftiich-pſychiſchen Stimmungsmalerei, oder, um mich einer treffenderen Bezeichnung (von G. Ludwigs) zu bedienen: die „zitternde Paeſie“ im ganzen und großen doch mangett. Man leſe Sterns „Traumfahrt“ (S. 9) und man wird mir recht geben.

„In Dolmabartſche duften mild die Roſen,
Ein tolles Blühn, ein märchenhafter Glanz!
Und leiſe fällt, ein Rieſeln und ein Koſen,
Der Mondſchein auf die Türme von Byzanz.“

Hat man in dieſen herrlichen vier Verſen nicht ein vallſtändiges Bild, eine kankrete Vorſtellung von der geprieſenen „Wunderſtadt am goldnen Harn“? oder (S. 188, „Morgen in Kanſtantinopel“):

„Die feinen Sonnenſtrahlen klettern
Sanft über flache Dächer her;
Es geht ein leiſes Koranblättern
Wie Traumwind durch das Häuſermeer."

Iſt das nicht poetiſch, nicht plaſtiſch? Heißt das nicht „freie ſouveräne Kraft", wirkliche Dicht-Kunſt? — „duftgetränkt und roſenüberſchüttet" nennt Stern einmal die Welt des Dichters, mit noch größerem Rechte kann man ſeine Poeſie ſo bezeichnen. Auch die prachtvolle Wendung: „wie wenn Gold in Duft zerrinnt", mitteiſt deren er das Zerfließen der Morgenröte charakteriſiert, paßt auf ſeine Verſe vorzügtich. Wahrhafte Orgien in der Naturſchönheit! Herr von Sosnowſky, der trockenſte aller trockenen Poeſiephiliſter, wird da immenſes Material zum Tadeln haben. Gratuliere! Inſonders mache ich ihn auf die wundervollen Verſe („Andacht am Meer", S. 54) aufmerkſam:

„Ein im Schlaf verſunkner Löwe
Sonnenzitternd träumt die Welt."

und („Schattenbild"):

„Durch taudeperlte Raſen rauſcht die Nacht".

— Ich würde nicht müde, ſtundeniang fort zu citieren, wenn mir Raum zu Gebote ſtünde, zumal ich noch aus keinem Buche ſo viel Genuß, ſo viel Erhebung geſchöpft habe, als aus dem vorliegenden, und es uns heutzutage an genialen, wahren Dichtern allenthalben not thut. In Hinſicht auf das Stoffliche wandelt Stern faſt ausnahmslos die alten Bahnen, ſeine Poeſie läßt ſich kumulativ als Mondſcheinpoeſie und deſkriptive Naturmalerei definieren, indes würde man ihm großes Unrecht zufügen, wenn man ihn mit dem Heerhaufen unſerer vergangenen und gegenwärtigen Mondbedichter zuſammenwürfe. Dieſen iſt es iediglich Zweck, Stern aber lediglich Mittel zum Zweck, er verhält ſich demnach zu dieſer Klaſſe, wie etwa Wagner zu einem Leyermann. —

Daß ein Dichter, wie Stern, der Sänger der hinreißenden „Proletarierlieder", in landſchaftiich-pſychiſcher Lyrik nicht gänzlich aufgeht, iſt ſelbſtverſtändlich. Dazu hat er unſerer Zeit viel zu tief in das fieberiſche Auge geblickt, dazu beſitzt er ein zu großes Herz, ein zu edies Empfinden. Beiſpiel S. 56, „Neuland":

„Von Sinai herab ins Land
Steigt auf baſaltnen Stufen,
Die neuen Tafeln in der Hand
Der Retter, den wir rufen.
Er bringt uns Liebe, Glück und Brot,
Und ſprengt des Himmels Pforten;
Die Tafeln glühn im Morgenrot
In goldnen Gotteswortcn."

Weiters der Hymnus „Pfingſten", die ergreifende „Viſion im Feide", das jauchzende Auferſtehungslied „Der Zukunft Tag" oder endlich das die 4 Hauptfraktionen der Gegenwart ausgezeichnet charakteriſierende „die apokolyptiſchen Reiter" u. a. Wahrhaftig, der Dichter iſt „ein Herold ſeiner Zeit" und ſein „Lieben und ſein Haſſen iſt nur Barmherzigkeit." Die ſubjektive Lyrik, d. h. jene Lyrik, welche ſich mit dem Verhältnis des Dichters zu ſeiner Außenwelt beſchäftigt, iſt ebenfalls mit wertvollen Beiträgen vertreten.

Beſonders iſt es das ſchwertſcharfe, ſtolzbeſcheidene Gedicht „Mein Stolz" mit der großzügigen Schlußſtrophe (S. 220):

„Der goldne Lorbeer ſchmückt gemeine Stirnen
Und tief im Elend ſchluchzt die Poeſie;
Im Wettbewerb mit anſchmiegſamen Dirnen
Buhlt um den Lohn die goldne Koterie.
Die Feder knirſcht, es klimpern die Moneten
Und, deſtaciert, verkauft ſich das Gedicht —
Ihr Herrn der Mode, ſchändliche Poeten,
Ich ſag' es ſtolz, nein, ich beneid' euch nicht!"

Dann „Reichtum", „Lorbeerbaum und Betteiſtab", „Frühritt um die Freiheit", „Subjektive Wahrheit", „Tugend und Sünde" u. a. Den Nobieſſe-Oblige-Affen ruft der Dichter ein treffliches Wort zu:

„Noblesse oblige, der Adel verpflichtet,
Das ſtinkend-ſtalze Wort gefällt mir nicht —
Nein, umgekehrt! Es adelt uns die Pflicht!"

Wie hoch er dieſe Pflicht anſchlägt, zeigt der Achtzeiler „Standeserhöhung":

„Der Ritterglanz iſt nun entſchwunden
Und es verſank des Namens Schein —
Der Stolz entwich, es naht der Friede
Und froh, daß ich ein Bürger bin,
Leg' ich mein Wappen, adelsmüde,
Zu all dem andern Plunder hin."

Brav und edel gesprochen, wie ein echter Edelmann! — Stern ist aber noch mehr als Bürger und Edelmann, er ist ein tüchtiger Radikaler. Beweis S. 293 „Radikalkur“:

„Mittel giebt's auf Erden
Gegen jede Pein,
Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein!“

Ist das nicht ein schöner Radikalismus, wie er uns not thut? Was will dagegen das ganze Tohuwabohu der sog. Radikalen bedeuten? — — Obwohl ich noch lange nicht zu Ende bin, muß ich hier — einzig und allein des Raumes wegen — schließen. Mein Gesamturteil habe ich Eingangs zusammengefaßt. Einzelne Inkorrektheiten, wie z. B. Hiaten, Anhäufung von gleichklingenden Umlauten, was mir infolge meiner jahrelangen Beschäftigung mit Platen empfindlich ins Ohr gefallen ist, können selbes nicht beeinflussen. Nur noch das eine: Wenn du, lieber Leser, dir dieses Buch kaufst, und ich rate dir dazu aufs Wärmste, da eine Seite desselben mehr wert ist, als ein Halbdutzend „empfehlenswerter Festgeschenke à la Wolffs „Heierleispoeterei“ oder ähnlicher Gartenlaubedichter — wenn du es also kaufst, so hast du dir damit ein glänzendes Werk zu eigen gemacht und wenn du es nur einmal mit voller Inbrunst gelesen, so wirst du wissen, was Poesie ist. Aber glaube mir, du wirst es nicht einmal lesen — du wirst es tagtäglich zur Hand nehmen, gerade so, wie ich, um deine Seele in diesem Ocean von Duft und Klang, von Schönheit und Größe, reinzubaden, und mit mir ausrufen: Dieses Buch hat der Genius der Dichtkunst selber dem Dichter eingegeben; — nur eingegeben? — nein! der Genius selbst hat es geschrieben ....

Stauf von der March.

Eines der bedeutendsten modernen Bücher sind Otto Ernsts „Neue Gedichte“. (Hamburg, Conrad Kloß.) — Ein „ganz patenter“ Kerl! Große Gedanken und mächtige Gefühle bringt da ein Formtalent ersten Ranges zum Ausdruck. Otto Ernst versteht es, grandiose Zeitgemälde von hinreißender, lodernder Tragik zu entwerfen. Den stärksten Eindruck in dieser Hinsicht machten auf mich „Ein Besuch“ und das seinerzeit im „Magazin“ veröffentlichte „Sibirien“. Schon wie es beginnt:

„Sibirien' — Phantaste, leg' dich auf's Ohr
Und schlafe! Deine Meist'rin Wirklichkeit
Mischt Thränen, Blut und Kot auf der Palette
Und malt mit schonungslosem Pinsel uns
Ein Bild, vor dem ein heit'res Aug' erblindet,
Ein Bild, vor welchem Teufel selbst erstarren
In Grau'n und Mitleid. — — — —“

Welch Bilderreichtum! Diese schwungvolle Rhetorik, die dabei doch nie in Bombast verfällt! In den wenigen Zeilen diese Phantastik, die nach den fernsten Fernen um Bilder ausgreift, die dann trotzdem nie gesucht klingen! Wie ein Stück Shakespeare muteten mich diese Zeilen an, wie ein Stück Shakespeare, wenn nach gesättigter Tragik die schöne, überschauende Rhetorik anhebt, die der Leiden gedenkt und des geflossenen Blutes.

Otto Ernst bringt auch prächtige volkstümliche Lieder, seltene Bilder seiner, subtiler Stimmungen.

Nicht länger verweile ich beim Lyriker und Dichtermaler Otto Ernst. Er ist groß.

Wichtiger ist mir der Satiriker. Der ist womöglich noch größer. Ja, ich zaudere keinen Augenblick, Ernst den großartigsten Satirenschreiber des heutigen Deutschland zu nennen. Die armen Zöpfe, Bourgeois, Philister, Moralisten, Antisemiten, Pfaffen, Litteraturprofessoren, Streber, Chauvinisten, Ausländler, Lokalpatrioten, „nationalen“ Dichter und, wie sie alle heißen, die gesuchten Prügelobjekte unserer modernen Satiriker! Ein, zwei Hiebe — pfutsch! tot ist die Fliege! Kurz macht er's ab und seine Peitsche thut weh.

Von größeren Satiren nenne ich die „Epistel an meinen Freund, den Schriftsteller“, die dem mit ätzendem Humor getränkten Liliencron'schen „An meinen Freund, den Dichter“ zur Seite

geſtellt werden kann, und die brillante Parodie auf gewiſſe „Lyriker“, die die Moderne gepachtet zu haben meinen, wenn ſie den ſcheußlichſten Freirhythmenquark*) produzieren.

Seine Aphorismen ſind durchaus wahr und durchaus geiſtſprühend.

Von genialen kleineren Satiren und Epigrammen erwähne ich „Die beiden Hähne“, die auch die Perle des Modernen Muſenalmanachs 1893 ſind, „Arbeiterſchutz“, die Verſe über die Bumbumpoeſie von Wildenbruchs „Moraliſten im Pariamente“:

Wie ſchön, wenn vom Glanze der Tugend umſtrahlt,
In grellen Farben, ihr tiefſten der Kenner,
Des Arbeiters zuchtloſe Liebe uns malt!
Habt ihr in der Jugend als Lebemänner
Doch frei nicht geliebt — ſondern glänzend bezahlt.

Die Lektüre des Otto Ernſt'ſchen Buches war für mich ein Ereignis, ſo gut wie mir das Hauptmann'ſche Weberdrama oder ein Gedichtbuch von Liliencron, von Henckell oder Buſſe ein Ereignis iſt. Karl Kraus.

Aus meinem Liederbuch. Von Karl Henckell. Verlag von Dr. E. Albert u. Co., München. — Karl Henckell in Frack und weißer Weſte! Ich mußte lächeln, als ich den Prachtband betrachtete, zu deſſen würdiger Ausſtattung der vielſeitige Verleger alle Stile der Vergangenheit zuſammengetrommelt hat. Der zartgrüne Damaſt-Einband und das zierlich gebürſtete Vorſatzpapier in Rokoko, in der unteren Ecke des Deckels ein modern-japaneſiſches Blütenzweigchen, wie es auf den Einbänden der Heibergſchen Romane prangt, das Titelblatt, prächtig in ſchwarz und rot ausgeführt, in der ſtrengen Gotik der Miſſalen des 15. Jahrhunderts, und inmitten dieſer Stilfülle mein lieber Karl Henckell mit dem jungfriſchen Herzen und dem trotzigen Liedermund, der ſich den Teufel um die Stilſexereien der heutigen Perücken kümmert, ſondern einfach drauflosſingt, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Doch wer weiß, wofür der Mummenſchanz gut iſt? Vielleicht werden jetzt endlich die hochweiſen Kunſtrichter unſerer Tagesblätter auch zu der erfreulichen Erkenntnis kommen, daß Henckell wirklich ein Dichter erſten Ranges iſt? Er hat es ihnen diesmal ausnahmsweiſe leicht gemacht. Er ſchont ſie, wo es nur immer geht, in ihren philiſtröſen Vorurteilen; er poiitiſiert nicht, ſteckt nicht die rote Fahne zum Fenſter heraus und verletzt nirgends die Anſtandsregeln. Nicht, daß er ſich bekehrt hätte! Nein, es ſind ja lauter alte Bekannte, die ſich uns hier im Feſtgewande vorſtellen. Es ſind die friſchen Liebeslieder, die bald keck wie Spatzenzwitſchern, bald brünſtig wie Turteltauben girren, bald weich wie Nachtigallen klagen; es ſind die herrlichen Stimmungsbilder, aus deren vollen Rhythmen uns der taufriſche Hauch des Frühlingsmorgens und die heiße Schwüle der Sommernacht entgegenweht; es ſind die ſchmatzenden Küſſe, die lachenden Augen, die melanchotiſchen Seufzer, die ſchwertropfenden Thränen, die Henckell in den „Strophen“, in den „Amſelrufen“, im „Diorama“, in der „Trutznachtigall“ in buntem Durcheinander zwiſchen die ſchwertklirrenden und hohnlachenden Kampfgeſänge der Zeit hineingeſtreut hatte. Ich brauche alſo darüber kein Wort zu verlieren. Denn was Henckell iſt und kann, wiſſen die Leſer der „Geſellſchaft“ ſchon ſeit Jahren. Vielleicht lohnt es ſich aber doch, an dieſer Stelle einmal zu den Perücken zu reden und ſie zu bitten, dieſen kaſtrierten Henckell mit rechter Andacht zu leſen. Ich bin nämlich noch nicht ſo ſehr von der Dummheit der Menſchen überzeugt, daß ich nicht glaubte, es könnte bei der Lektüre dieſer Gedichte vielleicht ſogar dem einen oder dem anderen Philiſter der Gedanke dämmern, daß das, was er jetzt leſe, wirklich Poeſie ſei. Und darum ſei geſegnet, du „ſtilvoller“ Einband! Was keiner Kritik, was keiner Kampfſchrift gelungen iſt, du wirſt es erreichen. Karl Henckell wird

*) Die Freirhythmenlyrik ſollte man doch den großen Künſtlern überlaſſen. Wer nicht ein Liliencron iſt, laſſe es lieber ganz bleiben.

ſeinen Ruhm im deutſchen Vaterlande dem — Buchbinder verdanken!

Doch Spaß bei Seite! Ich ſelbſt habe beim Leſen dieſer Sammlung meine ganz beſondere Freude gehabt. Ich ſah nämlich, daß Henckell, was ich bisher an ihm vermißte, auch Selbſtkritik zu üben verſteht. Die Spreu — und es war viel Spreu in der bisher veröffentlichten Liebes- und Naturlyrik — hat er mit ſeiner geſunden, kräftigen Lunge fortgeblaſen, der Weizen iſt geblieben. Hoffentlich ſchenkt er uns bald eine ebenſo gründlich geſichtete Sammlung ſeiner politiſchen Gedichte. Er könnte ſeinen Freunden keinen größeren Gefallen, ſeinen Neidern keinen größeren Ärger bereiten.

Edgar Steiger.

Unſere Dichter in Wort und Bild. Band II. Herausgegeben von Robert Claußner. (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von R. Claußner. 1893.)

Das ſeuchenhafte Auftreten der Anthologitis wurde kürzlich an dieſer Stelle konſtatiert. Die Krankheit graſſiert in der That ſchrecklich; drei lyriſche Sammelwerke in letzter Zeit. Das vorliegende iſt das vierte und ſchon werden wieder zwei neue, nämlich von Uhlmann-Bixterheide und eine Satirenanthologie von Kraus und Lindner angekündigt. „Unſere Dichter in Wort und Bild" zeichnen ſich durch eine ſehr luxuriöſe Ausſtattung und ſchlechte, verwaſchene Bilder vor ähnlichen Erſcheinungen aus. Inhaltlich ſteht dieſe Anthologie nicht hinter ihren Vorgängerinnen zurück; die Verſe ſind nämlich zum größten Teile miſerabel, ſo echte Schulmeiſterpoeſie, verdorrt, ſaft- und kraftlos. Wie Leute, wie Maurice v. Stern, Stauf v. d. March und einige andere in dieſe Geſellſchaft gekommen ſind, iſt mir nicht recht begreiflich; aber was thut nicht alles die Eitelkeit! Man iſt ein friſcher junger Mann und möchte ſich auch einmal nicht nur „in Wort", ſondern auch „in Bild" bewundern laſſen; das „Bild" iſt natürlich die Hauptſache. Herr Claußner hat ſich durch die Herausgabe dieſes Buches ein doppeltes Verdienſt erworben, nämlich erſtens um ſeinen Geldbeutel, und zweitens hat er die Eitelkeit gewiſſer grüner Jungen (es giebt auch ſolche mit grauen Haaren) befriedigt. Wer dabei leer ausgeht iſt natürlich — die deutſche Litteratur. Aber das iſt ja Nebenſache! Auffallend groß iſt die Zahl der Druckfehler; namentlich das Autorenverzeichnis wimmelt davon. Den Herren Uhlmann-Bixterheide, Kraus und Lindner aber rate ich, nehmen Sie ſich an Herrn Claußner ein Beiſpiel und machen Sie's beſſer! Joſ. Schmid-Braunfels.

Dramen.

Im Verlag des Bibliographiſchen Bureaus zu Berlin erſcheint eine Sammelausgabe der Dramen von Auguſt Strindberg. Es liegen uns die erſten Bändchen (à 1 M.) vor: I. Gläubiger, II. Das Band — Herbſtzeichen, drei Einakter, die durch ihre Erſtaufführung in einer Berliner Morgenvorſtellung bereits kritiſche Beſprechung in den verbreitetſten Blättern gefunden haben. Kein denkender Kunſtfreund wird ſich einer kritiſchen Formel unterwerfen, er wird vielmehr in ein perſönliches Empfindungsverhältnis mit dem hervorragenden ſchwediſchen Dichter zu gelangen ſuchen. Und dazu bietet die Lektüre dieſer billigen Sammelausgabe erwünſchte Gelegenheit. Für zartbeſaitete Gemüter ſei darauf aufmerkſam gemacht, daß Strindberg nichts weniger als ein Dichter Frauenlob, daß er überhaupt kein Dichter nach ihrem minniglichen Herzen iſt. Man braucht aber auch nicht gleich über Kannibalismus zu ſchreien, wenn eine Hure pſychologiſch abgethan wird. C.

Ein Stück des geharniſchten Dichtergenius Grabbe für die Bretter, die — angeblich — die Welt bedeuten, hergerichtet und aufgeführt zu ſehen, war längſt ein pium desiderium meines ſonſt ſehr beſcheidenen Fleiſchklumpens, Herz genannt, ja ich hegte einige Zeit hindurch höchſtſelbſt den verwegenen Gedanken, einen oder den anderen Stahlnervigen der Grabbeſchen

Tafelrunde für die „Dekadenzler“ zu erziehen. — Daß jene ungeſchliffenen Poltergeiſter einer „Erziehung“ bedürfen, ſteht ja feſt — doch gab ich das bald auf, da ich mir die hierzu nötigen Fertigkeiten nicht zutraute — heute bin ich anderer Meinung, das macht die Anſchaffung eines ſoliden Rotſtiftes (Creta Polycolor): zum Streichen, eines „litt. Schneiders“ (Syſtem Anton Lindner): zum Verſeinrenken und endlich zweier Reimlexika (Steputat und Brockhaus), um die obligaten Aktſchlußreimchen leichter herzuſtellen. Mehr braucht es nicht, wie vorliegendes Büchlein beweiſt: Herzog Theodor von Gothland. Tragödie in 5 Akten von Ch. D. Grabbe. Für die Bühne bearbeitet von Konrad Löwe. (Zum erſten Male aufgeführt am 9. Februar 1892 am Deutſchen Volkstheater in Wien.) Wien und Leipzig 1893, Verlag von J. Eiſenſtein & Comp. Sie ſehn verwundert drein, meine Herrſchaften: Grabbes Gothland, von dem Heine geſagt: es gleicht einem Zug angeketteter Galeerenſklaven, von denen jedem der Stempel des Bagno eingeprägt iſt, Grabbes Gothland, gegen das Schillers Räuber nur ein Sodawaſſerbrauſen ſind, Grabbes Gothland, das dickleibigſte Drama unſerer Litteratur, ja vielleicht der Weltlitteratur überhaupt — dieſes ungeheuerlichſte Produkt menſchlicher Phantaſie: für die Bühne, für unſere höhere Töchterbühne, auf der, mit Graf Platen zu reden: „faſt nur ſchäb'ge Kater ſchleichen und miau'n“ — — bearbeitet. Ja, ja Faktum: bearbeitet, wirklich, wahrhaftig: be—ar—bei—tet!! Ein echtes, rechtes Heldenſtück, Oktavio! 300 Seiten in 80 zu deſtillieren — keine Kleinigkeit! Es iſt nur gut, daß der Vater des Kindes, das man ſo orthopädiſch behandelt hat, längſt dort wohnt, von wannen keine Wiederkehr — unfehlbar würde ihn dieſe Kur (erinnert in vielfacher Beziehung an die des Pfarrers Kneipp, ſo z. B. hat ſie mit ihr das viele Waſſer gemein) dahin expediert haben! — Aber Spaß beiſeite und Ernſt in der Mitte: ſehen wir uns mal die Gebrüder Gothland näher an. Der von Grabbe gezeugte iſt gute 30 Fuß hoch — ein Prachtexemplar von „langer Kerl“, Recke vom Wirbel bis zur Zehe, jede Muskel voll dämoniſcher Kraft, jede Ader voll titaniſchem Trotz, jeder Blick eine Feuersbrunſt, jedes Wort ein Donnerſchlag und jede Bewegung ein Schwerthieb — kurzum, einer von jenen Übermenſchen, wie ſie uns aus verſtaubten und wurmzerfreſſenen Chronikblättern entgegenſtarren, daß es unſerer Schulweisheit ſofort das Waſſer verſchlägt. Grabbes Erſtgeborener braucht ſich nur ein wenig zu ſchnäuzen und die ganze Million der jüngſerlichen und zimperlichen Geh. Kommerzienrat S. v. Kohn'ſchen Sippe fällt aus einer Ohnmacht in die andere. Und nun ſein Namensbruder, der Löweſche Gothland! Auch ein Prachtexemplar, aber ein broſchiertes! Zwerghaft, verwachſen, dafür aber entſetzlich ſalönern*), fein, bis über die Ohren moraliſch, jeder Zoll ein gebildeter Halbaff', wie jener ein roher Ganzbarbar, — in einem Theewaſſerzirkel mit litterariſchen Waffeln würde er ſich bei Gott nicht übel ausnehmen und wohl bald „Mode“ werden. Stellenweiſe iſt er heroiſch, d. h. es kommt einem vor, als ob einer von unſeren geſchniegelten und gebügelten, bemonokelten und pomadeduftigen (Duft??) Herren Lieutenants, pardon Vaterlandsverteidiger die impoſante Rüſtung eines richtigen Eiſenbeißers aus dem X. oder XI. Jahrhunderte angelegt hätte, und darin mühſam auf allen Vieren einherkröche, heroiſche Expektorationen irgend eines zeitgenöſſiſchen Jambenmalträtierers mit Emphaſe deklamierend. Für die Bühne bearbeitet — ja, ja, das Bearbeiten! Dem entfeſſelten Löwen, der vor Freiheitsdurſt brüllt (Duller, Grabbes Leben), trat man reſolut auf den Schwanz, daß er ſich flugs in einen ruppigen Hauskater verwandelte. Selbſtverſtändlich nahm ein hochlöbliches k. k. priv. Kaſtrierinſtitut,

*) Iſt das ein Wort?! — Gewiß, man ſagt doch auch thönern, warum nicht ſalönern?

vulgo Cenſur geheißen, nicht unwichtigen Teil an dieſem lobenswerten Geſchäfte. Nun, der derbe Unflat Gothland verträgt's eher, als der feine — Muſſotte! — Die zur Entwickelung des Gothland'ſchen Charakters nötigen Scenen (I. 2, 3; II. 2) ſind demnach entweder ganz abgeſchoben oder doch verballhornt worden, daß einem das Herz weh thut. Ebenſo erging es den erſten Scenen des III. und IV. Aktes, beſonders letztere (IV. 1), die den großartigen Traum des Herzogs (Parallele: Traumgeſicht Franz Moors) ſchildert, hat durchgreifende Zuſchuſterung erfahren. Der Traum iſt ganz penſioniert worden — wir leben ja in keiner Traumzeit mehr! Berdoa unterzog ſich mehrmonatlichen Waſchungen, denn er ſieht jetzt wie ein neugeborenes Kind aus — aller Schmutz, alles Scheußliche iſt entſchwunden, ein lieber Kerl mit einem Worte; es wundert mich nur, daß er trotz des Dampfbads ſeine ſchwarze Farbe behalten hat. Gänzlich unmotiviert! Und dann die Umgießung der Worte! So ſagt z. B. Grabbes Mohr:

Ich war von Afrika, dem Reich der Sonne,
Gen Aſien geſchifft —,

Löwes Mohrlein aber:

Ich war von Afrika, dem Reich des Lichtes,
Gen Aſien geſchifft —.

's is halt a gebüldeter Menſch! — Wahrſcheinlich fiel Herrn Löwe grade der Ausdruck „Kirchenlicht" ein, und wollte er hiermit leiſe andeuten, daß dieſer ſein Berdoa ein kultivierter Neger iſt. Noch ein Exempel; Grabbes „Gothland":

Gewiegt von Zweifel zwiſchen Höll' und Himmel
Mach' ich mich geſtern Abends auf —

Löwes Gothland:

Beſeelt von mächtig-lodernden Gefühlen
Mach' ich mich geſtern Abends auf den Weg —

Mancher dürfte das für eine Kleinigkeit halten, es iſt aber mehr eine: Pietätloſigkeit gegen den toten Dichter, ein banauſiſches Beſſermachenwollen — kurzum eine: Verhunzung! Und ſolcher Stellen giebt es maſſenhaft! Mehr noch: Herr Löwe ſchiebt unbegründeter Weiſe Perſonen ein, ſo erhält der vom Diener Gothlands (Grabbe) zum Burgvogt avancierte Rolf einen Sohn „Hamar", welcher ſich mit ſeinem Vater in die Rolle brüderlich teilt. Es iſt auch ſo einſam kinderlos zu ſein, nicht wahr liebſter Rolf? — Weiter läßt uns Herr Löwe Proben ſeiner eigenen Dichtung hören (S. 2), die ſich freilich in dieſer Umgebung ſehr gut anläßt. — „Für die Bühne bearbeitet" — ha, ha! — Ich verkenne keineswegs die enormen Schwierigkeiten, die ſich einer richtigen Bearbeitung entgegenſtemmen und bin weit entfernt Herrn Löwes Werk in Bauſch und Bogen abzurteln, im Gegenteil, es freut mich, daß man endlich daran geht, einen der urwüchſigſten, gewaltigſten unſeres Dichterpantheons zu Ehren zu bringen — ich breche nur über die Art und Weiſe, wie es geſchieht, den Stab und glaube, daß mir alle Billigdenkenden recht geben werden. So entfremdet man nur den Dichter dem Publikum. Warum Gothland bühnenfähig machen? Warum gerade dieſes über alles Darſtellbare weit hinaus greifende Übermenſchen-Drama? Vermag es wohl den Intentionen ſeines Autors genau zu entſprechen, geſetzt, die Bühnenfähigmachung (man verzeihe das abſonderliche Wort!) gelänge? Ich glaube kaum! Warum alſo dieſen Gothland? Wenn es ſchon von vornherein ein bühnenunmögliches Stück Grabbes ſein mußte, das man einrenken wollte, warum nicht „Hannibal", oder gar das epigrammatiſche Drama „Die Hermannsſchlacht"?! — Aber werden wir ernſt: hat denn Grabbe kein Drama geſchrieben, das nur weniger Streichungen bedarf, um vollkommen bühnengerecht zu ſein und Erfolg zu erzielen? Wirklich nicht? Keinen „Kaiſer Friedrich Barbaroſſa", keinen „Kaiſer Heinrich VI.", keinen „Marius und Sulla"? Das ſind wertvolle, hiſtoriſche, wirklich hiſtoriſche Dramen, ausgezeichnete Charakterſtücke, wie ſolche nur ein Shakeſpeare geſchrieben hat. Weshalb haben Sie dieſe nicht „bearbeitet", Herr Löwe? — — Die Antwort iſt intimer Natur, nicht wahr? Grabbes „Gothland" ſollte, wie damals

verlautet hat, in der Theater- und Musikausstellung (wenig glorreichen Andenkens) aufgeführt werden, Herr v. Bukovics, der Regent des „Deutschen (?!) Volkstheaters", aber ist ein Schtaucherl ersten Ranges, er spiette das Prävenire und that sich die Ehre an, den in der Bibliothek ruhigschtummernden Grabbe im voraus aufzuwecken, wahrscheinlich damit derselbe nicht gar zu schlaftrunken wäre, wenn er in der Ausstellung gebraucht würde. — Hinc illae causae! — Herr Löwe that dann das seinige und die Censur das ihrige, d. h. der Rotstift der Censur. Es sah auch danach aus. Zur Aufführung brauchte man 2½ Stunden, also just soviel als zu der schäbigsten Schönthaniade oder Blumenthaleis. Noch einmal 2½ Stunden für einen „Gothland"! Die Vorstellung war, wie Freund Schmid-Braunfels sich auszudrücken beliebte: etwas schlechter als mittelmäßig. Die Schauspieler thaten zwar das Kreuzmöglichste, aber was half's, da die Auswaidung von staatswegen das Unmöglichste geleistet hatte? Nach den drei üblichen Schamvorstellungen erhielt Se. Hoheit der Herr Herzog Theodor von Gothland den blauen Bogen. — Ruh in Frieden, Vietgeprüfter, Verstümmetter und das ewige Licht leuchte dir. Amen!

Stauf von der March.

Kunstgeschichte.

Wir wollen nicht versäumen, unsere Leser auf die im Kunstverlage von G. Hirth in München erscheinende „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" von Richard Muther aufmerksam zu machen und damit den eindringlichen Hinweis zu verbinden, daß in diesem Werke die moderne Kunst in ihrem tiefsten und umfassendsten Sinne zum erstenmale auch von einem wahrhaft modern empfindenden Kunstgelehrten dargestellt wird, also aus dem Geiste und Gefühle der Erscheinung selbst heraus das Wesen derselben ergründet werden soll, während seither die Geschichtschreiber ihren berüchtigten objektiven Standpunkt aufspielten, um ihren persönlich engen Sinn und Geist in die Erscheinung hinein zu interprelieren und diese dadurch zu vergewaltigen und zu verfälschen. Das Muther'sche Werk erscheint lieferungsweise in 3 Bänden und wird in 10 Lieferungen (à 4 M.) mit etwa 120 Druckbogen und über 1000 vorzüglichen Illustrationen vollständig sein. Soeben ist die 1. Lieferung erschienen. Besprechung folgt.

M. G. C.

„Donatello, eine evolutionistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet, von Willy Pastor". (Gießen, 1882, Verlag von E. Trenckmann.) — Wie bereits der Titel andeutet, ist der Inhatt der vortiegenden Schrift nicht lediglich kunsthistorischer Natur. Pastor schildert seinen Helden nicht als bloßer Kunstkenner, sondern als Psychologe: er zeigt ihn als den Träger einer Idee. Was ihn beim „Fall Donatello" interessiert, das ist weniger der eigentliche Bildhauer als vielmehr die besondere Persönlichkeit, der charakteristische Vertreter jener großen Epoche, „in der das hinsiechende Mittelalter den letzten Waffengang mit dem neuen Geiste wagte". Durch die Entwicklung der Werke Donatellos hindurch giebt uns der Verfasser einen Ausblick auf die Entwicklung der Frührenaissance; hinter dieser selbst aber sehen wir als Hintergrund eine Untersuchung über die Entwicktungsgesetze der Kunst überhaupt.

Man sieht, es sind durchaus neue Bahnen, die Pastor einschlägt, Bahnen, deren Richtung noch durch keine landesfarblich geheiligten Wegweiser bestimmt ist. Diese Thatsache hat ihre guten, aber auch ihre schlechten Seiten. Man ist wohl sicher, immer neue Gegenden und Aussichten zu finden und empfindet nie jene Langewelle, die uns bei Pflichtgängen auf längstbekannten ausgetretenen Pfaden so treulich begleitet. Aber man ist nicht immer sicher, den besten Weg, die kürzeste Richtung zu

treffen. Bei kleinen Hinderniſſen machen wir oft große Umwege, und hinterher erſt merken wir, wie bald das eigentliche Ziel zu erreichen war, wie nahe der richtige Weg lag. — Auf ſolch einen Umweg ſcheint mir Paſtor im zweiten Kapitel ſeiner Schrift geraten zu ſein. Donatello wird hier mit keinem Wort erwähnt, der ganze Abſchnitt iſt der Unterſuchung über die allgemeinen Entwicklungsgeſetze der Kunſt gewidmet. Sollte es nicht beſſer geweſen ſein, alle dieſe Thatſachen und Betrachtungen der Erzählung ſelbſt einzuflechten? Dieſe ganze Darſtellung ſoll doch bloß einen ſtimmungsvollen Hintergrund abgeben. Indem Paſtor dieſes Kapitel von den übrigen ſo ſcharf trennt, giebt er uns ein Schauſpiel nach Art der bekannten Nebelbilder, die zunächſt irgend eine Landſchaft an die Wand malen, und erſt nachträglich, wenn der Zuſchauer ſich ganz in die Hintergrundslandſchaft verſenkt hat, den Vordergrund mit der eigentlichen Handlung bringen. Sollte außerdem das Ziel dieſes zweiten Kapitels nicht ſchneller erreichbar geweſen ſein? Paſtor führt uns da durch Gegenden, wo wir bald philoſophiſche, bald anatomiſche und phyſiologiſche, bald kunſt- und kulturgeſchichtliche Ausblicke finden. Alle Achtung vor den geſunden Beinen, die ſolche langen Wege aushalten; aber uns wäre, offen geſtanden, ein kürzerer Spaziergang und ein längerer Aufenthalt am Ziele lieber geweſen.

Doch wie geſagt, das ſind Mängel, die vielleicht nicht zu vermeiden waren. Seien wir Paſtor dankbar, daß er uns überhaupt auf eine neue Richtung aufmerkſam gemacht hat. Daß das der Fall iſt, daß der Verfaſſer dieſer Schrift in der That neue Töne angeſchlagen hat, daß er ein Schriftſteller von originalem Geiſt und ſelbſtändiger Auffaſſung iſt, das wird niemand leugnen können, der die von ihm entwickelten Gedanken ernſtlich nachdenkt. Und das iſt ja vielleicht auch etwas wert.

Hugo Grothe-Harkányi.

Philoſophiſche Litteratur.

Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie. Zugleich als Repetitorium für Studierende, Kandidaten und Doktoranden, ſowie zum Selbſtunterricht. Von Dr. Moritz Braſch, Leipzig. Druck und Verlag der Roßbergſchen Buchhandlung. 1893. S. 440 und XIV.

Dr. Braſch gehört unzweifelhaft jetzt zu den produktivſten philoſophiſchen Autoren in Deutſchland. Aber ſeine Auffaſſung und Behandlung der Geſchichte der Philoſophie iſt durchaus eigenartig und neu: er ſchreibt meiſt die Kulturgeſchichte der Philoſophie, d. h. er begnügt ſich nicht mit dem abſtrakten Gedankengehalt irgend eines Syſtems, irgend einer Weltanſchauung, ſondern er ſieht die letztere im Zuſammenhange mit der Litteratur, Kunſt, Religion und Kultur einer Zeit. Ihm erwachſen die philoſophiſchen Ideen eines Jahrhunderts aus dem Netze aller Kultureinflüſſe einer Geſchichtsepoche. Indem er ſo jede Idee in ihrem Zeitzuſammenhange mit allen ihren Wurzeln, Blättern, Blüten und Früchten erfaßt, gewinnt er die Möglichkeit einer bis dahin wenig oder nicht gekannten kulturhiſtoriſchen Behandlung der philoſophiſchen Syſteme, eine Methode, welche ebenſo neu als fruchtbar iſt. In dieſem Geiſte ſind alle Werke (und es iſt dieſes ſchon eine recht ſtattliche Reihe von Bänden!) dieſes Gelehrten gehalten, der überdies den Vorzug hat, nicht für die Zunftgelehrten, ſondern, wie Braſch ſich auszudrücken pflegt, für die „Gebildetſten der Nation“ ſchreibt. Es iſt kein gelehrtes Kauderwelſch, ſondern eine klare, bei alledem gehaltvolle, vielfach geiſtreich und anziehend geſchriebene Proſa, die man in dieſen Büchern findet. Dabei verfällt der Verfaſſer — was durch den Charakter und den Inhalt der Philoſophie ſchon ſich von ſelbſt verbietet — niemals in jenes ſeichte Populariſierungs-Genre, das wir jetzt in anderen wiſſenſchaftlichen Gebieten, z. B. in der Geſchichte und in der Naturforſchung überwuchern ſehen. Niemand hat einen

größeren Respekt vor der unerschöpflichen Tiefe seiner Wissenschaft wie Brasch, der oft betont, daß die Philosophie vermöge der abstrakten, begrifflichen, rein geistigen Natur ihres Inhalts, der sich jeder bildlichen Bezeichnung entzieht, überhaupt nicht populariſiert werden kann. „Nur keine Metaphern in der Philosophie," ruft er aus, „sonst verfallen wir jenem unleidlichen Zwittergeschlecht der poetischen Prosa, die auf diesem Gebiete in besonderer Weise sinnverwirrend und geschmackverderbend wirkt." . . . .

Das vorliegende neueste Werk unseres Autors zeigt seinen Zweck durch den Titel an: es ist wesentlich für Studierende bestimmt. Dem entspricht auch die knappe, gedrängte, aber durchweg durchsichtige Diktion des Buches, dessen Inhalt überall aus den ersten Quellen geschöpft wird. Dieser letztere Punkt ist so konsequent durchgeführt, wie in keinem anderen uns bekannten derartigen „Lehrbuch". Und daß die Citate aus den Werken der großen Denker des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit nicht in Übersetzungen, sondern durchweg in der Ursprache, als in griechischer, lateinischer, französischer, englischer, italienischer (z. B. bei Giordano Bruno) Sprache angeführt sind, dürfte im Interesse des gründlichen Studiums der Geschichte der Philosophie, insbesondere für akademische Kreise, dieses Lehr- und Handbuch besonders wertvoll machen. — Herr Dr. Brasch hat die „altmodische" Gewohnheit, jedes seiner Bücher einem Freunde zu widmen. Dieses Mal ist es der greise Professor Michelet in Berlin, der „letzte Hegelianer", dem das Buch zu seinem 91. Geburtstage gewidmet ist. Einem würdigeren als diesem „ältesten aller lebenden deutschen Philosophen" konnte das Werk nicht dediziert werden. — Das Werk verdient übrigens auch außerhalb der akademischen Kreise, d. h. für alle diejenigen, welche die Philosophie nicht bloß offiziell, d. h. eines Examens oder eines Amtes wegen, sondern auch um ihrer selbst willen studieren, höchste Beachtung. L. O. . . . . .

Spiritismus.

Karl Du Prel und der Kampf um die transcendentale Weltanschauung. — Auch der gänzlich Unbeteiligte und ruhig Beiseitestehende muß die Thatsache konstatieren, daß der Spiritismus immer weitere Kreise zieht, und immer bedeutendere Köpfe zu seinen Anschauungen bekehrt. Wir nennen in der Überschrift den Spiritismus transcendentale Weltanschauung, weil es sich darum eigentlich handelt, und weil dies der tiefere psychische Kern ist. Ob ich in einer spiritistischen Sitzung überzeugt werde, oder nicht leugnen kann, daß ein Tisch sich gehoben, daß eine Hand mich berührt, daß ein Laut gehört wurde, der mit unserer irdischen Erfahrung unvereinbar ist, kann nicht das Entscheidende sein. Das wurzelt im Intellekt, wie irgend ein malabaristisches Kunststück, das wir auch nicht erklären können, und ist am nächsten Tage vergessen. Entscheidend für die Annahme und tiefere Umgestaltung derartiger Phänomene in transcendentaler Richtung ist die Disposition unseres Gemüts. Ähnlich, wie man heute das Zustandekommen einer Infektionskrankheit dahin definiert, daß außer dem äußeren Keim, dem Erreger, auch noch eine persönliche, innerliche Disposition dazu gehört, so ist es auch mit dem Umsichgreifen geistiger Diathesen. Und in diesem Sinne meinen wir es, wenn wir sagen: Der Spiritismus ergreift immer weitere Kreise. Ein großer Teil der Gemüter, besonders unter den Gebildeten, ist für die Aufnahme nicht nur spiritistischer Lehren, sondern für irgend eine Form transcendentaler Weltanschauung günstig gestimmt. „Geißler-Gesellschaften" und „Tanzwütige" wie im Mittelalter und in der Zeit religiöser Wirren sind heute nicht mehr möglich. Aber psychische Geißelung und schmerzhafte spirituelle Exercitien sind Dinge, für die heute viele parat sind. Seien wir offen: Das Christentum ist für die große Masse definitiv verloren. Für die

Gebildeten war es schon durch David Friedrich Strauß verloren. Für das intellektuelle Proletariat ist es durch die Sozialdemokratie verloren gegangen. Und seit Egidy und Harnack glauben auch die Pfarrer und Pfarrerstöchter nicht mehr daran. Was jetzt geht, ist nur noch der tote Gang der Maschine, deren Schwungrad in zu langer und heftiger Bewegung war, um mit einemmal still zu stehen. Außer einer Gruppe alter Weiber, denen es zu gönnen ist, und einer Gruppe Bureaukraten, die zu bedauern sind, ist die Welt heute materialistisch. Und der ruhig die Geschichte der Religionen Überblickende wird dies einfach als ein Faktum hinnehmen. Das christliche Ferment, eine ganz neue Sorte unter den religiösen Virusen, eine Art indischer Haschisch, welches den Besitzer zu Selbstqualen und Thränen treibt, hat wahrhaftig lange genug die Völker des Abendlandes — 2000 Jahre lang — in Beschlag gehalten, sie vollständig durchseucht, von Grund aus verändert, und schließlich immun gemacht. Das christliche Ferment ist uns durch Gehirn und Adern, durch Muskel und Knochen gegangen, und schließlich ging nichts mehr hinein. Ältere unter uns wohnende Stämme mit gelber Gesichtsfarbe waren überhaupt für dieses Ferment nicht zu haben. Und innerlich lachten sie, wenn sie unser blutrünstiges Behagen, unsere Zerknirschung und unsere triste Weltanschauung beobachteten. — Jetzt aber sind wir für dieses auf die Thränendrüsen wirkende Haschisch alle immun geworden. — Und jetzt, nachdem eine enorme Zahl unter den Gebildeten seit sehr, sehr langer Zeit schon sich dem absolut religionslosen, a priori-freien, a posteriori-unbekümmerten, gänzlich seelenlosen Materialismus hingegeben, kommt die Reaktion. Und diese Gruppe von Gebildeten verlangt jetzt nach neuen Fermenten, nach seelischer Beschäftigung, nach geißlerischen Exercitien, nach Tanzqualen. — Und unter diesen sind es die ethischen Gesellschaften, ist es der Hypnotismus in seiner rätselhaften Form, ist es der auf rein transcendentaler Basis ruhende Spiritismus, ist es der mit diesem vielfach verwandte, grundsätzlich erd-abgekehrte Buddhismus, ist es das Neue und Stupende der Nietzsche'schen Gedankenrichtung, ist es der in der modernen Hereditätslehre steckende Fatalismus und vieles andere, welches uns einladet und uns eine mehr weniger in der Richtung des Transcendentalen liegende Weltanschauung geben will. —

Zu den vorstehenden Zeilen regten uns zwei Schriftchen an, die in jüngster Zeit erschienen, und von denen das eine entschieden an die große Masse der Gebildeten in gedachter Richtung sich wendet. Wir meinen: Karl Du Prei, Das Rätsel des Menschen. Reclam'sche Universalbibliothek. 1892. Es heißt, daß es die besitzende Nummer dieses billigen und populären Verlags-Unternehmens sei. Wir wissen darüber nichts bestimmtes; aber was wir wissen, ist, daß niemals ein so schwieriger Stoff, wie der Beweisversuch, daß es außer unserer irdischen Persönlichkeit noch einen überirdischen Komponenten giebt, um den wir uns zu kümmern haben, mit solcher Deutlichkeit, solcher Ruhe und Anspruchslosigkeit vorgetragen wurde, wie in diesem unscheinbaren Heftchen. Und jedem, Freund oder Feind, Interessent oder Indifferent, der sich in Sachen des Spiritismus, der sich in der Frage der Annahme eines „transcendentalen Subjekts" rasch orientieren will, können wir dieses bequem in die Rocktasche sich fügende Büchlein nur dringend empfehlen. Wer Hokuspokus oder Zauberstücklein erwartet, wird sich getäuscht sehen. Wer mit dem glatten Schild des Skepticismus gegen die einfache Prosa dieses Werkchens gefeit zu sein glaubt, wird bald mit Verwunderung bemerken, daß sein Schild in Trümmer geht. — Andrerseits wird auch der wohlwollendste und objektivste Leser bei gewissen Stellen den Kopf schütteln. Und der naturwissenschaftlich Gerüstete wird die Begründung in

vielem zu raſch und zu wenig gründlich finden. — Aber fortgehen wird keiner von dem Büchlein, wie er gekommen iſt. Und umgehen läßt es ſich auch nicht. — Wie geſagt, nicht darum handelt es ſich im Spiritismus, ob einer ein beſtimmtes, unſeren bisherigen phyſikaliſchen Geſetzen widerſtreitendes Phänomen anerkennt, und von hier aus deduktiv ein Verſtandesſyſtem aufbaut, ſondern darum, ob dieſes oder jenes Ereignis, eine Gedankenverknüpfung, ein privates Erlebnis — und dazu bedarf es keiner mediumiſtiſchen Seancen — induktiv in dem Gemüt eines dazu Veranlagten eine Empfindungskette auslöſt, einen Impuls frei macht, der gebieteriſch über das irdiſche Tagesleben hinausverlangt, und kreatoriſch ein tranſcendentales Reich ſich ſchafft, von dem es ganz einerlei iſt, ob Nüchterne an es glauben oder nicht. — Wer abergläubiſch iſt, wer Ahnungen hat — und ſelbſt erleuchtete Geiſter wie Kepler konnten ſich davon nicht frei machen —, wer ſeinen Zwangsgedanken folgt, wer auf Inſpirationen wartet, wer an Prädeſtination glaubt, und das geſamte Weidervolk ſind im Grunde ihres Herzens echte und wahre Spiritiſten. Der Spiritismus iſt kein philoſophiſches Syſtem, ſondern ein Credo; er umfaßt eine ſtille Gemeine, nicht die Staatskirche. —

Die zweite Schrift, von der wir oben ſprachen, iſt die ſoeben erſchienene Nr. I. der „Pſychiſchen Studien“, 1893, herausgegeben von Akſakow, die faſt ganz von einem Referat Du Prels eingenommen wird, in einer Sache, die in den letzten Monaten geſpielt, und die in der europäiſchen Preſſe einiges Aufſehen erregt hat. Im Oktober vergangenen Jahres fanden in Mailand unter Leitung von Akſakow, Du Prel und einigen anderen überzeugten Spiritiſten in Anweſenheit von Schiaparelli, dem berühmten Aſtronomen, Lombroſo, dem bekannten Pſychiater, ſowie Richet von Paris, mehrere Sitzungen mit dem italieniſchen, weiblichen Medium Euſapia Paladino ſtatt. Es waren die denkbar ſtrengſten Cautelen in Anwendung gebracht. Es fanden Dunkelſitzungen, wie ſolche bei gedämpftem Tageslicht, ſtatt. Auf die Einzelheiten derſelben können wir hier nicht eingehen. Es genügt zu ſagen, daß, von einzelnem Mißlungenen und dem Einwand Zugänglichen abgeſehen, das meiſte Ereigniſſe waren, die vor unſeren phyſikaliſchen Erfahrungen nicht beſtehen können, und mit unſerem irdiſchen Cauſalnexus unvereinbar ſind. Wie üblich, wurde am Schluß der viele Tage fortgeſetzten Sitzungen ein Protokoll aufgenommen, welches von den Anweſenden unterſchrieben wurde. Lombroſo, deſſen öffentlicher Übertritt zum Spiritismus vor Jahren großes Aufſehen gemacht, unterſchrieb nicht, weil er nicht bei allen Sitzungen gegenwärtig war. Richet, einer der hervorragenden franzöſiſchen Forſcher auf pſychologiſchem Gebiet, unterſchrieb nicht, weil er, als nicht überzeugter Spiritiſt, die Schlußfolgerungen des Protokolls nicht teilen konnte. Ein italieniſcher Korreſpondent hatte aus Verſehen die Unterſchrift der beiden Herren gemeldet, was um ſo eher zu entſchuldigen war, als die genannten Herren thätigen, hervorragenden Anteil an den Sitzungen genommen, und eigens deshalb nach Mailand gereiſt waren. Als nun die Nichtunterſchrift Richets bekannt wurde, ſchlugen die jüngeren Vertreter der franzöſiſchen pſychologiſchen Schule in Deutſchland Lärm und erklärten, der Name ihres Meiſters ſei mißbräuchlich und in doloſer Abſicht verwandt worden. Hierauf Briefwechſel zwiſchen Du Prel und Richet. Und aus dieſem zeigen nun die folgenden Paſſus — abgeſehen von einem kompletten Dementi an die jungen Herren — wie merkwürdig nüchtern die mediumiſtiſchen Phänomene einen reinen Verſtandesmenſchen, wie Richet, laſſen, und wie haarſcharf ſein Gedankenſchiff an den Klippen des Spiritismus vorüberſegelt (oder vorüberzuſegeln glaubt): „Im Grunde glaube ich wohl, daß alle die Phänomene, die wir in Mailand ge-

ſehen haben, echt ſind. Ich werde alles thun, um Unterſuchungen dieſer Art fortzuſetzen, welche ohne Zweifel zu den intereſſanteſten Dingen gehören, die man auf dieſer Erde ſtudieren kann. Was ich geſehen habe, iſt ganz außerordentlich, und eine mechaniſche, normale Erklärung, wie auch die Hypotheſe eines Betruges, durch den wir alle getäuſcht worden wären, erſcheinen mir, offen geſtanden, als abſurd. Aber das Gegenteil, d. h. die Exiſtenz, ſei es von Geiſtern, ſei es einer Kraft, die den Naturforſchern aller Zeiten entgangen wäre, iſt wohl auch abſurd. Was kann man angeſichts deſſen anderes thun, als mit ſeinem Urteil zurückhalten, warten und weiter experimentieren? Meine Konkluſion iſt alſo: Ich weiß nicht.“ — Mit dieſem Grundakkord möchten auch wir dieſe Zeilen ſchließen: Ein ſo exakter, für die Sache intereſſierter, mit ſeinen Forſchungen dicht daranrührender Kopf, wie Richet, ſieht in Mailand die außerordentlichſten, aller irdiſchen Erfahrung ſpottenden Phänomene, giebt ſie zu, ſchließt jeden Betrug aus, und geht, kühl bis ans Herz hinan, hinweg, und ſagt: Geiſter anzunehmen iſt abſurd; wir müſſen weiterexperimentieren, um die Sache auf natürliche Weiſe zu erklären. — Und ein anderer, ſagen wir ein Novalis, ein Jean Paul, ein Lavater, ein Gabriel Max macht auf einem Spaziergang meditierend, eine kurze Erfahrung, eine Gedankenverknüpfung, und iſt von dieſem Moment an in ſeinem Innern überzeugter Spiritiſt, glaubt feſt an eine tranſcendentale Macht, heiße er ſie nun ‚Genius‘, oder wie nur immer; ohne je mediumiſtiſche Erſcheinungen geſehen zu haben, oder nach ihnen zu verlangen. Hier liegt der ſpringende Punkt! Wer am Spiritismus erkranken will, muß es von innen heraus, durch „inneres Selbſtverbrennen“, wie es der Buddhismus nennt; äußeres Eintrichtern hilft nichts. —

Panlzza.

Vermiſchte Schriften.

Die Theaterſtücke der Weltlitteratur ihrem Inhalte nach wiedergegeben. (Berlin 1892, Alfred H. Fried & Comp.) — Der abgedroſchene Gemeinplatz: die Sache hat ihre Licht- und Schattenſeiten, findet wohl auf nichts beſſere Anwendung, als auf vorliegendes Unternehmen. Den einen Teil des p. t. Publikums werden die zahlreichen Inhaltsangaben zur Lektüre der einzelnen Dramen anſpornen, den andern — und ich fürchte den weitaus größeren — zum Litteratur-Banauſen machen. Um völlige Anerkennung zu verdienen, dazu iſt das Buch viel zu lückenhaft oder beſſer: ſchlecht redigiert. So z. B. fehlen Anzengrubers beſte Werke („Meineidbauer“, „Stahl und Stein“), Bleibtreus „Weltgericht“, „Der Erbe“ (vertreten iſt nur „Schickſal“), Voß' „Schuldig“ (ſchon Anfang 1891 erſchienen!). Lope de Vega hätte eine beſſere Auswahl verdient („Der Stern von Sevilla“ anſtatt des faden „Die Sklavin ihres Geliebten“), gleiches gilt von Echegaray und Corneille („Wahnſinn oder Heiligkeit?“ und „Cid“). Durch gänzliche Abweſenheit glänzen: Grabbe, Liliencron, Vrchlický u. a. Ibſen dagegen iſt vollſtändig vertreten, ebenſo dankenswert die modernen Dramatiker Hauptmann und Sudermann. Daß Dinge, wie Benedix' „Bemooſtes Haupt“; Birch-Pfeiffers „Der Glöckner von Notre-dame“; Ganghofer u. Comp. „Hochzeit von Valanl“; Heyſes „Prinzeſſin Saſcha“; Warteneggs „Ring des Oſterdingen“ u. ä. Schnurrpfeifereien Aufnahme gefunden haben, iſt ſehr, ſehr bedauerlich. Ein Autorenverzeichnis, das doch hier ſehr vonnöten iſt, fehlt ſelbſtverſtändlich. Der Stil iſt mehr als halsbrecheriſch und gemahnt lebhaft an die ſchriftlichen Enunciationen eines A-B-C-Schützen. — Die nächſten Bände (!!) ſollen Inhaltsangaben von Opern, Romanen, Epen, didakt. Werken und — mir verſchlägt es das Waſſer! — Gedichten bringen. Es wird mit der Zeit doch noch

ſo weit kommen, daß die p. t. Autoren nur Inhaltsangaben ihrer Werke anzufertigen brauchen. — Gott deſſer's!

Stauf von der March.

Die Heilkräfte des Hypnotismus, der Statuvolence und des Magnetismus. Nutzbringend verwertet an der Hand des Laien von Hans Arnold. (Verlag von Max Spohr in Leipzig. Preis 1,80 Mark. 95 Seiten.) — Das marktſchreieriſche Ausſehen des Titelblattes ließ mich von vornherein vermuten, daß dasſelbe eine ſchlechte Ware decke, aber ich wurde trotzdem noch enttäuſcht, denn die Qualität des Gebotenen übertraf ſelbſt meine peſſimiſtiſchen Erwartungen. Der Verfaſſer hat die Abſicht, den Laien über die therapeutiſche Verwertung des Hypnotismus, der Statuvolenee und des Magnetismus zu belehren. Ganz abgeſehen davon, daß die Exiſtenz des tieriſchen Magnetismus noch lange keine feſtſtehende Thatſache iſt, wie Herr Arnold annimmt (viele Autoren, z. B. Dr. Moll, führen denſelben auf den Hypnotismus zurück), bin ich inniglich überzeugt, daß ein wirklicher Laie auf dieſen Wiſſensgebieten aus den läppiſchen Hokuspokusrezeptchen des Herrn Verfaſſers nichts, aber rein garnichts lernen kann, und ein Sachverſtändiger hinwieder wird ſich dieſen Schwefel höflichſt verbieten. Daß Herr Arnold eingehende Studien gemacht hat, läßt ſich nicht leugnen; namentlich das vorzügliche Werk „Der Hypnotismus" von Dr. Moll iſt ausgiebig „benützt". Man kann alſo durchaus nicht behaupten, daß in dem Büchlein alles ſchlecht ſei, im Gegenteil, es findet ſich manches gute darin, aber das iſt abgeſchrieben; das übrige iſt Herrn Arnolds geiſtiges Eigentum.

Joſef Schmid-Braunfels.

Engliſche Litteratur.

„Echoes of Old County Life. By J. K. Fowler" iſt ein intereſſantes Buch; abgeſehen davon, daß es in hübſchem Plauderton geſchrieben iſt, hat es auch einen kulturgeſchichtlichen Wert. Es ſei geſtattet, daraus eine Probe zu nehmen. Es iſt in ſich eine kleine Geſchichte; der Titel mag lauten: „Lord Disraelis platoniſche Liebe mit ſubſtantiellem Hintergrund". Die Geſchichte iſt folgende: Um den Vorwurf, er ſei ein Abenteurer, zum Schweigen zu bringen, kaufte Disraeli, noch ehe er irgend berühmt war, ein Landgut, ſo ziemlich ohne Geld. Seine Schriften hatten ihm etwas eingebracht, ſeine Frau war eine ſparſame Haushälterin; irgendwie kratzte er £ 15,000 zuſammen und lieh ſich weitere £ 20,000. Er fuhr fort, Romane zu ſchreiben und erhielt von Freunden und Fremden zahlreiche Glückwunſchſchreiben zu ſeinen Erfolgen; darunter auch regelmäßig von einer ihm völlig unbekannten Dame, in der Nähe von Torquay. Die Briefe dieſer Dame waren ganz enthuſiaſtiſch für den Schriftſteller und Politiker Disraeli. Er machte ſich nicht viel daraus; es konnte ja irgend ein dummer Backfiſch ſein. Zufällig jedoch fügte es ſich, daß Disraeli mit ſeiner Frau in die Nähe von Torquay reiſen mußte. Da fiel ihm ein, daß in dieſer Gegend ſeine platoniſche Liebhaberin wohne; er ſuchte ſie auf, und ſie entpuppte ſich als — eine ehrbare ältliche Dame namens Miß Williams, die in guten Verhältniſſen lebte auf ihrem Landgute. Die gute Frau, alſo genauer, das gute Fräulein war außer ſich vor Glück: das kühnſte Ziel ihrer Träume, ein Beſuch von ihrem Abgott, war Wirklichkeit geworden! Herr Disraeli ſeinerſeits war ſo angenehm berührt, daß er längere Zeit dort blieb, bei der berühmten engliſchen Gaſtfreundſchaft etwas durchaus natürliches; er wiederholte auch öfter ſeine Beſuche. Nach London zurückgekehrt, ſchickte er ihr eine Sammlung aller ſeiner bisherigen Bücher, und bei jeder neuen Novelle war ſie die erſte, der er ein Exemplar ſchickte. Einige Jahre nachher ſtarb die liebenswürdige Dame und hinterließ ihr geſamtes Vermögen im Betrage von mehr als £ 40,000, alſo von mehr als 800,000 Mark, ihrem Seelen-

bräutigam. Damit konnte Disraeli ſein ganzes Landgut addezahlen und hatte noch mehr als genug bar Geld in der Hand. Auf Disraelis Landgut Hughenden ward Miß Williams, die edle Seele, begraben. Eine Gruft umſchließt die Gebeine des berühmten Schriftſtellers und noch berühmteren Staatsmannes, die Gebeine ſeiner Frau und ſeiner platoniſchen Verehrerin. — Weil ich nun ſchon einmal am Rührſamen bin, ſo will ich gleich hier einen rührenden jungen Lyriker erwähnen, der in England gut gefällt. Sein Name iſt Norman R. Gale; ſein neueſtes Buch iſt betitelt: „A Country Muse“, eine Land-Muſe. Er iſt ein chriſtlicher Theokrit in engliſchem Gewande. Der normale Engländer iſt fromm; aber es iſt nicht die dogmatiſche Seite, es iſt die Poeſie des Gemüts, die in der Religion ihn ſo anzieht; und darin iſt er dem Deutſchen verwandt. Der normale Engländer liebt aber auch das Land; und England iſt ein ſchönes Land mit ſeinem wunderbar taufriſchen Grün, dem duftigen weißen Nebel, mit den traulichen Landſitzen, den freien Parks. Gale glaubt an die heilige Natur; er glaubt auch, daß innige Hingabe an dieſe Natur uns heilen kann. In ergreifender Einfachheit ſpricht der Dichter ſein Glaubensbekenntnis aus in dem kurzen Liede, das ich am beſten ganz herſetze, und das alſo lautet:

The Country Faith.

Here is the country's heart
Where the grass is green
Life is the same sweet life
As it e'er hath been.

Trust in a God still lives,
And the bell at morn,
Floats with a thought of God
O'er the rising corn.

God comes down in the rain,
And the crop grows tall —
This is the country faith,
And the best of all!

Für die des Engliſchen weniger Kundigen verſuche ich hier eine möglichſt getreue Überſetzung, indem ich zugleich die des Engliſchen Kundigen bitte, nur das engliſche Original zu leſen. Alſo:

Des Landmanns Glaube.

Hier iſt der Landſchaft Herz,
Wo das Gras iſt grün;
Süß mag das Leben hier
Seit Urzeiten blühn.

Glauben an Gott noch lebt,
Morgenglockenton
Flutet, gewandt zu Gott,
Über Korn und Mohn.

Gott naht uns in dem Tau:
Und das Korn ſchießt hoch —
Dies iſt des Landmanns Glaub',
Und der beſte noch.

Dr. Adolf Brodbeck.

„An American Monte Christo.“ By Julian Hawthorne (London, Alten and Co., 1892), iſt die Geſchichte eines jungen Mannes, namens Keppel Darke, welcher fälſchlich des Mordes von Harry Trent, einem New-Yorker Diamantenhändler, angeklagt iſt. Nach dem Tode des Mörders entdeckt man, daß eine Witwe aus New-Orleans, Mrs. Sally Matchin, mit dem Ermordeten ſeit vielen Jahren heimlich vermählt geweſen iſt, und dieſelbe nimmt als ſeine Witwe von all ſeinem Eigentum Beſitz. Die von Keppel Darke geliebte Olympia Raven und ihre Mutter, Mrs. Raven, waren ſeit längerer Zeit unter Harry Trents Schutz und werden durch ſeinen Tod in die äußerſte Dürftigkeit geſtürzt. Olympia glaubt feſt an die Unſchuld ihres Geliebten, welcher verhaftet und auf zwingende Verdachtsgründe hin für überwieſen erachtet und nach Sing-Sing dem „Newgate“ des Staates New-York, abgeführt werden ſoll. Auf der Reiſe dorthin paſſiert ein Eiſenbahnunglück, dem alle Mitreiſende außer dem Helden zum Opfer fallen. Keppel entledigt ſich ſeiner Handſchellen und legt ſie einem der Getöteten an, der ihm ſehr ähnlich ſieht. Er macht ſich dann auf die Wanderung und kommt an ein baufälliges Haus, in welchem er einen mit dem gelben Fieber Behafteten im Sterben findet und mit Staunen aus

den Phantasien desselben entnimmt, daß das Haus einen von dem verstorbenen französischen Kaiser gesendeten Schatz birgt, den derselbe zur Vorsorge in der Vorahnung seines Sturzes in Sicherheit bringen wollte. Der Kranke erliegt dem gelben Fieber, Keppel Darke annektiert den Schatz, verschwindet auf zwei Jahre und kehrt dann unter dem angenommenen Namen eines Grafen v. Lisle nach New-York zurück. Hier trifft er seine alte Geliebte, welche dem Manne, den sie im Zuge nach Sing-Sing getötet glaubt, noch ein treues Andenken bewahrt; doch wollen wir den Gang der Handlung nicht weiter verraten, natürlich ist es die Hauptaufgabe des Autors, den wirklichen Mörder zu entdecken und zu überführen, womit der Held imstande ist, seine alte Stelle in der Welt und in dem Herzen des geliebten Weibes wieder einzunehmen. Julian Hawthornes Name hat in der amerikanischen Litteratur einen guten Klang und ein neues Werk seiner Feder verfehlt nicht, Interesse zu erregen. „Ein amerikanischer Monte Christo" besitzt allerdings sehr viel feine Züge, erreicht jedoch im ganzen das Niveau seiner früheren Leistungen nicht. Der Roman gehört dem sensationellen Genre an, äußerst spannend, der Idee nach an den einst ganz New-York in Aufregung versetzenden sog. Nathan-Mord erinnernd, dessen Thäter niemals entdeckt und von dem der Schleier des Geheimnisses überhaupt niemals gelüftet worden ist. Anstatt aber in diesem neuen Werk die Ausführung in der genialen Weise von Edgar Poes „Marie Roget" induktiv zu geben, macht der Verfasser den Fehler, die Ereignisse der Handlung nicht eng genug zu verbinden und zusammenzufassen und sie zu jäh auf fremden Boden überzuführen. Kaum ist der Held, Harry Trent, in New-York ermordet, so sind wir urplötzlich von dort nach Paris versetzt und machen dort eine Scene in den Tuilerien mit zwischen dem verstorbenen Kaiser, seinen Adjutanten, Generalen und Vertrauten, welche besser an den Anfang des Werks verlegt worden wäre, da die Diamanten im Werte von 20 Millionen Pfund Sterling allem Anschein nach die eigentliche Ursache des Verbrechens waren; durch eine solche Folge würde das Unglaubliche eher glaubhaft geworden sein. Es ist bei den jetzigen Schriftstellern Mode geworden, berühmte Zeitereignisse zu Romanen zu verarbeiten, aber es ist immer ein eigen Ding, da die Wahrheit, welche in der realen Welt herrscht, bei einem Werke der Phantasie oder Kunst manchmal durchaus nicht am Platze ist und demselben häufig den einheitlichen Charakter raubt. Zudem hat Hawthorne Keppel Darkes Aufregung, da man ihn für den Mörder nimmt, keineswegs genügend motiviert; er hat auch übersehen, daß es höchst unwahrscheinlich ist, daß, zumal nach Poes noch im frischesten Andenken stehender berühmter Skarabäe, vor 20 Jahren in Amerika auch nicht ein Einziger hätte im Stande gewesen sein sollen, eine Geheimschrift zu entziffern; ferner ist es jedenfalls kein Zeichen besonderer Sorgfalt, wenn man einmal jemand als Baron und zehn Zeilen weiter unten als Grafen bezeichnet; auch finden sich zahlreiche nachlässige Konstruktionen und andere Seltsamkeiten, so unter anderm, wenn von Olympia erzählt wird: „Sie war (an ihrem Hochzeitstage!) so aufgeregt, daß sie auf ihren Wagen zu warten vergaß und zu Fuß zur Kirche ging." Man denke: eine Frau und noch dazu eine Amerikanerin! Und wenn sie auch drei Jahre auf die Hochzeit gewartet hatte, so war diese Eile denn doch sehr unähnlich der Enoch Ardens, welcher, nachdem er sein ganzes Leben hindurch gewartet hatte, auch noch ein wenig länger warten konnte. Und doch soll er darum nicht weniger heiß und tief geliebt haben!

„Infelix" by Lady Duntze (Lond. 1892), ist als Geschichte aus der Gesellschaft bezeichnet und unterscheidet sich auch nicht besonders von der landläufigen Romangattung, vielleicht mit der Ausnahme, daß, wo die gewöhnliche Erzählung eine Ent- und Verwicklung aufweist, hier von einer

ſolchen überhaupt nicht die Rede iſt. Das Buch, vermutlich das Werk einer Novize, iſt einbändig, der nicht übel, wenn auch durchaus konventionell geſchilderten Charaktere ſind nur wenige. Es iſt die alte Geſchichte von dem armen Mädchen, das ohne Liebe einen reichen Mann heiratet. Alsbald zeigt ſich der beliebte Freund des Gatten (wie bei der Ouida, doch ohne deren Kühnheit). Jetta, die Heidin, ohne Liebe zu ihrem Gatten, welcher ſie ebenfalls zu vernachläſſigen beginnt und in alte Univerſitätsgewohnheiten zurückfällt, verliebt ſich naturgemäß in Cuthbert Eyre, ihres Gatten beſten Freund. Nachdem ſie ihm zuerſt als Geiſt in der Ahnengalerie erſchienen, hat ſie eine ſeltſame Zuſammenkunft mit ihm in einem „holländiſchen Garten". Jetta kommt und ſetzt ſich auf die Bank, „eine ſchöne, errötende Statue". Cuthbert ſucht ſie ſanft an ſich zu ziehen, doch ſie widerſteht, und da er ſie zum Sitzen nötigt mit dem Bemerken, daß ſeine Zeit kurz bemeſſen ſei, da um 2 ſein Zug gehe, ſo hätte ſie ihn wohl zurückhalten mögen, jedoch wenn ſie auch gern auf allen Komfort verzichtet hätte um ſeinetwillen, zu einem ſo grauſamen Unrecht kann ſie ſich doch nicht entſchließen. Dieſes Scheiden aber iſt nur für kurze Zeit, bald aber, nachdem inzwiſchen ihr Kind geſtorben, was zu einer pathetiſchen Sterbeſcene Anlaß giebt, ſcheiden ſie beide in rührendſter Weiſe auf Nimmerwiederſehen. „Sie küſſen einen Kuß, nicht aus Leidenſchaft, ſondern zu freundſchaftlichem Lebewohl." Jetta war eine große Natur, ſie wollte nicht dem Laſter, dem niedrigen Laſter des 19. Jahrhunderts verfallen! Wohl ihr!

„One way of Love" by Constance Smith (Lond., Hurst and Blackelt, 1892, 3 Bde.) iſt eine tüchtige Erzählung alten Schlages, zunächſt in dem Sinne, daß die Verfaſſerin ſchreibt, weil ſie glaubt, etwas zu ſagen zu haben, dann, weil ſie dies „etwas" wirklich ungewöhnlich gut ſagt. Miß Conſtance Smith iſt gutbekannt durch ihre früheren Werke und beſonders durch „Paul Wentworths Reue". So ſehr ſich der neue Roman von dem älteren unterſcheidet, ſo iſt er, was die ſorgfältige Arbeit und das treffliche Engliſch anbelangt, ſeinen Vorgängern gewachſen. Wir wollen den zahlreichen Leſern nicht durch Entwicklung der Handlung das Vergnügen der Spannung rauben. Einige Fehler und einige verkehrte Charakterzüge finden ſich, doch iſt Allſon hübſch gezeichnet, ebenſo Dr. Thornbill und Mr. Maitland, weniger gelungen erſcheint Herbert Earle.

„Miss Blanchard af Chicago" by Albert Kevill-Davies (E. O. White & Co., 1892) iſt ein äußerſt intereſſantes, mit großer Lebendigkeit und glänzendem Kolorit geſchriebenes Buch. Dieſe ſeine Charakteriſtik der Amerikaner, welche mit einer oder zwei Ausnahmen wirklich echte Amerikaner ſind, findet man bei nur wenigen engliſchen Schriftſtellern. Die Geſchichte iſt eigentlich außerordentlich einfach. Sie behandelt nämlich die Abenteuer eines jungen Engländers, deſſen grauſamer Onkel und Wächter ihn zu den nordamerikaniſchen Wilden ſendet, um dort ſein Glück zu ſuchen. Sobald Mr. Kevill-Davies ſeine Geſchichte einfach erzählt, iſt ſie prächtig und hat Leben, Bewegung und Farbe, während ihm die Analyſen nach Art Paul Bourgets weit weniger gelingen. Die Charakterzeichnung muß als vorzüglich anerkannt werden, beſonders Miß Blanchard aus Chicago iſt ein reizendes Porträt, höchſt natürlich und anſprechend auch in ihren reinen Amerikanismen. Eine treffliche Studie iſt auch ihr Vater, treu nach dem Leben, ein echter Amerikaner und self-made-man, der ſelbſt ſein Vermögen erwarb und ſich vom armen Schlafwagen-Kondukteur durch eigene Kraft zum Börſenfürſten von Chicago aufſchwang. Allen, die Amerika und die Amerikaner kennen lernen möchten, wie ſie ſich amerikaniſchen Augen darſtellen, ſoll dies intereſſante Buch lebhaft empfohlen ſein.

Dr. Karl Bieſendahl.

Holländiſche Litteratur.

Taco H. de Beer, Geschiedenis der Nederlandsche Letteren 1880 bis 1890. (Kuilenburg, Blom & Olivierſe.) — Eine Geſchichte des niederländiſchen Schrifttums während der letzten zehn Jahre! Ich habe ſelten ein Buch mit ſo großen Erwartungen zur Hand genommen, wie das vorliegende und bin faſt noch niemals ſo arg enttäuſcht worden, wie diesmal. Der Verfaſſer erklärt in der Vorrede, daß das Werkchen eine erweiterte Umarbeitung einer für das Meyerſche Konverſationslexikon geſchriebenen Überſicht über die holländiſche Litteratur des letzten Decenniums ſei, und das erklärt und entſchuldigt vieles. Es iſt die richtige Lexikonsarbeit, eine bunte Zuſammenſtellung von Namen, Titeln und Daten, eine Art Nachſchlagebuch für den mit der neueren holländiſchen Litteratur bereits Vertrauten, aber keine „Geſchichte“. Um eine ſolche zu ſchreiben, darf man kein ſolch ausgeſprochener Gegner der modernen Richtung ſein, wie es Taco H. de Beer nun einmal iſt, trotzdem er uns in der Vorrede ſeiner vollſtändigen Objektivität verſichert. Für dieſe „Objektivität“ ſind gleich die erſten Zeilen ein treffender Beweis. „Die Geſchichte unſrer Litteratur während des abgelaufenen Decenniums iſt in der That ganz geeignet, um denjenigen, der es ernſt mit der Litteratur meint, trübe zu ſtimmen.“ Alſo Herr Taco H. de Beer! Wenn ich ein Buch über dasſelbe Thema zu ſchreiben hätte, würde ich gerade das Entgegengeſetzte behaupten. Es ſind das eben Anſichtsſachen, über die zu ſtreiten vollſtändig nutzlos iſt; ich verzichte deshalb auch darauf für meine Behauptung Beweiſe zu bringen, ich müßte nur wiederholen, was ich an dieſer Stelle bereits mehr als einmal ausgeſprochen habe, und das ewige Wiederkäuen iſt eben keine verlockende Sache, wenn man nicht zu der betreffenden Tiergattung gehört, denen dies ein beſonderes Vergnügen bereitet.

Für mich perſönlich ſehr intereſſant war eine Bemerkung, die ſich Herr Taco H. de Beer auf S. 70 ſeines Buches leiſtet. Dort heißt es bei Anführung meiner Überſetzung von Couperus' „Noodlot“ wörtlich: „Dr. Paul Raché überſetzte Noodlot ins Deutſche und erklärte in der Vorrede, daß nach Vondel faſt nichts geſchrieben worden iſt, bis de Nieuwe Gids erſchien!!“ Ich habe daraufhin meine Einleitung zu dem Couperus'ſchen Roman noch einmal genau durchgeleſen und es iſt mir unbegreiflich, wie man aus meiner mehr zufälligen als beabſichtigten kurzen Erwähnung des Nieuwe Gids eine ſolch unſinnige Behauptung aufſtellen kann, wie Herr Taco H. de Beer ſie mir in ſeinem Buche unterſchiebt. Mit ſeiner Meinung, ich wollte mich zum Apoſtel des Nieuwe Gids aufwerfen, ſteht Herr Taco H. de Beer allerdings nicht allein da. Der „Nederlandsche Spectator“ ſekundiert ihm hierin vortrefflich. Aus meiner Einleitung zu Couperus glaubte das genannte Blatt zu derſelben Anſicht kommen zu müſſen, die von Herrn Taco H. de Beer offen ausgeſprochen iſt — eine Anſicht, die mir, frei herausgeſagt, durchaus nicht angenehm war. In einem kurz darauf folgenden Vorwort zu van Eedens „Kleinem Johannes“ ſuchte ich deshalb meinen Standpunkt zu der holländiſchen Litteratur ausführlicher darzuſtellen, und ich glaube deutlich genug gezeigt zu haben, daß mich der Vorwurf der Einſeitigkeit nicht trifft und daß ich mich bei meinen Beurteilungen der neueren holländiſchen Schriftwerke den Teufel um Richtung, Schule und Kliquenwirtſchaft kehre. Aber man kanns den Leuten nie recht machen und dem „Spectator“ zumal nicht, wie aus der Beſprechung meiner Einleitung zu van Eeden erſichtlich iſt. Den Vorwurf eines Nieuwe-Gids-Apoſtels kann man nicht mehr machen, man erkennt an, daß ich ältere Namen, wie Multatuli, Vosmaer und Busken-Huet erwähnt habe, regt ſich aber darüber auf, daß ich ſie „Vorläufer“ der neuen Richtung nannte und fährt dann fort: „Warum

werden denn auch nicht Namen wie Hildebrand und Potgieter genannt, die man vergeblich in dem Vorworte sucht? Die Bezeichnung „Vorläufer“ ist doch dehnbar genug!“

Nein, verehrter Spectator, die Bezeichnung „Vorläufer“ ist nicht dehnbar genug! Multatuli, Busken-Huet und Vosmaer stehen mit der neuen Richtung in Verbindung, Hildebrand nicht, und da es mir darauf ankam, eine Übersicht über die Entwicklung der neuen Richtung zu geben, nicht aber eine Übersicht über die holländische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, mußte der Name Hildebrand, wie der so vieler andrer, wegfallen. Hierin eine Nichtachtung Hildebrands zu erblicken, dessen „Camera“, wie an dieser Stelle bereits ausgesprochen, auch ich als eines der liebenswürdigsten Bücher der Weltlitteratur schätze, ist ein Kunststück, wie es eben nur der „Nederlandsche Spectator“ fertig bringen kann. Und was die Gänsefüßchen bei dem Worte „Vorläufer“ anlangen, so scheint der betreffende Herr Rezensent des Spectator den Sinn des Wortes nicht zu fassen. Ich rate ihm, seine deutschen Studien etwas zu vervollkommnen, er wird dann finden, daß in dem Worte durchaus nicht die Herabsetzung und Geringschätzung enthalten ist, die er der Bezeichnung beizulegen beliebt. Wer sich über Beets, Potgieter u. a. unterrichten will, dem bietet Hellwald-Schneiders treffliche Litteraturgeschichte (Leipzig, W. Friedrich) ausgiebige Gelegenheit dazu. Ich wiederhole hier nochmals, daß ich es als meine Aufgabe erachte, für die gegenwärtige Litteratur Hollands in Deutschland Interesse zu erwecken, und da gerade in den letzten Jahren die holländische Litteratur Schöpfungen hervorgebracht hat, welche mehr als die Produkte der früheren Perioden geeignet sind, dem holländischen Schrifttum die Beachtung des Auslandes zu sichern und ihm das Odium der Langenweile, unter dem es bisher allgemein zu leiden hatte, zu nehmen, so ist es natürlich, daß ich meine Aufmerksamkeit in erster Linie auf die von modernen Ideen getragenen Schriftwerke lenke. Es ist merkwürdig, daß man in Holland den modernen Bestrebungen der ausländischen Litteratur solch reges Interesse entgegenbringt und für die gleichen Bestrebungen im eignen Lande so wenig Sinn hat. Hoffentlich ist die Zeit nicht allzufern, wo man auch in der Heimat Mynheers mit dem alten Zopf bricht! Vielleicht erlebe ich es auch noch, daß sich selbst der „Nederlandsche Spectator“ bekehrt und meinen Bemühungen um das Bekanntwerden der holländischen Litteratur in Deutschland ein klein wenig Anerkennung zollt. In der festen Zuversicht, daß es auch einst noch in Holland Tag wird, tröste ich mich über die mancherlei Philisterhaftigkeiten und werde unbeirrt in meiner Aufgabe fortfahren, auch wenn dieselbe in Andetracht der Verständnislosigkeit, die mir von vielen Seiten in Holland entgegengebracht wird, gegenwärtig wahrlich nicht eine angenehme ist.

Da ich nun doch einmal sehr ins Persönliche hineingeraten bin, will ich meinem Herzen auch gleich noch in einer dritten Sache Luft machen. Erschien da in „Elseviers Geillustreerd Maandschrift“, der vornehmsten holländischen Monatsschrift dieses Genres, vor einiger Zeit ein Artikel, in dem auf die vermeintliche Ähnlichkeit von van Eedens „Kleinem Johannes“ mit der Märchenerzählung von E. T. A. Hoffmann „Das fremde Kind“ hingewiesen wurde. Bevor er sich in seine Untersuchung einläßt, ruft der Artikelschreiber von Elsevier pathetisch aus: „Wenn diese Ähnlichkeit vorhanden wäre, was würde die Welt zu einem deutschen Doktor sagen, der van Eedens Werk in der deutschen Übersetzung in den Himmel hob und nicht bemerkte, daß er es mit einer Nachahmung Hoffmanns zu thun hat?“, um dann zum Schlusse an seine Betrachtungen die geistreiche Wendung zu heften: „O Rache über Rachè!“

Um mich möglichst kurz zu fassen: Die

Welt würde ſich durchaus nicht ſo ſehr aufregen, wie es der holländiſche Artikelſchreiber annimmt. Die deutſche Litteratur iſt nun einmal ein wenig umfangreicher, als die holländiſche und es iſt deshalb ſelbſt „einem deutſchen Doktor“ nicht zuzumuten, daß er alles geleſen hat. Nun iſt aber der gute E. T. A. Hoffmann einer meiner Lieblingsſchriftſteller und ich würde ſicherlich eine diesbezügliche Bemerkung gemacht haben, wenn die Ähnlichkeit zwiſchen Hoffmann und van Eeden nicht eine ſolch zufällige und rein äußerliche wäre, daß ich jede Auseinanderſetzung hierüber als vollſtändig unnütz erachte.

Wenn ſich ſchließlich der Artikelſchreiber von Elſevier, ebenſo wie an andrer Stelle der Nederlandſche Spectator, darüber auslaſſen, daß ich den „Kleinen Johannes“ als ein Werk der neuen Richtung bezeichnet habe, ſo weiſe ich auf das Aprilheft der „Geſellſchaft“ vom vergangenen Jahre hin, woſelbſt ich bei der Anzeige des Werkes wörtlich geſagt habe: „Modern in unſerm Sinne iſt der „Kleine Johannes“ nun durchaus nicht, wie ja der Ausdruck modern, auf die holländiſche Litteratur angewendet, überhaupt eine geſonderte Bedeutung hat.“ Wie bereits bemerkt, ſind dieſe Zeilen mehrere Monate vor dem Erſcheinen meiner Einleitungen zu Couperus und van Eeden geſchrieben, die Belehrungen von Elſevier und Spectator, daß der „Kleine Johannes“ eigentlich gar nicht modern — im allgemeinen Sinne — ſei, kommen demnach einige Poſttage zu ſpät. Für Holland iſt und bleibt der „Kleine Johannes“ ein modernes Werk, ebenſo wie z. B. Helene Swarth für Holland modern iſt, im Gegenſatz zu Mathilde Rambaux, die das altväterliche Holland vertritt. Holland hat eben zu lange im Winterſchlaf gelegen und der Übergang zu dem neuen Leben geſchieht viel zu unvermittelt und ſchnell, um die Bezeichnungen „alte Richtung“ und „neue Richtung“ in Bezug auf Holland mit derſelben Begrenzung anzuwenden, wie auf die andern Länder. In Deutſchland würde deshalb kein Menſch Helene Swarth zu den „Modernen“ rechnen, ſie wäre bei uns vollſtändig alte Richtung und Hilda Ram würde uns infolgedeſſen anmuten, wie eine Neuedition aus dem 17. Jahrhundert. Folglich: „Der „Kleine Johannes“ iſt das erſte größere Proſawerk der neuen Richtung in den Niederlanden.“ Quod erat demonstrandum.

So, meine Herren holländiſchen Kritiker! Falls Ihnen meine Logik nicht ganz einleuchten ſollte — u. A. w. g.

Paul Raché.

Däniſche Litteratur.

P. F. Riſt, Efter Dybbøl. (Kopenhagen, P. G. Philipſen, 1892.)

H. Pontoppidan, Det forjættede Land. (Ebenda.)

Svend Troſt, Unge Viser. (Kopenhagen, J. H. Schubothe, 1892.)

S. Schandorph, Poet og Junker. (Kopenhagen, Gyldendal, 1892.)

Als ich im November vorigen Jahres mißmutig meinen Bericht über däniſche Litteratur abſchloß, hatte ich keine Ahnung, daß wenige Wochen ſpäter mehrere hoch bedeutende Arbeiten vorliegen würden: drei Proſawerke und ein Band Lyrik.

S. Schandorph, um mit dem älteſten zu beginnen, iſt ein fertiger Mann. Er hat eine lange Bahn hinter ſich und gehört zu den „Meiſtern“, das will ſagen, wenn man ein neues Buch von ihm in die Hand bekommt, dann weiß man, daß es „ein Schandorph“ iſt. Er iſt unter den däniſchen Dichtern der, der am ſicherſten auf der Mutter Erde ſteht, mag er ſeine Stoffe aus dem däniſchen Leben herholen oder aus dem franzöſiſchen und italieniſchen. Seine Bücher ſind echt. Das neue Buch behandelt das Leben Alfieris. Es ſchildert die raſtloſe Arbeit des Mannes an ſich ſelbſt, das eifrige Bemühen des Junkers, ein italieniſcher Dichter zu werden. Der Stoff iſt etwas ſpröde. Man kann ſich nicht leicht für die Hauptperſon

erwärmen, dieſen Pferde- und Frauenbezwinger, der ſich faſt pedantiſch zum Dichter ausbitden will. Es wäre vielleicht auch die Bezeichnung Roman beſſer unterblieben; denn unter der Hand hat Schandorph mehr ein Zeitbild gegeben. Ob es echt iſt, mag und kann ich nicht entſcheiden, aber das Gefühl, einen ſichern Führer zu haben, hat man auf jeder Seite. Beſonders muß auf die Schilderung der katholiſchen Geiſtlichkeit hingewieſen werden; man merkt, daß die würdigen Herren mit ganz beſonderer Luſt vorgeſtellt werden, mit einem lächelnden Schmunzeln um den Lippen, das verſteht und verzeiht.

Riſts Buch iſt wie das Pontoppidans eine Fortſetzung. Es iſt ſehr loſe komponiert. Die einzelnen Teile ſind nur leicht nebeneinandergeſtellt und noch leichter mit dem „Rekruten von 1864“ verknüpft. Es ſind Stimmungsbilder aus dem Kriegsjahre nach der Räumung der Düppeler Schanzen. Aber dieſe einzelnen Schilderungen tragen ein ſo ſcharfes Wirklichkeitsgepräge, daß das Buch zu den bedeutendſten Erſcheinungen der letzten beiden Jahre gerechnet werden muß. Da iſt die Liebesgeſchichte zwiſchen einem jungen Leutnant und einer lebensluſtigen jungen Hauptmannsfrau in zarteſter und ſicherſter Weiſe ausgeführt, in einem Stil, klar wie ein leuchtender Frühlingstag. Dann ein paar Briefe eines Offiziers an ſeine Verlobte. Da heißt es einmal: „Kannſt Du Dich an das Gedicht von Ali Bei erinnern, der ſelbſt im Kampfe von ſeiner Geliebten träumt —

Während er die Frankenköpfe
Dutzendweis herunterſäbelt
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt ſanft und zärtlich. — —

— ja, und ich, der doch alles Deutſche verſchworen hat, und alles was aus Deutſchland kommt; — aber ſo will auch ich mich ſchlagen: lächelnd bei dem Gedanken an Dich. — Ach, nun bring ich Dich zum Weinen, aber weine Du nur in Deinem kleinen Bette, — es wird die Zeit kommen, wo wir uns lachend in den Armen liegen. Ja, fürchte nur nichts für mich, ich fühle das Blut der ganzen Jugend des Landes in meinen Adern rollen, — um zu fallen bin ich zu ſtark — Du nennſt mich ja auch Deinen großen Bären — ich denke jeden Abend daran, wenn er am Himmel heraufgezogen kommt — und dann ſtarren wir uns an, wir beiden Bären, und denken an Dich, unſere kleine Marie. — Ach, ich thue ja gar nichts anders. Die große Sünde hab ich auf meinem Gewiſſen (aber ſie drückt mich gar nicht), daß ich mehr an Dich denke als an all das Elend um mich her — ja ſogar mehr als an das arme Land. Alles iſt mir nichts gegen Dich — meine Gedanken und Träume ſchweben zwiſchen weißen Armen und roten Lippen — bei Dir — bei Dir. Thue ich damit unrecht? Was ſagſt Du, meine liebe Marie? — —“ So der Mann. Und die Braut, die den Verlobten verloren, ſchreit auf: „Ich kümmre mich um nichts andres, und alles andre iſt mir völlig gleichgültig. Was geht es mich an: Krieg und Frieden, Verwandte und Freunde und die Menſchen ſonſt, Geſunde und Kranke — was gehn ſie mich an?“ Auf dieſen paar Seiten ſind die Schrecken des Kriegs ergreifender geſchildert als in dem großen Romane Bertha v. Suttners. Anderwärts wird die Verzweiflung über das Elend des Vaterlands ohne jeden Chauvinismus und daher auf das mächtigſte dargeſtellt. Mit verzweifelt falſchem Baß ſingt nach der Beſetzung von Als der allzeit luſtige und ſpöttiſche Leutnant von Kaden das Heineſche Lied von den beiden Grenadieren: „Wir nannten Dänemark unſre Mutter, nun können wir's unſer Grab nennen.“ Vielleicht wird die jetzt gegen den Willen des Volkes aufgeführte Feſtung Kopenhagen der Nagel zum Sarge.

Im Gegenſatze zu Riſts Buche hängt „Das verheißne Land“ Pontoppidans aufs engſte mit ſeinem Vorgänger zuſammen; ja, es iſt vielleicht kein Vorteil, daß es einzeln erſchienen iſt. Über dem ganzen

Buche liegt etwas Schlaffes. Der Mann, der ſich mit aller Kraft ſeiner Begeiſtrung der Volksbewegung angeſchloſſen, verläßt ſeinen Wirkungskreis und kehrt reſigniert nach der Stadt zurück, das innige Verhältnis zu der Bauerntochter, die er in ſein Pfarrhaus genommen, löſt ſich auf Das fruchtbare Verſtändnis zwiſchen Stadt- und Landvolk erweiſt ſich als nicht durchführbar. Eine politiſche Bewegung, die die größten Hoffnungen erweckt, verläuft im Sande. Kein Ausblick auf Heil und Rettung. Und ein jeder trägt geduldig das Kreuz, das ihm Gott und die Obrigkeit auferlegt. Das Buch iſt ſymboliſch für die Entwicklung des däniſchen Nationallebens. — Im Verlauf des Romans konzentriert ſich das Intereſſe immer mehr um Hanſine. Hier hat Pontoppidan eine reinweg prächtige Geſtalt geſchaffen und mit den einfachſten Mitteln geſchildert. Sie fühlt zuerſt, wie das Verhältnis zum Manne ſich löſen muß, und ſtark in der Reſignation einer geſunden Natur, bewegt ſie ſelber den Mann dazu, ſich einen Wirkungskreis in der Hauptſtadt zu ſchaffen. Sie fühlt deutlich, als Mann und Kinder ſcheinbar auf nur kurze Zeit ſich von ihr trennen, daß die Trennung dauernd iſt und ſein muß. Sie ſteht auf dem Hügel in der Nähe des Pfarrhofes und ſieht den Reiſenden nach. Sie winken mit den Tüchern. „Aber die Geſtalt oben auf dem Hügel rührte ſich nicht, . . . ſie bekamen keine Antwort auf ihr ‚Auf Wiederſehn!'" — Von dem „verheißnen Lande" gilt dasſelbe wie von „Muld". Es wird nur in Dänemark bis ins innerſte verſtanden werden. Aber auch für den Fremden bleibt genug. Eine gute Überſetzung beider Bücher wäre dringend zu wünſchen.

Aus ganz andrer Stimmung herausgeboren ſind die „jungen Lieder" Svend Tröſts, d. h. Holger Drachmanns. Da iſt nicht von Reſignation die Rede. Friſch zugegriffen und das Leben verarbeitet. Spott für den Philiſter. Hohn für die elenden Politiker. Jung, das iſt die Deviſe. Jung in Spott und Hohn, jung in der Liebe, jung vorwärtsſtrebend in der Politik. Es iſt, als ob der Aufenthalt in Deutſchland Holger Drachmann verjüngt hätte. Vielleicht iſt hier die Umwandlung zum Proletarierdichter geſchehn, als den er ſich in der Schlußabteilung „Proletarier" vorſtellt. „Rottet euch zuſammen, rottet euch zuſammen!" iſt eines der ſchwungvollſten ſozialdemokratiſchen Lieder, die ich geleſen. — Die polemiſchen Gedichte behagen mir weniger. Da fehlt die ſchlagende Kürze. — Perlen in der Sammlung ſind „September" und „Kleine Liebeslieder". — Vielleicht wagt ſich einer, der den Reim in der Gewalt hat, an eine Überſetzung. Leicht iſt die Glätte und Eleganz des Originals freilich nicht zu erreichen.

G. Morgenſtern.

* * *

Henrik Jäger, Henrik Ibsen og hans værker. (Christiania og Kjøbenhavn, Albert Cammermeyers Forlag. 1892.)

Herr Jäger iſt kgl. Ibſenſcher Hofhiſtoriograph. Er teilt im Vorwort mit, daß Ibſen eine Korrektur geleſen, damit Mißverſtändniſſe und Verſehen vermieden würden. Mit allzugroßen Erwartungen darf man aber nicht an die Lektüre herangehen. Jäger hält ſich immer hübſch an der Oberfläche. Denen, die Ibſens Werke ſelber nicht leſen wollen, aber gern wiſſen möchten, was denn eigentlich in ſeinen Büchern ſteht, kann das Buch empfohlen werden. Das Verſtändnis des Dichters fördert dieſe Journaliſtenarbeit nicht. — Herr Jäger entſchuldigt ſeine Oberflächlichkeit mit dem Satze: „Die Aufgabe eines modernen Kritikers iſt zu verſtehn und ſeine Kunſt zu erklären — nichts weiter." Das war freilich auch die Aufgabe der alten Kritik, nur daß ſie ſich damit, und mit Recht, nicht zufrieden gab. Wir verlangen von einem ordentlichen Kritiker auch eine Wertſchätzung. Wir müſſen von einem Kritiker Ibſens verlangen, daß er uns zeigt, welche neuen Momente Ibſen der

Poesie zugeführt, welche neuen Ausblicke er eröffnet hat, mit einem Worte, welchen Wert Ibsens Wirksamkeit für die Entwicklung der Poesie in Stoff und Form gehabt hat. Wer immer nur genießt und immer nur erklärt und vor lauter Modernsein das Urteilen verlernt hat, der mag sich eine Zipfelmütze auf sein modernes Haupt setzen; denn er gehört zur schrecklichsten Menschenklasse: dem modernen Philistertum. G. Morgenstern.

Serbische Litteratur.

Von diesem Zweige der slavischen Litteratur weiß man bei uns so immens wenig, daß gar mancher Leser beim Erblicken der Überschrift verwundert sagen wird: Ja, haben denn die Serben auch eine Litteratur? Wenn's hoch kommt, erinnert man sich vielleicht in aller Eile an die schalkhaft-zarten Volkslieder, die uns die gelehrte Talvy (Luise von Jacob) so vortrefflich verdolmetscht hat — aber damit ist's auch „alle". Die Heldendichtungen: Car Lazar und Marko Kraljević*) kennt niemand, obwohl sie sich den besten Volksschöpfungen aller Zeiten an die Seite stellen dürfen.

Der Schwerpunkt der serbischen Litteratur liegt in der Volkspoesie; die Kunstdichtung (nebenbei: ein ekelhaftes Wort, klingt wie „Kunstschlosserei") ist auch zumeist nichts anderes, als von der berühmten Gedankenbtässe angekränkelte Nationaldichtung. Eine kurze Übersicht der bemerkenswertesten serbischen Dichter wird nicht ohne Interesse sein. Die weitaus größte Anzahl brachte das XV. und XVI. Jahrhundert hervor, so Hanibal Lucić (1480—1525) [zartempfundene Liebeslieder an ‚Milica', ein nationales Drama: ‚Robinja', ohne Kraft], Mavro Vetranić (1500) [liebliche retigiöse Lieder, Mysterien: Čista Susana, die keusche Susanne. — Uskrnuće Isusovo, Marter Jesu. —], Gučetić († 1525) [satirisch-humoristische Gedichte: Dervišiada, Derwischiade], Peter Hektorević († 1572) [philosophische Gedichte] und Flora Cuceri (geb. 1555) [witzige Epigramme]. Im XVII. Jahrhundert wurden massenhaft fremdsprachige Werke — meist Altklassisches — übersetzt. Dinko Ranjinu († 1687) machte seine Landsleute mit Moschos, Philemon, Tibull, Propert und Martial, Dinko Zlatarić († 1610) mit Sophokles (Elektra) und Tasso (Aminta; vorzügliche Übertragung), Joann Gundulić († 1638) mit dem befreiten Jerusalem bekannt. Letzgenannter schrieb auch ein Epos in 20 Gesängen ‚Osman", worin er sich sehr oft an Tasso anlehnt. Junius Polnotić (1606—1657) machte sich durch ein religiöses Epos „Kristiada" berühmt, in seinen zahlreichen historischen Dramen benützte er fremde (lateinische) Muster. Sammelpunkt dieser Talente war Ragusa. — In der Mitte des XVIII. Jahrhunderts macht sich zu gunsten der Volkssprache eine große Bewegung gegen das Kirchenslavische bemerkbar. Besonders thätig in dieser Hinsicht waren: Gjorgjić (geb. 1675) [Liebeslieder, „Saltjer slovinski — Psalterübersetzung]. Dosithej Obradović (1739—1811), der erste, der die Volkssprache rein geschrieben hat. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts herrschte das Serbische unbeschränkt in der Litteratur. Hand in Hand damit ging die Übersetzungsthätigkeit eines J. Sorkočević († 1771) [Montesquieu's l'esprit dos lois, Molière, Ovid und Metastasio]. P. Berić (Wielands Agathon), Jovan Zirković (Herders Palmblätter) ꝛc. Erwähnung verdienen auch die Gedichte des serbisierten Franzosen Marc Bruère Dérivaux (Marco Bruerović, † 1774). Großes Verdienst um die Erhaltung der alten Volkslieder erwarb sich Vuk Stjepanjović Karadžić (geb. 1787). Bisher lebten diese wertvollen Dokumente der Volkskraft nur in der Tradition fort — er war es, der sie durch Niederschrift für die kommenden Ge-

*) Sprich Kraljewitsch; č = tsch.

ſchlechter fixierte. — Durch Erfindungsgabe und glatte Form ragen Simeon Milutinović und J. S. Popović hervor. Erſterer (geb. 1791, † 1847) ſchrieb epiſche und lyriſche Gedichte (Srbjanka) in der Art der Volksdichtung und verſuchte ſich auch mit ziemlichem Glück im Drama (Obilić, Karadjordje, Dika Crnogarska), während letztgenannter (1806 bis 1856) faſt ausſchließlich das dramatiſche Gebiet pflegte (Svatislav i Mileva, Milaš Obilić, Ajduci, Skenderbeg, Lachan) und zwar, wie man aus dem Titel erſieht, in hiſtoriſch-nationaler Richtung. Von den citierten Stücken ſind „Svetislav“ und „Lachan“ die weitaus gelungenſten.

Einen großen litterariſchen Aufſchwung zeigen die letzten 40 Jahre. Freilich die wiſſenſchaftlichen Werke ſind, bei Licht beſehen, nichts mehr und nichts weniger als Compilationen oder Abſchriften aus fremdſprachigen Litteraturen, auch ſtofflich bewegt ſich die Dichtung noch zwiſchen den alten Polen: Liebe und Vaterland oder Gott und Natur, doch ſteht bei der Jugend des Volkes zu hoffen, daß die Zukunft manches ändern wird. — Zu den beſten ſerbiſchen Dichtern der Gegenwart gehörte ohne Zweifel der Vladyka von Montenegro, Peter Petrović Njegoš. Sein Lehrer war der obengenannte Milutinović. Schöne Gedanken in edler Form, zumeiſt von nationalem Feuer durchpulſt, finden wir ſowohl in der erſten Sammlung Luča mikrokazma, wie im letzten Gedichtbuche: Gorski vienac. Ähnliches gilt von dem Heldengedichte: Kula Džurišiće i Čardak Aleksiće. Das Drama Lažni Car Stjepan Mali enthält wohl einzelne gelungene Scenen, iſt aber im großen und ganzen recht ſchülerhaft. Ljub Nenabović entnimmt ſeine Stoffe ebenfalls den Kämpfen gegen die Türken (Slobodijadao, epiſche Gedichte in 10 Geſ.), er iſt ein Meiſter im Kolorit; das Drama „Napoleon“ bedeutet nach keiner Richtung hin etwas. Überhaupt ſcheint es, als ob dieſes Gebiet den ſerbiſchen Dichtern ſo gut wie verſchloſſen wäre. Seine Helden ſcharf zu charakteriſieren, deren Handlungen zu begründen, den Stoff dramatiſch zu gruppieren, das iſt bis jetzt faſt jedem verſagt geblieben. Dramatiſche Epen — nichts anderes. (A. Nikolić, Kraljević Marko; Arapin; Dragutin kralj srbski. — Jovan Subbotić, Vladislav; Zvanimir; Semanja. — Matia Ban, Dobroslav; Mejrim [preisgekrönt]). Zu erwähnen iſt noch J. Iljić-Nović mit ſeinen zwei farbenglutigen Heldengedichten: Lazarica und Smrt Cara Stjepana i Cara Uroša (der Tod des Zaren Stephan und des Zaren Uroſch). Aus der Schar der Lyriker ragen hervor Miloš Popović (Mač i pero. 1846. — Schwert und Feder) und Milica Stojadinovićova (U Fruškej gori. — Bei der Fruſchka-Gora), insbeſondere ſchreibt letztere warmempfundene Lieder in entzückender Form.

Aus den allerjüngſten Erſcheinungen greife ich heraus: Pjesme Alekse R. Santića. U Mastarn (Lieder von Alex. R. Schantitſch. — Moſtar. — Patriotiſche Gedichte und Liebeslieder, hie und da einförmig), Pesme Josipa Berse. U Zadru (Lieder von Joſef Berſe. Zara. — 272 S. Das Alpha und Omega dieſer Sammlung iſt das Meer. Hier iſt der Dichter in ſeinem Element, hier gelingt es ihm, den Leſer mächtig mit fortzureißen; Glut der Sprache, Bilderfülle und formelle Eleganz zeichnen die Gedichte aus — ſobald aber Verſe anderes zu ſchildern verſucht, wird er matt, ungenießbar. — Manches hier erinnert an unſeren lieben Heine), Majske noći. Pesme Andre Gavrilavića. V Beagradu. (Mainächte. Lieder von Andreas Gawrilowitſch. In Belgrad. 143 S. — Jedenfalls das bedeutendſte Dichterwerk des zeitgenöſſiſchen Serbien. Formell ſowohl, als inhaltlich über jeden Tadel erhaben.)

Nach langem Schweigen meldet ſich der alte, erprobte Sänger Jovan Iljić, um

hinter ſeinen drei Söhnen und gleichfalls trefflichen Dichtern Milutin, Dragutin und Vojislav nicht ganz zurückzubleiben. Das Buch iſt „Dahire“ betitelt und enthält Produkte von wahrhaft orientaliſcher Phantaſie, zarte Liebeslieder, dazwiſchen rauhe Trompetenklänge und wieder Hirtenſchalmei'n und berauſchenden Roſenduft ...

Stauf von der March.

Slovenische Litteratur.

Die Litteratur der Slovenen hat erſt Mitte dieſes Jahrhunderts halbwegs Bemerkenswertes hervorzubringen begonnen. Eine Menge ungünſtiger Faktoren, als nationale Kämpfe, brutale Gegenreformation bewirkten, daß die Volkskraft gänzlich von dieſem Gebiete abgelenkt wurde und zwecklos zerſplitterte. Von alten Litteraturdenkmalen, wie ſolche in größerer oder geringerer Anzahl ein jedes europäiſche Volk aufweiſen kann, findet ſich bei den Slovenen nichts vor. Der Untergang derſelben fand entweder auf natürlichem Wege ſtatt oder durch den Fanatismus bez. die Unwiſſenheit des Klerus. Letzterem war ja bis ins XVI. Jahrhundert hinein die Volksſprache zum größten Teile noch ein ſpaniſches Dorf! Erſt von da ab (1550) begann die nationale Erweckung, und zwar iſt es ein Deutſcher, der Kanonikus Primus Truber (1508—1586), welcher in dieſer Beziehung eifrig wirkt. Gerade damals drang Luthers Lehre ſieggewaltig durch die Welt, auch Truber ergriff die Bewegung, ſo daß er gar bald zu den „Reformierten“ zählte. Infolgedeſſen ſah er ſich genötigt, Krain zu verlaſſen und ſeinen Aufenthalt in Kempten (Württemberg) zu nehmen. Daſelbſt begann er das Matthäus-Evangelium, Luthers Hauspoſtille, den Pſalter u. a. ins Sloveniſche zu übertragen. Freilich können dieſe Übertragungen keinerlei Anſpruch auf Muſtergültigkeit erheben; dem Autor mangelte vielfach eine tiefere Kenntnis des Slovenischen. — Der eigentliche Columbus dieſer Sprache iſt Adam Bohorič, der im Auftrage der krainiſchen Landſtände eine kurze Grammatik verfaßte; ſeine Orthographie iſt heute noch maßgebend. Nach Bohoritſchs Regeln übertrug Dalmatin die Bibel (1554) und der Biſchof Chrön, willens den Proteſtantismus mit der Wurzel auszurotten, die Epiſteln und Evangelien nach der Vulgata. Mit Beginn des XVII. Jahrhunderts trat die Gegenreformation mit all ihrer brutalen Entſchiedenheit auf. Am 8. Auguſt 1600 verbrannte die Geſellſchaft Jeſu in Graz 10000 proteſtantiſche Bücher, einen weiteren Scheiterhaufen zündeten ſie am 23. Dezember desſelben Jahres zur größeren Ehre Gottes in Laibach an, am 9. Januar 1601 noch fernere drei Wagen voll. Dieſe litt.-rel. Hinrichtungen wiederholten ſich ſelbſtverſtändlich, und was in der Stände-Bibliothek erhalten blieb, gab der „große“ Kaiſer Ferdinand II. den Jeſuiten preis. ... So wurde die ganze derzeitige Litteratur der Slovenen ausgerottet und Trubers, Bohoritſchs und Dalmatins ſegensreiches Werk vernichtet, denn die ehrenwerten Väter Jeſu kümmerten ſich fernerhin keinen Pfifferling um die Volksſprache, da ſie bei den von Deutſchen, Ungarn und Italienern umſchloſſenen Slovenen keine große Gefahr für den Katholizismus ſahen, hingegen pflegten ſie z. B. in Kroatien und Dalmatien bis zum letzten Augenblicke ihres dortigen Aufenthaltes die nationale Sprache, fortwährend die griechiſche Kirche fürchtend. Die Periode von 1600 bis gegen 1760 iſt ganz unfruchtbar an litterariſcher Ausbeute. Einem Mönche Markus Pohlin (1735 bis 1801) gehört das Verdienſt, die Sprache geweckt zu haben. Er ſchrieb u. a. eine Grammatik. Ihm folgte G. Japel (1774) mit Übertragungen der Bibel, dann des Mendelsſohn, Kleiſt, Hagedorn, Metaſtaſio u. a., ſowie eigenen Gedichten. Ant. Linhart (1758—1795) überſetzte Beaumarchais mariage de figaro und war auf dem Felde des Luſtſpiels thätig. Lavoslav Volkmar (1741—1816) dichtete im Volkston; ſeine Lieder werden noch heute um

Opatija herum geſungen. Der bedeutendſte Dichter jener Zeit iſt Valentin Vodnik (1758 bei Laibach geb., † 1819), leider gebricht es ihm an rechter Formgebung. 1847 trat Franz Prešérn (1800—1849) mit einer Gedichtſammlung auf, die ihn mit einem Schlage zum hervorragendſten Dichter ſeiner Nation machte. Preſchérn iſt vor allem Lyriker; die epiſchen Dichtungen, die er geſchrieben, fallen vielfach ins Affektierte, obwohl ſich darunter manches recht Schöne findet. In ſeinen Liedern ſchließt er ſich ziemlich eng an den Volkston, weshalb ſie wohl auch ſo großen Beifall gefunden haben. Übrigens hat er auch ſchöne Stanzen, Terzinen, Redondilien, Ghaſeten u. ä., vor allem aber herrliche Sonette geſchrieben. Meiſterhaft iſt ſeine Übertragung der Bürgerſchen Ballade „Lenore“. Preſchérn war ein großer Freund der deutſchen Litteratur, trotz ſeines glühenden Nationalbewußtſeins. Noch mehr: er war ein edler Charakter, denn ſeine Begeiſterung für die Mutter Slavia war rein, frei von allem Haſſe und jener zügelloſen Wut, wie ſolche den Tſchechen Kollár, den „Norren“, wie ihn Scherr bezeichnend nennt, zeitlebens verblendet hat. Er wußte, was er dem großen deutſchen Geiſte, der ſich eine ganze Welt unterworfen, ehe noch die Slaven auf dem Horizont erſchienen waren, was er dem deutſchen Volke ſchulde und war, wie es jeder echte Mann ſein ſoll, dankbar, von Herzen dankbar dafür, ganz entgegen jenem wütenden Fanatiker Kollár, der ſich ſein bißchen Bildung auf einer deutſchen Hochſchule (Leipzig) geholt und dann wie ein ſtumpfnüſtriger Kalmuck alles Deutſche mit ekelm Geifer überſpie. Bei Preſchérn iſt es ſtarke, natürliche Liebe zu ſeinem Volk, bei Kollár unnatürliche, tieriſche Brunſt! — In einem deutſch-geſchriebenen Sonette legte Preſchérn ſeinen Standpunkt klar:

Nicht glaubet, daß ich Euch deshalb verdamme,
Daß dankbar der Germania ihr gewogen,
Nur daß ſie wird der Mutter vorgezogen,
Das iſt's, was in mir weckt des Zornes Flamme. —

Goldene Worte, die ſich ſo mancher panſlaviſtiſche Gribler und Volksverhetzer hinter die Löffel ſchreiben ſollte. . . . . Unſer Anaſtaſius Grün hat dem ſchönen Charakter des Dichters in einem tiefempfundenen Nachruf ein wohlverdientes Denkmal geſetzt und E. Samhaber über ſein Leben ein hübſches Büchlein „Preſchirenklänge“ (Laibach 1880) geſchrieben.

Ant. Slomšek übertrug Schillers Glocke in trefflicher Weiſe; überhaupt ward unſerem Schiller ſehr liebevolle Pflege bei den Slovenen zu teil. Von den Männern, die ſich um die Volksbildung und Verbreitung der ſloveniſchen Sprache unverwelkliche Verdienſte erworben haben, ſind zu nennen: Dr. Bleiweis, M. Vertovec, M. Majar, Davarin Terſtenjak-Hieinger und Fr. Miklošič, der größte Slaviſt; ferner die Dichter Ivan Veſel-Koſeski, Miroslav Vilhar, Podgorski, Levſtik, V. Zarnik (Humoriſt), Lovro Toman und Joſipina Turnogradska, die einzige ſloveniſche Schriftſtellerin. Die Volkslieder ſammelte Stanko Vraz (Narodne piesni ilirske).

Zum Schluß meines Referats, das auf Gründlichkeit ſelbſtverſtändlich keinen Anſpruch macht, erwähne ich noch die jüngſt erſchienene Gedichtſammlung: Luči (Lichterchen), Spiſal Anton Funtek (herausgegeben von A. F.), Celje, Dr. Hribar (Cilli Dr. Hribar). Der Dichter iſt in ſeinem Vaterlande als Überſetzer von Baumbachs Zlatorog rühmlichſt bekannt; vorliegendes dürfte ſeine beſte lyriſche Gabe ſein. Inhalt des Cyklus iſt folgender: In einer wundervollen Nacht erhebt ſich der Erzähler auf den Flügeln der Phantaſie zum Himmel, von wo aus er die Erde betrachtet. Tauſend und abertauſend Lichterchen blinken und flackern, hier in einer ärmlichen Hütte, wo ein Mädchen arbeitet, um ihre alte Mutter zu erhalten, dort bei einem Toten, den ein Weib betrauert, hier wieder in einem ſeenhaften Palaſt, in dem ſich ein Geldprotz ſeinem Vergnügen hingiebt ꝛc. ꝛc. Über jedes Lichterchen reflektiert der Dichter

in geistreicher Weise. Formell sind die Gedichte ebenfalls ganz tadellos. Bemerkenswert ist, daß Funtek sehr oft skeptisch wird.

Andere beliebte Dichter der Slovenen sind gegenwärtig: Gregorčič, Stritar, Askerc ov und Cimprman.

Stauf von der March.

Vermischtes.

„Karl Bleibtreu. Ein zeitgenössisches Dichterbild" nennt sich ein Artikel in der „Pfälzischen Presse von Adolf Fröhlich (2. und 3. Dezember 1892), welcher, lesenswert und geistvoll, zum Nachdenken anregt. Der Verfasser, offenbar in keiner Verbindung mit litterarischen Cliquen, nur von eigener redlicher Gesinnung getrieben und angefeuert, befleißigt sich größter Unparteilichkeit. Weit entfernt, einen Bleibtreu-Bewunderer à outrance vorzustellen, tadelt er vielmehr manches nicht ohne Schärfe, so z. B. in längerem Abschnitt Bleibtreus Lyrik, die er gründlich und vollständig gelesen zu haben scheint. Mit Recht erteilt er hier den „Kosmischen Liedern" den Preis, stellt aber natürlich den Dramatiker hoch darüber. Man müsse zum größten Bühnenmeister Schiller zurückgehen, „um solche Leistungen erreicht oder übertroffen zu sehen". Nur will dem Kritiker das Salonstück „Der Erde" nicht behagen. Doch habe Bleibtreu teilweise noch Größeres geschaffen, „geradezu Mustergültiges, Klassisches" in den Schlachtbildern, in denen sich „wunderbarer Stimmungszauber mit greifbarer Anschaulichkeit geschilderter Landschaftsbilder, dramatische Bewegtheit der Darstellung und geniales Verständnis der militärischen wie der seelischen Vorgänge zu Werken von plastischer Anschaulichkeit und großer kompositioneller Geschlossenheit verbinden". Zeit und Menschen werden „in einer gleichsam mit dem Geist getränkten Sprache wiedergegeben". Über den strategisch-taktischen Wert erlaubt sich der Kritiker natürlich kein Urteil: „Es genüge die Versicherung eines uns bekannten hohen Offiziers, daß auf Grund der entwickelten kriegerischen Kenntnisse dem Verfasser jederzeit die Führung eines Armeekorps anvertraut werden könne". (Dies dürfte doch wohl noch mehr auf die jüngsten, Fröhlich unbekannten Werke „Der Imperator" und die vierbändige „Geschichte der Europäischen Kriege" passen.) In der neuesten Schlachtbildsammlung „Heroica" habe übrigens wiederum „der unermüdliche Dichter" ganz neue Ausblicke eröffnet. — Unter den übrigen epischen Werken Bleibtreus schätzt Fröhlich die Novellen „Aus Norwegens Hochlanden" am höchsten, die „sich den besten Schöpfungen deutscher Erzählungskunst ebendürtig anreihen". Dagegen vermag er nicht „das begeisterte Urteil mancher Kritiker über die Novellen „Schlechte Gesellschaft zu teilen". Das ist ein Urteil, das uns sehr stutzen macht und nachdenklich stimmt. Ein Kritiker von solcher Reife und Unparteilichkeit, mit einem Sinn fürs Heroische und dramatisch Bewegte, der die Schlachtenbilder „zu den besten Darstellungen der Weltlitteratur" rechnet, fühlt keinerlei Befriedigung an der „schwülsinnlichen" Atmosphäre geschlechtlicher Leidenschaft in diesen Novellen. Und so mag es noch vielen anderen gehen und man erkennt hieran die Gefahren der Vielseitigkeit, trotz Goethes Vers: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen." Wir sind nun freilich der Ansicht, daß jene verhältnismäßig Wenigen den reifsten Geschmack verraten, die in der That in diesen „Bleibtreus schlechten Gesellschaftsnovellen" — so konstruierte kürzlich ein dummer Junge im „Berliner Tageblatt" den Ausdruck „Schlechte Gesellschafts-Novellen" — die stärkste Probe seines Dichtertums schätzen, trotz aller Mängel im Einzelnen. Denn solche Kleinigkeitsdurchsiedung ist nur Sache kleiner Gehirne und hat daher auch den reifen Kritiker Fröhlich durchaus nicht gehindert, das größere korrespondierende Werk, d. h. den Roman „Größenwahn", mit vollem Verständnis zu genießen. Er sagt: das sei „als Ganzes

betrachtet ein Werk von imponierender Kraftfülle und weitestem gedanklichen Gesichtskreis, das wir nicht anstehen für das bedeutendste dichterische Erzeugnis im letzten Viertel dieses Jahrhunderts zu erklären". Fröhlich verbreitet sich nun geistreich und verständnisvoll über den Inhalt des weiteren, hebt die „wahrhaft erschütternden und weihevollen" Schlußkapitel hervor und schließt: „Dem imponierenden Gesamteindrucke gegenüber sind alle Ausstellungen im Einzelnen, wie ungleichmäßige Behandlung mancher Teile, unnötige Einschiebsel und hier und da stilistische Flüchtigkeiten, einfach ohne Belang. „Größenwahn" ist die bedeutendste epische Leistung im letzten Viertel dieses Jahrhunderts." Der Verfasser wiederholt also dies Urteil zweimal, um mit Nachdruck zu zeigen, daß er es reiflich erwogen hat. Ein gleiches Urteil fällten übrigens in ihren Bleibtreu-Essays Kaberlin, Lienhart, Karl Busse, welch letzterer — sonst ganz von Leixners Urteil beeinflußter — Lyriker übrigens auch der „Schlechten Gesellschaft" gerecht wird, die er als Meisterwerke bezeichnet. Einiges Unverständnis für beide Werke zeigten Merian und Steiger in ihren sonst so prächtigen Broschüren, indem sie das „Genie" anerkannten, aber die „Zerfahrenheit" bedauerten. Denn ein genau prüfender Analytiker dürfte finden, daß diese Werke nur so und nicht anders geschrieben werden konnten. So urteilt auch Biesendahl in seinen überaus treffenden Ausführungen über diesen Teil Bleibtreuschen Schaffens. Die Kopien französischer Schule, welche der neueste Berlin-Wiener Naturalismus zutage förderte, sind nur blasse krankhafte Schemen. Der Einzige, bei dem sonst noch die Erotik eine tiefpoetische Gewalt äußert, ist Conrad. Vergleicht man die lüsterne Trivialität, gemischt mit ekelhaftem Schwulst, dieser heute „tonangebenden" Cliquengrößen, so merkt man so recht, daß es all diesen Leuten nicht mal um den „Reallismus" geschlechtlicher Brunstpoesie zu thun ist, sondern nur um ihre persönlichen Geschäftchen. Denn alles das, was sie angeblich machen möchten, ist längst in jener Bleibtreuschen Erotikpoesie vorweggenommen, auf welche ihre impotente Naseweisheit herabzuschauen sich erkühnt. Wo haben sie je die verzehrende Glut der sinnlichen Extase so grell und kraftvoll ausgelodert? Und der flache Symbolismus und die psychologische Tüftelei sollten hier erst lernen an dem Kampf des Tierischen mit sentimentalen Aspirationen. Allerdings werden, wie O. J. Bierbaum schrieb, „künftige Geschlechter nicht begreifen", daß solche „unerreichten" Werke von einer erbärmlichen litterarischen Gegenwart noch immer nicht verstanden wurden. Noch unglaublicher aber wird es einer solchen etwaigen Zukunft dünken, daß die nämliche Dichtung „Größenwahn", welche ein so unbefangener fremder Beurteiler für die bedeutendste der Gegenwart hält, von einem Schöffengericht, dessen einer Beisitzer der seither mit vier Jahren Gefängnis bestrafte Bankier Maaß war, im Jahre des Heils 1888 für eine „Schmähschrift" erklärt und „bestraft" werden konnte. Freilich ohne daß einer der Richter es für nötig hielt, das Buch überhaupt zu lesen!! Dieser Rechtsbruch wird dadurch etwas entschuldigt, daß das hohe Gericht die Anklage Leixners auf „Schmähschrift" nicht in Zweifel zog. Man soll auf die eindringliche Frage des Richters, ob denn wirklich „Größenwahn" gar keinen künstlerischen Wert besitze, geantwortet haben: „Einen ganz minimalen." Und dann hinterher das nichtswürdige Benehmen der Presse, die sich eigens Schmähartikel leistete. Pfui! — Jedenfalls aber dürfte man Fröhlich recht geben, wenn er sich entrüstet über die billigen Triumphe jener gewissen findigen Talentchen gegenüber dem in Bleibtreu erkannten „unerschöpflichen Reichtum an neuen Anschauungen und Gedanken, meisterlichen Schöpfungen in jeder Art dichterischer und schriftstellerischer Bethätigung". Unser Kritiker wendet sich ziemlich scharf gegen

die „Revolution der Litteratur“ und ähnliche Polemiken, ſpricht aber den Dichter gänzlich frei von der falſchen Beſchuldigung der Unſachlichkeit und betont, daß Lob und Tadel relativ ſeien, einzelne Makel das große Geſamtbild nicht ſchädigen können. Fröhlich äußert ſich nun noch ziemlich ausführlich über die litterarhiſtoriſchen, geſchichtlichen, ſozialpolitiſchen Arbeiten, womit er nur zum Teil übereinſtimmen könne, doch liegt der Zweifel nahe, ob er ſie alle geleſen hat, und ſchließt mit der Ausführung, daß alle jene Erfolge, die der Tag gezeitigt, auch mit dem Tage vergehen werden. „Wenn aber ein künftiges Geſchlecht, vorurteilsfreier als die Gegenwart, den Ertrag unſerer Zeit an originalen dichteriſchen Ingenien prüfen wird“, dann werde man Bleibtreu als den Erſten von Allen „freudig anerkennen“. Ob die Prophezeiung recht behält? X.

Als ich in Bremen bei Aufführung meines Napoleondramas mich aufhielt, wurde mir auf einem Diner ein junger Mann vorgeſtellt, Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, der ſich der Dichtkunſt befleißigte. Er ſchien mir gemütlich und intellektuell wohlbeanlagt, und ich dachte mit Heine: „O, wie iſt es hocherfreulich, ſolchen Jüngling noch zu finden!“ Allein, bald fiel mir auf, daß dieſer noch ziemlich jugendliche Anfänger recht ſeltſame Begriffe von Wertverhältniſſen und Rangſtellungen in unſerer neueſten Litteratur zu hegen ſchien. Ich forſchte nach der Quelle, und ſiehe da, ich fand ſie in einem dickleibigen Kompendium, der 2. Auflage einer deutſchen Litteraturgeſchichte von Herrn Otto v. Leixner. Dieſer mich eigenartig berührende Autor-Name vermehrte meine Neugierde und der wohlwollende junge Mann bereitete mich auch auf ſchwere Prüfung vor. „Es iſt hart!“ meinte er mit wohlthuendem Mitleid, „Er wirft Sie zu den Toten!“ Ich warf zwar hin, daß aus bekannten Gründen der chriſtliche Herr v. Leixner am beſten thue, wenn er über mich einfach den Mund hielte. Doch wußte ich ja aus Erfahrung, daß er dieſe Enthaltſamkeit nicht mal in ſeinem eigenen Blättchen übte. Ich las alſo die Leixnerſchen Urteile über die Jüngſtdeutſchen mit banger Ahnung. Ich wurde nicht getäuſcht. Da er offenbar kein anderes Bildnis auftreiben konnte, zierte unſer Litterarhiſtoriker ſein Werk mit einem Conterfei des großen Arno Holz. Der dazu gehörige ſehr magere Text ſteht freilich mit ſolcher Auszeichnung in beträchtlichem Widerſpruch. Doch Konſequenz war ja niemals Leixners Sache. Über Sudermann geht er ziemlich flüchtig hinweg und meint, deſſen Romane hätten mehr Wert als ſeine beiden Bühnenſtücke. Von Hauptmann aber weisſagt er, daß derſelbe einſt noch ganz anderen Bahnen ſich zuwenden werde. Wie gnädig! Im vollen Glanze aber erſtrahlt die chriſtliche Milde unſeres Leixner, wenn er von Conradi vermeldet, der Tod habe denſelben uns glücklicherweiſe entriſſen, da er zweifellos in irrſinnige Geiſtesumnachtung verfallen ſein würde. Trefflicher! Und mit welcher weiſen und gerechten Unparteilichkeit er nun ſeinem Herzen gegen mich Luft macht! Klingt es nicht rührend, wenn er erzählt, mein „urſprünglich reichbeanlagter und edelangelegter Geiſt“ habe ſich ſelbſt „um die Geſundheit betrogen“! Was er damit ſagen will, weiß er wohl ſelber nicht. Denn ſeine ſchon 1886 aufgetauchte und hier wieder aufgewärmte Phraſe, daß ich mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen arbeite (klingt köſtlich im Munde eines „modern“ gebildeten Mannes, dieſe Altertumsfloskel „Herz“!), iſt doch gar zu dürftig. Aber Beweiſe, lieber Herr, Beweiſe! Sollte man es für möglich halten, daß L. von meinen ſämtlichen Werken nichts zu nennen weiß, als „Größenwahn“ und „Propaganda der That“? Und dabei kennt er meine andern Proſawerke ganz genau, da er darüber Rezenſionen ſchrieb. Was er von meiner Lyrik freundlich und unfreundlich hält, iſt ſchon deshalb belanglos, weil er nur das „Lyriſche Tagebuch“ kennt. Meine Dramen, über die er geradeſo en bloc abſpricht, dabei aber die Einzel-

heiten rühmt, hat er vermutlich überhaupt nicht gelesen. „Einige kleinere Schlachtenbilder“ erwähnt er so nebenbei. Da enthält z. B. „Friedrich bei Collin“ 270 Seiten, wahrscheinlich mehr als Herr Leixner in seinem ganzen Leben an produktiver Prosa schrieb! Das Schönste sparte ich mir aber zum Schlusse auf. Den Roman „Größenwahn“ verurteilt er nämlich, wie nur ein Unmensch ihm das verübeln könnte, gesteht aber weihevoll, daß er viel hohe Gedanken und echtes Nationalgefühl aufweise. So? Und wer hat seiner Zeit die litterarische Unwissenheit eines Schöffengerichts zu der Brandmarkung „Schmähschrift“ gemißbraucht? K. Bl.

Oskar Panizzas freie Auslassungen in diesen Blättern über „Prostitution“, „Luther und die Ehe“ usw. haben uns manchen herben Vorwurf zugezogen, namentlich von Seite des älteren Jungfrauentums. Da wollen wir uns nun doch mit einem kleinen Exzerpt aus Shakespeares „Ende gut, Alles gut“ verantworten, das wir hiermit allen Nonnen und solchen, die es werden wollen, in Ehrerbietung widmen. Also schreibt der große William über das Jungferntum: „Läßt sich denn ein vernünftiger Grund im Naturrecht nachweisen, das Jungfrauentum zu bewahren? Verlust des Jungfrauentums ist vielmehr verständige Zunahme; und noch nie ward eine Jungfrau geboren, daß nicht vorher ein Jungfrauentum verloren ward. . . . Die Partei des Jungfrauentums nehmen, heißt, seine Mutter anklagen; welches offenbare Empörung wäre. Einer, der sich aufhängt, ist wie solch eine Jungfrau; das Jungfrauentum gleicht einem Selbstmörder, und sollte an der Heerstraße begraben werden, fern von aller geweihten Erde, wie ein tollkühner Frevler gegen die Natur. Das Jungfrauentum brütet Grillen, wie ein Käse Maden, zehrt sich ab bis auf die Rinde, und stirbt, indem sich's von seinem eignen Eingeweide nährt. Überdem ist das Jungfrauentum wunderlich, stolz, untätig, aus Selbstliebe zusammengesetzt, welches die verpönteste Sünde in den zehn Geboten ist. Behaltet's nicht; ihr könnt gar nicht anders, als dabei verlieren. Leiht es aus, im Lauf eines Jahrs habt ihr Zwei für Eins; das ist ein hübscher Zins, und das Kapital hat nicht sehr dadurch abgenommen.“ C.

Der Christ im Zeitalter der Maschine. Unter dieser Überschrift brachte die Zeitschrift „Christliche Welt“ einen Aufsatz, in welchem die Kernwahrheiten des Sozialismus den gläubigen Christen in sehr anschaulicher Weise vermittelt werden. Wir geben einen Teil daraus zur Probe in wörtlichem Abdruck:

„Es ist bittre Wahrheit, daß das Elend im Zeitalter der Maschine zum Himmel schreit. Wenn auch Minister den Notstand nicht anerkennen, wir sind von ihm umgeben. Der Schrei, der aus der Tiefe herausklingt, ist nicht etwa bloß Echo von Agitationsreden. Nein, es ist wahr, daß wir ein gequältes Volk sich um die Maschinen lagern sehen. Wie paßt das nun zur Begeisterung? Wie paßt das zu dem Satze, daß die Maschine eine gute Gabe ist vom Vater des Lichts? Ist Gottes Gnade die Ursache der Übel? Das sei ferne! Gottes Gabe ist gut, aber die Menschen haben noch nicht gelernt, sie zu gebrauchen. Die Kinder Gottes wissen noch nicht, wie sie mit dem neuen Riesenwerkzeug umgehen sollen. Das ist ein Hauptteil dessen, was man soziale Frage nennt.

Gott giebt niemals Gaben ohne Aufgaben. Auch in den Gebrauch des Feuers, des Eisens, des Ackers mußten sich die Menschen langsam und mühsam hineinfinden. Gottes Gaben haben immer etwas von der rätselhaften Größe, die Gott selbst hat. Sie entschleiern sich in ihrer Tragweite und in ihren Forderungen erst nach und nach. Wir leben in den Tagen, wo man eben beginnt, die Augen dafür aufzumachen, was Gott mit der Maschine uns gab: ein Zeitalter mit neuen Formen des Lebens.

Vielleicht dient es zur Klarheit in dieſer Richtung, wenn wir uns im Geiſte zu einem Gerichtshof verſammeln, vor dem die Maſchine verklagt wird. Natürlich ſoll ſie ſich verteidigen dürfen. Tretet vor, die Ihr klagen wollt!

Der Induſtriearbeiter tritt ein und ſagt (nicht jeder ſeiner Genoſſen würde dasſelbe ſagen), er ſagt: Die Maſchine iſt mein Tyrann. In einerlei Arbeit bin ich tagaus tagein an ſie geſchmiedet, ſie raubt mir alle Freiheit. Ich bin nichts als ſelber ein Maſchinenteil.

Die Maſchine antwortet: Bin ich daran ſchuld, daß Du keinen freien Tag haſt, bin ich etwa daran ſchuld, wenn Du keine Zeit haſt für Deine Kinder? Ich bin zufrieden, wenn Du acht Stunden an mir ſtehſt, hafte Dich an die, die Dich länger an mich feſſeln! Ich habe Euch die Arbeit zehnfach erleichtert, nun aber iſt es an Euch, ſie Euch auch unter einander leicht zu machen.

Der Handwerker tritt vor den Gerichtshof, und da er die Maſchine erblickt, wird er zornig und bös. Du haſt mich zertreten! Ich war geachtet und begütert, da haſt Du mir das Brot aus den Fingern genommen, Du haſt mich zum Lohndiener gemacht. Ich war wie einer, der neben dem Eiſenbahnzuge herlaufen ſoll. Ich bin gerannt, was ich konnte, ſchließlich bin ich doch matt und halb tot auf dem Bahndamm liegen geblieben.

Die Maſchine antwortet: Sag' ſelber, iſt es nicht Unverſtand, neben dem Zuge herlaufen zu wollen? Setze Dich doch in den Zug!

Ich kann nicht.

Du allein kannſt nicht. Aber es iſt auch nicht recht, wenn Du auf Deinem Schemel ſitzen bleibſt, und von dort aus verlangſt, die Welt ſolle um Dich herum bleiben, wie ſie iſt. Je ſchneller Du Dich in das neue Zeitalter hineinfindeſt, deſto beſſer für Dich. Vereinige Dich mit Deinen Brüdern nicht zu einer Innung „ſelbſtändiger" Meiſter, ſondern zu einer Genoſſenſchaft mit Großbetrieb. Iſt dazu Euer gemeinſamer Kredit zu gering, ſo agitiert für die Hilfe der Kommunen und Kreisverbände!

Es iſt die alte Sache: Die Menſchen ſind noch nicht für die Maſchine eingerichtet.

Der Arbeitsloſe erzählt: Ich konnte und ich wollte arbeiten. Da kam eine neue Maſchine und machte mich überzählig. Ich wurde entlaſſen, ging auf die „Walze", verdummelte und bin heute nicht mehr ſehr zu brauchen. Aber unſer ſind mehr als hunderttauſend.

Die Maſchine antwortet: Der Schein iſt gegen mich. Arbeiterentlaſſungen wegen neuer Maſchinen kommen überall vor. Eine Schuhmachermaſchine macht fünf Arbeiter brotlos. Aber hoher Gerichtshof, geſtatte mir eine wichtige Frage.

Wir geſtatten die Frage.

Die Frage lautet: Giebt es nicht noch viele Menſchen, die barfuß gehen, weil ſie keine Schuhe haben? Giebt es nicht noch Menſchen, die Trikotwaren brauchen könnten oder Bettſtellen oder Öfen oder Bilder oder ſonſt etwas?

Ja, dieſe giebt es.

Für alle dieſe, ſagt die Maſchine, wollte ich ſchaffen. Warum darf ich denn nicht? Warum laßt Ihr die Arbeitsloſen nicht alle an mir arbeiten, bis jeder Mangel gedeckt iſt?

Warum? Wer ſoll denn die Ware bezahlen?

Alſo dort liegt die Schwierigkeit, ſpricht die Maſchine; dann bin ich gerechtfertigt. Eure Geldverhältniſſe ſind noch nicht eingerichtet für das Zeitalter der Maſchinen. Es iſt eine Einrichtungsfrage. — —

So führt eine Beſprechung über die Maſchine mitten hinein in die ſozialpolitiſche Arbeit. Dieſe Arbeit iſt als ſolche chriſtliche Arbeit, ſodalb man den Vorderſatz zugiebt: Die Maſchine iſt eine Gottesgabe. Man kann nicht ſagen: Gott gab die Maſchine, aber um die Folgen dieſer Thatſache brauche ich mich als Chriſt nicht zu kümmern.

Die Beſprechung zeigte ferner, daß die chriſtlich-ſoziale Arbeit, ſie beginne an dieſem oder jenem Ende, ſchließlich zur Behandlung der Eigentumsfrage gedrängt wird. Es iſt nicht möglich, um eine klare Stellung zu Kapital und Geld auf die Dauer herumzukommen. Es giebt Leute, die glauben, der chriſtliche Sozialismus ſei ein Sozialismus, der das Kapital in Ruhe ließe. Wir bitten dieſe Leute, ſich die ſoziale Frage von der Maſchine nochmals durchzudenken. Entweder die Maſchine muß weichen, oder die heutige Geldeinrichtung. Welches von beiden wird wohl Gottes Wille ſein?

Daß in dieſen letzten Sätzen Stoff zu mehr als einem weitern Artikel verborgen liegt, wiſſen wir. Heute aber können wir ihnen nicht weiter nachgehen. Wir ſchließen mit dem Worte der Bitte, die für das Zeitalter der Maſchine doppelt inhaltreich zu werden beginnt:

Dein Reich komme!"

Iſt das nicht eine bezeichnende Probe von dem Gedankenumſchwung, der ſich durch den unausgeſetzten Wachstumsdruck des modernen Geiſtes jetzt auch in der chriſtgläubigen Welt vollzieht? Wenn die Leiter der alten Dogmenkirchen mehr wirtſchaftliche Bildung, ſchlagfertige Kritik und ſittliche Energie beſäßen, hätten ſie längſt ihren Vorteil in der modernen Bewegung wahrgenommen und ihre Segel nach dem neuen Winde geſtellt. Aber die verſchiedenen Steuermänner im „Schifflein Chriſti" kommen nicht los vom Ewiggeſtrigen und nach einer Drehung nach vorn machen ſie zwei Drehungen rückwärts. Mit dieſen Leuten iſt nichts zu wollen. M. G. C.

Im Jahre 1612 erſchien in Nürnberg Hentzners großes Reiſewerk mit dem Titel „Itinerarium Germaniae, Galliae, Angliae, Italiae". Eine engliſche Überſetzung gab Horace Walpole im Jahre 1757 heraus, eine deutſche ſcheint nicht zu exiſtieren. Jedenfalls darf das, was Hentzner über den Hof der Königin Eliſabeth ſchreibt, auf allgemeines Intereſſe Anſpruch erheben. — An einem Sonntagsmorgen im Jahre 1598 begaben ſich der junge deutſche Edelmann und ſein Reiſebegleiter (der Verfaſſer des vorliegenden Buches) nach Greenwich, um der engliſchen Königin ihre Aufwartung zu machen.

Im Empfangsſaal des Schloſſes, zu dem die Fremden auf Veranlaſſung des Oberhofmarſchalls Zutritt erlangten, fanden ſie die höchſten geiſtlichen und weltlichen Würdenträger des Reiches verſammelt, die gekommen waren, um ihrer Gebieterin auf ihrem Wege zur Schloßkapelle ihre Huldigungen darzubringen.

Der Königliche Zug war von außerordentlichem Glanz. Voran ſchritten zahlreiche prächtig gekleidete Grafen und Barone, dann kam der Kanzler, der die Staatsſiegel in einer rotſeidenen Börſe trug, während ihm zur Seite das königliche Szepter und das königliche Schwert getragen wurden. Hinter ihrem Kanzler ſchritt Eliſabeth ſelbſt einher, mit majeſtätiſcher Würde, wie Hentzner ſchreibt.

Sie zählte damals fünfundſechzig Jahre. Ihr Geſicht war länglich und voller Falten, in ihren kleinen dunklen Augen lag ein freundlicher Ausdruck, ihre Zähne waren ſchwarz. Sie trug falſches rotes Haar und auf dem Haupte eine goldene Krone. Sie war an jenem Sonntagmorgen in ein weißſeidenes mit erbſengroßen Perlen eingefaßtes Gewand gekleidet, das den Buſen völlig entblößt zeigte (pectore erat nuda, quod virginitatis apud Anglos nobiles signum est). Über ihre Schultern wallte ein ſchwarzſeidener, mit Silberfäden durchzogener Mantel; eine Hofdame trug ihre ſehr lange Schleppe.

„Und wie ſie in ſolcher Pracht dahinſchritt," lieſt man in der Schilderung des deutſchen Reiſenden, „ſprach ſie ſehr herablaſſend bald zu dieſem, bald zu jenem, ob es nun ein fremder Geſandter oder jemand war, der ſich in anderer Eigenſchaft eingefunden hatte, in franzöſiſcher, italieniſcher und engliſcher Sprache; außerdem beherrſcht ſie neben ihrer großen Kenntnis

im Griechiſchen und Lateiniſchen auch die ſpaniſche, ſchottiſche und holländiſche Sprache. Jeder, der das Wort an ſie richtet, kniet nieder; hin und wieder hebt ſie einen Knieenden mit ihrer Hand empor. In unſerer Gegenwart überreichte ihr ein böhmiſcher Edelmann namens Slawata ein Schreiben, und nachdem ſie ihren Handſchuh abgezogen hatte, hielt ſie ihm ihre rechte Hand, die von Edelſteinen erſtrahlte, als Zeichen beſonderer Gunſt zum Kuß entgegen. Und wohin auch immer ſie ihr Geſicht wandte, während ſie dann weiterſchritt, fielen alle auf die Knie nieder."

Eine Schar weißgekleideter Hoffräulein, die ſich nach dem Urteil Hentzners durch große Schönheit auszeichneten, folgte der Königin, während zu ihrer Seite fünfzig Männer mit vergoldeten Schlachtäxten einhergingen.

Auf ihrem Gange zur Kapelle wurden ihr Bittſchriften überreicht, und jedes Mal, wenn ſie eine ſolche in Empfang nahm, erſcholl der Ruf: „Lang lebe Königin Eliſabeth!" den ſie mit den Worten: „Ich danke Euch, meine guten Leute!" erwiderte.

Der königliche Gottesdienſt dauerte kaum eine halbe Stunde, die unſere Landsleute benutzten, um den Vorbereitungen zur Tafel beizuwohnen, und die Schilderung, die Hentzner davon entwirft, läßt mit der obenerwähnten Thatſache des Niederknieens vor der Königin keinen Zweifel darüber zu, daß damals der engliſche Hof von keinem anderen der Chriſtenheit an knechtiſcher Unterwürfigkeit übertroffen wurde. Zunächſt betraten zwei Edelleute den Speiſeſaal und breiteten, nachdem ſie dreimal mit allen Zeichen der tiefſten Ehrfurcht niedergekniet waren, das Tiſchtuch auf der Tafel aus. Bevor ſie ſich entfernten, knieten ſie noch einmal nieder. Dann erſchienen zwei andere, von denen der eine einen Heroldſtab, der andere ein Salzfaß, einen Teller und Brot trug. Auch ſie knieten nieder, und ebenſo zwei Hofdamen, die ihnen folgten. Die eine, in weiße Seide gekleidet, rieb die Teller mit Brot und Salz ab, während die andere, mit einem Vorſchneidemeſſer in der Hand, das Hereintragen der Speiſen erwartete.

Die Diener, denen dieſe Aufgabe zufiel, waren in rote Scharlachlivree, mit einer goldenen Roſe auf dem Rücken, gekleidet. Vierundzwanzig folgten hintereinander, jeder mit einer vergoldeten Schüſſel in der Hand, die ſie einem Edelmann überreichten, der ſie auf die Tafel ſtellte. Die Dame mit dem Vorſchneidemeſſer nahm dann von jeder Schüſſel einen Biſſen und führte ihn demjenigen Diener, der ſie hereingetragen hatte, zum Munde, damit die Königin vor Vergiftung ſicher ſei.

Und während dieſe Vorbereitungen zur Tafel getroffen wurden, ſchallte der Speiſeſaal wieder von Trompetenklängen und dröhnendem Keſſelpaukenlärm. Schließlich erſchienen eine Anzahl unvermählter Hofdamen, hoben die Schüſſeln mit ehrfurchtsvoller Feierlichkeit von der Tafel und trugen ſie nach dem Speiſezimmer der Königin, die ſich nach Belieben von den Gerichten bedienen ließ, worauf dieſe wieder nach dem Speiſeſaal zurückgetragen wurden, um an der allgemeinen Hoftafel Verwendung zu finden. X. Y. Z.

Die Zeitſchrift „Aus fremden Zungen" (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) will bekanntlich ein Spiegelbild der modernen Welttitteratur geben; es iſt daher ſelbſtverſtändlich, daß neben den hervorragenden franzöſiſchen Autoren auch ein Ohnet zu Worte kommt. Sein neueſter Roman: „Nimrod und Compagnie", mit dem der dritte Jahrgang eröffnet wird, behandelt die Judenfrage und „feſſelt" durch bewegte Handlung und anſprechende „ſchöne" Form. Künſtleriſche Bedeutung hat er ſo wenig als die übrigen Ohnet'ſchen „beliebten" Machwerke. Ihm an ſchließt ſich ein Roman von Bret Harte: „Creſſy", der auf dem ureigenſten Gebiet des amerikaniſchen Autors, im Weſten der Vereinigten Staaten, auf der Grenze zwiſchen Civiliſation und Wildnis, ſpielt. Im Gegenſatz zu dieſem Bilde einer urwüch-

ſigen, kraftvollen Kultur- und Menſchenwelt ſteht „Abendliches Opfer“ von P. Bodorykin, ein Memoirenroman, der ein Stück der noch halb barbariſch rohen, halb überciviliſierten Petersburger Geſellſchaft ſatiriſch wiedergiebt. Die Novellen: „Für künftige Generationen“ von Sigismund Juſth, „Der Siedente“ von Emile Seipgens und „Das geheime Duell“ von Domenico Ciampoli, welche die bisher erſchienenen drei Hefte des neuen Jahrgangs enthalten, zeichnen ſich durch künſtleriſche Abrundung und fein abgetönte Stimmungsmalerei aus. Die Rubrik „Von Dieſem und Jenem“ iſt erweitert worden und bringt eine Fülle unterhaltender Notizen. Wir empfehlen daher „Aus fremden Zungen“ als eine unſerer eigenartigſten Zeitſchriften, die uns nicht leicht ein anderes Kulturvolk, durch Stolz und kraftvolles Beharren bei ſeiner Eigenart vom deutſchen unterſchieden, nachahmen wird. Was unſer Philiſter am einheimiſchen Autor verdammt, das findet er am ausländiſchen entzückend. Da unſer Volk bei aller Prunkerei mit Militarismus und anderer Reiches Herrlichkeit zu neun Zehnteln aus patentierten Bildungsphiliſtern beſteht, die von echter vaterländiſcher Kunſt und Dichtung keinen Dunſt haben, dafür aber vor welſchen Darbietungen bewundernd auf dem Bauche liegen, ſo entſprechen Zeitſchriften wie „Aus fremden Zungen“ einem nie hinreichend zu befriedigenden „tiefgefühlten“ Bedürfnis. XYZ.

Eine „Freie litterariſche Geſellſchaft“ hat ſich November 1892 zu Brünn konſtituiert. Der Verein bezweckt Förderung ſeiner Mitglieder durch Beſprechungen, Bezug krit. Zeitſchriften, Veröffentlichung von ſchriftſt. Arbeiten, Vorträge, ſowie durch Herausgabe eines Litteraturblattes. Wirkliche Mitglieder können nur jüngere Schriftſteller werden; Jahresbeitrag: 6 fl. ö. W. — Beitragende Mitglieder hingegen alle juriſt. Perſonen, von denen eine Förderung der Vereinszwecke zu gewärtigen iſt; Jahresbeitrag: mindeſtens 3 fl. ö. W. Hauptverſammlung alljährlich im letzten Viertel des Kalenderjahres. — Gottlob, man beginnt ſich zu rühren! —

Das Elend der deutſchen Schauſpieler. Von Otto Wichers von Gogh. (Zürich, C. Schmidt.) — Wer nur ein wenig den Weg, den die Geſchichte des deutſchen Theaters zurückgelegt, verfolgt hat, der wird ſich der Einſicht nicht verſchloſſen haben, daß es an der Zeit iſt, wenn hier einmal mit eiſernem Beſen Kehraus gemacht wird. Kein Stand, keine Klaſſe iſt inwendig ſo zerfreſſen und hohl, trotz der gleißneriſchen äußeren Tünche, wie der Schauſpielerſtand. Tauſend Mittel ſind ſchon angewandt ohne Erfolg, — es blieb Alles beim Alten. Jetzt unternimmt es Otto Wichers von Gogh, der bekanntlich kein Blatt vor den Mund nimmt, das einzig rationelle Mittel zu zeigen, das helfen kann — die Selbſthilfe der Schauſpieler. Um ſie ſelbſtändig zu machen, zeigt er ihnen den Abgrund, an dem ſie und mit ihnen die deutſchen Bühnen ſtehen, er will ſie aufrütteln und ſie werden ihn hören, denn er ſpricht aus vollem Herzen. Daß auch die feile Theaterpreſſe, die ſchon ſo unendlich viel Schaden angerichtet hat, in dem Buche ziemlich unſanft bei den Ohren genommen wird, iſt gewiß kein Grund für die Ehrlichen, die es mit der Schauſpielkunſt ernſt meinen, dem Verfaſſer zu grollen. X.

Aufruf. Nachdem vor wenigen Monaten auch Adolf Stöbers klangreiche Sängerharfe für immer verſtummt iſt, hat ſich in Elſaß ein aus einheimiſchen und altdeutſchen Litteraturfreunden zuſammengeſetztes Comité gebildet, welches in Straßburg die Errichtung eines Denkmals zu ermöglichen beſtrebt iſt, daß dem ehrenden Andenken des Dichter-Dreigeſtirns Ehrenfried, Auguſt und Adolf Stöber geweiht ſein ſoll. Es wird die Anlage eines monumentalen Brunnens mit den Reliefbildern der drei Poeten geplant, und einſtweilen iſt als Standort der „Kinderſpielplatz“ in Ausſicht genommen. Die Comitéliſte enthält die Namen hervorragender

Vertreter der Regierung und der Wissenschaft, sowie die der bekanntesten lebenden Schriftsteller der Wasgaulande.

Da nun sowohl von Ehrenfried Stöber (1779 — 1835) als auch von dessen beiden Söhnen August (1808 — 1884) und Adolf (1810 — 1892) zur Zeit der französischen Herrschaft im Elsaß für die Aufrechterhaltung deutschen Wesens und deutscher Sitte in Wort und Schrift manche Lanze gebrochen und von dem Brüderpaar auch nach 1870 keine Gelegenheit versäumt wurde, der grollenden Bewohnerschaft der neudeutschen Südwestgaue Liebe und Versöhnung zu predigen, und da ferner die drei Dichter zu unsern besten Lyrikern gerechnet werden dürfen, so ist anzunehmen, daß man überall im Reiche und ganz besonders in den deutschen Schriftstellerkreisen gern die Gelegenheit benutzen wird, den Gefühlen der Verehrung und Dankbarkeit für diese wackern und mannhaften Kämpfer durch die Beisteuer eines Scherflein zu dem für das Denkmal bestimmten Baufond sichtbaren Ausdruck zu verleihen; auch die kleinste Gabe wird vom Comité mit Dank entgegengenommen.

In der Hoffnung, daß diesen Zeilen der erwünschte Erfolg nicht fehlen wird, erklärt sich zur Annahme von Beitragsendungen bereit

Christian Schmitt,
Straßburg i. E. (Schildgasse 7),
Comité-Mitglied.

Im neuen Burgtheater. Unter diesem Titel veröffentlicht die Litterarische Anstalt August Schulze in Leipzig, die schon mit den 3 Heften „Freie Kritik" genug schönes Papier verdorben hat, und die man längst wegen konsequenter unnützer Vergeudung der Arbeitskraft des Setzers zur Verantwortung ziehen sollte, soeben eine Schmähschrift gegen Dr. Burckhard, den Direktor unseres Burgtheaters.

Über diese „kritischen Streiflichter" selbst würde ich kein Wort verloren haben, denn sie sind nicht mehr und nicht weniger als eine Phraseologie des gesamten superklugen Rezensentenkauderwelsches, welches wir von Ludwig Scheidel und Konsorten ohnedies reichlich genug aufgetischt bekommen. Auch möchte ich für Dr. Burckhard durchaus keine Lanze einlegen.

Aber nach der, die Sippschaft der heutigen Pamphletisten so recht charakterisierenden Weise verschweigt auch dieses Pasquill den Namen seines Verfassers.

Die Anonymität und Pseudonymität mag ihre Berechtigung dort finden, wo ein dummdreistes Rezensentenwichtlein in seiner Einfalt durchbohrendem Gefühle die leicht begreifliche Scheu empfindet, seinen Namen durch Unterzeichnung seines Gesudels zu verunglimpfen. Wo man sie aber zu öffentlichen Angriffen und Streitschriften mißbraucht, dort wird sie zur niederträchtigsten Feigheit, deren sich ein Schriftsteller schuldig machen kann. Sachverständnis und kritische Urteilsfähigkeit kann man nicht von jedermann verlangen, wohl aber, daß jeder, der glaubt, er habe etwas zu sagen, offen und ehrlich für seine Überzeugung eintrete. Jemandem von hinten einen Stoß in den Rücken zu versetzen und sich dann unter den Tisch zu verkriechen — das ist eben Schuljungencourage. —

Im übrigen verweise ich den anonymen Autor auf Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, II. Band, Kapitel 23, § 289, dort mag er sich selbst die Ehrentitel, die ihm gebühren, herauslesen.

Franz Wolfbauer.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Gustav Falke.

Von der kleinen und grossen Komödie.

Stimmungsbilder von M. G. Conrad.

(München.)

Jüngst bin ich Zeuge eines bemerkenswerten Gespräches zweier Reichsbürger gewesen.

Folgendes ist mir davon treu im Gedächtnis geblieben.

* * *

— Der Staat! Der Staat!

— Gehen Sie mir doch mit dem Staat! Das ist eine überlieferte Einrichtung, die dem gehört, der sie am besten für seine Privat- und Standesinteressen auszubeuten versteht.

— Aber bester Herr, der Staat ist doch für das Volk da, verstehen Sie mich? Ganz zunächst für das Volk.

— Natürlich, für das Volk, das heißt, damit das Volk den Staat erhalte, das heißt, damit das Volk diejenigen erhalte, die den Staat für ihren Privatvorteil ausbeuten.

— Wenn das Volk sich diese Ausplünderung gefallen läßt.

— Es läßt sie sich gefallen. Man spielt ihm die Komödie des Gemeinwohls, des allgemeinen Nutzens vor. Und das Volk ist entzückt von der Komödie. Es wäre nicht das Volk, wär's nicht entzückt. Es ist immer entzückt. Sogar, wenn man ihm das Fell über die Ohren zieht. Nur muß man dazu orgelspielen, damit es die Ohren voll frommer Musik hat. Da ist es hypnotisiert. Dieser wünschenswerte Zustand der Hypnose, das ermöglicht eben die große Komödie.

— Ich und Sie — Pardon! — Sie und ich, wir gehören doch auch zum Volk?

— Sozuſagen, ja. Leider. Es iſt dafür geſorgt, daß auch derjenige, der hinter die Kuliſſe geſehen und den Rummel kennen gelernt hat, auch ſo thun muß, als halte er die ganze Geſchichte für eine höchſt ernſthafte, äußerſt notwendige und heilſame Einrichtung. Für etwas von Gott Verordnetes, wie's in der geheiligten Bonzenſprache heißt.

— Wieſo dafür geſorgt? Sind Sie nicht ein freier Mann? Garantiert Ihnen die Verfaſſung nicht das Recht, Ihre Überzeugung in Wort und Schrift frei zu verkündigen?

— Gewiß. Dieſe Garantie hat nur den kleinen Fehler, daß ſie auch ein weſentlicher Beſtandteil der großen Komödie iſt. Wer Vorgeſetzte hat, iſt niemals ein freier Mann. Und in einem Militärreich, zu dem ſich unſer Staat mit Gotteshilfe ausgewachſen hat, hat jeder geſunde Mann ſeinen Vorgeſetzten.

— Alſo wäre auch die Militärorganiſation, wie ſie ſich ſämtliche moderne Staaten gegeben haben, abzuweiſen?

— Unbedingt, ſofern ſie ein Syſtem der moraliſchen und materiellen Selbſtknechtung iſt.

— Selbſtknechtung iſt ein ſtarkes Wort für einen Zuſtand, zu dem wir offenbar auf dem Wege der Kulturentwicklung gekommen.

— Die Sache iſt noch viel ſtärker, als der Ausdruck dafür. Entwicklung? Freilich. Kropf, Buckel, Leibſchaden, Schwindſucht, Gehirnerweichung — alles iſt Entwicklung. Iſt damit Krankhaftes, Gefahrvolles, Unerträgliches gerechtfertigt, daß Sie es als ein Ergebnis der Entwicklung herausſtreichen?

— Keineswegs. Was beſteht iſt wert, daß es zugrunde geht, ſagt ein großer Dichter. Das wird wohl auch vom Militarismus mit den Kröpfen, Buckeln, Leibſchäden uſw. gelten. Auf der nächſten Stufe der Entwicklung wird er ein ganz anderes Geſicht haben —

— Ein noch viel ſchöneres! Ich danke.

— Sie ſcherzen. Der Militärſtaat iſt einmal ein Kulturprodukt, das ſteht feſt. Und als ſolches erfüllt er zugleich ſpezifiſche Kulturaufgaben.

— Bravo, Lobredner! Ich ſtelle ihm nur eine einzige nützliche Aufgabe: ſich ſelbſt zu überwinden, ſich ſelbſt unmöglich zu machen und an ſeinem eigenen Widerſinn zugrunde zu gehen. Und dann kann die Komödie mit neuen Stichworten, mit neuen Dekorationen und Koſtümen wieder weiterſpielen.

— Keiner anderen Aufgabe wär' Ihr moderner Militärſtaat gewachſen, Sie Schwarzſeher?

— Nein, keiner. Der moderne Militärstaat ist keiner einzigen Kulturthat großen Stils gewachsen. Seiner Natur nach muß er alles an sich reißen und in sich verschlingen, er kann gar nicht anders. Allem Lebendigen und Blutvollen ist er ein Vampyr. Nichts Selbstherrliches kann neben ihm bestehen. Er macht sich alles unterthan. Religion, Recht, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst, Dichtung — im Militärstaat wird ihr Umfang und ihre Art nicht durch die ihnen selbst innewohnenden Gesetze bestimmt, sondern durch das bon plaisir der Militärgewaltigen. Was sich dagegen wehrt, wird beiseite gestoßen, niedergetreten. Alle Würde, alle Luft, alles Licht, alle Mittel zur Entfaltung ihres Daseins werden ihnen genommen, sofern sie sich nicht fügen. Und schließlich bleibt thatsächlich nichts mehr für sie übrig — und das Volk — das Volk! das Volk!! — merkt gar nicht, daß es nicht mehr die Religion, das Recht, die Sittlichkeit, die Wissenschaft, die Kunst, die Dichtung hat, sondern nur deren Surrogate. Das ist die Komödie in der Komödie, daß sie sich nun allesamt betrügen und zwar im besten Glauben, daß gar kein Betrug dahinter sei. Daß alles mit rechten Dingen zugehe! Daß alles vollendet und wunderschön sei! Daß das Staatsleben endlich seine glänzende Höhe erreicht habe! Daß die Menschheit sich gar nichts Besseres wünschen könne —

— Und wer das Gegenteil behaupte, ein Narr oder Verbrecher sei? Nein, mein Bester, auf diesen Riesenschwindel fällt kein Volk herein, das deutsche am allerletzten.

— Das Volk! Das deutsche Volk! Gehen Sie mir doch mit dem deutschen Volk! Das kommt gleich nach dem chinesischen. Dem kann man nachgerade alles bieten. Ein Volk, das großpreußisches Reich und partikularistische Kleinstaaterei so harmonisch verbindet, das sich vorrenommieren läßt, nur Gott und sonst nichts in der Welt zu fürchten und sich von jedem Unteroffizier und Nachtwächter bis aufs Blut chikanieren läßt, ein Volk, bei dem Bureaukratismus, Kastengeist, Polizei, Titelsucht und andere schöne Siebensachen diese ungeheure Rolle spielen, ein Volk, so dienstbeflissen und knechtsselig — — — Nein, hören Sie 'mal, kommen Sie mir nicht mit dem heutigen deutschen Volk. Eigentlich giebt's das gar nicht. Im sogenannten deutschen Reich giebt's kein Volk, sondern nur Einwohner, Unterthanen, „Seelen". Ein Volk, ein wirkliches Volk, das kommt erst zustande durch seinen Willen zur Macht, durch den gewaltigen Zug seiner Lebensenergie ins Große, durch das Zusammengehen einer möglichst hohen Zahl von Persönlichkeiten, die für sich selbst etwas bedeuten, die heldenhaft sich auf sich selbst stellen, die nicht bloß Befehle annehmen, sondern Befehle geben, die einen richtig gewachsenen, stolzen, unbeugsamen Charakter haben, nicht einen solchen, der äußerlich aufgepappt wird durch Titel,

Stellung, Auszeichnung, gnädige und huldvolle „Ernennung“. Ein Volk, dessen Geist sich ausprägt in einer Fülle von eigenartigen Schöpfungen, ein Volk, dessen Herz und Phantasie in seiner Kunst und Dichtung sich täglich stärker und frischer offenbart, ein Volk, das auf seine nationalen Geistesthaten hält und sie tonangebend macht in der Welt — nicht ein Kopistenvolk, ein Übersetzungsvolk, ein Nachahmungsvolk, ein Maskenvolk, das seine einheimischen Dichter und Denker und Künstler ignoriert, verhöhnt, verlacht, im Elend verkommen läßt. Sehen Sie sich doch einmal um, wie es in dem glorreichen Reich seit 1870 mit unserer nationalen Kunst- und Litteraturpflege bestellt ist, betrachten Sie sich einmal unser nationales Theater! Und dazu unsere Tagespresse, diese weltberühmte deutsche Tagespresse, die an Plattheit, Geistlosigkeit, Borniertheit, Parteifexerei, Kalt- und Kleinsinnigkeit, Heuchelei, Philistergemeinheit, Kriecherei, Renommisterei, Idealloſigkeit nicht ihresgleichen hat — —

— Mein Gott, das ist ja richtig, daß in einem Militärreich die Pflege der geistigen Interessen etwas zu kurz kommt. Daß aber gerade unser Volk, das Sie so ungebührlich scharf kritisieren, noch Sinn für geistige Güter hat, beweisen die vielen Vereine, die zur Erhaltung und Vermehrung unseres idealen Besitzstandes gegründet werden.

— Ja, wahrhaftig, die Vereine! Sogar für die Erhaltung seines Deutschtums muß der Deutsche Vereine gründen, denn sein Staat, seine Diplomaten und Politiker und sein herrliches Kriegsheer bringen das allein nicht fertig. Nicht einmal die Muttersprache hätte ein genügend verbürgtes Leben ohne einen deutschen Sprachverein. Weil der Staat seine Riesensummen für andere Dinge verbraucht, muß sich der Deutsche noch Extrasteuern freiwillig auferlegen, um vereinsmäßig seine Litteratur, seine Kunst, sein Theater usw. zu schützen, da sie sonst verkümmern müßten. Ja, er muß vereinsmäßig den kunstfeindlichen Prinzipien und Praktiken der staatlichen Kulturpolizei entgegenwirken und z. B. „Freie Bühnen“ und „Freie litterarische Gesellschaften“ gründen, damit Zensur und Polizeiverbote nicht alle junge Schöpferkraft lähmen — — Das ist die geistige Freiheit und Größe im deutschen Reich, das ist unser patentierter Idealismus von staatswegen, daß man noch froh sein muß, wenn die private Kunstpflege hinter dem Rücken des Staates polizeilich geduldet wird und auf Vereinsbühnen Stücke gespielt werden dürfen, die auf öffentlichen Theatern, die mit Staats- und Gemeindeunterstützung arbeiten, verboten sind.

— Darin muß ich Ihnen leider recht geben. In der neuesten Nummer des „Kunstwart“ von Ferdinand Avenarius werden diese bösen Zustände herb kritisiert. Hier, da, lesen Sie: „Insbesondere bei unserem Theaterwesen ist alle Betonung ‚idealer Kunstpflege‘ von Seiten des

Staates bestenfalls nicht viel mehr als eine im Selbstbetrug als wahr empfundene Redensart. Kürzlich wandten sich Kunstakademiker an den Intendanten eines großen deutschen Hoftheaters mit der Bitte, auch ihnen, wie den Herren Kadetten, ein paar Eintrittsplätze billiger abzulassen — sie thaten das mit dem Hinweis auf die Eigenschaft des Theaters als Bildungsstätte. Der Herr Intendant der gefeierten Bühne schlug ihr Gesuch mit der Begründung ab: das Theater sei ja gar keine Bildungsstätte, sondern eine Vergnügungsanstalt. Der Mann war ehrlich; machten die übrigen Großen in diesem Reich aus ihrem Herzen keine Mördergruben, sie würden ziemlich dasselbe sagen. Was die verschiedenen Höfe ihren Hoftheatern beisteuern, es wird als Repräsentationskosten gebucht. Je besser die betreffenden Bühnen also „repräsentieren", je mehr handeln sie in dem Sinne, in dem ihr Zuschuß gegeben wird. Große Opern in prunkvoller Ausstattung, Ballets mit recht viel elektrischem Licht und recht viel guten Beinpaaren, von den Mimen möglichst viel „Sterne", von den Sängern womöglich welche mit tadellosem hohen C, das „repräsentiert" am besten. Nach solchen Grundsätzen also werden, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, unsere „ersten Bühnen" geleitet. Von ihrer „Luxuskunst" ist keine Erfrischung des deutschen Theaterlebens zu erhoffen. Und die „minderen" Bühnen? Lieber Gott, die sind ganz in den Kampf ums Dasein hineingestellt; Geschäft, Geschäft, Geschäft — was soll denn sonst ihre Losung sein?" Und so weiter.

— Das steht alles in dem zahmen Dresdener „Kunstwart"? Hochachtung. Zwischen den Zeilen wird aber ein ehrlicher Kenner der Verhältnisse noch mehr herauslesen dürfen. Die armen Komödianten und noch mehr die Komödiantinnen an den größeren und kleineren Theatern, welche Paschahwirtschaft müssen sie sich oft von ihren Direktoren in unserem sittsamen Deutschland gefallen lassen! Und sie sind einfach wehrlos, diese weißen Sklaven der Kunst. Beim geringsten Aufmucksen werden sie auf die Gasse geworfen. Da macht man jetzt eine Lex Heinze gegen die Dichter und Künstler, warum nicht auch gegen diejenigen Theaterdirektoren, die z. B. die Rollen neuer Stücke — im Bett verteilen, die nicht nur das Talent, sondern auch den Leib ihrer Schauspielerinnen fordern und die „Priesterinnen der Kunst" zwingen, Huren zu werden? Mit solchen Mitteln läßt der Staat die „ästhetische Erziehung der Nation" durch die Schaubühne — eine „moralische Anstalt" nach Schiller! — betreiben. Komödie, Komödie, Komödie, wohin man blickt. Und da fordern Sie, daß ich vor Ihrem Staatsbegriffe, wie er sich in Wirklichkeit darstellt, Achtung habe? Oder daß ich ein Volk als Bannerträger humaner Kultur preise, das so wenig auf das Echte und Rechte hält? Oder daß ich vor

der Herrlichkeit Ihres modernen Militärreichs den Hut ziehe? Oder daß ich Ihre Politik in mein Gebet einschließe? Ein Donnerwetter soll dreinschlagen!

— Darauf soll's auch mir nicht ankommen. Liegt das Donnerwetter auf dem Wege der natürlichen Entwicklung, so werden wir sicher das Donnerwetter haben und es wird uns als Luftreinigung gut thun. Im übrigen, glaub' ich, wird auch dieses Elementarereignis wenig an den Grundlagen unserer staatlichen und sozialen Ordnung verändern. Unser Volk und unser Staat sind geworden wie sie kraft ihrer Natur werden mußten. Da ist nichts Willkürliches daran, Verehrtester. Diesen Trost wenigstens bietet uns die moderne Wissenschaft. —

— Wissenschaft nennt sich das? Ich nenn's den Fatalismus der Impotenten und rechne darauf, daß einmal ein Geschlecht von Starken und Lendenkräftigen erstehe, das eure Komödianterei inklusive eurer Wissenschaftlichkeit über den Haufen rennt. Dann werde ich im Grabe noch meinen frohen Tag haben, und aus meinen eigenen Knochen will ich dem neuen tapferen Geschlecht Ehrensäulen errichten.

— Diese Ehrensäulen dürften nicht sehr zahlreich und großartig ausfallen.

— Neben euren preußisch-deutschen Reichsdenkmälern werden sie sich immerhin sehen lassen können. Denn was in diesem Punkte heute in Deutschland geleistet wird, das ist der Gipfel aller Komödie, mit Ihrer gütigen Erlaubnis.

— Wieso?

— Stellen Sie sich so unwissend oder ist Ihnen die neueste Berliner Denkmalsgeschichte, die wieder ein erbauliches Schauspiel von deutschem Mannesstolz vor Königsthronen bietet, auch nur ein liebliches Entwicklungsprodukt? Dieser Erweis erbärmlicher Gesinnung? Diese Feigheit der Reichswedler, die sich keine eigene Meinung mehr zu haben getrauen und darum ihren parlamentarischen Auftrag, den sie vom Volk in der Denkmalsfrage erhalten hatten, sanft in Unterthänigkeit ersterbend abschoben und in kaiserliches Belieben legten, um sich ein neues höfisches Ehrenkleid für ihre Unschuld zu weben, mit dem goldenen Sprüchlein: Kaisers Wille, Volkes Wille?

— Ich verstehe wahrhaftig nicht.

— Dann soll Ihnen Cornelius Gurlitt mit seiner Satyre in der „Gegenwart" zuhilfe kommen.

— Legen Sie los!

— „Ich möchte unsern Parlamentariern vorschlagen," sagt Gurlitt unter anderem, „eine Lex Boese, Begas oder Calandrelli auszuarbeiten, ein Gesetz über die Aufstellung von Denkmälern an öffentlichen Orten. Es wäre

das dümmſte Geſetz noch lange nicht, das ſie gemacht und vorgeſchlagen haben."

Dann fährt der Satyriker fort:

„Ich habe mir erzählen laſſen, irgendwo in einem Schuppen ſtehe eine große Bronzeſtatue des Prinzen Friedrich Karl, die von einem Komité von Kanzleiräten und Landwehrleutenants für Steglitz beſtellt worden war. Dort ſteht noch ein Bretterzaun, hinter dem das Poſtament verſteckt ſein ſoll — geſehen habe ich es nicht. Schon waren die Jungfrauen von Steglitz und ihre weißen Kleider friſch gewaſchen, als Befehl von oben kam, die öffentlichen Behörden dürften ſich an der Enthüllung nicht beteiligen, da der Prinz zu Pferde dargeſtellt ſei und in Preußen nur Könige auf Bronzepferden reiten dürften — ſo erzählt man ſich wenigſtens.

Ich überlegte mir, daß ich zwar einen Prinz Eugen und Prinz Karl in Wien, einen heiligen Georg, eine Amazone und einen Panthertöter in Berlin zu Pferde kenne — aber keinen Feldherrn, Staatsmann, Dichter oder Bankier. Alſo ſcheint doch ſchon ein Geſetz zu beſtehen, nach dem ſelbſt die Prinzen, ſowie ſie in Bronze gekleidet ſind, zu Fuße zu gehen haben.

Und dann fiel mir ein zweiter Fall ein. Wir haben vor einigen Jahren Geld geſammelt, um dem Fürſten Bismarck ein Denkmal zu ſetzen — es kam eine Million zuſammen, es gab alſo die Nation ein Votum ab, welches ſehr vernehmlich für entſchiedene Durchführung des Unternehmens ſich ausſprach. Wo iſt nun dieſe Million? Gewiß iſt ſie bombenſicher angelegt und würde ſelbſt der kniffligſte Rat der Oberrechnungskammer keinen Pfennig als vergeudet nachweiſen können.

Aber die Nation gab das Geld nicht her, um ein Kapital zinsbar anzulegen. Sie gab es, um ihre Verehrung für Bismarck zu zeigen; ſie wollte »demonſtrieren«, um das Vielen verſtändlichere Fremdwort zu gebrauchen.

Warum aber erfüllt das Komité nicht dieſe Aufgabe, warum haben wir noch keine Skizzen, keine Vorſchläge, wohin das Denkmal kommen ſoll, wie es geſtaltet werden ſoll?

Weil ein Bismarckdenkmal angeblich dem Kaiſer nicht angenehm ſei. Ich möchte nun wiſſen, ob nach dieſer Richtung der Kaiſer um ſeine Meinung angegangen worden iſt, in offener Anfrage; oder ob die Nation nur deshalb um ihre Abſicht zu Ehren Bismarcks gebracht wird, weil es jenen Herren an der Spitze des Komités nicht paßt, den Kaiſer in heikler Angelegenheit zu fragen.

Und dann: Ob es nötig ſei, den Kaiſer zu fragen! Denn — das

haben wir ja nun zur Genüge erfahren — der Monarch hat die Eigenschaft zu antworten. Und mit einer ausgesprochenen Meinung muß gerechnet werden.

Endlich schwebt mir die Frage auf der Zunge: Wenn nun das Unglück Männern die Verwaltung jener Million in die Hände gäbe, welche nicht den Mut hätten, das zu thun, was die Schenker der Million beabsichtigten — welche Mittel haben dann die Schenker, um jene Herren zu zwingen, ihr Amt niederzulegen, und auf welche Weise ist es möglich, der Nation Einfluß auf die Gestaltung eines Denkmals zu gewähren?

Es giebt Leute, die über Willkür schreien, weil der Kaiser der einzige Mann unter den vielen, die dem Geschlecht der Komitémitglieder angehören und doch über Kunstsachen bei uns entscheiden — mir aber scheint jenes passive Vorgehen des Komités außerordentlich viel willkürlicher, und auf dieses möchte ich die Aufmerksamkeit der Volksvertreter lenken. Denn auf der einen Seite geschieht etwas, was wohl nicht allen gefällt, aber doch die erstrebte Absicht durchführt. Auf der anderen Seite wird dem ausgesprochenen Willen derjenigen, welche ihr Geld gaben, nicht sein Recht gewährt.

Daher möchte ich ein Gesetz über die öffentlichen Denkmäler, ein Gesetz, welches zunächst entscheidet, wer Denkmäler zu setzen habe! Wohl jede Genossenschaft, jeder Einzelne, die das Geld dazu haben. Ich darf als freier Bürger doch nicht gehindert werden, ein Denkmal meinem Schuster zu setzen, und doch wohl auch ein solches zu Pferde!

Weiter ein Gesetz, das entscheidet, wohin Denkmäler gesetzt werden dürfen: Auf öffentliche Plätze nur dann, wenn sie kein Ärgernis bereiten. Ich brauche nicht zu dulden, daß man mir eine Stadt verekele, indem man dort eine Büste Eugen Richters an einen öffentlichen Lustort stellt!

Dann, wem die Denkmäler zu setzen sind: Von Staats wegen keinem, als dem Fürsten, aus Volksmitteln jedem, für den die Mittel aufkommen. Ich weiß wohl, was ich hiermit sage. Wir werden bald alle Parkanlagen voll Kommerzienräte haben, nach diesem Gesetz. Aber das schadet wenig, wenn nur § 2 gut formuliert ist. Wen würde es stören, wenn in Berlin C eine Allee aus Börsenerstatuen gebildet würde? Ich fürchte auch nicht, daß die Mehrzahl als Reiter erscheinen will — im Gegenteil, die Herme wird in Aufnahme kommen, da gerade Bauch und Beine an der Börse sich meist nicht zur Idealgestaltung entfalten.

Dann ein Gesetz darüber, wie die Denkmalgelder zu verwalten sind: Laßt vor der Sammlung der Gelder eine Konkurrenz ausschreiben und stellt unter jedes Projekt einen Sammelkasten. In welchem das meiste Geld liegt — das soll errichtet werden! Also Volks-Jury auf demokratisch-pluto-

kratiſcher Baſis — durchs Volk fürs Volk! Dies als Lockſpeiſe für die Fortſchrittspartei. Wer das meiſte Geld hat, iſt am meiſten das Volk! So iſt die Wahl des Künſtlers auf ein Plebiszit der Geldbeutel geſtellt, mithin iſt auch für völlige Gerechtigkeit geſorgt. Wer die lieben alten Tafelaufſätze von zehn Meter Höhe immer aufs Neue vorbringt, die das „Volk“ liebt, der wird die Krone des Ruhmes und den Lohn des Auftrages heimtragen. „Verrücktes“ wird nicht geduldet — den Witz des Geiſtes kann ſich ein Einzelner geſtatten, aber das Volk will eine angenehme Mittelmäßigkeit.

Und nun noch, wie ſoll das Denkmal geſtaltet ſein: Freiheit dem Künſtler! Einen Clown mag er auf dem Kopf ſtehend und einen Oberbürgermeiſter knieend darſtellen — wie es der Beruf mit ſich bringt. Die Mitglieder der Berliner Denkmalkomités aber auf dem Bauche liegend.“

— Sehr gut! Köſtlich!

* * *

— Die Herren lachen, das freut mich, ſagte die hinzutretende Hausfrau. Darf ich fragen, was die Herren ſo munter ſtimmt?

— Die große und die kleine Komödie unſeres öffentlichen Lebens im preußiſchdeutſchen Reich, gnädige Frau.

— Ach! Mein Mann behauptet immer, daß der gebildete Mann, der ſich um öffentliche Angelegenheiten kümmere, in Deutſchland das Lachen verlerne.

— Stimmt, meine Liebe. Wir ſind wirklich auf dem beſten Wege, das mißmutigſte Volk in Europa zu werden.

— Der Grund iſt nicht unſchwer zu finden, gnädige Frau. Das Echte und Rechte verſtimmt niemals. Selbſt wenn es einem momentan übel bekommt, vermag es doch die Ruhe des Gewiſſens und die Heiterkeit des Geiſtes nicht zu ſtören. Das Unechte jedoch und das Unrechte in Permanenz erklärt, zur politiſchen Lebensmaxime erhoben, da hört der Spaß auf. Das iſt eine Komödie, die das Lachen verbietet.

— Die leidige Politik, meine Herren, mit ihren ewigen kleinlichen Partei- und Perſonenfragen! Und wir Frauen ſind als kleinlich verrufen! Seltſam. Uns dünkt, daß vielmehr allem, was die Männer heute im öffentlichen Leben zuwege bringen, jeder Zug ins Große, wahrhaft Männliche und Heldenhafte fehle. Man rügt ſo gern die Verſtellungskunſt der Frauen und rühmt die Geradheit der Männer. Ich habe gefunden, daß eine große Zahl von Männern, die in unſerer Stadt

und wohl auch im Lande und im Reiche eine öffentliche Rolle spielen, dieses Vorzugs in einem sehr unrühmlichen Grade entbehren.

— Sie spielen eben ihre Rolle, d. h. sie sind Komödianten. Das ist ja meine Klage. Sie scheinen etwas zu sein, und sind in Wahrheit etwas anderes. So sind wir in der Politik in lauter Widersinnigkeiten und Gegensätzlichkeiten hineingekommen, in ein System der Doppelzüngigkeit, das grauenvoll wirkt und einem ehrlichen Menschen alle Teilnahme am öffentlichen Leben verleidet. Man empfindet es geradezu als ein Gebot der Selbstachtung, der moralischen Reinlichkeit, sich von der heutigen Parteipolitik und ihren schmutzigen Machenschaften fern zu halten. Die Jesuiten hat man aus dem Reiche verbannt, aber der Geist des Jesuitismus hat das ganze Reichsleben durchseucht, vom geringsten Streber von der Gasse bis hinauf zum hohen Adel. Von sittlichen Aufgaben und Forderungen in der Politik reden zu wollen, wäre einfach Thorheit. So gründlich sind wir auf dem Hund. Und das nennt sich auch noch deutsch! Und renommiert: Herr, wir danken dir, daß wir nicht sind wie diese Franzosen oder Italiener —!

— Wir Frauen, soweit wir ab und zu einen Blick auf die politische Bühne thun, durchschauen freilich nicht alles. Nur das unbehagliche Gefühl empfinden wir, daß die Dinge nicht sind wie sie sein sollen. Oft schämen wir uns sogar der Schwächen und Unzulänglichkeiten des starken Geschlechts. Wahrhaftig, das politische Ränke- und Intriguenspiel könnte nicht schlimmer sein, wenn lauter Weiber und alte Jungfern die Geschichte machten. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich „unweiblich" ausdrücke. Aber das ist meine Empfindung.

— Zum Beispiel der Gegensatz zwischen Reichspolitik und preußischer Politik! Sie sind eine kluge, resolute Frau und man kann in Ihrer Gegenwart davon reden, ohne befürchten zu müssen, daß man Sie damit langweile. Über dieses Thema hat jüngst die „Kölnische Zeitung", die sonst meine Sympathien nicht hat, einen bemerkenswerten Aufsatz gebracht. Das Blatt unterwirft zunächst die Haltung der Konservativen in der überaus wichtigen preußischen Wahlgesetzreformfrage einer heftigen Beurteilung. Anfänglich, so erzählt die „Köln. Ztg.", hätte die Absicht bestanden, ein neues Wahlgesetz mit Ausschluß des Zentrums zu Stande zu bringen. Je drei Delegierte der drei Fraktionen, der Nationalliberalen, der Freikonservativen und der Konservativen, hätten in zwei Sitzungen mit einander verhandelt, und dabei wäre die sachliche Übereinstimmung der genannten Fraktionen festgestellt worden. Da seien ganz unvermutet die Vertreter der Konservativen von diesem dem Kartell zustimmenden Standpunkt zurückgetreten und zwar, wie in Abgeordnetenkreisen auf das Bestimmteste erzählt

wird, auf die direkte Einwirkung des Miniſters Miquel hin. Durch dieſes neue, von den vereinigten Kleriko-Feudalen gutgeheißene Wahlgeſetz ſei die Rheinprovinz, Weſtfalen, Schleſien der Herrſchaft der Ultramontanen endgiltig unterworfen. Mit großer Entrüſtung verlangt die „Kölniſche Zeitung“ eine nähere Aufklärung über dieſe höchſt ſeltſamen Vorgänge. Hält der Finanzminiſter Dr. Miquel an dieſem Standpunkte feſt, ſetzt er ſeinen Einfluß durch, um dieſe Beſchlüſſe zum Geſetze zu erheben, dann würde es ein einfaches Gebot der Selbſtachtung ſein, daß die Mittelparteien dieſes Vorgehen mit dem Rufe beantworten: „Hinweg mit ihm!“ Die Nationalliberalen müßten aber ihre Stellung zu der preußiſchen Regierung einer Reviſion unterziehen, „wenn die preußiſche Regierung zu dieſer rohen Vergewaltigung ihre Zuſtimmung gäbe.“ Die „Kölniſche Zeitung“ rät den Nationalliberalen, der Regierung gegenüber eine ſchärfere Tonart anzuſchlagen und ihr dadurch zum Bewußtſein zu bringen, daß ſie einen zwiſchen der Reichspolitik und der preußiſchen Politik unhaltbaren Gegenſatz geſchaffen habe. Man kann nicht in Preußen aus Liebe zu der ultramontanen Modefarbe die Mittelparteien mit ausgeſuchtem Raffinement vor den Kopf ſtoßen, während man im Reich die Mittelparteien und die Konſervativen zum Kampf für die Militärvorlage und gegen das Zentrum anruft. Hier zeigt ſich, daß die höheren Intereſſen, welche der Reichskanzler Graf Caprivi zu vertreten hat, in einen unverſöhnlichen Widerſpruch zu den Machenſchaften ſtehen, die von unterrichteten Kreiſen dem Finanzminiſter Dr. Miquel zugeſchrieben werden. Es iſt unvermeidlich, daß der Reichskanzler bei dem preußiſchen Miniſterpräſidenten dieſe Geſichtspunkte einer nationalen und ſtaaterhaltenden Politik gegenüber dem ultramontanen Strebertum und ſeinen Begünſtigern geltend macht.“ Dieſer Artikel gewinnt noch an Intereſſe, wenn man erwägt, daß im ſelben Grade, wie die Angriffe der nationalliberalen Blätter ſich ſteigern, die Anerkennung wächſt, die Dr. Miquel bei den Konſervativen findet.

Ein weiterer heftiger Angriff der „Köln. Ztg.“ auf Dr. Miquel weiſt darauf hin, daß eine Reichstagsauflöſung eine Kraftprobe erſten Ranges ſei. Die Mittelparteien könnten aber nur für klare Ziele der Regierung in den Kampf ziehen, allein im preußiſchen Abgeordnetenhauſe trieben die Deutſchkonſervativen unter den Auſpizien des Finanzminiſters ein verwerfliches Ränkeſpiel mit dem Zentrum und übten in Sachen der Wahlreform ſchnöden Verrat an den Mittelparteien . . . „Wir müſſen wiſſen, woran wir angeſichts der Gefahren, mit denen der Ultramontanismus das deutſche Geiſtesleben bedroht, bei den Konſervativen und bei der Regierung ſind, wenn wir uns für die Militärvorlage in das Kampf-

gewühl stürzen sollen. Der Reichskanzler Graf Caprivi hat also ein klares und dringendes Interesse daran, ein Ränkespiel, welches auch seine Pläne gefährdet, durch ein schleuniges und kraftvolles Eingreifen zu durchkreuzen. Er muß der preußischen Regierung einleuchtend darlegen, daß die Lage, welche die Ultramontanen und Konservativen durch ihren Pakt in Sachen der Wahlreform schaffen, für ihn vollständig unannehmbar ist. Läßt er die preußische Regierung auf ihren bisherigen klerikal-konservativen Wegen gemächlich weiterwandeln, so hat er die Schlacht verloren, bevor er sie noch eröffnet hat." Das rheinische Blatt erklärt ferner, es seien die Besprechungen, welche im Abgeordnetenhaus mit den Vertretern der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen stattfanden, um das preußische Wahlgesetz von den durch die Zentrumspartei hineingebrachten Bestimmungen zu befreien, daran gescheitert, daß die Konservativen auf Betreiben des Dr. Miquel hin, der es vorziehe, seine Gesetzgebung mit den Ultramontanen zu machen, ihre Zustimmung verweigert hätten.

— Wenn die Zustände im führenden preußischen Staat derart verrottet sind, wie soll uns dann im Reich Heil erblühen, das in allen Stücken nach preußischem Muster regiert wird?

— Die jesuitische Demagogie wird von Preußen aus nach und nach auch die übrigen deutschen Länder in ihr verderbliches Netz ziehen. Zunächst fängt sie den Adel für ihre Zwecke ein, auch den protestantischen. Der Kirchenhistoriker Professor Nippold schlägt bereits Allarm in seinem jüngst erschienenen Buch „Der christliche Adel deutscher Nation, ein Rückblick und Ausblick auf seine Vergangenheit und Zukunft, mit besonderer Beziehung auf die deutsche Adelsgenossenschaft und das Adelsblatt." Den ersten Teil dieser Schrift bildet ein Sendschreiben an den Grafen Wilko von Wintzingerode-Bodenstein, den Vorsitzenden des Evangelischen Bundes, „eine zunächst rein persönlich gehaltene Denkschrift", der zweite Teil befaßt sich hauptsächlich mit dem „Adelsblatt", dem Organ der deutschen Adelsgenossenschaft. Nippold glaubt in diesem Buche den Nachweis liefern zu können, daß die internationale jesuitische Demagogie den evangelischen deutschen Adel mit Hilfe des genannten Organs in ihre Interessensphäre systematisch hineinzuziehen versuche. Wie viel daran nun sogenannte Jesuitenriecherei ist, oder durchweg thatsächlichen Untergrund hat, können wir freilich nicht untersuchen. Auf alle Fälle ist die Blütenlese, welche der Verfasser der Schrift aus den letzten beiden Jahrgängen des „Adelsblattes" veranstaltet, sehr bemerkenswert und bedarf keiner kritischen Beleuchtung. Nippold beginnt mit der Stellungnahme des „Adelsblattes" zur Jesuitenfrage:

„Viele Millionen deutscher Reichsbürger, schreibt das Blatt, erkennen

in den Orden ein unveräußerliches Erbteil ihrer Kirche, erkennen ganz beſonders in dem beſtgehaßten Orden der Geſellſchaft Jeſu eine der ſchneidigſten Waffen gegenüber der Notlage der Zeit. Wir unſererſeits glauben auch, daß dieſer Not gegenüber alle Lieblings-Vorurteile ſchweigen müſſen, daß man herzlich froh ſein ſollte, in den Orden dem Einfluß auf die Maſſen im Sinne des poſitiven Chriſtentums und des Königtums von Gottes Gnaden neue Bahnbrecher zu gewinnen. Wenn zahlreiche hervorragende Standesgenoſſen es ſich allzeit zur höchſten Ehre angerechnet, den Vätern der Geſellſchaft Jeſu zugezählt zu werden, dann ſollte, ſo meinen wir, ſolche Thatſache allein den ſtandesbewußten Edelmann davor bewahren, den Stab über eine geiſtliche Gemeinſchaft zu brechen, der man im Grunde genommen doch nur erhöhten Eifer, Thatkraft und Geſchick für die Sache, die ſie für die rechte hält, vorwerfen kann."

Wie für die Jeſuiten, ſoll der evangeliſche Adel auch für die Wiederherſtellung der weltlichen Macht des Papſtes eintreten, fordert das Adelsblatt. „Was wir nun von unſeren nichtkatholiſchen Standesgenoſſen hoffen und erwarten, das iſt nicht, daß ſie in dieſer Frage etwa die Initiative ergreifen ſollen, ſondern nur daß ſie, im Fall dieſelbe in irgend einer Form direkt an ſie herantreten ſollte, und dies wird gewiß über kurz oder lang ganz von ſelbſt geſchehen, ſich nicht ſcheuen möchten, offen Farbe zu bekennen und waffenbrüderlich ihren katholiſchen Standesgenoſſen zur Seite zu treten . . . Der evangeliſche Teil der Chriſtenheit muß den katholiſchen Teil (ebenſo wie umgekehrt) in allen berechtigten und legitimen Forderungen unterſtützen. Zu dieſen berechtigten und legitimen Forderungen gehört auch die, dem Papſte die ihm geraubte weltliche Macht wiederzugeben."

An einer andern Stelle heißt es: „Außer den kirchlichen Gründen beſtehen aber noch andere Beweggründe, welche den Edelleuten den Kampf für das Apoſtolikum zur unabweisbaren Pflicht machen: die Sicherheit der Dynaſtien und das eigene Standesintereſſe. Wenn erſt die Grundlagen des Chriſtentums gelockert und beſeitigt ſind, dann hat auch der Königsthron ſeinen feſten Halt verloren; iſt erſt Chriſtus abgeſetzt, dann wird auch ſehr bald der König entthront. Das iſt noch immer ſo geweſen. Denn, wenn das Volk ſich erſt der Majeſtät Chriſti nicht mehr beugen will, dann erkennt es erſt recht die Autorität des irdiſchen Königs nicht mehr an. Schon als Royaliſt darf daher der Edelmann nicht an den Grundfeſten unſeres Glaubens rütteln laſſen. Aber auch Standesrückſichten verlangen das gebieteriſch. Das Apoſtolikum iſt der gemeinſame Glaubensgrund des ganzen deutſchen Adels, das feſte Band, das Nord und Süd umſchlingt, das uns Edelleute unlösbar an einander kettet und uns eint. Es iſt das gemeinſame Banner, um das wir uns ſcharen

zum Kampf für unſern gemeinſamen Herrn Jeſus Chriſtus gegen die gemeinſamen Feinde des Chriſtentums überhaupt, der richtigſte Anknüpfungspunkt für eine dereinſtige Wiedervereinigung, und es iſt auch, last not least, die gemeinſame Baſis des Zuſammenwirkens in der deutſchen Adels-Genoſſenſchaft. So haben wir Edelleute die dreifache Pflicht, als Chriſten, als Royaliſten und als Ariſtokraten, bis aufs Blut zu kämpfen für das heilige Apoſtolikum."

Und nun bitte ich Sie, gnädige Frau, ſind Fragen des Volkslebens und der Religion jemals gemeiner, egoiſtiſcher — und zugleich komödiantiſcher aufgefaßt worden, als es in dieſem „Organ der Adelsgenoſſenſchaft" geſchieht? Wenn das ein Edelmann fertig bringt, was will man dann einem gewöhnlichen, ſtreberhaften, habgierigen Schmutzfinken noch übelnehmen?

— Und das alles gehört heute zum weſentlichen Beſtand unſerer offiziellen deutſchen Reichspolitik? Da fragt man freilich: Wie wird die Komödie enden?

— Es könnte auch die Frage aufgeworfen werden, ob das Sammelſurium von Staatsformen, das ſich in dem Begriff deutſches Reich und deutſche Regierung verquickt, für unſer Volk und unſere Zeit tauge, ob unſer Konſtitutionalismus vernünftig geordnet ſei?

— Entwicklungsergebniſſe!

— Gehen Sie mir doch mit dieſem Schlagwort, Verehrteſter!

— Ich bin als Frau nicht befähigt, in den Streit der Männer einzugreifen. Nur das fühle ich als Mutter, der Zuſtand des deutſchen Reiches läßt ſchrecklich viel zu wünſchen übrig. Nur mit banger Sorge ſehe ich dem Zeitpunkt entgegen, wo meine Söhne in die Armee eintreten müſſen. Mehr als für das Glück, fürchte ich für den Charakter meiner Söhne. Unſerem privaten wie öffentlichen Leben iſt mehr und mehr die ſtarke Einheit einer edlen nationalen Grundanſchauung abhanden gekommen.

— Verzeihung, gnädige Frau, haben wir nie gehabt. Wir ſind nie ein Volk geweſen mit einem machtvollen nationalen Grundgedanken, mit einem weltbezwingenden Selbſtbewußtſein unſerer Eigenart. Ganze Haufen von Wirrköpfen, Haufen von Philiſtern, Haufen von Strebern, ein Heer von Beamten und Bureaukraten, ein Heer von Knechten, ein Heer von Miniſtern und Fürſten und Halbgöttern, eine Legion von Prieſtern, Zeichendeutern, Nachtwächtern, Gauklern — das alles ſoll durch die einfache Thatſache militäriſcher Siege über ein Nachbarvolk plötzlich zu einem vernünftigen Reich, zu einer entwicklungsfähigen Volkseinheit geworden ſein, in der's ein beſſerer Kulturmenſch mit Vergnügen aushalten kann?

— Über Wert oder Unwert unſerer gegenwärtigen Staats- und Reichsverfaſſung läßt ſich wohl ſtreiten, verehrter Herr, aber ſolange Sie

sich weigern, sich auf naturwissenschaftlichen Boden zu stellen und den Gang der Entwicklung — —

— Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, entziehen Sie Ihrem Gatten das Wort. Sein naiver Entwicklungsglaube fängt an, mir unheimlich auf die Nerven zu gehen. Aus Unnatur hat sich niemals Natur entwickelt, und wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern auch die Entwicklung das Recht verloren. Komödie, Komödie, Komödie, Wahn, Wahn, Wahn.

— Das ist der Nihilismus der Verzweiflung.

— Verehrte Herren, der Thee ist serviert.

Die Regeneration des Menschengeschlechtes.

Von Max Seiling.

(Helsingfors.)

(Mit dem zweiten Preise gekrönt.)

Wenn schon die im Nachfolgenden entwickelten Grundsätze den herrschenden Anschauungen in vieler Beziehung schnurstracks entgegenstehen, muß ich der Stimme meines Gewissens dennoch folgen und die Gelegenheit zur Aussprache in einer so wichtigen Angelegenheit ergreifen.

Zuvörderst ist vom philosophischen Standpunkte aus daran zu erinnern, daß die Entartung unserer Rasse nichts weniger als eine Zufälligkeit ist, die sich ohne große Anstrengungen aus der Welt schaffen ließe, wenn nur diese oder jene Ratschläge befolgt würden, sondern daß das Decadence-Elend der Gegenwart ein Glied in der Kette der sich mit absoluter Notwendigkeit vollziehenden Menschheitsbewegung bildet. Von berufener Seite ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die Decadence eine Folge der Civilisation sei und daß diese, wie es Mainländer sehr überzeugend dargethan, schließlich sogar eine tötende Wirkung habe. In der That giebt es ja Erscheinungen, welche selbst von den blindesten Anbetern dieser unserer Civilisation nicht abgeleugnet werden können, z. B. die Ruhelosigkeit und Nervosität, wie sie einerseits von der modernen Politik, andererseits von der ungeheuren Entwicklung der Industrie und des Verkehrswesens hervorgerufen werden.

Die Einsicht in die Notwendigkeit alles Geschehens braucht uns nun aber keineswegs einem thatlosen Quietismus zuzuführen. Denn mit der-

ſelben Notwendigkeit, mit welcher eine auf beſtimmte Weiſe geartete Civiliſation den Verfall der Menſchheit beſchleunigen würde, entſtehen in einzelnen Köpfen zuerſt Zweifel über die Richtigkeit der von der Civiliſation eingeſchlagenen Wege und ſpäter die feſte Überzeugung, daß die Früchte der gedachten Civiliſation vielfach als verdorbene anzuſehen ſind. Ebenſo notwendig geſchehen alsdann die gemachten Gegenanſtrengungen, ſei es, um die ſchließlich doch eintretende Entartung des Menſchengeſchlechtes zu verzögern, oder aber um die Menſchheit einer Wiedergeburt, einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. Nimmermehr dürfen wir daher an der Zukunft der Menſchheit verzweifeln und nichts darf uns abhalten, unſere beſten Kräfte für die Heilung der Kulturkrankheiten einzuſetzen.

In dem Preisausſchreiben, dem dieſer Aufſatz ſeine Entſtehung verdankt, wird insbeſondere auf die pſycho-phyſiologiſche Entartung unſeres Geſchlechtes als auf eine Haupturſache unſerer troſtloſen ſozialen und politiſchen Zuſtände hingewieſen. Um hier Beſſerung zu ſchaffen, muß ſowohl die Lebensführung des Einzelnen, als auch die der Geſellſchaft einer gründlichen Reformation unterzogen werden.

Der oberſte Grundſatz, nach welchem meines Erachtens die Lebensführung des Einzelnen verbeſſert werden muß, iſt das Juvenal'ſche mens sana in corpore sano. Zweifelsohne iſt ein geſunder Körper die Grundbedingung für ein normales Geiſtes- und Gemütsleben; andererſeits muß gerade an der Hebung des Geſundheitszuſtandes vor allem gearbeitet werden, weil ein vollkommen geſunder Menſch in unſeren Tagen kaum mehr anzutreffen iſt. Unter einem ſolchen verſtehe ich Denjenigen, der wenigſtens 100 Jahre alt wird und eines natürlichen Todes, nämlich an Altersſchwäche, nicht an einer Krankheit ſtirbt. Nach Buffon könnte der Menſch ſogar 150 (nach Hufeland 200) Jahre alt werden, wenn er vernünftig leben würde. Buffon und andere Forſcher haben beobachtet, daß bei den meiſten Tiergeſchlechtern die Wachstumsperiode und das Lebensalter in einer beſtimmten Beziehung ſtehen, daß nämlich letzteres gewöhnlich 7 Mal ſo lange währt als erſtere. Nimmt man beim Menſchen 21 Jahre als Dauer der Wachstumsperiode an, ſo kommt man ungefähr auf 150 Lebensjahre. Statt deſſen ſind wir mit dem immer weiter heruntergehenden Durchſchnitts-Lebensalter bald bei 30 angekommen und haben unter 3000 Menſchen nur einen 90jährigen aufzuweiſen. Sehr bezeichnend iſt es auch, daß man dem Menſchen, im Gegenſatz zum ausgewachſenen Tiere, ſein Lebensalter ziemlich leicht anſieht, weil er eben, kaum nachdem er jung war, ſchon zu altern anfängt, ſo daß die wichtigſte Lebensperiode, die Stillſtandsperiode, bei ihm die kürzeſte iſt, während es doch gerade umgekehrt ſein ſollte.

Kein Wunder! Wie verläuft denn, vom gesundheitlichen Standpunkte aus betrachtet, das Leben des typischen Kulturmenschen? Von einem kranken Vater gezeugt, wird er von einer kranken Mutter empfangen. Über die Motive zum Begattungsakt giebt uns Schillers Franz Moor eine sehr lehrreiche Aufklärung; ich will hier nur eines erwähnen und mich dabei gelinde ausdrücken: das Angeheitertsein des Vaters. Schon im Mutterleibe beginnt die Schädigung des neuen Lebens durch die Fortsetzung des geschlechtlichen Verkehrs während der Schwangerschaft, durch das Schnüren und die verkehrte Lebensweise der Mutter, welche Umstände überdies die Geburt erschweren. Ins Leben getreten, wird der neue Weltbürger statt an der Mutterbrust mit künstlicher Nahrung gefüttert. Alsbald erfolgt die von unabsehbaren Wirkungen begleitete Impfvergiftung, der sich in gelegentlichen Krankheitsfällen — und Kinderkrankheiten sollen sich ja angeblich gar nicht vermeiden lassen — Medizinvergiftungen anschließen. Schon im zarten Alter wird der kindliche Magen an die sogenannte kräftigende, in Wahrheit aber die Gesundheit zerstörende Diät gewöhnt: an den reichlichen Fleischgenuß, an Alkohol und scharfe Gewürze, an Kaffee und Thee. Die nächste Folge dieser reizenden Lebensweise ist die erschreckend weitverbreitete Onanie, die in späteren Jahren von allzu häufiger natürlicher Geschlechtsbefriedigung abgelöst wird. In Wohn- und Schlafräumen, wie auch in der Schule, die noch so manche andere Sünde auf ihrem Kerbholz hat, muß das heranwachsende Kind schlechte, verdorbene Luft atmen. Und um sich gegen die reine Luft, dieses köstliche Element, möglichst abzuschließen, steckt sich der Junge, noch ehe er hinter den Ohren trocken geworden, ein vergiftendes „Cigarro in das tierische Maul" (Schopenhauer). Nicht viel später beginnt das abscheuliche Saufen, das nebst dem endlosen Kartenspielen den Körper nebenbei noch zu unnatürlich langem Sitzen verurteilt. Beim erwachsenen Menschen endlich leidet der Gesundheitszustand überdies sehr häufig unter einem viel zu anstrengenden Berufe, sowie unter Familiensorgen; beides Folgen der schweren Krankheit, an welcher der Gesellschaftskörper darniederliegt. Bei der überwiegenden Mehrzahl aber, deren Magen von Überfütterung und deren Leben von verweichlichendem Luxus verschont bleibt, wird der Körper um so empfindlicher von der Armut gegeißelt.

Und alle diese Mißhandlungen des Körpers sollten ohne wesentlichen Einfluß auf das Gemüts- und Geistesleben sein? — Nimmermehr!

Die Mittel zur Abhülfe sind mit dem eben Gesagten schon angedeutet. Sie bestehen in der Vermeidung alles dessen, was den menschlichen Organismus früher oder später zu Grunde richten muß.

Gesunde Eltern können wir natürlich nicht mit einem Male hervorzaubern. Sie werden sich allmählich von selbst finden, wenn wir erst für

die Gesundheit unserer Kinder gesorgt haben. Machen wir den Anfang damit, daß wir aufhören, die gedeihliche Entwicklung unserer Kinder schon im Mutterleibe zu stören. Im Gegensatz zur ganzen Tierwelt, in welcher das Männchen vom Weibchen nach erfolgter Empfängnis nicht mehr angenommen wird, setzt der Mensch den geschlechtlichen Verkehr auch während der Schwangerschaft des Weibes fort und legt damit, abgesehen von der Hauptsache, von der Schädigung der Leibesfrucht, den Grund zu den verhängnisvollen hysterischen Erkrankungen des weiblichen Geschlechtes. Der Coitus hat keinen Selbstzweck, sondern er ist lediglich das Mittel zur Fortpflanzung. Ist diese durch stattgehabte Empfängnis gesichert, dann hat der Geschlechtsverkehr aufzuhören. Nur der von einem übermäßig starken Geschlechtstriebe ganz blind gemachte Kulturmensch kann und will diesen Sachverhalt nicht einsehen. Jener starke Trieb aber ist durchaus kein unvermeidliches Übel und nichts von der menschlichen Natur Unzertrennliches, sondern er ist die Folge einer arg verkehrten Lebensweise. Natürlich trägt diese auch die Hauptschuld an den übrigen geschlechtlichen Verirrungen, von der Onanie bis zu den scheußlichsten Unnatürlichkeiten, wie man sie etwa in Krafft-Ebings „psychopathia sexualis“ beschrieben findet. Ein vollkommen gesunder, naturgemäß lebender Mensch wird im Stande sein, den Geschlechtstrieb unter die Herrschaft seiner Vernunft zu stellen. Er wird denselben, falls er es aus irgend einem Grunde für gut findet, überhaupt nicht zu befriedigen brauchen, und zwar ohne deshalb an Pollutionen zu leiden, die unter allen Umständen als eine krankhafte Erscheinung anzusehen sind. Denn zur Erhaltung der Gesundheit ist die Geschlechtsbefriedigung keineswegs notwendig. Der Entwicklung und dem Zustande des Geistes aber kommt Enthaltsamkeit zu gute, weil das ins Blut resorbierte Sperma die konzentrierteste menschliche Kraft ist und weil die vom Geschlechtstriebe ohnehin schon beherrschte Gehirnthätigkeit auch von der Beschaffenheit des Blutes abhängt.

Worin besteht nun eine naturgemäße Lebensweise? Vor allem in einer richtigen, am liebsten möchte ich sagen: in einer vegetarischen Diät. Aber leider ist unser Geschlecht zu sehr degeneriert, d. h. sein Charakter zu erbärmlich und seine Verdauungswerkzeuge zu sehr geschwächt, als daß man ihm so etwas, wie die Annahme des Vegetarismus zumuten dürfte. Es ist hier nicht thunlich, die zahlreichen Gründe, die zur Annahme dieses herrlichen Lebensprinzipes förmlich zwingen, näher zu erörtern. Man überzeuge sich mit Hülfe der leichtzugänglichen vegetarischen Litteratur, daß dieses Lebensprinzip nichts weniger als eine Narrheit, daß es vielmehr in Übereinstimmung mit den Aussprüchen großer Männer aller Zeiten, von jedem Standpunkte aus, der dabei in Betracht kommen kann — sei es der

hygieinische, der anatomische, der moralische, der ästhetische, der eudämonistische oder der sozial-ökonomische — der einzig richtige ist. Es ist nicht das geringste Verdienst Richard Wagners, ausdrücklich darauf hingewiesen zu haben, daß eine wahre Regeneration des menschlichen Geschlechtes ihren Ausgang vom vegetarischen Gedanken nehmen müsse. Übrigens ist es nur eine Frage der Zeit, wann sich die Menschheit ganz ernstlich mit der Bedeutung des Vegetarismus wird beschäftigen müssen. Denn, wie es z. B. von Carey und neuerdings in Beketoffs Schrift, „die Ernährung des Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft" ausgeführt wurde, die beständige Vermehrung des Menschengeschlechtes hat den Rückgang der Tierwelt zur unausbleiblichen Folge, d. h. die Menschen müssen früher oder später, wohl oder übel, Vegetarier werden. Dem steht auf lange Zeit hinaus nichts im Wege, da dasselbe Land 10 Mal soviel Vegetarier als Fleischesser ernähren kann. Und daß man als Vegetarier überhaupt existieren kann, beweist schon jetzt der größere Teil der Menschheit, indem er thatsächlich vegetarisch lebt.

Mit dem obersten vegetarischen Grundsatze, nichts vom toten Tiere zu essen, werden wir, wie schon angedeutet, unserer erwachsenen Generation kaum kommen dürfen; es könnte ihr dabei noch elender zu Mute werden. Wer etwa hieraus auf das Verkehrte des Vegetarismus schließen wollte, wäre daran zu erinnern, daß man ebenso gut die körperliche Arbeit für einen Unsinn erklären könnte, weil sie ein gelehrter Stubenhocker mit seinen verkümmerten Muskeln nicht verrichten kann. Gestatten wir also bis auf weiteres die Fleischnahrung, jedoch mit der Einschränkung, daß diese täglich höchstens ein Mal und, weil sie erhitzend wirkt, nie des Abends genossen werde. Dagegen könnten die übrigen vegetarischen Diätregeln sofort bei Jedermann zur Anwendung kommen: Die Enthaltung von sämtlichen alkoholischen und narkotischen Getränken (Bier, Wein und Schnaps; Kaffee und Thee), die Vermeidung aller scharfen Gewürze, namentlich des Pfeffers und des Senfes, die thunlichste Einschränkung des Genusses von Salz, Zucker und Essig.

Wie viel wäre schon gewonnen, wenn man wenigstens den verderblichen Alkoholgenuß aufgeben wollte! Englische Ärzte nehmen an, daß ungefähr die Hälfte aller Erkrankungen durch den Alkohol verursacht werde. In Deutschland sind mehr als $^1/_4$ aller Selbstmörder, mehr als $^1/_3$ aller Geisteskranken und 41 Prozent aller Verbrecher Opfer des Alkohols. Auch die Armenanstalten können uns über die Folgen des Alkoholgenusses ein trauriges Lied singen. Daß die Wassertrinker durchschnittlich ein viel höheres Lebensalter erreichen als diejenigen, welche gewohnheitsmäßig geistige Getränke genießen, ist durch die Statistik der Lebensversicherungsgesellschaften

bereits erwiesen. Sehr schwer wiegt auch der Umstand, daß durch das angeblich gemütliche Kneipen das Familienleben, dieser Grundpfeiler einer gesunden Gesellschaftsordnung, untergraben wird. Nicht genug können die widerlichen Saufereien unserer studierenden Jugend verdammt werden. Jämmerliche Philister sind günstigen Falles das Resultat dieses stumpfsinnig machenden Kneipens. Ich kann es nicht bleiben lassen, bei dieser Gelegenheit eine Sache zur Sprache zu bringen, die zwar von sehr untergeordneter Bedeutung, aber außerordentlich bezeichnend für das Gedankenleben des deutschen Studenten ist. Es ist der in Deutschland jetzt allerwärts gehörte, von den Studenten aufgebrachte Gruß „Mahlzeit", der Gipfelpunkt aller Gedankenlosigkeit und Versimpelung. Nicht etwa, daß man nur vor und nach Tisch das „gesegnete Mahlzeit" zu „Mahlzeit" abkürzt, was allenfalls noch auf den Faulheitskarren geladen werden könnte; nein, statt jedes anderen Grußes und zu jeder Tages- und Nachtzeit wird „Mahlzeit" gebrüllt, eine Abgeschmacktheit sondergleichen, die eine offenbare Folge des verdummenden Biertrinkens ist! — Es ist eine Schande für Deutschland, daß die Tempereuzbewegung im Gegensatz zu anderen Ländern, wie Amerika, England, Schweiz, Skandinavien und Finnland, noch so geringe Fortschritte aufzuweisen hat. Bei uns finden sich nämlich kaum so viele einzelne Enthaltsame, wie in jenen Ländern hunderttausende.

Bei der Erziehung der künftigen Generation könnte das gemäßigte vegetarische Prinzip, das den Gebrauch von Milch, Butter und Eiern zuläßt, grundsätzlich zur Anwendung kommen. Mit der Zeit könnte, resp. muß natürlich auch auf diese tierischen Produkte verzichtet werden. Denn der Mensch ist nun einmal von Natur ein Fruchtesser und nicht, wie das Schwein, ein Allesfresser.

In Zusammenhang mit einer vernünftigen Diät stehen auch gewisse, vom modernen Geschlechte wiederum nur zu wenig befolgte Eßregeln: man esse langsam, kaue gründlich, esse nicht zu heiß und verzehre vorzugsweise feste Nahrung, weil flüssige den Stoffwechsel verzögert. Man esse nicht zu oft, nicht zu viel (besonders des Abends) und nicht zu vielerlei. Unserer grundverkehrten Art zu essen, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, hält es sogar Nietzsche, der übrigens kein Vegetarier, nicht unter seiner Würde, einen scharfen Aphorismus zu widmen („Morgenröte", S. 192). Er verdiente in extenso hierhergesetzt zu werden, wenn es der Raum erlaubte. Ein Hauptsatz daraus sei aber dennoch angeführt: „Pfui, welche Künste und Bücher werden der Nachtisch solcher Mahlzeiten sein!" Wird man beim Lesen dieses Satzes nicht sofort an ein anderes Wort Nietzsches erinnert, das er mit Bezug auf eine moderne Richtung in der Litteratur fallen ließ: „Die Freude zu stinken"?

In der That, die Ernährungsfrage ist vielleicht die wichtigste aller Fragen. Nicht umsonst heißt es: Der Mensch ist was er ißt. Nicht mit Unrecht sagte Friedrich der Große, daß alle Kultur vom menschlichen Magen ausgehe. Und nichts weniger als Scherz ist die Behauptung, daß es bei der Entstehung philosophischer Systeme ganz auf die Verdauungsverhältnisse ihres Schöpfers ankomme. Sicherlich hat wenigstens bei manchem Pessimisten der Weltschmerz seinen Sitz im Unterleibe. Und in dieser wichtigen Angelegenheit tappt man, abgesehen von dem klaren und einfachen Prinzipe des Vegetarismus, noch so sehr im Dunkeln, daß Virchow, einer der ersten Vertreter der medizinischen Wissenschaft, deren Aufgabe doch vor allem die Lösung dieses Problemes sein sollte, behaupten konnte, es gäbe noch keine wissenschaftliche Diätetik! Dies ist um so merkwürdiger, als derselbe große Gelehrte gelegentlich auch äußerte, es käme vielmehr darauf an, die Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen; denn dies sei in den meisten Fällen doch nicht möglich. Daß aber bei der Verhütung der Krankheiten eine richtige Diät der Hauptfaktor ist, wird wohl kaum von Jemand bestritten werden. Demnach hätten wir auf's Eifrigste darnach zu streben, daß die Leistungen der ärztlichen Wissenschaft, die eben trotz der oft gerühmten Fortschritte derselben doch noch herzlich gering sind, ganz wesentlich erhöht werden. Und dafür gäbe es ein ebenso einfaches als wirksames Mittel: die Verstaatlichung der Ärzte! Man stelle die Ärzte als vom Staate besoldete Beamte an, deren Aufgabe es ist, für die Förderung und Unterhaltung des Gesundheitszustandes der Staatsbürger zu sorgen. Ohne den einzelnen Vertretern des ärztlichen Berufes zu nahe zu treten, läßt sich im Hinblick auf den grenzenlosen Egoismus der menschlichen Natur doch wohl behaupten, daß die Ärzte bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, bei welcher sie um so besser honoriert werden, je mehr Menschen krank sind, für den Gesundheitszustand ihrer Mitmenschen weniger interessiert sind als bei der eben vorgeschlagenen Reform. Nach einer solchen radikalen Veränderung der Stellung des ärztlichen Standes würde es sich bald erweisen, welches die für den Menschen zuträglichste Diät ist. —

Zu einer naturgemäßen Lebensweise gehören jedoch außer einer richtigen Diät noch andere Dinge, die im folgenden kurz besprochen werden mögen. Zwei wesentliche Bedingungen für das Gedeihen des menschlichen Organismus sind Licht und Luft. Man wohne in sonnigen, freundlichen Zimmern und sorge zu jeder Zeit, bei Tag und bei Nacht, für frische Luft. Diese wahren Lebenselemente, Licht und Luft, sind in unseren Großstädten mit ihren öden Mietskasernen freilich oft nicht leicht zu haben. Am besten wäre es ja, die Großstädte mit ihren vielen Krankheits- und Lasterherden überhaupt zu verlassen. Allein daran ist nicht zu denken, die Entstehung

und Ausbreitung der Großstädte liegt nun einmal im Gange unserer Zeit, sie ist in mancher Beziehung eine wirklich nicht zu umgehende Notwendigkeit. Gerade deshalb müßte aber umso energischer für die Regelung der Wohnungsverhältnisse gesorgt werden, die gegenwärtig, namentlich was das Proletariat betrifft, geradezu schaudererregende Zustände gezeitigt haben. Die Wohnungsfrage bildet übrigens einen Teil der sozialen Frage, auf die ich weiter unten zu sprechen komme.

Auf grobe, unverantwortliche Weise wird der Forderung von reiner Luft durch die Unsitte des Tabakrauchens entgegengearbeitet. Mit Recht nennt F. Paulsen das Rauchen eine Barbarei, deren wir uns vor dem ungebildeten Mittelalter zu schämen haben. Das Bedenklichste an der Sache ist aber die Nikotinvergiftung, insbesondere die Schädigung der Nerven. In Frankreich hat man statistisch erwiesen, daß das Rauchen in genauer Beziehung zum Wahnsinn steht. Darnach kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß die nicht wahnsinnigen Raucher, da sie gewöhnlich auch Trinker sind, einen mehr oder weniger verdunkelten, trüben Geist haben. So nimmt denn auch Tolstoi keinen Anstand, die Betäubung durch Tabak und Alkohol dafür verantwortlich zu machen, daß die Menschheit bei ihrer Kulturarbeit stecken geblieben zu sein scheint: Das in Tabak- und Alkoholdunst gehüllte Gehirn ist unfähig geworden, das, was zu unserem Heile vor allem Not thut, zu erkennen.

Das körperliche Wohlbefinden verlangt ferner eine gehörige Hautpflege, die es sowohl auf Reinlichkeit, als auf Abhärtung abzusehen hat.

Auch auf eine zweckmäßige, keineswegs zu warme und nirgends schnürende oder pressende Bekleidung kommt es an.

Endlich spielt das richtige Verhältnis zwischen Ruhe und Bewegung eine wichtige Rolle. Bezüglich der Nachtruhe ist nach dem Grundsatze „frühe nieder und frühe auf" zu verfahren. Zur Erzielung von genügender Bewegung müssen die Spaziergänge durch Gymnastik ergänzt werden.

In Krankheitsfällen dürfen keine, die Krankheitssymptome unterdrückenden Medizingifte genossen oder sonst wie appliziert, sondern es muß nach den Lehren der sogenannten Naturheilkunde verfahren werden, die mit Hilfe ihrer physikalisch-diätetischen Heilfaktoren darauf ausgeht, die Krankheitsursachen zu entfernen. Diese sind lediglich in der durch die falsche Lebensweise herbeigeführten Verunreinigung des Körpers, nicht aber in den unglückseligen Bacillen zu suchen, welche, wenn es auf sie allein ankäme, die Menschheit schon längst ausgerottet hätten.

Als Hauptmaßregel zur Erzeugung eines gesunden Geschlechtes sei noch die Abschaffung der Schutzpockenimpfung hervorgehoben, deren Nutzlosigkeit von vielen Ärzten zugegeben und deren Schädlichkeit am besten durch die

Maſſenpetitionen an den deutſchen Reichstag erwieſen wird. Von den bei jedem Impftermine ſeuchenartig auftretenden Todesfällen abgeſehen, ſind namentlich die mittelbaren Folgen der Impfung als ganz entſetzliche zu bezeichnen: Skrophuloſe, Syphilis, Tuberkuloſe, Diphtheritis und Milcharmut der Mütter müſſen großenteils auf die Impfung zurückgeführt werden, inſoferne der vergiftete Körper nicht mehr kräftig genug iſt, die betreffenden Krankheitsſtoffe auszuſcheiden. Wenn ſich nicht alle Ärzte gegen den Impfaberglauben ausſprechen, ſo möge man wiederum bedenken, daß der ärztliche Stand in Deutſchland viele Millionen Mark (wenn ich nicht irre, 30) an Impfſporteln einheimſt. Auch in dieſem Falle, ſowie überhaupt bezüglich der Verbreitung der von der offiziellen Wiſſenſchaft zur Zeit aus guten Gründen noch hart bedrängten Naturheilkunde würde eine Verſtaatlichung der Ärzte raſchen und heilſamen Wandel ſchaffen.

Der Umſtand, daß wenigſtens neun Zehntel unſeres Lebensglückes von der Geſundheit abhängen, iſt am Ende auch ſchon Grund genug, um dem leiblichen Wohle die größte Sorgfalt zu widmen.

Auf dieſe Weiſe wäre alſo der „pſychiſch-phyſiologiſchen Entartung“ unſeres Geſchlechtes vor allen Dingen indirekt, d. h. durch Hebung des Geſundheitszuſtandes entgegen zu treten. Gleichzeitig müſſen aber direkte Eingriffe erfolgen, wenn ſchon ſie weniger wichtig ſind als die indirekten. Denn von der Regelung des Geſchlechtslebens und des Verdauungsvorganges hängt beiſpielsweiſe — um es nochmals zu betonen — unendlich viel mehr ab, als etwa von dem Umſtande, ob und wie auf den Schulen die alten Sprachen getrieben werden.

Einen ſicherlich ſehr erfolgreichen Vorſchlag zur Erlangung eines echten Adels macht einmal Schopenhauer, indem er, anknüpfend an ſeine Lehre, daß der Charakter vom Vater und der Intellekt von der Mutter ererbt wird, die „Vermählung der edelmüthigſten Männer mit den klügſten und geiſtreichſten Weibern“ empfiehlt. Erſcheint nun der Gedanke, alle Spitzbuben zu kaſtrieren und alle dummen Gänſe ins Kloſter zu ſchicken, allerdings etwas utopiſch, ſo könnte der eben erwähnte Vorſchlag immerhin bei mancher Eheſchließung zum Nutzen des künftigen Geſchlechtes beherzigt werden. Jedenfalls ſollte darnach geſtrebt werden, daß für die Ehe perſönliche Vorzüge, ſowie Neigungen und Abneigungen das Übergewicht über die Beſitzintereſſen erhalten. Des Weiteren müßte nicht nur die Eingehung, ſondern auch die Scheidung der Ehe, die eigentlich eine unnatürliche Inſtitution iſt, wenn ſie auch als Kulturfaktor noch ſo unentbehrlich ſein mag, — thunlichſt freigeſtellt werden, damit wir möglichſt viele harmoniſch veranlagte „Kinder der Liebe“ erhalten, im Vergleich mit welchen die Kinder aus Vernunftehen ſtets irgendwie verkümmert ſind. Eine allgemeinere Pflege ſolcher Sitten

ſetzt nicht am wenigſten voraus, daß die Stellung der Frauen, ſowohl was Bildung, als was materielle Unabhängigkeit betrifft, ganz weſentlich verbeſſert werde. Mit dieſen Forderungen haben wir übrigens wieder das Gebiet der ſozialen Frage betreten. — Noch ſei bemerkt, daß die Beſchaffenheit des künftigen Geſchlechtes von etwa ſtattgehabter Raſſenkreuzung abhängt. Über dieſen Punkt ſcheinen jedoch die Anſichten ſehr geteilt zu ſein. Nach den eingehenden Studien des Grafen Gobineau („Essai sur l'inégalité des races humaines") wäre gerade die Raſſenmiſchung die Haupturſache der Degeneration des Menſchengeſchlechtes. Hingegen können durch geeignete Blutmiſchung innerhalb derſelben Raſſe ausgemergelte Geſchlechter ſehr wohl wieder lebensfähig gemacht werden.

Den eigentlichen unmittelbaren Einfluß auf die Verbeſſerung des Menſchenmateriales hat nun aber die Erziehung. Sehr bezeichnend für die bisherige Verkehrtheit des Erziehungsweſens iſt es, daß mancher große Mann, wie z. B. Richard Wagner, es als ein Glück geprieſen, nicht erzogen worden zu ſein. Da die ſo wichtige, weil grundlegende Erziehungsarbeit in der früheſten Jugend der Kinder hauptſächlich den Frauen zufällt, verſteht es ſich, daß dieſe vor allem ſelbſt erzogen werden müſſen. Die Stellung der Frauen kann gar nicht hoch genug gedacht werden; daher die Emanzipation derſelben im beſten Sinne auch aus dieſem Grunde nach Kräften zu unterſtützen iſt. Mit zunehmendem Alter des Kindes hat der Anteil des Vaters an der Erziehung immer reger zu werden. Freilich iſt die Bedingung hierfür, daß er, abgeſehen von ſeiner eigenen Erziehung, die dazu nötige Zeit und Luſt hat, daß nicht, wie es heutzutage nur zu oft der Fall, ſeine ganze Kraft unter der Berufslaſt erlahmt. Damit werden wir jedoch neuerdings in das Bereich der ſozialen Frage gedrängt. Ehe dieſe gelöſt iſt, kann in den breiten Volksſchichten weder von Erziehung, noch überhaupt von Familienleben die Rede ſein.

Das von den Eltern begonnene Erziehungswerk hat von den öffentlichen Bildungsanſtalten fortgeſetzt und vollendet zu werden. In wie hohem Grade dieſe reformbedürftig ſind, zeigt die geiſtige Zerfahrenheit, Unklarheit, Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit unſerer ſogenannten gebildeten Klaſſen. Trotz übermäßiger Anſtrengungen beſitzt der junge Menſch, nachdem er nahezu 20 Jahre auf niederen und höheren Schulbänken zugebracht, weder eine echte allgemeine Bildung, noch genügende Welt- und Lebenskenntnis, noch iſt er zu dem zu ergreifenden Berufe gehörig vorbereitet. Die Überfütterung mit wüſtem Durcheinander erzeugt nicht ſelten ſogar Ekel an allem beſſeren Wiſſen. Das immer flacher machende Zeitungsleſen bildet ſchließlich die einzige geiſtige Beſchäftigung der meiſten Menſchen.

In Anbetracht der Unmöglichkeit, an dieser Stelle ein ins einzelne gehendes Erziehungsprogramm geben zu können, muß ich mich darauf beschränken, die mir am wichtigsten dünkenden Grundsätze zu erwähnen.

Bezüglich der Erziehung des Charakters, der freilich nur innerhalb gewisser Grenzen umgebildet werden kann, sei hier lediglich auf den einen Hauptpunkt aufmerksam gemacht, daß man mit Rücksicht auf die Affennatur des Menschen jederzeit mit gutem Beispiele voranzugehen hat. Vor allen Dingen müssen Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung geübt werden, welche Tugenden uns wieder an die vegetarische Lebensweise gemahnen, da sie ohne dieselbe unmöglich zu voller Blüte gelangen können.

Der oberste Grundsatz bei der Erziehung des Geistes bestehe darin, daß in jeder Sache die Anschauung dem Begriffe vorhergehe, ferner der engere Begriff dem weiteren. Demnach sollte man die natürliche Reihenfolge der Erkenntnisse zu erforschen suchen, um dann methodisch die Kinder mit den Dingen und Verhältnissen der Welt bekannt zu machen. Mit Recht bemerkt Schopenhauer, daß der Hang der Kinder, sich mit Worten zu begnügen und diese auswendig zu lernen, statt die Sache verstehen zu wollen, nachher bleibt und macht, daß das Wissen vieler Gelehrten ein bloßer Wortkram ist. Aus der angegebenen Regel folgt ohne weiteres, daß man die Kinder von allen religiösen und spekulativen Lehren, mit welchen sich keine deutlichen Begriffe verbinden lassen und in welchen große Irrtümer möglich sind, frei erhalten soll. Die Pfaffen wissen sehr wohl, warum sie darauf dringen, daß ihre Lehren möglichst jugendlichen Gehirnen eingepflanzt werden; in diesen haften sie oft unauslöschlich, und reifere Denkwerkzeuge würden sich zu ihrer Verarbeitung nicht mehr hergeben. Stellt sich in späteren Jahren ein „metaphysisches Bedürfnis" heraus, dann mag man es an der Hand der betreffenden Litteratur durch eigenes Forschen zu befriedigen suchen. Vielleicht könnte es aber auch sein, daß das metaphysische Bedürfnis, wie Nietzsche meint, nur eine Folge der religiösen Anschauungen ist und daß es daher, wenn erst diese ihre Herrschaft verloren, eines schönen Tages ganz verschwinden würde. Um die eben gestellte Forderung, die zur endlichen Befreiung von der geistigen Knechtschaft führen würde, erfüllt zu bekommen, wäre zunächst auf die vollständige Ausscheidung des religiösen Unterrichtes aus der Schule hinzuarbeiten. Die Religion muß unter allen Umständen zu einer zwanglosen privaten Angelegenheit werden. Und Moral, die immerhin einen wichtigen Unterrichtsgegenstand bilden müßte, kann sehr wohl ohne Glauben gelehrt werden. Dieser ist vielmehr, wie die Geschichte und die Tagesereignisse lehren, nur gar zu oft mit Unmoral verquickt.

Der intellektuellen Erziehung müßte, wie es schon von Schopenhauer

angedeutet wurde, ein erſt noch aufzuſtellender Kanon des Wiſſens zu Grunde gelegt werden, welcher von Zeit zu Zeit einer Reviſion bedürfen würde. Dieſer Kanon müßte einerſeits das Weſentlichſte und Wichtigſte aller Wiſſenszweige, andererſeits das für jedes beſondere Fach oder Gewerbe zu wiſſen Nötige enthalten. Die Kenntniſſe der erſten Art müßten in ſtufenweiſe erweiterte Kurſe je nach dem Grade der allgemeinen Bildung, die der Einzelne erſtrebt, abgeteilt werden. Der Unterricht hätte alſo vorzugsweiſe, auch beim höheren Studium, mit Hilfe des gedruckten Wortes erteilt zu werden und nur die Verſtändigung über Schwierigkeiten, ſowie die Vollendung durch mündlichen Verkehr zu erfolgen. Von großer Bedeutung wäre die Auswahl der Unterrichtsgegenſtände für die verſchiedenen Grade der allgemeinen Bildung. In dieſer Beziehung ſei darauf hingewieſen, daß, im Gegenſatz zur bisherigen Gepflogenheit, ſchon für die niedrigeren Grade der allgemeinen Bildung, Geſundheitslehre, Äſthetik, Volkswirtſchaftslehre und Geſetzeskunde als neue Unterrichtsfächer hinzukommen müßten, und daß bei der ſogenannten Weltgeſchichte die Kulturgeſchichte über der Kriegsgeſchichte nicht vergeſſen werde. Dem modernen Geiſte wäre durch ſorgſame Pflege der Naturwiſſenſchaften, ſowie durch Einſchränkung, wenn nicht gar durch Hinweglaſſung des Studiums der alten Sprachen Rechnung zu tragen. Wenigſtens könnte eine derſelben ſchon jetzt ſofort fallen gelaſſen werden. Aber auch dem Studium *vieler* moderner Sprachen ſtehen gewichtige Nachteile entgegen, die Nietzſche („Menſchliches, Allzumenſchliches", 1. Aufl. S. 224) ſehr hübſch zuſammengeſtellt hat. Ich möchte wenigſtens den am ſchwerſten wiegenden hier anführen: Das Lernen vieler Sprachen iſt „die Art, welche dem feineren Sprachgefühl innerhalb der Mutterſprache an die Wurzel gelegt wird: dies wird dadurch unheilbar beſchädigt und zu Grunde gerichtet. Die beiden Völker, welche die größten Stiliſten erzeugten, Griechen und Franzoſen, lernten keine fremden Sprachen." Andererſeits macht freilich der immer kosmopolitiſcher werdende Verkehr der Menſchen das Viele-Sprachen-Lernen zu einem notwendigen Übel, dem ſchließlich durch Einführung einer gemeinſamen Weltſprache begegnet werden muß; daher die ſchon jetzt dahin zielenden Beſtrebungen zu unterſtützen ſind.

Ein Lehrgegenſtand, der möglichſt allgemein betrieben werden ſollte, iſt das Zeichnen, und zwar nicht nur das Freihandzeichnen, ſondern auch das Linearzeichnen und — weil das Anſchauungsvermögen vorzüglich ausbildend — das Zeichnen nach den Regeln der darſtellenden Geometrie.

Die praktiſche Ausbildung, die für gewiſſe Berufszweige, namentlich die techniſchen, nötig iſt, müßte, um bei geringſtem Zeitaufwand ſowohl inſtruktiv als vollſtändig zu ſein, auf eigens zu dieſem Zwecke eingerichteten Lehrwerkſtätten gewährt werden.

Ferner wäre in Erwägung zu ziehen, ob nicht Jeder ohne Unterschied zur Erlernung eines Handwerks angehalten werden sollte. Freude an Arbeit und Achtung vor derselben, Geschicklichkeit, Übung des praktischen Blickes, Selbständigkeit und Ableitung von schädlichen Neigungen und Trieben wären unter anderm die nutzbringenden Folgen dieser Maßregel.

Natürlich darf die Ausbildung des Körpers über der Erziehung des Geistes, besonders in den jüngeren Jahren, nicht vernachlässigt werden. Und hierzu wäre genügende Zeit vorhanden, wenn erst einmal der geistige Unterricht nach zweckmäßigen Grundsätzen geordnet wäre. Mit Bezug hierauf sei noch der sehr verdienstvollen reformatorischen Beiträge zum Erziehungs- und Unterrichtswesen Erwähnung gethan, die uns Eugen Dühring geliefert. Ganz besonders möge man sich seine strenge Kritik unseres Universitätswesens zu Herzen nehmen, um zu begreifen, wie weitgehend die Reformen im Unterrichtswesen sein müssen.

Aus Vorstehendem hat sich wiederholt ergeben, daß Hand in Hand mit der Reform der Lebenslage des Einzelnen die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse gehen muß. Und zwar ist es in erster Linie die Lösung der sozial-ökonomischen Frage, an der wir mit unseren besten Kräften arbeiten müssen. Denn es sind vorwiegend ökonomische Hindernisse, die der Gesellschaft als solcher den Weg zu einer „gesünderen, freudigeren Lebensepoche" versperren. Ehe wir aus den Menschen etwas machen wollen, müssen wir ihnen doch zu allererst das Recht zu leben sichern. Dieses Recht hat aber gegenwärtig die große Mehrzahl nicht, wenigstens nicht auf eine menschenwürdige Weise. Allerdings ruft uns ein harter und blinder aristokratischer Radikalismus zu, daß die demokratische Bewegung zur Entartung und Verkleinerung des Menschen führen, daß sie ihn zum vollkommenen Herdentiere machen würde. Derselbe Radikalismus will andererseits freilich auch nichts von einer Rückkehr zur Barbarei wissen. Daß aber ein Fortbestehen der heutigen wirtschaftlichen Zustände zu einer Weltrevolution führen würde, die barbarische Zustände notwendig im Gefolge haben müßte, ist dem Tieferblickenden sonnenklar. Hüten wir uns also vor dem lächerlichen Versuche, den mächtigen demokratischen Zug unserer Zeit aufhalten zu wollen, sondern stellen wir uns in die Bewegung und bieten wir alles auf, um sie in die rechte Bahn zu leiten. Und ob eine von ihren wirtschaftlichen Fesseln befreite und dadurch zu ungeahnter Kraftfülle gelangte Menschheit wirklich einen so unerfreulichen Anblick darbieten würde, bleibt erst abzuwarten. Auch ist im Anschlusse an eine schon oben gemachte Bemerkung zu bedenken, daß eine gewisse, von einer intensiveren Blutmischung begleitete Nivellierung der Gesellschaft gerade aus diesem Grunde einen regeneratorischen Einfluß haben müßte.

Die bittere Armut der Volksmillionen in unseren Tagen ist nicht die Folge eines unabänderlichen Naturgesetzes, etwa des abgedroschenen „Kampfes um's Dasein". Dem steht die unumstößliche Thatsache entgegen, daß bei richtiger Güterverteilung (d. h. wenn dem Arbeitenden der volle Ertrag seiner Arbeit zufließen würde) und bei rationeller Ausnützung aller disponiblen Kräfte, alle Menschen im Wohlstand leben könnten, da innerhalb der Gesellschaft im Austausch der wechselseitigen Arbeitserzeugnisse und Leistungen die Kräfte des Menschen weit über seine notwendigen Bedürfnisse hinausgehen. Mit Leichtigkeit ließen sich schon jetzt, wie es z. B. von Hertzka zahlenmäßig festgestellt wurde, wenigstens vier Mal so viel Güter erzeugen, wie gegenwärtig der Fall. Eine wirtschaftlich freie Menschheit würde durch Erfindungen und Verbesserungen aller Art die Produktion rasch immer mehr steigern können.

Die Sündenböcke, die für unsere trostlosen Zustände gewöhnlich verantwortlich gemacht werden, als da sind: Die Übervölkerung, die Überproduktion, der Militarismus, der Zwischenhandel, der Mangel an politischer Freiheit, der Luxus der Reichen, die Zollfrage, die Juden, die Geldwährung, der Mangel an Badeanstalten (vergl. „Rembrandt der Erzieher", 7. Aufl. S. 297) und was sonst noch alles, — erweisen sich bei näherer Betrachtung als lauter Phantome, schon aus dem einfachen Grunde, weil die soziale Krankheit auf der ganzen Erde, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen mit Bezug auf die ebengenannten Faktoren, auftritt.

Die wahre Ursache der Krankheit ist vielmehr der schnellzunehmende Reichtum einer kleinen Minorität neben wachsender Massenverarmung. Die Einkommen der Reichsten unter den Reichen sind so übermäßig große, daß sie selbst bei der größten Konsumwilligkeit ihrer Besitzer nicht verbraucht werden können. Da ferner bei der damit verbundenen Verlustgefahr nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der von den Kapitalisten nicht verbrauchten Überschüsse auf die Beschaffung neuer Produktionseinrichtungen entfällt, wird der große Rest in Grundeigentum, Hypotheken, Staatspapieren oder mit Monopolen ausgestatteten sicheren gewerblichen Unternehmungen (Eisenbahnen, Bergwerken usw.) zinsbringend angelegt. Der Zins ist jedoch kein Naturerzeugnis, sondern ein Tribut, eine Abgabe, die irgend Jemand aus seinem Vermögen oder aus seinem Einkommen leisten, beziehungsweise sich von vorneherein von seinem Lohne abziehen lassen muß. Meist sind es die arbeitenden Volksmillionen, und zwar sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer, die zur Aufbringung des Zinses ihren Verbrauch einzuschränken gezwungen sind, ohne daß die Großkapitalisten im selben Verhältnis mehr verbrauchen. Hierdurch werden aber begreiflicherweise die Arbeitgelegenheiten verringert. Dieser Prozeß der Verschiebung der Besitz- und Ein-

kommensverhältnisse zu Gunsten des müßigen Übersättigten und zu Ungunsten des arbeitenden Bedürftigen spielt sich im wirtschaftlichen Leben unter tausenderlei Formen ab, wobei sein wahrer Charakter oft verdeckt ist. — Die von sämtlichen Kapitalisten der Welt alljährlich nicht konsumierten und zinsbringend angelegten Beträge werden gegenwärtig bereits auf wenigstens 10 Milliarden Mark geschätzt.

Nur aus dem solchermaßen markierten Gesichtspunkte lassen sich die sogenannte Überproduktion (die in Wahrheit eine Konsumverhinderung ist), die Geschäftskrisen und überhaupt die geradezu verrückte Erscheinung eines zunehmenden Güterüberflusses bei wachsender Not erklären. Mit Entsetzen werden wir gewahr, daß ein Wort Napoleons I., die fürchterliche Herrschaft des Zinseszinsens werde die Menschheit noch auffressen, thatsächlich in Erfüllung zu gehen droht.

Es liegt auf der Hand, daß die zwischen Reich und Arm aufgerissene ungeheure Kluft nicht mit den teils schon angewandten, teils vorgeschlagenen Palliativmittelchen des Staatssozialismus ausgefüllt werden kann. Noch weniger vermöchten moralische Heilmittel etwas auszurichten. Denn heute dem Volke Fleiß, Mäßigkeit und Sparsamkeit anempfehlen, heißt zur Vergrößerung der Überproduktion, des Arbeitsmangels und der allgemeinen Not auffordern; so sehr ist die wirtschaftliche Ordnung auf den Kopf gestellt. Aber auch keiner sozialdemokratischen Radikalkur, die das Individuum seiner kostbaren Freiheit berauben würde, bedarf es andererseits. Das einzige Heilmittel vielmehr, das uns auf friedlichem Wege zu einer gründlichen und ausreichenden Reform der wirtschaftlichen Verhältnisse führen könnte, ist — und wenn es auch noch von keinem Professor der Nationalökonomie anerkannt wäre — die Verstaatlichung von Grund und Boden, die Befreiung der allen Menschen gemeinsamen Mutter Erde aus Monopolhänden. Nur durch das Privateigentumsrecht auf Grund und Boden wird nämlich das Entstehen, Bestehen und Wachsen der verderbenschwangeren Kapitallatifundien ermöglicht.

Dieses verhängnisvolle Recht hat für die Güterverteilung die schwersten, sowohl direkten als indirekten Folgen. Zu den direkten gehört die Involvierung der Sklaverei und die Möglichkeit des arbeitslosen Erwerbes in der krassesten Form, insbesondere in der des Baustellenwuchers, welcher die letzte und eigentliche Ursache der städtischen Wohnungsnot ist. Sehr treffend sagt Buckle, daß der Stand der Grundbesitzer der einzige ist, dessen Interesse dem der Allgemeinheit entgegensteht. Noch unheilvoller, wenn auch schwerer zu erkennen, sind die indirekten Folgen des Privatrechtes Land zu besitzen. Sie bestehen in der Möglichkeit einer absolut sicheren Kapitalanlage, sowie in der Möglichkeit, Zins für ein dargeliehenes Kapital erlangen

zu können. Im bodenbesitzenden Staate könnte es nämlich keinen Zins geben. Denn der Zins läßt sich weder als ein dem Kapitalverleiher zukommender Entbehrungslohn, noch als eine Vergütung seitens des Kapitalentleihers rechtfertigen; er ist vielmehr das Kind der Grundrente.

Leider verbietet der engbegrenzte Raum, diese Behauptungen näher zu begründen, den friedlichen Weg, auf welchem das Land in den Gemeinbesitz überzuführen wäre, zu zeigen, sowie die zahlreichen, segenbringenden Wirkungen der Verstaatlichung (oder wenigstens der gerechten Besteuerung) des Grund und Bodens zu beschreiben. Man findet Ausführliches hierüber in den Werken Henry Georges und in den Arbeiten der deutschen Bodenreformer (Stamm, Flürscheim u. a., Zeitschrift „Frei Land").

Es ist traurig, daß eine auf so festem und natürlichem Fundamente stehende Reform, wie die Bodenbesitzreform, verhältnismäßig noch so wenige Anhänger hat. Keine kleine Schuld hieran trägt das umnebelte Gehirn des Alkohol- und Tabakphilisters, das selbst die einfachsten Wahrheiten nicht mehr zu erfassen vermag. Damit wären wir wieder bei der Individualreform angelangt. Diese scheint am Ende doch noch nötiger zu sein, als die Sozialreform; denn um das soziale Problem mit Erfolg in Angriff nehmen zu können, muß man allerdings zuerst fähig sein, klar zu denken.

Ich bin zu Ende und glaube mit Obigem genügende Anhaltspunkte dafür angegeben zu haben, wie man zu einer weitgehenden und nachhaltigen Verbesserung des Menschenmateriales sofort schreiten könnte.

Mein liebes Ich.

Von Gustav Falke.

(Hamburg.)

Sie wünschen einen kleinen autobiographischen Aufsatz von mir, lieber Herr Merian. Ja, was soll ich da viel schreiben? Was der Kürschner berichtet, dürfte eigentlich genügen. Freilich, über das Milieu schweigt er sich aus, und das Milieu ist den Leuten heute die Hauptsache. Da will ich denn den Kürschner mit einigen Federstrichen ergänzen.

Das erste und notwendigste, was man zum Dichterhandwerk braucht, das Lesen und Schreiben, erlernte ich auf dem Realgymnasium meiner Vaterstadt Lübeck. Natürlich war ich vorher geboren worden, was ich als gewissenhafter Biograph zuerst hätte erwähnen müssen. Ich will so-

gar die Jahreszahl hierher setzen, um Ihren Lesern das Nachschlagen im Kürschner zu ersparen: 1853. 1887 schickte ich mein erstes Gedicht an das Dichterheim. Man sieht, ich bin eine enthaltsame Natur. War's aber 1886 oder 1888, es kann sein, so bitte ich schon hier um Verzeihung für die Verwirrung, die meine ungenaue Angabe in die Litteraturgeschichte bringt. Man wird wieder einmal nicht wissen, woran man ist, und zwei deutsche Professoren werden ganz auskömmlich von den „diesbezüglichen" Untersuchungen leben können. Sieben Jahre lang habe ich mich im Buchhandel umgesehen. Da sah ich, wie viel der Mensch schreiben und drucken lassen kann, wenn er nur will. Das hat mir Mut gegeben zu meinem Dichterberuf. Halb der Not gehorchend, halb dem eigenen Triebe, sattelte ich dann um und ward „Tonkünstler", oder bescheidener gesprochen „Klavierlehrer". Die Musik ist eine schöne Kunst, eine freie Kunst, und ich diene ihr mit Liebe und — heimlichen Seufzern. Sie lohnt mir's mit dem täglichen Brot. Die Poesie kann ihren getreuen Knechten ein solches Wohlleben nicht bereiten.

Das ist so in „großen Zügen" mein „Lebensweg" bis zum heutigen Ostertage, 2. April 1893. Das ganze Theater aufzubauen, auf dem sich meine vierzig Jahre abgespielt haben, werden Sie sich mit einem ängstlichen Blick auf Ihr schönes weißes Gesellschaftspapier höflichst verbitten. Auch sonstige Enthüllungen, etwa über das Vorleben meiner Eltern und Großeltern, ob sie alle geistig gesund gewesen sind, oder ein oder der andere von ihnen sich heimlich dem Dichten ergeben hatte, werden Sie gerne meinem späteren Biographen überlassen. Wozu habe ich denn auch meine Bücher geschrieben, wenn ich hier noch umständlich in Prosa über mich Bericht erstatten soll. Der bekannte „freundliche Leser" lernt mein liebes Ich doch am besten aus meinen Gedichten kennen, die ich mit dem Gesamttitel „Aus Tag und Traum" benennen könnte. Es sind erlebte Gedichte, mit wenigen Ausnahmen. Erlebt auch im Traum. Das Gedicht „Psyche", das Sie im Märzheft brachten, ist so ein Traumerlebnis. Oft auch quält mich im Wachen ein Bild, eine Erscheinung, bis ich mir diesen Quälgeist vom Hals gedichtet. So entstanden die „Sonnenblumen", so auch die „Himmelfahrt" (Märzheft). Es war wie eine Erscheinung. Deutlich sah ich die Buben mit dem Kindersarg vor mir eine Treppe hinaufsteigen und in Wolken verschwinden. Was war damit anzufangen?

„Sind weiter nichts wert, so tolle Sachen,
Als ein Gedicht daraus zu machen."

Viele Leute, gewöhnlich komuen sie aus Deutschland, verlangen freilich noch mehr von einem Gedicht. „Einen tiefern Sinn" nennen sie das. Was will er damit sagen? ist ihre gewöhnliche Frage. Sie haben keine

Freude an der Phantaſie. Die Armen! Gott entſchädige ſie durch alles mögliche Gute für dieſe grauſame Beeinträchtigung ihrer Geiſtigkeit.

Alle meine phantaſtiſchen Gedichte knüpfen an konkrete Erſcheinungen an. Alles wächſt bei mir aus Anſchauung und Stimmung heraus. Ich nehme mir nicht vor, den „Ruhm“ in einer Allegorie zu verherrlichen. Ich nehme mir überhaupt nichts vor. Ich ſehe, gewöhnlich in ſchlafloſen Nächten kommen mir ſolche Bilder, ich ſehe einen Triumphator in goldnem Muſchelwagen mit weißen Roſſen blitzartig aus dem Nichts auftauchen, zum in die Zügel fallen deutlich. Wer iſt das? Was will der? Woher, wohin? Ah! der Ruhm! Alſo immer erſt bildliche Anregung. Das muß dann dem Ausdruck in günſtigen Fällen etwas Plaſtiſches geben.

Grauenhaft ſind mir Tendenzgedichte und alle Bumbumpoeſie: Vorwärts fürs Vaterland! Seid umſchlungen Millionen! Alles Zukunftsglockengeläute und roſenrote Bannerſchwingen, jede Schützenfeſtbegeiſterung in Gedichten iſt mir wider den Geſchmack. Und dann haſſe ich alle abſtrakte Gedankendichterei. Die hat mir nur ein Poet genießbar gemacht: die Kempner. Die bleibt wenigſtens kurzweilig dabei.

Wen ich ſonſt noch von unſern großen deutſchen Lyrikern liebe, werde ich hier nicht ſo öffentlich ausplaudern. Ich will den feinnaſigen Herren Kritikern ihr Handwerk nicht noch erleichtern. Sie machen ſich's ſo ſchon leicht genug. Sie werden auch ohne meine Fingerzeige Anklänge an allerlei Leute herausſchnüffeln.

Aber ich werde geſchmacklos. Man ſchilt nicht auf ſeine Kritiker, wenn man etwas auf ſich hält. Auch auf das Publikum nicht. Nichtbeachtung des Publikums fordere ich überhaupt als etwas Selbſtverſtändliches von jedem Künſtler. Der Kaufmann, der Handwerker hat mit dem Publikum zu rechnen, dem Künſtler liegt es ganz abſeits ſeines Weges. Er ſchreibt, malt, muſiziert nur für ſich, aus Freude am Schaffen, weil es ihm Spaß macht, nicht, um Onkel Heinrich oder Tante Betty zu erheben. Das Erhebende in der Kunſt liegt ganz anderswo, als wo es die guten alten Kaffeetanten ſuchen, die von der Poeſie nichts weiter wollen, als einen gereimten Katechismus, womöglich noch mit einem ärztlichen Ratgeber und einer Anweiſung, Topfpflanzen zu ziehen, als Anhang. Ja, wollte der Künſtler ihnen es recht machen, er müßte ſelbſtlos ſeine ganze Künſtlerſchaft an den Nagel hängen und unter die Nachtwächter gehen.

Tut, tut, tut —
Deutſches Volk, ſchlaf gut,
Deutſches Volk, biſt brav und edel,
Fliegen ſcheucht ein Fliegenwedel,
Tut, tut, tut.

Um dieſe Geſtändniſſe und Bekenntniſſe hübſch abzurunden, will ich ihnen zwei Leſefrüchte der letzten Tage anreihen.

„Die ganze Kunſt, ein Künſtler zu ſein, mit welchem Inſtrumente immer, beſteht doch am Ende nur darin, eine „Natur" zu ſein, im Goetheſchen Sinne: eine entwickelte Welt für ſich, mit beſonderen Trieben und nach beſonderen Geſetzen, die nicht ergänzt und nicht verändert werden kann noch will und kein anderes Verdienſt nötig hat, als daß ſie da iſt. Recht eigen zu ſein, ſo wie ſie da iſt, wahr und ohne Zwang, das Fremde zu vermeiden und demütig dem Drängen im Gemüte zu gehorchen, ſich ganz auszuleben und rechtſchaffen ihre Begierden zu erfüllen — Schöneres kann ſie nicht vollbringen. Wie die Roſen blühen und die Trauben reifen: ſie nehmen es ſich nicht vor und denken an nichts und geben ſich gar keine Mühe — darum, unter den Küſſen der Sonne und des Regens, wird es ſo köſtlich."

Hätte Hermann Bahr nichts weiter als dieſen einen Satz geſchrieben, ich würde ihn dieſes einen Satzes wegen lieb haben.

Die Abcſchützen ärgern ſich freilich über jede Natur und ſchießen hinter ihren grünen Büſchen hervor ihre Papierpfeile auf einen ſolchen „Naturaliſten." Man ſtelle ſich die Renommage des betreffenden Schützen vor, wenn ſo ein Papierpfeil dem Gehaßten an den Hut geflogen. „Dem hab' ich's aber gegeben. Der ſteht ſo bald nicht wieder auf."

Und meine zweite Leſefrucht:

„Wir haben keinerlei Verdienſt daran, daß wir ſind und leben, auch nicht an unſern Fähigkeiten und Talenten, unſere Pflicht iſt nur, das Leben und das geiſtige Kapital, welches wir dazu erhalten, mit möglichſter Weisheit und Ehrlichkeit zu verwalten. Wie lange das dauert, darf uns nicht kümmern, wichtig iſt nur, es ſo einzurichten, daß man jeden Augenblick bereit iſt zu gehen und ſeine Bücher vorzuzeigen. Es iſt kein Individuum, auch nicht das feinſt angelegte, ſo bedeutend und für die Allgemeinheit von ſolch zwingender Notwendigkeit, daß ſich nicht die Lücke ſeines Verluſtes gleich oder bald ſchließe, und andere ſeine Stelle einnehmen".

So ſchreibt der unglückliche Karl Stauffer-Bern, auch eine „Natur", ein Schrecken der Philiſter und eine paſſende Scheibe für Abcſchützen.

Und noch ein Wort aus dem Stauffer-Buch: „Maulhalten und arbeiten!"

Falkes Mynheer der Tod und andere Gedichte.

Von Dr. Karl Schütze.

(Hamburg.)

Seit langer Zeit habe ich von keinerlei Gedichten eine so starke Einwirkung verspürt, wie von den fünf Phantasiestücken, welche Gustav Falke neuerdings im Magazin für Litteratur veröffentlicht hat. Ausgezeichnet durch ihre technische Virtuosität, bei der Weltabgeschiedenheit des Dargestellten mit dem Zauberreize des Märchenhaften ausgestattet, reich an barocken Beisätzen und doch voll beherrschender Grandiosität des Wurfes, grandios und doch voll der feinsten Intimität der Stimmung, wirkten jene Dichtungen auf mich mit der elementaren Gewalt eines Böcklin'schen Meisterwerkes ein. Natürlich wünschte ich mehr von Falke zu lesen; ich rechnete ihn zu den Jungdeutschen; ich blätterte daher in der Gesellschaft und fand hier weitere glänzende Proben seiner lyrischen Begabung. Aber ich war noch nicht zufrieden; ich wollte mehr. Bei meinem Buchhändler brachte ich in Erfahrung, daß Gustav Falke fast schon vor einem Jahre einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben habe; hören und bestellen war eins. Der Eindruck, der mir von der Lektüre jener Lieder hinterblieb, war so stark, daß ich ihn mir mit der Feder vom Halse schreiben mußte; vielleicht dürfte es meiner Besprechung gelingen, die Leser der Gesellschaft noch lebhafter für den Dichter zu interessieren.

Der Titel der Sammlung ist Mynheer der Tod und andere Gedichte, absonderlich insofern gewählt, als die ausschlaggebende Hauptbenennung nur die sechs ersten Dichtungen angeht, ganz in der Weise Liliencrons, der seine Bücher zumeist nach ihrem letzten Stücke zu benennen beliebt.

Fremdartig wie der Titel wird viele auch die phantastische Seltsamkeit der Mynheerdichtungen anmuten; aber bei öfterem Überlesen lebt sich der Empfängliche leicht in ihre eigenartige Schönheit hinein. Charakteristisch sind sie insonderheit durch ihre hohe Plastik. Alles, Scenerie, Vorgänge und Personen, die kampfbereite Schwadron, an ihrer Spitze der in scharfem Auslugen wie versteinerte Rittmeister, die durchgehenden Pferde, die beiden Wageninsassen, ihnen gegenüber das Hündchen, die hüstelnde Greisin in ihrer altmodischen Toilette, alles wird bis zu körperlicher Greifbarkeit veranschaulicht. Besonders in der Vergegenwärtigung des Gespenstischen bekundet Falke eine großartige Virtuosität. Trotz des grellen Sonnenlichtes, welches fast alle Mynheerdichtungen überstrahlt, zwingt der Dichter seinen Lesern das Bild des Todes wie im Holzschnitt mit unabweisbarer Not-

wendigkeit auf. Der Vergleich mit Holbein liegt nahe; die Mynheerdichtungen — wenigstens die vorzüglichsten unter ihnen — sind Totentänze in Worten. Das größte Meisterstück ist in dieser Beziehung die Equipage. Wir sind alsbald im Banne des Gedichtes; wie von selbst vollzieht sich vor unserem geistigen Auge die Metamorphose des Kutschers in den unheimlichen Knochenmann; denn wir sehen mit den Augen der Wageninsassen, der alten Excellenz, der jugendlichen Komtesse:

„sie starrt
mit süßen Kinderaugen, die das Graun
vergrößert hat, auf Fritz. Mein Gott! Fritz! Fritz!
Der dreht den Hals und nickt ihr hämisch zu,
ein grausig Beingesicht ohn' Fleisch und Blut:
„Fritz blieb zu Haus, Komtesse, heut fahre ich."

Auch die nachfolgende Schilderung des Todes in seiner brutalen Vorfreude am „kränzesicheren" Sieg, in seiner ganzen henkerhaften Grausigkeit, sucht an Großartigkeit ihres Gleichen. Mit hohem Geschicke hat der Dichter zugleich neben das Schreckliche das Harmlose gestellt: neben der zum Tode geängsteten Komtesse „der Seidenpinscher mit dem Fell wie Schnee, der auf dem Vordersitz bequem sich's macht," dem der ganze Vorgang höchst unklar geblieben ist; neben dem „Donnerlaute des Hufschlags" das „Klirr und Ping" seines am himmelblauen Halsband erzitternden Silberglöckleins. So wird durch den Kontrast der Eindruck des Entsetzlichen noch gesteigert.

Falke hat den Tod sehr vielseitig aufgefaßt: man kann sagen, so viele verschiedene Dichtungen, so viele verschiedene Porträte. Freilich sind nicht alle gleich charakteristisch. Das erste Stück, der Rittmeister, ist nach Stoff und Stil zu stark an Liliencron angelehnt; in der Reisebekanntschaft ist der Fahrgast erster Klasse, der vornehm in all seinem Gehabe, zum mindesten ein Baron scheint, am Schluß des Gedichtes nur sehr schwer in den Tod umdenkbar; auch der vorherrschende halb humoristische Ton erscheint nicht dazu geeignet, in der Phantasie des Lesers die Vorstellung einer bevorstehenden Entgleisung zu verlebendigen. Das letzte Stück, der Radfahrer, wie die beiden vorangehenden eine Prosaskizze, ist zwar voll ungebundener Laune, aber die Erfindung erscheint zu gezwungen; außerdem fehlt es an Einheitlichkeit; zu viel heterogenes Detail ist nebeneinander gestellt. Dagegen verdienen die beiden vorangehenden Skizzen besondere Hervorhebung. Beide fassen den Tod humoristisch auf. Die erste erinnert an eine uralte Anschauung des Volkes: Wie dieses neben dem Teufel — der dumme Teufel ist ja noch sprichwörtlich — auch den Tod gerne geprellt erscheinen läßt, so auch Falke: Katzenartig beschleicht er bei ihm den Sperling auf dem Dache, aber dieser fliegt davon, und enttäuscht, beschämt steht er da mit dummem

Gesichte: Der geprellte Tod. Neben diese groteske Figur stellt sich der Tod im Familienalbum gemütlich verinnerlicht als lieber Freund. Hüstelnd, ganz in sich zusammengesunken, sitzt eine Greisin mit zartem, faltenreichem Gesichtchen im weichgepolsterten Lehnstuhl und blättert in ihrem Album nach ihren Toten, ihrer lieben seligen Schwester, ihrem lieben seligen Manne, endlich immer und immer wieder nach ihrer süßen Agnes, die so jung sterben mußte. Schließlich schlummert sie über dem Album ein, um nie wieder zu erwachen. Der Tod war ihr genaht, ein lieber Freund, und einte sie mit ihren teuren Verstorbenen. Die bezügliche Charakteristik des Todes ist dem Dichter glänzend gelungen. Als älterer gutmütiger Herr, mit solider Eleganz gekleidet, als Hausfreund und geheimrätlicher Doktor — so schaut der Tod seiner Patientin über die Schulter, gutmütig sich geduldend, bis sie sich satt gesehen, um ihr dann Ruhe, ewige Ruhe zu verordnen. Leise auf den Zehen schleicht sich der alte Herr davon; in der Thüre wendet er sich noch einmal nach der Ruhenden um. Wie befriedigt nickt er, und ein unendlich gutmütiges Lächeln verschönt sein Gesicht.

Auch aus den vermischten Gedichten spricht Falkes Neigung zu plastischer Gestaltung. Mehrfach lesen sich ihre Überschriften wie eine Bildbenennung. Die gestaltende Kraft ist auch hier bewunderungswert. Das sonnbeschienene Fischerdörfchen, die einsame Bahnstation, die abendverklärten Elbufer, die tappend die Stiege heranschlurfende Sorge, das Proletariermädchen, das wie ein Kätzchen auf den weichen Kissen der Pferdebahn seine übermüdeten Glieder dehnt, dies und vieles andere hat uns der Dichter bis zu holzschnittartiger Greifbarkeit veranschaulicht. Blutlosen Schemen, wie der bis zum Überdruß von allen lyrischen Klimperern beschworenen Muse, hat Falke ungeahntes Leben verliehen: so, wenn sie sich von den herzensechten Tönen des Schumann'schen Faschingsstückes angelockt, hinter des Dichters Stuhl stellt und zum Lohne hernach ein Verschen ihm ins Ohr mit ihrem wunderbaren Lächeln, wie von einer andern Welt her, flüstert; und noch schöner, wenn sie den Dichter zwischen Heide und Wald anlacht als das erste beste zigeunerhafte Dirnlein:

„Übern niedern Heckenzaun
Lacht die Muse froherschrocken;
Kommst du? um die Wangen braun
Schüttern ihr die schwarzen Locken."

Für Falkes plastische Gestaltungskraft zeugt auch seine ausgezeichnete Bildlichkeit: Von kurzer Prägnanz, jeglicher Dunkelheit entbehrend, kühn und doch immer treffend, wissen seine Bilder in hohem Maße zu veranschaulichen; ich kann keine Beispiele häufen; die nachfolgenden, dem Gedichte „Aus fernen Tagen" entnommenen Verse mögen für viele genügen:

„Weit breitete die Leidenſchaft auf einmal
Die ſtarken Schwingen und ein Falke ſtand
Sekunden ſie, ganz Auge, ganz Begierde,
Stoßſicher über ihrem ſcheuen Opfer."

Dabei erdrückt der Dichter nie durch Überfülle; ſtets iſt der Bilderſchmuck auf das rechte Maß beſchränkt.

Falke verrät durch ſeine unvergleichliche Plaſtik, daneben durch die gigantiſche Größe des Wurfes, wie ſie einzelnen ſeiner Dichtungen eigen iſt, ſeine hohe Begabung für die epiſierenden Nebengattungen der Lyrik, für das Epos ſelbſt; in der Ballade dürfen wir ausgezeichnetes von ihm erwarten; ſeine epiſche Erzählung „Die Schiffbrüchigen" wird uns noch beſchäftigen müſſen.

In ſeinen „Vermiſchten Gedichten" bietet Falke dem Leſer einen vielfarbigen Strauß, viele Blumen, die trotz allen Contraſtes zu ſchönſter Farbenſymphonie geeint ſind. In ſcharfem Gegenſatze zu der verzärtelten, halb erlogenen Empfindelei unſerer Feld-, Wald- und Wieſenpoeten, wurzeln ſie in kräftigen, eingeſenkten Trieben, ſind aus der Tiefe eines originalen Innenlebens entſtiegen. Charakteriſiert zugleich durch ihre Formvollendung, durch den lebendigen Fluß des Rhythmus, die Leichtigkeit des Reimes, ihrem ſprachlichen Ausdrucke nach ſtets klar und verſtändlich und doch weit entfernt von aller proſaiſchen Nüchternheit vermögen ſie in dem empfänglichen Leſer mit unverminderter Fülle des Tones wiederzuklingen. Nicht zum mindeſten gilt das Geſagte von dem einfach empfundenen, rein lyriſchen Liede; denn Falke hat es ſich, ſo modern er auch ſein kann, doch nicht aus einem falſchen Streben nach Hyperoriginalität verleiden laſſen. Gerne beſingt er die Liebe, die Natur im ſchlichten Liede; ich erinnere an: „Zu ihr", an das unbefangen-fröhliche „Tanzlied", an die ſchelmiſche Verliebtheit des „Rendezvous", der „Lockung", an die herrlichen Ehelieder „Glück", „Weißt Du noch!" und an die „Sorge", an den „Nachtgang" und das „Frühlingslied"; auch andere Stoffe ſind mehrfach im einfachen Liede behandelt. In der That muß man es als einen hohen Vorzug empfinden, wenn heute noch jemand dichten kann wie unſere Romantiker; über Falkes Poeſie liegt es mehrfach wie ein Hauch aus jener Zeit des klaſſiſchen Liederfrühlings. Eine Perle unter den Liedern unſerer deutſchen Dichter auf die Nacht iſt ſein „Nachtgang", wunderſam durch ſeine geheimnisvolle Friedensſtimmung, wunderſam vor allem durch ſeine letzte Strophe, welche Kirchhof und Nacht in dem Symbol der ſchwarzen Roſe eint:

„Warf ſie jene ſchwarze Roſe
In des Todes ſtill Geheg?
Taufeucht fand die Heimatloſe
Ich früh morgens dort am Weg."

Und mit welcher Unmittelbarkeit giebt ſich der Dichter an den Frühling hin; ich vergleiche die zweite Strophe des Frühlingsliedes:

„Nun der letzte Schnee zerweicht,
Buſch und Baum in Säften ſchwellen,
Ach, in all den friſchen Quellen
Badet ſich die Seele leicht.“

Von unſagbarem Reize iſt auch die letzte Strophe mit ihrem Ineinander von Lenz und Liebe:

„Und die Liebe kommt auf Zeh'n,
Wie ein Kätzchen, hinterm Rücken;
Komm, wir wollen Veilchen pflücken,
Und es giebt kein Widerſtehn.“

Sehr Charakteriſtiſches bietet Falke in ſeinen unſtrophiſchen Naturliedern. Sein „Gang durchs Fiſcherdörfchen“, ſein „Abend an der Elbe“, ſeine „Bahnſtation“ machen ihn, wie ſchon angedeutet wurde, zum Landſchaftsmaler in Worten. Bekanntlich ſcheitern ſolche Dichtungen leicht an der Schwierigkeit, das Nacheinander der Worte zum Ineinander des Bildes zu einen; Falke löſt das Problem: das einende Band iſt die einheitliche Stimmung, die er in dem Leſer durch die Fülle der faſt durchweg mit feinſinnigem Kunſtverſtändnis ausgewählten Detailzüge zu erwecken weiß. Beſonders ſein „Abend an der Elbe“ ruft in der glücklichſten Weiſe jene abendliche Stimmung wach, die auch den verſchwiegen hauſenden Gedanken zu ihrem Rechte verhilft. Mit derſelben Meiſterſchaft hat der Dichter in ſeiner „zufriedenen Stunde“ die Stimmung eines ſchwindenden Septembertages beſchworen, ſo, wie ſie uns wohl überkommt, wenn aus der Ferne der Lärm der Stadt, zu gleichmäßig mattem Geräuſche abgedämpft, mit dem ſchwindenden Lichte der Septemberſonne durch das offene Fenſter zu uns hereinflutet.

Wer einmal wirklich die zehrende Sehnſucht empfunden hat, die Weiten der Welt nach allen Himmelsrichtungen hin zu durchmeſſen, der leſe Falkes von mächtigem Reiſetriebe geſchwelltes „Gold, wenn ich's hätte“, obwohl es ſonſt freilich zu manchen Ausſtellungen Anlaß giebt; er leſe namentlich auch das reizende Idyll „Am Bahnübergange“, deſſen Schluß den mit dem donnernden Zuge ſchon in alle Fernen ſchweifenden Dichter in ſo charakteriſtiſcher Weiſe durch ein begegnendes Mägdlein für die nächſte Nähe zurückgewinnt Mit zu den prächtigſten Stücken der ganzen Sammlung gehören „Stadtfrühling“ und „Frühlingsweben“. Unübertroffen ſteht in dem letzteren die kinderliebe Schilderung der Veilchen pflückenden Kinderwelt da:

„Wo die kleinen Veilchen stehen,
Seh' ich helle Kleider wehen;
Frühlingshüte, Kinderköpfchen,
Buntes Band in blonden Zöpfchen,
Frühlingsstimmen, helles Lachen,
O du süßes Kinderlachen!
Keine Nachtigallenlieder
Geben deinen Zauber wieder.
Komm' ich an die kleine Schar,
Wie die Häschen, naht Gefahr,
Sitzen sie auf einmal stumm
All' im grünen Gras herum.
Dann ein Kichern, Zischen, Lachen:
Lassen uns nicht bange machen."

O du süßes Kinderlachen: man spricht diese Worte unwillkürlich mit; jeder Kinderfreund muß dem Dichter für diese prächtigen Verse dankbar sein.

Noch origineller ist der „Stadtfrühling". Wie eine übermächtige Freudenbotschaft klingt dieses Gedicht zu uns, und doch kündet Falke den Frühling an Zeichen, an deren poetische Verwertung noch niemand gedacht hat. Und wie wunderbar weiß er den Lenz zu symbolisieren, erst in dem Blumenmädchen, das er trotz seiner langen Frühlingssehnsucht nicht küssen darf, dann in seiner Braut, der er die Fülle der gekauften Blumen zu frohem Erschrecken in den Schoß schüttet. Im Schlusse dann wieder der wunderbare Ineinanderklang von Lenz und halb gegenwärtigem, halb vorgeahntem Liebesglück:

„Adebar!" so klingt's von unten
Hell herauf. „Ein Storch! — Noch einer!
Und wir sitzen Wang' an Wange,
Hand in Hand in trauter Zwiesprach;
Und im Schoß die ersten Blumen,
Und im Herzen unsere Liebe,
Unsere junge, junge Liebe.
Frühling ward's!"

Ebenso innig wie von seiner Braut, singt Falke von der Liebe zu seiner jungen Frau. Mit unvergleichlicher Kunst hat er seine Empfindungen in der „Fußwaschung" im Bilde symbolisiert; in der That, so rein, so keusch und doch zugleich mit so inniger Hingabe des Gefühls hat selten ein Dichter von seinem Weibe gesungen. Auch die drei Lieder „Glück", „Weißt Du noch" und „An die Sorge" seien hier noch einmal hervorgehoben. Namentlich das letzte Gedicht, dessen hoher Plastik ich schon gedachte, ist durch die Angst des Dichters vor dem drohenden Gespenst der Sorge wundersam verinnerlicht; ich vergleiche die letzte Strophe:

„Und die Wiege dort, davor
Mutterangst Gebete spricht,
Liebe lauscht mit wachem Ohr,
All mein Glück, o stör' es nicht."

Angesichts des Widmungsblattes, welches die Aufschrift „meinem Freunde Detlev Freiherrn von Liliencron" trägt, kommen solche Gedichte freilich etwas unerwartet. Wo bleibt da das „Scherzen, Tanzen, Tollen", welches das

unterſetzte Motto in Ausſicht ſtellt? Nun, ganz und gar fehlt es daran nicht. Ich erinnere an das „Tanzlied", an das „Rendezvous", an die „Lockung", an den Schluß des „Frühlingswebens", vor allem an die Liedernovellette „Unter der Maske". Aber was Liliencrons Lieder durchweg charakteriſiert, das byroniſche ſelbſtherrlich-unbekümmerte Ungeſtüm des Impulſes, das lodernde Glutverlangen, dieſer Zug fehlt bei Falke; es iſt bei ihm nicht ſowohl erotiſches Begehren, als die unbefangene Freude an einem harmloſen Menſchenkinde, an einem „Menſch gewordenen Sonnenſtrahlchen", um mit des Dichters Worten zu ſprechen, eine Freude, derjenigen an der Kinderwelt nahe verwandt. Falkes bezügliche Lieder ſind ſo weit harmloſer — ſpricht er doch ſelbſt im Tanzliede von unſchuldiger Fröhlichkeit — reizvoll vor allem durch die Beimiſchung eines ſchalkhaft-graziöſen Zuges, wie er am ſchönſten mit einem Anfluge von verliebter Koketterie in dem Mädchenliede „Zum Rendezvous" zum Ausdruck gelangt iſt. Die Liedernovellette „Unter der Maske" behandelt freilich einen echt Liliencron'ſchen Stoff, behandelt ihn aber durch und durch ſelbſtändig. Statt Liliencrons Sorgloſigkeit im Genuſſe hier der kopfhängeriſche Trübſinn des von der Straße mit fortgeführten Blumenmädchens und dann ihr ergreifendes Geſtändnis:

„O zürne nicht. Ich wär' ſo gerne heiter,
Doch läßt der Tag mich nicht mit ſeinen Sorgen.
Ich bin nun ſo. Ach, andere ſind geſcheiter.
Sie können ſich ein flüchtig Glück erborgen
Und ſich belügen an dem Flitterſchein.
Ich aber denke immer nur an morgen,
Und möcht doch auch gern einmal glücklich ſein."

Bedarf es noch des Hinweiſes darauf, daß der Dichter ſo ſeine Erzählung meiſterhaft vertieft, daß das ſchlichte herzergreifende Geſtändnis wie zur Antwort ein lebhaftes feeliſches Intereſſe an der ſchönen Partnerin wachruft, daß an Stelle des flüchtigen Wohlgefallens ſo eine wirkliche Liebe emporkeimt? Zugleich deutet die letzte der citierten Zeilen im voraus auf den Ausgang der Erzählung, den das Verlangen des Mädchens nach wirklichem Glücke herbeiführt. Und doch iſt auch der Abſchluß ganz entgegen der Weiſe Liliencrons; denn wie ein Vorgefühl der Verſchuldung liegt es über ihm. Den Sittſamen übrigens, welche nichtsdeſtoweniger dieſem Gedichte ihre Bedenken entgegenbringen werden, zur Entgegnung, daß aus künſtleriſchen Rückſichten nur der vom Dichter beliebte Ausgang anzuerkennen iſt. Wer es bezweifelt, der mag ſich ſehr wohl auf die Moral verſtehen, auf die Poeſie verſteht er ſich ſicherlich nicht.

Auch das ſtimmungsvolle Gedicht „Aus fernen Tagen" vergegenwärtigt den Unterſchied Liliencron'ſcher und Falke'ſcher Muſe. Wohl flammt hier auch

bei Falke ein leidenschaftliches Begehren blitzartig auf; aber gleich darnach der Verzicht:

„Da brach in jähem flirrendem Zickzacklauf
Der erste Blitz aus seiner dunklen Burg.
Erschrocken sank mir der erhobene Arm,
Der schulternah zum Kuß dich schon umfaßte."

Trotz alledem lassen sich Falkes Beziehungen zu Liliencron nicht abläugnen; aber sie sind weit geringer, als man kritischerseits behauptet hat, vielleicht dazu verführt durch das Widmungsblatt mit seinem Motto und durch das erste, in der That nach Stoff und Stil stark angelehnte Gedicht. Falkes Beziehungen sind vor allem stilistischer Natur: einzelne von Liliencron gern gebrauchte Worte begegnen; Parentheſen oder Sätze, die der Verba entbehren, sind sehr häufig. Auch poetische Motive sind gelegentlich herübergenommen, nicht gerade immer mit Glück; so brüllt im Gang durchs Fischerdörfchen von naher Wiese hartnäckig eine Kuh, mit dem sehr prosaischen Zusatze: „es ist unerträglich", während Liliencron das unerträgliche Brüllen des gehörnten Tieres das Motiv zu einem seiner stimmungsvollsten Gedichte hergegeben hat.

Bisweilen übernimmt sich auch Falke nach der Weise seines Freundes in Worten, die, durchaus unlyrisch, der reinen Kunstwirkung eines Gedichtes Eintrag thun — Ausdrücke wie „stramm-schenkliches Kraftprotzentum" oder „ein sogenannter famoser Kerl bei Weibern und Pferden" tragen den Liliencron'schen Stempel an der Stirn. Aber solche formale Beziehungen können nicht entscheiden, zumal sie nur in den frei rhythmisierenden Gedichten gehäuft sind, und diese, nicht gerade die besten Schöpfungen Falkes, sind weitaus in der Minderzahl. Freilich ist unser Dichter mehrfach auch in der Stoffwahl von Liliencron beeinflußt; aber fast durchweg faßt er, wie ich an einigen Beispielen meine gezeigt zu haben, seinen Stoff durch und durch selbständig auf. Beide sind auf sich selbst gestellte Dichternaturen, die trotz mancher Vergleichspunkte scharf von einander unterschieden sind. Der unterscheidenden Züge habe ich zum Teil schon gedacht; ich stelle sie noch einmal zusammenfassend mit anderen zusammen:

Bei Liliencron flammende Erotik, sorglose Genußfreude des selbstherrlichen Don Juans, seine ganze Natur ist auf souveränes Belieben gestellt; in der seltenen Unmittelbarkeit dieser Natur liegt das Geheimnis ihrer dichterischen Größe; bei Falke neben der harmlosen Freude an der Kindlichkeit der Mädchennatur die warme Innigkeit des Familiensinnes und, wenn einmal ein leidenschaftliches Begehren aufflammt, entweder das quälerische Vorgefühl der Verschuldung oder zurückschreckender Rigorismus. Und ferner: Bei Liliencron neben der Verherrlichung des sinnlichen Lebensgenusses,

des Lebens und Lebenlaſſens, eine quellende Fülle von Stimmungen, ein Überwuchern lyriſcher Empfindung, nie eine Spur von grübleriſcher Reflexion; ſelbſt ſeine beſten Novellen ſind weſentlich lyriſch empfunden, ſie ſind meiſterhafte Stimmungsbilder; ſeine längeren epiſierenden Gedichte ſtets nach der Weiſe Byrons mit einem ſtark lyriſch-ſubjektiven Ferment; bei Falke dagegen ein häufiges Epiſieren, ja am Schluſſe ſeiner Sammlung — freilich last not least — eine umfangreiche Erzählung, ein Meiſterſtück epiſcher Erzählungskunſt ohne jeden lyriſch-ſubjektiven Beiſatz. Und in ebenſo ſcharfem Gegenſatze zu ſeinem Freunde bei Falke neben dem In-ſich-Empfinden ein grübelndes In-ſich-Hineinſinnen, neben der Stimmung die Reflexion. In ſeinem rhythmiſch ſtolzen Gedichte „Meine Gläubiger", das an die ſtrenge Größe der Antike anklingt, — nur die vier letzten Verſe möge der Leſer ſich fortſtreichen — weiſt Falke ſelbſt auf die ihm innewohnende Neigung zu abſeits gewandter Reflexion hin; ich vergleiche folgende Verſe:

„Ihr Hochmütigen,
Euch mehr dünkenden,
Ihr Phariſäer,
Wie vieles danke ich Euch.
Nicht vielleicht alles?
Ich danke euch meine Einſamkeit,
Mein Abſeitsſein;
Ich danke euch meinen zornigen Stolz,
Und danke euch meinen Schmerz;
Und mein Lachen danke ich euch,
Mein ſtilles einſames Lachen."

Aus Falkes Neigung zu in ſich gekehrtem Sinnen iſt in erſter Linie die wunderſame Symbolik mancher Gedichte entquollen. Schon im „Stadtfrühling", noch mehr in der „Fußwaſchung" fanden wir Empfindungen ſymboliſiert; in dem Liede „Ich trage Gedichte" iſt der Gedanke in körperliches Symbol umgeſetzt. Daß der Künſtler leide, daß er in Schmerzen gebären muß, was er in Schmerzen empfangen, und daß doch ſeine Schmerzen den Alltagsmenſchen lächerlich ſind, daß ſie ihn nicht verſtehen, dieſer Gedanke iſt ſchon tauſendfältig ausgeſprochen. Falke findet dafür bezeichnenden ſymboliſchen Ausdruck. Die zwölfjährige Alice iſt's, die ſtill-ſchwermütig unter munterer Geſellſchaft neben dem Dichter am Theetiſch ſitzt und, um ihren Kummer befragt, von roſigen Kinderlippen ihre Antwort giebt; jene rührende, endlos übermütiges Gelächter heraufbeſchwörende Kinderantwort: „Ich bin ſo ſchwermütig heute, ich trage Gedichte." In der That! Dieſes Lied iſt der beſte Beleg für Theodor Storms goldene, leider ſo wenig gekannte Worte: „Der bedeutendſte Gedankeninhalt hat in der Poeſie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor

durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich (wie hier) körperliche Gestalt gewonnen hat." Scharf ausgeprägt ist die Symbolik auch in dem Gedichte „Unterwegs"; freilich ist das qualvoll unverdrossene Blasen eines Posaunendilettanten ein zu wenig glückliches Symbol für das unverdrossene und doch vergebliche Streben der Menschheit nach dem höchsten Ziele der Kunst. Weit glücklicher symbolisiert das Gespann des Triumphators, auf dessen Hintersitz der Tod und der Schalksnarr einträchtig zusammenhocken, das vergängliche Nichts aller Ruhmesherrlichkeit.

Schließlich sei des Sarkasmus gedacht als eines der vielen Züge, die, zu geschlossener Harmonie geeint, Falkes bedeutsame Dichterphysiognomie ausmachen. Liegt doch für eine in sich gekehrte Natur eine zersetzende Kritik der umgebenden Außenwelt gegenüber sehr nahe, namentlich für einen deutschen Dichter, dessen reichem Innenleben das teilnahmlose, von den Götzen Nutzen und Politik geknechtete Publikum jeden Widerhall versagt. Falke kann sehr sarkastisch werden, umsomehr, je knapper er sich zu fassen weiß; die spruchartige Kürze seiner bezüglichen Dichtungen drängt die Pointe nur um so schärfer hervor. Die vorzüglichsten Stücke findet man auf den Seiten 60, 69, 75, 80, 105 und 134. Die Feld-, Wald- und Wiesenpoeten trifft sein Spott, daneben den gravitätisch-pedantischen, auf die Heiligkeit der alten Regeln eingeschworenen Kritiker; aber vor allem richtet er seine Pfeile gegen das Publikum, das nur ein Höchstes kennt, Skat bis zu früher Morgenstunde, das nicht liest, sondern den Zeitungen nachschwatzt, das den Mimen, Clowns und Börsenjubilaren seine Kränze gönnt, den Dichter jedoch elend in die Grube fahren läßt, um ihn erst, wenn er verhungert ist — wie zur Schmach der Hohn — auf das Piedestal zu stellen.

Falke erscheint mit seiner Sammlung vor der Leserwelt nicht bloß als Lyriker, sondern auch als Epiker. Die vermischten Gedichte enthalten zwei kleine epische Kabinettsstücke, das schon besprochene „Unter der Maske" und „Den Besuch". Sein Motiv ist dasselbe wie in Goethes köstlichem, leider fragmentarisch gebliebenem „Ewigen Juden". Alle hundert Jahre muß Christus einmal aus seinem „Sternensaal" hinab zur Erde, Generalinspektion unter den Menschen zu halten. Als Tröster kommt er an das Krankenbett des Dichters, der unter dem Fluche seines Genies leidet. Die Charakteristik des Heilands ist durch und durch originell, in ihrer Natürlichkeit die denkbar glücklichste, zugleich nicht in Widerspruch mit der Bibel, denn sie ist aus der berühmten Tempelscene gefolgert. Die Vergegenwärtigung des Ganzen ist wieder von porträtartiger Deutlichkeit, man fühlt sich bei der Lektüre der schlicht-treuherzigen Knittelverse an Uhdes so charakteristische Bilder erinnert.

Falkes Sammlung bietet am Schluſſe eine umfangreiche Erzählung „Die Schiffbrüchigen“. Mit einer gewaltigen Sturmſymphonie ſetzt die Novelle ein, ebenſo großartig iſt ſpäter die überwuchernde Gewalt der tropiſchen Vegetation geſchildert; in ſie hineingeſtellt die Menſchen, in ihrer leidenſchaftlichen Urwüchſigkeit der gigantiſchen Natur voll kongenial; in ihnen entfacht der heißglühende Atem der Leidenſchaft, der den Mann mit unbezwinglicher Naturnotwendigkeit zum Weibe hindrängt, und trotzdem der Sieg weiblicher Sitte, weiblicher Würde mit überzeugender Naturwahrheit dargeſtellt! Selbſt den rohen Jens, welcher ſein Lebelang ſein Geld mit Dirnen bei lüſternen Liedern in den Hafentavernen verzecht hat, ſelbſt ihn weiſt die Gefährtin in Schranken, einzig mit der Waffe ihrer weiblichen Hoheit. Und erſt als Jens verunglückt, da wird ſie dem Überbleibenden zu eigen; freilich nicht eine wehrloſe Beute ſeiner jäh begehrenden Leidenſchaft; ſie wird ſein, wie mit dem Leib, ſo mit der Seele; ſie wird ſein Weib. Das Glück dieſes Ehelebens in tiefſter tropiſcher Einſamkeit, die ſteigende Angſt des Mannes bei der bevorſtehenden Geburt des Kindes, ſein nächtiger Aufbruch an den Strand infolge des Fieberrufes ſeines vorahnenden Weibes, die wahnſinnige Freude bei dem Nahen des Schiffes, die Kataſtrophe, der Tod ſeiner Frau angeſichts der ſo lange erſehnten Rettung, all' das ergreift auf das tiefſte. Überhaupt enthält die Dichtung ſo viele Schönheiten, daß ich ihnen in dem engen Rahmen dieſes Aufſatzes nicht gerecht zu werden vermag. Falke iſt als Epiker mindeſtens ebenſo groß wie als Lyriker, ein echter Epiker in der Behandlung des großartigen Stoffes, in der ſchlichten und doch ſo packenden Größe der Erzählungsweiſe, ein echter Epiker auch in Rückſicht der Form: Die Verſe dem gewaltigen Stoffe angemeſſen, volltönend, ſchwerwuchtend, die Wucht gelegentlich durch wohlerwogene Härten noch geſteigert, lang ausrollend, den Wogen des entfeſſelten Meeres vergleichbar. Und ſo mag denn dieſer Ausblick auf Falkes grandioſeſte Schöpfung meinen Aufſatz beſchließen. Möge man in Deutſchland nicht teilnahmlos an einem genialen Dichter vorübergehen, von deſſen hoher Begabung wir noch die ſchönſten Früchte zu vergewärtigen haben.

Unſer Dichteralbum.

Gedichte von Guſtav Falke.

Das Herz.

Aus grünem Waldesdämmerdunkel
Trat' plötzlich ich in helles Licht,
Da grüßt aus goldnem Glanzgefunkel
Mich ein entzückendes Gedicht:
Ein Marmorhaus in lauter Roſen,
Ein Säulenrund, wo Schaft und Schaft
Verſtrickt in eines leichten, loſen
Gerankes holder Liebeshaft.

Und in der ſtillen Tempelgrotte
Hebt ſich ein ſchlankes Poſtament,
Darauf ſternblank dem Liebesgotte
Ein Erzbild in der Sonne brennt.
Den Pfeil auf dem erhobenen Bogen,
Darüber er ſein Ziel eräugt,
Steht er, die Sehne ſtraff gezogen
Zum Schuß, ein wenig vorgebeugt.

Und vorn an des Geſchoſſes Spitze,
Wie man den Heiligen Opfer bringt,
An einer ſchlichten, wollenen Litze
Ein wächſern Herz im Winde ſchwingt.
Das zeigt von warmen Fingermalen
Im weichen Wachs ein Konterfei,
Und eine Spur, als ob in Qualen
Ein Weinen drauf gefallen ſei.

Und eine abgepflückte Roſe,
Wie ein verlornes Liebespfand,
Liegt da, und Stapfen rings im Mooſe
Und weiterhin im glühenden Sand,
Die tauchen in die Buchenſchatten
Und finden ungeſehn nach Haus,
Und niemals plaudern dieſe Matten
Das zärtliche Geheimnis aus.

Und einſam in des Mittags Gluten
Am Pfeil des Gottes ſchmilzt das Herz,
Und tropft, ein langſames Verbluten,
In roten Thränen niederwärts,
Und tropft in roten, heißen Thränen
Auf weißen Marmors kalt Gelenkt,
Von ungeſtillter Liebe Sehnen
Ein rührend Gleichnis, wie mir däucht.

Der Blutstropfen.

Eine kleine Blumenhändlerin
Trat mit ihrem Korbe vor mich hin,
Strauß an Strauß, ein farbenfroh Gefüge,
Jeder eine holde Sommerlüge.

Auf den Zöpfen, ſchwarz wie Ebenholz,
Leuchtend eine letzte Flocke ſchmolz,
Auf den Wangen brannt in Einem Flammen
Jugendglut und Winterhauch zuſammen.

Abſicht dehnt den kleinen Handel aus,
Schelmenworte wechſeln, kurz und kraus,
Luſtig auf des Mädchens ſüßem Krätzchen
Spielen hundert drollige Schmeichelkätzchen.

Roſig ſchnellt aus ihrem Perlenthor
Raſtlos eine feine Zunge vor,
Lippen feuchtend, die in ſcharfen, kalten
Hauch des Froſtes ſpröde ſich geſpalten.

Allerliebſtes Spiel, wie's leckt und ſchleckt,
Und des Koſen Luſt am Necken weckt.
Meinen Finger, ein verwegener Ritter,
Schieb ich durch das offne Zahngegitter.

Wie er da, verliebter Übermut,
Auf dem allerweichſten Kiſſen ruht,
Trinken Augen, Blick in Blick verſunken,
Sich an einem Feuerweine trunken.

Plötzlich unter ſanftem Augenſchlitz
Zuckt's hervor, ein grüner Flackerblitz.
Mordgelüſt. Ein Biß. Und einen hellen
Roten Tropfen ſeh ich langſam quellen.

Zitternd hängt er, löſt ſich zögernd ab,
Und fällt lautlos in das Blütengrab,
Dort auf einer Lilie zarten, weißen
Blättern ſchön wie ein Rubin zu gleißen.

Schrecken jagt der hübſchen Sünderin
Gluten über Stirn und Wangen hin.
Haſtig reißt ſie aus der Schweſtern bleichen
Schar die Blume mit dem Purpurzeichen.

Birgt ſie, wo ein vollerer Herzſchlag bebt,
Eine Pſychebruſt ſich ſenkt und hebt,
Und verläßt mit einem heißen, blanken
Schulterblick verwirrt den Liebeskranken.

Die Bacchantin.

Um die goldumlockte Stirne
Einen vollen Roſenkranz,
Drängte mich die ſchöne Dirne
In den aufgeregten Tanz.
Unter dieſen zarten Brüſten,
Dieſen frühlingsjungen, müßten
Allen Grazien zuſammen
Heilig reine Feuer flammen.

Aber aus den Liderritzen,
Augen einer Tigerin,
Flackt's und zuckt's von feuchten Blitzen
Über heiße Wangen hin,
Zeugen von verborgenen Gluten,
Die in wilden Wirbeln fluten,
Unter Roſen, unter Reben,
Brodelt ein vulkaniſch Leben.

Und wir ſtürmen auf und nieder,
Freude jauchzt ihr roter Mund,
Ihre jugendſtarken Glieder
Löſen nicht den feſten Bund.
Endlich auf die Purpurkiſſen
Hat ſie wütend mich geriſſen,
Und der Knabe bringt mit frecher
Faunsgebärde Wein und Becher.

Trinke! ruft die trunkne Lippe,
Dieſe Stunde biſt du mein,
Morgen magſt du deiner Sippe
Tugendſklave wieder ſein.
Ihren Arm um meinen Nacken
Weiß ihr Opfer ſie zu packen,
Ihrer Küſſe heiße Flammen
Brennen letzten Trotz zuſammen.

Liebesraſen, Wutgebärde,
Und der ſchwere Vorhang fällt
Und entrückt uns dieſer Erde
Schnell in eine ſchwülere Welt.
Nur gedämpfter Ampel Helle
Läßt er über dieſe Schwelle,
Myſtiſch weicher Dämmertraum
Wie in einem Tempelraum.

Trunknen raſt die raſche Stunde,
Und der blaſſe Morgen graut,
Findet ſie noch Mund am Munde,
Weinbefleckte Pantherhaut,
Eine hingeſunkne Hülle,
Marmornackte Gliederfülle
Und im Liebestaumeltanz
Drüber hingeſtreuten Kranz.

Der Gott und die Eidechſe.

Im Schattendickicht eines Gartenhains, den einſt
Menuettſchritt, Reifrock und die ſanfte Hirtenflöte
Beim Schäferſpiel belebte, fand ich abgeſtürzt
Am Sockelfuß ein griechiſch Götterbild. Sonſt tupfte
Ein niederhängend ſchwankes Zweiggewirr im Wind
Die Hermesſtirn, der hochgeſtieltes Wedelwerk
Den grünen Schirm jetzt ſpannte. Schwarzer Epheu wand
Ein zier Gekrön um ſie. Im Sturz noch ſchwellte Stolz
Die graziengeküßten blaſſen Marmorlippen,
Drauf lag, ein ſeltſam Siegel, eine Eidechſe.
Nichts rührte ſich an ihr, als nur die feine Zunge
Und ihre klugen grünen Augen. Hütete
Ein göttliches Geheimnis ſie als Wächterin?

Dichterrauſch.

Wenn der Gott die Seinen ruft,
Prieſter und Propheten,
Schallt's wie zwiſchen Felſenkluft
Dröhnende Drommeten,
Wirbelt's wie Novemberſturm
Über Wälder nieder,
Fährt wie Blitz in Dach und Turm,
Schüttelt Herz und Glieder.

Wenn der Gott die Seinen ruft
Klingt's wie helle Flöten,
Zieht es wie durch welche Luft
Sanfte Abendröten,
Taut es mild wie Sphärenſang
Von den Sternen nieder,
Rührt zu rhythmiſch höherm Gang
Herzen auf und Glieder.

Und ſo fährt es, Schlacht und Zorn,
Heut in uns wie Wetter,
Daß wir, wie ein Eichenknorrn
Ächzen im Geſchmetter,
Fährt zum andern ſanft und glatt
In uns wie ein Säuſeln,
Daß wir wie ein Roſenblatt
Unterm Wind uns kräuſeln.

Drum, wenn ihr auf Gaſſen ſeht
Wie berauſcht uns wanken,
Wenn ein Gottbeſeſſner geht,
Iſt's ein trunknes Schwanken.
Wenn der Geiſt in Wirbeln kreiſt,
Werdewehn der Dichtung,
Gehen unſere Füße meiſt
Planlos aus der Richtung.

Hamburg. Guſtav Falke.

Äſchylos.

Du weckſt mich, Herrſcher Helios!
O Fürſt Apollon, dem mein Leben
fromm geweiht!
Dich ruf ich an.
Du ſteigſt empor
Auf goldnem Fluggeſpann
Aus der Tiefe, wo um die Erde ſich wälzt
Der nie einſchlummernde Meeresſtrom,
Wo die goldgemähnten Roſſe mit dir,
Die ohne Gebiß dein Wille lenkt,
Durchmeſſen kühn den unendlichen Pfad
In der Schwingen raſchem Wettflug.
Doch horch, was ſcholl? Welch Rauſchen
vernimmt
Wie von Vögeln mein Ohr? Unſichtbar
ertönt,

Wie ſanfter Oceaniden Chor,
Der Staub, wo Urnen ſammelten einſt
Marathons Heldengebeine.
Hier war's, wo der Perſer Bogen zerbrach.
Wo die feurigen Söhne der Veilchenſtadt
Hochſchwangen den triefenden bronzenen Speer,
Als der Sturmlauf tanzte hinein in den Feind,
Wie im Hochzeitreigen der Freier.
Ihr ſeid's, ihr Helden, was wollt ihr von mir?
Was mahnt ihr, heilige Tote, mich?
Ich habe mitgefochten den Tag,
Ich bin ein Marathonier, ich!
Und dieſes Land verlaß ich!
Du, Helios, weißt, welch Wehe bedrängt
Deinen Sohn und Diener, o Vater mein.
Ich ziehe mit dir hinaus, hinaus
In die wüſte, die freudloſe Fremde.
Bevor du wandelſt hinaus, hinaus
Gen Weſten, lächelſt du mild
Auf dieſe holdſeligen Ufer,
Wo die Biene im Hymettos ſummt
Und ihren Honigſchatz erſchließt,
Wo die Veilchen blühn
An des Iliſſos knappem Wogenbett,
Wo die roſenfingerige Eos
Mit leuchtendem Wohlgefallen
Blüht über Meer und Land.
Ich, der am Fels hoch über tobender See
Mit der Laſt diamantener Bande
Feſtgeſchmiedet den Gott Prometheus —
Ich ſoll weichen dem weichen Knaben,
Dem Weiberliebling Sophokles?
Nimmermehr! Schon winkt Athene
Mit des Goldſpeers Funkelſpitze
Von dem Burgberg über die Wogen
Dem ſcheidenden Athener nach.
Apollon, furche den flammenden Pfad
Vor mir her in der ſchäumenden Tiefe,
Doch lächle ewig ſo hold wie heut
Auf Hellas und ſein Inſelreich,
Das ein ewiger Sommer vergoldet.
Und wenn gebrochen Athenes Speer,
Und wenn Athen geſunken in Staub,
Soll auferſtehen die große Zeit,
O Vaterland, in meinem Geſang,
Deß Schwert einſt focht für die Freiheit.
Wie mein Prometheus leidverſtrickt,
Ruf ich, erhabenen Stolzes voll:
In den Tartaros ſtürze hinab mein Leib,
Von des Schickſals wirbelndem Strudel entrafft,
Doch mich wird's nimmer vernichten.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Am Kreuz.

Schnee, rings Schnee, ſoweit das Auge reicht,
Ein Gefild von endlos öder Dauer
Und darüber ein bleiſchwerer grauer
Wolkenzug, der langſam oſtwärts ſchleicht.

Nichts umher, was Form und Leben gleicht,
Einſam nur in grauenhafter Trauer
Ragt empor aus ſtarrer Flockenmauer
Chriſt am Kreuz, von Zeit und Wind gebleicht.

Sieh, da rauſchen ſchwingenſtark zwei Raben
Um den Pfahl und in geſchäft'ger Eile
Fliegen ſie zurück zu Odhins Thron.

Kündet nur, daß tief im Eis begraben
Tot die Erde liegt und uns zum Heile
Stets am Kreuz noch hängt Marias Sohn.

München. Heinz Oſſer.

Schwalben-Botſchaft.

Heimgekehrt ſind meine Schwalben
Nach der langen Wanderfahrt.
Eine trug am Hals ein Röllchen,
War ein Brief von ſeltner Art.

„Kamerun — die Pfälzer Lene —"
Welcher böſe Wind verſchlug
Dieſes Mädchen zu den Dallas,
Das ich einſt im Herzen trug?

Oft bin ich mit ihr gewandelt
Durch das grüne Rebenland,
Wo der feine Käſtenbuſcher
Löſchte nicht der Küſſe Brand.

Dank der Schwalbe, die mir Kunde
Von dem lieben Kind gebracht,
Das zu einem Paradieſe
Mir die ſchöne Pfalz gemacht.

München. Heinr. von Reder.

Völker-Frühling.

Welch ein golddurchfloßner Lenz
Senkte ſich auf dich herab, du hehres,
Freudenglutiges Florenz?
Nicht genug des Düfte-Meeres —
Wogt auch noch ein Jubelſtrom
Durch die Gaſſen, über breite Plätze
Vom Palaſt zum Marmordom,
Und des Frohſinns reichſte Schätze
Trägt bei ſanftem Himmelblau
Ein beglücktes Volk zur Schau.

Wer errät es? Dreimal hob
Sonnenglanz im Oſt ſich, klar und ſiegend,
Dreimal ſchwand das Rot und wob
Abendſternes Zierde fliegend
In den Schleier milder Nacht —
Und noch hatte keiner Glocke Dröhnen
Eines Sterbenden gedacht;
Ohne Seufzer, ohne Stöhnen
Fand der Arzt im Hoſpital
Seine Kranken allzumal.

Arme Mutter, wo dein Kind?
Ach, da hüpft es und du lächelſt ſelig.
Wie die Kleidchen farbreich ſind,
Und die Wangen blüh'n allmählig.
Niemand, der ein Silberſtück
Sich erbettelt von dem hagren Conte;
Alle Zahlung wies zurück
Aaron Blanc, der Keinen ſchonte.
Ohne Feſſeln, frei zur Stell',
Wandeln Bleiche vom Kaſtell.

Und wie kommt's? Das Waffenhaus
Zeigt umrankt, umblüht die alten Thore,
Niemand trug ſeit lang heraus
Speere, Lanzen, Feuerrohre
Und dergleichen grob Gerät.
Selbſt die Obrigkeit, die hohe, ſendet
Ihre Schergen früh und ſpät
Wehrlos aus, und niemand wendet
Seine Hand zum Widerſtand.
Welcher Zauber küßt das Land?

So vernehmt: Der Tage drei
Sind es, daß im Schiff der Kathedrale
Jenes Ölbild mit den drei
Kreuzen ließ mit Einem Male
Schauen nur das Schächerpaar.
Kein Erlöſer an der Sünder Seite!
Leer iſt das Gerüſt fürwahr,
Doch zugleich in aller Weite
Jedes Kirchhaus Kreuzbild war
Des gewohnten Heilands bar.

Auch in jedem Laienheim
Stand und hing das Leidensholz verlaſſen.
Neuer Wonnen Blütenkeim!
Sah kein Auge doch den blaſſen
Dulder, ſchweigſam, dornbekrönt —
Nein, es ſchien, fortan kein Edler werde
Je, von Mächtigen verhöhnt,
Bloßgeſtellt der Menſchenherde
Und erhoben hundert Mal
Auf der Schande grauſem Pfahl.

Jeſus Chriſtus ging als Held,
Ging als Fürſt, als ausgeruf'ner König
Durch die freudenvolle Welt,
Blumenduftig, glockentönig.
Alſo hat ihn der und die
Zweifellos erblickt auf Markt und Gaſſen.
Darum kann ein Heil, wie nie,
Kaum das Menſchenherz erfaſſen.
Chriſtus König von Florenz!
Elends Ende, Völkerlenz!

Fort die Medici, der Feind,
Fort der Fluch der harterpreßten Steuern,
Durch Savonarolas Freund
Wird die Welt ſich raſch erneuern,
Durch Pierr Capponis Spruch:
„Bürger-Rat und aller Stände Gleichheit!
Der Geſetze goldnes Buch
Sichre jedes Denkers Freiheit.
Einer Krone Flammenſchein
Darf allein im Himmel ſein."

Ja, der Himmel nur verträgt
Sel'ge, Reiche, Gleiche durch Äonen —
Leid und Neid und Stolz bewegt
Geiſter, die auf Erden wohnen.
Eh' das Veilchen noch verblüht
Eines Frühlings, wonnig ſondergleichen, —
Muß der Traum, ſo ſchön erglüht,
Schon für immerdar erbleichen.
Ach, es ſchlich mit Worten ſüß
Schlange ſich ins Paradies.

Statt des Einen hielten Zehn,
Hundert ſich im Purpurbett geboren;
Insgeheim mit heißem Flehn
Knieten ſie vor Kirchenthoren,
Sich erbittend, was genehm
Irgend ſei den göttlichen Gewalten,
Nur gewiß das Diadem! —
Rache folgt und ſtrafend Walten,
Söldnermacht, und Frohn, und Zoll,
Füllt ſich nur die Tonne voll.

Gerne blieb mit Menſchen noch
Selber Menſch der Thor, den die Tarantel
Ruhmluſt ſtach, wenn ihn nur doch
Schmückt der prächtge Herzogsmantel!
Hoch zu Roß das Volk verſchmähn
Und die Hand zum Kuſſe ſtaubwärts ſtrecken,
Stets auf höchſtem Marmor ſtehn,
Eingerahmt von goldnen Gecken —
Nach dem Freiheits-Flunkerſpiel
Welch ein köſtlich Reiterziel!

In der vierten Frühlingsnacht
Ging mit ſtillem Schmerz der Herr der Milde
Heim in ſeinen Dom voll Pracht
Und vereinte ſich dem Bilde.
Wieder neigte er ſein Haupt
Unter dem Geflecht der Dornenkrone,
Matt und blaß und trankberaubt
Hing er hoch, dem Feind zum Hohne,
Und der Bruſt entfuhr ein Ach,
Und die trockne Lippe ſprach:

„'s iſt vollbracht. Der Liebe Macht
Hat nicht Raum noch Schutz auf ird'ſchem Boden.
Tyrannei und Niedertracht
Sind durch niemand auszuroden.
Klagend ſtreck ich wieder weit
Aus die Arme auf dem Marterpfahle,
Daß der Trutz, die Schlechtigkeit
Mit gefälſchter Münze zahle.
Mag von heut an Stelle mein
Judas ſelber König ſein."

Horch! Der Arno ſchwoll vom Guß
Herber Wolkenthränen; Frühlingsſtürme
Wetterten, den Todesgruß
Kündeten die Kirchentürme;
Kranke ſeufzten, Armut hat,
Geiz erſchloß den dürren Schlangenrachen,
Diebſtahl ſchlich zur dunklen That,
Und — die blutgen Waffen ſprachen.
Fürſten, Knechte, gut und ſchlecht,
Ein erſterbendes Geſchlecht.

Graz. Fritz Pichler.

Das Geſpenſt.

Einen luſtigen Schwank aus ſeinem Leben
Hat mir geſtern mein Freund gegeben:
Ich war bei den Spiritiſten geweſen,
Bei Geiſtererſchelnung, Gedankenleſen,
Kam, ich geſtehs, etwas gruſelig nach Haus,
Verſchloß ſchleunig mein Zimmer vor jedwedem Graus,
Und tappte nach Streichholz, Lampe, nanu,
Schüchtern klopfts, was, ein Rendezvous
Mit irgend einem Urgroßvater,
Mit einem alten Hexenkater?
Mich überläufts, ah, pfui, Mut, Licht,
Ich fürcht' mich doch ſonſt vorm Teufel nicht.
Und hin zur Thür und dreh' vorſichtig um,
Und bin vor Staunen ſtarr und ſtumm:
In ſchwarzen Strümpfen, im bloßen Hemd,
Ei, Donner, das Mädel iſt mir nicht fremd.
Was, Kathrinchen, das biſt du,
Raſch herein, und ſchnell wieder zu.
Wie du dich an mich ſchmiegſt, wie du bangſt,
Hatteſt wohl auch vor Geſpenſtern Angſt?
Und meinſt, zu zwein ſtehn wir beſſer den Mann,
Daß uns kein Spuk was anhaben kann.

Altona-Hamburg. Detlev von Liliencron.

Sturmgeſang.

Mein Lied läßt ſich nicht faſſen
In Strophenklang,
Es will die Form nicht paſſen
Zum Sturmgeſang. —
Das Fenſter klirrt,
Die Tanne ächzt.
Die Schwalbe entſchwirrt,
Die Krähe krächzt
Und flieht in den ſchützenden Turm.
Hörſt du, wie es brauſt,
Wie die Windsbraut ſauſt,
Das iſt Sturm,
Gewitterſturm!
Wie's das Haus umſchnaubt
Und den Funken raubt,
Der Vernichtung trägt in die Welt,
Wie's Wälder entblättert,
Wie's Felſen zerſchmettert
Und die hundertjährige Fichte fällt,
Die als Maſt des Königs Flagge einſt trug!
Als Welle auf Welle toſend ſchlug
An des Schiffes erzbepanzerten Bug,
Da ſtand noch die Fichte als Maſt.
Als der Sturm ſich erhob,
Als die Windsbraut ſchnob
Und des Maſtes Flagge geknickt,
Sank der Fichte Stamm
Bis zum Wogenkamm,
Hat der Sturm den Maſtbaum zerſtückt.
Hörſt du, wie es brüllt?
Das Haus erfüllt
Der eingeſchloſſene Wind.
O halt' ihn nicht auf,
Gieb' freien Lauf,
Weil wir ſonſt verloren ſind!
Gebt ihm freie Bahn,
Sonſt ſetzt er den Hahn,
Den roten Hahn euch aufs Dach,
Wohin er will,
Erduldet's ſtill
Und bleibet wach!
Wie's die Felder verheert,
Wie's den Segen verzehrt
Und die Früchte ſchüttelt vom Baum,
Noch nicht gereift,
Von der Sonn' nur geſtreift,
Des Herbſtes goldenen Traum.
Ihr habt's ja gewollt.
Ihr kanntet den Sturm,
Warum baut ihr den Turm,
Über den er grollt,
Den er niederreißt?
Wenn die wilde Gewalt
Die Erde befreit,
Sie kennt kein Halt
In ſturmvoller Zeit.
Wer den Kerker zerbricht
Mit eiſerner Macht,

Der achtet nicht
Der Fluren Grün.
Des Landmanns Fleiß,
Des Arbeiters Schweiß
Und des Künſtlers Mühn
Fällt die Hand,

Marburg.

Die im Sturm am Blitz die Fackel entbrannt!
Hörſt du, wie es ſtürmt,
Wie ſich Welle auf Welle toſend türmt,
Kennſt du den Klang,
Das iſt Sturmgeſang.

Edward Stilgebauer.

Das Maigeſpenſt.

O erſter Mai, du böſer Mai! —
Schon längſt ſchrien nach Soldaten
Und nach dem Schutze der Polizei
Die Herrn Ariſtokraten.

Die Ariſtokraten von Geblüt
Und die vom Geldſack nicht minder.
Doch unterdeß ergötzen ſich
Des Volkes rebelliſche Kinder.

O erſter Mai, du erſter Mai,
Du höchſter der Feiertage!
Millionen ſchlägt dann wohl das Herz
Mit gleichem, hoffendem Schlage!

O erſter Mai, vor deſſen Schreck
Die Protzen ſich entfärbten,
O erſter Mai, o luſtiger Spott,
Wo Herrn ſind die Enterbten! —

Am Horizont quillt es empor
In blutig-purpurnen Wellen.
Es iſt, als grüße das Morgenlicht
Das Fahnenrot der Rebellen.

Der Purpurſchein malt flücht'ge Glut
Auf manche bleiche Wange,
Und vorwärts geht's mit feſtem Schritt
Zum Marſeillaiſenklange.

Schier endlos ziehen ſich die Reihn.
Soweit die Blicke ſchweifen
Wallt Mann an Mann und Weib an Weib,
Geſchmückt mit roten Schleifen.

Ein ſtolzes Heer, ein mut'ges Heer,
Zwar nicht geputzt wie Laffen
Mit Silberſchmuck und buntem Tand,
Auch trägt's nicht Wehr noch Waffen.

New-York.

Ein ſtolzes Heer, ein mut'ges Heer,
Nur bauend auf ſeine Rechte,
Und links und rechts da bilden Spaller
Des Reichtums beſoldete Knechte.

Der Säbel blank und das Seitengewehr,
Und die Taſchen voller Patronen.
O Wunder, daß man dazu nicht ſieht
Noch aufgepflanzte Kanonen!

O erſter Mai, wo fiel das Herz
Den Reichen in die Hoſen!
O erſter Mai, o luſtiger Spott,
Wo herrſchen die Waffenloſen!

Fürwahrlich, nie kam länger vor
Ein einziger Tag des Jahres,
Als der erſte Mai, der böſe Mai
Den Stützen des Throns und Altares!

Trotz Wehr und Waffen mit bleicher Stirn, —
Sie konnten es kaum erwarten,
Bis der Sonne letzter Schimmer begrüßt
Des Volkes rote Standarten. — —

Der Ordnung Wächter harren ſtumm,
Gewehr bei Fuß, im Dunkel.
Beim Feuerradſchwirrn, Raketenſprühn
Sieht man der Helme Gefunkel.

Doch die Geige klingt, und die Flöte jauchzt,
Und der Reigen dreht ſich geſchwinder.
Es tanzen zum Marſeillaiſentakt
Des Volkes rebelliſche Kinder.

Die Lippe lächelt, das Auge ſtrahlt.
Von keimender Hoffnung glänzt es. —
Das war der Mai, der erſte Mai,
Der Tag des roten Geſpenſtes.

Gottlieb Steger.

Auch einer.

Psychologische Skizze aus dem Arbeiterleben.

Von Uhlmann-Bixterheide.

(Hamm i. Westf.)

Eben läßt das Schneegestöber etwas nach. — Durch die Fensterspalten fegt ein rauher, kalter Wind und bewegt heftig den schmutzigen, zerrissenen Teil eines alten Sackes, welcher dazu dient, die durch das Fehlen einer Scheibe in dem Fensterrahmen entstandene Öffnung zu verdecken. —

Jetzt erfolgt ein heftiger Windstoß, der Sturm reißt den Fetzen ganz weg und schleudert ihn in das Zimmer. Durch die freigewordene Öffnung dringt, durch das Wetter getrieben, ein Gemisch von Regen und Schnee. Brausendes, pfeifendes Getöse klirrt in den zum größten Teil zerbrochenen Scheiben und findet in den Wänden des Schornsteins einen jauchzenden Widerhall. — Leidenschaftlicher tanzt die Windsbraut. — Durch den Schornstein wütet der Sturm, und umso heiser und stöhnender schallt es von den Wänden zurück. — Aus dem großen, in der Mitte des Raumes stehenden Ofen dringt ein gelber, übel riechender Kohlenqualm in das Zimmer. Hier sieht es wüst aus. Der geborstene, glühendrote Ofen verbreitet eine entsetzliche Hitze. Um denselben, teils auf Strohbündeln, teils auf zusammengelegten, zerlumpten Kleidungsstücken sitzen und liegen in buntem Durcheinander junge und alte Männergestalten, offenbar Arbeiter. Die häßlich gelben, sehr feuchten Kleidungsstücke der dem Ofen Zunächstsitzenden beginnen schon infolge der Hitze zu dampfen.

Es wird wenig gesprochen. Nur hin und wieder eine Frage und eine knappe Antwort.

Fast alle zeigen träge dreinschauende, abgestumpfte Gesichter. Das Elend macht eben unempfindlich und stumpf. — Einige der Arbeiter rauchen, andere halten auf ihren Knieen einen größeren oder kleineren irdenen Topf, der eine graugelbliche Masse — wohl Erbsensuppe — enthält. Mit der schwieligen, wettergebräunten Rechten führen sie hungrig schlürfend den Blechlöffel zum Munde, seinen heißen Inhalt gierig verschlingend.

Den ganzen Raum füllt eine, durch das Rauchen schlechten Tabaks, durch feuchte Ausdünstungen und übergroße Hitze erzeugte pestende Luft.

In der einen Ecke neben dem Eingange ist eine größere Anzahl von Schippen, Hacken und anderem Erdarbeiterwerkzeug zusammengestellt. Neben demselben auf einem ausgebreiteten Mantel liegt ein in das Studium eines

Briefes vertiefter Arbeiter. Nun reißt ihm der aus dem Fenster hereindringende Luftzug den Zettel aus der Hand und treibt ihn in die Mitte des Zimmers. Der Mann erhebt sich und greift das engbeschriebene Papier wieder auf.

Dann tritt er an das Fenster und schaut auf die Straße.

Inzwischen hat es vollständig aufgehört zu schneien. Nur hier und da peitscht der Sturm entstandene Wassertümpel. Hin und wieder tritt aus einem der Häuser eine vermummte Gestalt und eilt die Dorfstraße hinab. Wolkiger, bleifarbener Himmel hat über das Ganze seine sammtene Decke ausgebreitet, nur dann und wann ein rosigfarbenes Schimmern. Fernher schallt das Pfeifen einer Lokomotive, das Bellen eines Hundes, und es ist wieder still.

Jetzt wird es auch im Zimmer lauter. Eine Stimme ruft einige fremde Worte. Die Männer schauen auf. Müde gähnend erhebt sich einer nach dem andern, nimmt von den Geräten aus dem Winkel irgend ein Stück und schreitet dann mechanisch zur Thür hinaus auf die Gasse.

Der Mann am Fenster hat auf alles dies nicht Acht. Den glühenden Kopf gegen die Scheiben gepreßt, stiert er fortwährend hinaus. Seine Rechte hält krampfhaft den beschriebenen Zettel. Nur in seinem Hirn läuft es wirr durcheinander.

Nun fährt er mit einem Male erschreckt zusammen. Es fällt ihm auf, daß er sich nur noch allein im Zimmer befindet, und rasch tritt er vom Fenster zurück. — Sein vorhin blühendes, frisches Gesicht ist müde und abgespannt, die sonst originellen Züge sind erschlafft. Wie lange hat er nur geträumt? — Um seinen Mund spielt ein bitterer, von leichter Erregbarkeit zeugender Mienenzug. Die von braunem, etwas lockigem Haar umrahmte Stirn ist tief gefurcht. Zwischen die Augenbrauen hat sich eine düstere Falte gelegt.

Nun bleibt er nachdenkend stehen. Seine Lippen bewegen sich. Die feuchtgewordenen Augen heften sich unverwandt auf das weiße Papier. Jetzt irren sie ein paarmal im Zimmer umher und dann führt er den Zettel hastig und doch sanft an die Lippen.

„Morto? — morto?“ — murmeln diese fragend; er preßt das Papier fest an die Brust und steckt es in die Tasche des vielfach durchlöcherten, von erlittenen Regen- und Schneeschauern noch feuchten Rockes. Hierauf greift er den an einem Nagel hängenden Hut, stülpt ihn nachlässig auf und eilt hinaus.

* * *

Am Ende der Dorfstraße, dort, wo sie von der nach Wehbach führenden Kommunalstraße schräg durchschnitten wird, entspinnt sich bewegtes Regen und Schaffen. Zu beiden Seiten erheben sich gigantische Felsblöcke. Diese gilts zu entfernen, um der hierher zu legenden neuen Eisenbahn den Weg zu ebnen.

Das ist ein hart Stück Arbeit. Doch unter den Händen der vielen deutschen, polnischen und italienischen Arbeiter ist schon ein wesentlicher Fortschritt zu bemerken. Eben hat man die Bohrarbeiten beendet, und kann daher mit dem Sprengen begonnen werden. Nur wartet man noch auf den diese Arbeit leitenden Italiener Guiseppe Pisani.

Der das Ganze führende Aufseher geht wetternd und fluchend auf diesen faulen Hund von einem Italiener heftig auf und ab. Dann hat er hier etwas auszusetzen, dann dort. Nichts scheint ihm nach Willen zu sein. Eine bläuliche Gesichtsröte läßt den übermäßigen Genuß geistiger Getränke erkennen.

Schweigend hören die Arbeiter zu. Es ist auch zu ärgerlich. Heute ist Lohntag, und da müssen die Sprengungen erst unbedingt vollendet sein. Eine ungeduldige Bewegung macht sich daher auch bei der aus Italienern bestehenden Truppe bemerkbar. Von dem Toben des Signore Aufseher freilich verstehen sie wohl kaum ein Sterbenswörtchen. Nur Guiseppe Pisani, zu dessen Kolonne sie gehören, vermag sich mit diesem zu verständigen. Überhaupt halten sie auf Guiseppe sehr viel; er schließt für alle den Arbeitskontrakt, rechnet ab und vertritt die Rechte und Pflichten eines jeden von ihnen wie die eigenen. Da er sonst sehr pünktlich und gewissenhaft ist, so erscheint ihnen seine Verzögerung heute um so unerklärlicher. Guiseppe, der von dem Unternehmer als nüchterner, fleißiger Arbeiter geschätzt wird hat infolge seines offenen Charakters von dem Aufseher viel zu leiden. — Dieser geht noch immer fort schimpfend auf und ab.

Endlich sieht man auch den Italiener kommen. Beständig vor sich hinblickend schreitet er die Gasse hinab. Jetzt bemerkt ihn der Aufseher. — Ein hämisches Lächeln gleitet kaum bemerkbar über sein Gesicht, um urplötzlich wieder der gestrengen Amtsmiene Platz zu machen.

Er läßt den Arbeiter auf etwa zehn Schritte herankommen. Dann entladet sich das Gewitter.

„Eine derartige Frechheit sich von diesen Banditen bieten zu lassen, ist unerlaubt. Sagt mal, Guiseppe Pisani, was dachtet Ihr Euch wohl? — Natürlich, der Bauführer ist nicht da, und nun heißt es sich drücken so viel als möglich. O, Ihr verfluchte Saublase, kenne Eure Schliche, hahaha, weiß Euch die Flötentöne schon beizubringen. Sollt Ihr einen Spaß erleben am Bauführer Geber. Vorläufig wird an dieser Löhnung ein halber Tag abgehalten."

So fährt er den verblüfften Italiener an. Dieser hat kein Wort zu sagen. Zudem hat er von dem geläufigen Redefluß des wider seine Gewohnheit auf der Baustelle erschienenen Aufsehers schwerlich etwas verstanden. Er läßt alles geduldig über sich ergehen. Seine Gedanken sind nicht hier. Die weilen in dem Orte, wo man unter ewig blauem Himmel nun wohl gerade seinen Pietro, seinen kleinen Liebling, sein Glück, seinen Stolz, sein einziges, herziges Kind zur letzten Ruhe bringt. —

Wie geistesabwesend blickt er den Aufseher an? — Was kümmert ihn dieser? — Ihm flutet nur im Herzen der so unendlich tiefe Schmerz des liebenden Vaters um das verlorene Kind. — Und seine Giovanna? — Ach, er mag nicht daran denken. — Wie sie wohl jammert und laut aufschreit um ihren kleinen Engel, ihr süßes Herzenskind. —

Und er? er ist hier im eisigen, kalten Norden, wo er geknutet und geknechtet wird. Und wie sehnt es ihn doch gerade nun zum fernen Süden. Wie verlangt er danach, seinen Sohn, seinen einzigen Sohn an die treue Vaterbrust drücken zu können. O, wenn ihm doch noch einmal, nur noch ein einziges Mal dieses Glück, dieses unendliche Glück, zu kosten vergönnt wäre. — Oder wenn er doch nun wenigstens bei seiner Giovanna sein könnte, ihr liebend zur Seite stehen. Ihr möchte er einige liebende Worte sagen; es ihr noch einmal zuflüstern, wie glühend er sie liebt. Er will sie trösten.

Doch er sie trösten, er, der der milden, liebenden Zusprache selbst so bedürftig ist, er will . . . . . .

Aber, wo ist er? — Träumt oder lebt er? —

Er blickt auf.

Ein bitterer Seufzer entringt sich seinen Lippen.

Nein, ach nein, er lebt, und der dort, der Mann mit dem Knebelbart, mit den glühenden Augen und den rauhen Worten, das ist der Leuteschinder, das ist der Unmensch, der ihn tagaus, tagein abmüht und plagt. O, daß er doch andere Arbeit verstünde, daß er doch anderswo wirken und schaffen und Geld verdienen könnte. Geld und immer wieder Geld, damit seine Lieben daheim nicht zu hungern und zu darben brauchen. Mehr will er nicht, nur dies, dies eine. —

Doch, ach ja, noch eins.

Nicht diese bösen Worte, diese harten Reden, er will ja arbeiten, gern hart und schwer arbeiten, nur muß man ihn doch in Ruhe lassen. Er thut ja, was er kann. Nur nicht solch grausame Worte. — Auch er, der Geächtete, der Arbeitsklave der Freiheit, hat ja ein menschlich fühlend und empfindend Herz. —

Abermals blickt er auf und — erwacht aus seinem Taumel. — Er will etwas sagen, er will um Verzeihung bitten, doch er vermag nichts über

die Lippen zu bringen. Seine Gedanken reißen ihn immer und immer wieder mit ſich fort. Fort, weg, weit weg von hier zum fernen, heißen Süden mit dem ewig ſonnigen Himmel, den liebenden Herzen — und dem unſäglichen Elend. —

Unbewußt tritt er dem Aufſeher näher. Dieſer hält das Bewegen ſeiner Lippen für entgegnende trotzige Worte und wird noch erregter.

Nach Art der Leute, denen in heftiger Gemütsbewegung die Sprache fehlt, geſtikuliert der Italiener eifrig mit den Händen. Eine kleine unwillkürliche Bewegung des rechten Armes, und ohne daß er es zu hindern vermag, berührt ſeine ſchwielige Hand die Bruſt des Aufſehers. —

Dieſer brauſt auf. — Das iſt ein Angriff, ein offenbar thätlicher Angriff. — Das iſt zu viel.

Sein Stock durchſauſt die Luft und gerade auf den Kopf dieſes verhaßten Arbeiters, eine breite, blaubraune Marke hinterlaſſend. —

Jetzt erwacht dieſer vollends. Ein leiſer Aufſchrei. Das Maß iſt voll, nun fließt es über. —

„Non mi bastonare, non mi bastoni Signore, io non sono uno schiavo, no io sono un lavoratore, soltanto lavoratore, Signore," kreiſchen ſeine Lippen. Er kennt ſich nicht mehr, der Zorn, der gerechte Zorn reißt ihn mit ſich fort. — Blitzſchnell reckt ſich die nervige Geſtalt auseinander und richtet ſich zur vollen Höhe empor. Die Hände des Mannes greifen nach dem Halſe ſeines Peinigers.

Dieſer hat einen derartigen Angriff nicht erwartet. Er weicht einen Schritt aus, und dann ſchmettert er ſeinen Stock abermals auf den Kopf des Italieners hernieder.

Doch der iſt nicht mehr zurückzuſchlagen. Schmerz und Wut treiben ihn zum Äußerſten. — In ſeinen Händen glänzt ein blitzendes Meſſer. Mit dieſem ſpringt er auf den Aufſeher zu, der nunmehr zurückzuweichen verſucht. Vergebens. — Umſonſt hält er ſeinen Stock vor ſich. Der Italiener iſt nicht mehr zu halten. —

Da. — Der Fuß des rückwärts weichenden Aufſehers ſtrauchelt und ſchreiend fällt dieſer auf den Rücken. Der Arbeiter ihm nach. Sein Körper bebt. —

Nun ein lauter Schrei und ein rot aufſpritzender Blutſtrom. — — —

Alles dies hat ſich in wenigen Sekunden abgeſpielt. Die übrigen Arbeiter werden erſt infolge der heftigen Scene aufmerkſam. Sie eilen hinzu. — Doch zu ſpät. —

Ein letztes Röcheln und der Aufſeher iſt tot. — — — — — — —

* * *

Am nächſten Tage brachte die „Wehbacher Zeitung“ folgende Notiz: „Eine grauſige Blutthat ereignete ſich geſtern im benachbarten Reinfelden. Einer der bei dem dortigen Eiſenbahnbau beſchäftigten italieniſchen Arbeiter erſchien im angetrunkenen Zuſtande verſpätet auf der Bauſtelle. Dieſerhalb vom Herrn Bauführer Geber zur Rede geſtellt, erregte ſich der Unmenſch derartig, daß er den genannten Herrn, der als ein tüchtiger Beamter geſchätzt wird, nach heftigem Wortwechſel erſtochen hat. Eine breite Blutlache kennzeichnet noch heute den Thatort. Der Mörder iſt durch Herrn Gensdarm Linden nach erfolgter Verhaftung geſtern in das hieſige Amtsgerichtsgefängnis abgeliefert worden.“ — — — — — — — — — — —

Zwei weisse Frauen.

Von Irene Ollendorff.

(München.)

Es war Abend fünf Uhr.

Ein Beſuch überraſchte mich.

Des Alkalden Frau.

„Ah, Doña Elvira, es freut mich, Sie zu ſehen.“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie ſtöre, Doña Irene, aber eine ernſte Sache führt mich her; ich bedarf Ihres Rates und Ihrer Hülfe.“

„Mit Vergnügen . . . bitte nehmen Sie Platz.“

Im Zimmer befand ſich ein einziger Stuhl, auf den ſich Doña Elvira niederließ. Ich ſetzte mich ihr gegenüber auf eine mit Buffalofellen belegte Bank.

Mein Gaſt war eine kleine, unterſetzte Perſon in den vierziger Jahren, mit kohlſchwarzen Haaren und ebenſo ſchwarzen und gutmütigen Augen. Alles an ihr zeigte, im Gegenſatze zu den Einwohnern der Anſiedlung, Ruhe, Gleichmäßigkeit im Temperament, und eine gewiſſe angenehme, zurückhaltende Freundlichkeit. Dabei bewies ſie eine vielſeitige Teilnahme, ja ſogar Hilfsbereitſchaft für das, was in der Anſiedlung vorging. Und als des Alkalden Frau hielt ſie ein gewiſſes Maß von Wohlwollen für ſtandesgemäß.

„Erinnern Sie ſich des Don Miguel, Doña Irene?“ begann, eine Cigarette anzündend, Doña Elvira.

„Des Don Miguel, in dem kleinen Laden, auf der Straße nach Pas Vegas?“

„Ja wohl, eben dieſen. Kennen Sie ſeine Geſchichte?“

„Nein, was für eine Geſchichte?“

„Nun, ich will ſie Ihnen erzählen zu Ihrer Aufklärung, ehe Sie mir Ihren Rat erteilen. Sie werden ſtaunen.

Don Miguel kommt aus Las Caſas, bei den heißen Quellen. Sein Vater war ein ſehr angeſehener Mann. Er hatte über zehntauſend Schafe — in Neu-Mexiko wird nämlich das Anſehen nach Schafen berechnet —, und auch ſeine Mutter war aus gutem Hauſe. Miguel war ein hübſcher Burſche, und einigermaßen verwöhnt. Er verſchmähte es, wie ſein Bruder der Farm vorzuſtehen, und überließ ſich der Fürſorge ſeines ſchwachen Vaters. Zu derſelben Zeit lernte Miguel einen jungen Amerikaner kennen, und in dem Wunſche, den Caballero zu ſpielen und ſich die Welt anzuſehen, ging Miguel mit ſeinem neuen Gönner nach den Vereinigten Staaten. Dort heiratete er eine Marylanderin, und lebte mit ihr zwei Jahre in Saus und Braus.

Unterdeſſen ſtarb der Alte und hinterließ bei ſeinem Tode kaum genügenden Unterhalt für ſein Weib und ſeinen zweiten Sohn, denn Miguel hatte ihn faſt ganz ruiniert. Die Mutter konnte ihm keine Unterſtützung geben, und ſich ſelbſt zu ernähren, vermochte er nicht.

Da erſchien Miguel plötzlich wieder hier in Mora, vermutlich weil er ſich hier eher fortzubringen hoffte als in den Staaten. Er mietete einen kleinen Laden, die Freunde borgten ihm Ware, nach und nach machte er gute Geſchäfte und verſchrieb ſeine Frau aus den Staaten. . .“

„Verzeihen Sie,“ fiel ich hier meinem Gaſt in die Rede, „hatte er in ſo kurzer Zeit ſich die Mittel erworben, ſein Weib kommen zu laſſen?“

„In der That. Er ſchickte ihr fünfhundert Dollars und erlaubte ihr, die Schweſter, eine Waiſe, mitzubringen.“

„Und ſind ſie angekommen?“

„Warten Sie ab, Doña Irene. Sie wollten ſoeben wiſſen, ob er ſo viel Vermögen beſaß, daß er ſeine Frau kommen laſſen konnte. Noch mehr als das, er mietete drei Zimmer neben dem Laden, zwei Zimmer und eine Küche für ſich und ſeine Frau, das andere für die Schwägerin. Die Einrichtung ließ er von Santa Fé kommen, und was die Frau betrifft, ſo lobte er ſie ungemein und hoffte, daß ſie ihm im Geſchäfte von Nutzen ſei. So verfloſſen zwei Monate. Don Miguel wartete mit Ungeduld auf die Ankunft ſeiner Frau. Da kam plötzlich die Nachricht von Denver City, daß die Wagenkarawane, bei welcher ſich ſeine Frau und Schwägerin befanden, von den Indianern überfallen und geplündert, die Frauen von den Indianern geraubt, die Männer ſkalpiert und ermordet worden.“

„Die Unglücklichen,“ ſagte ich, „welch ein ſchreckliches Loos!“

„So verging ein Jahr. Don Miguel begann das Geschäft zu vernachlässigen, fing die Flasche an zu lieben, und konnte nicht leben, ohne sich zu betäuben. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, half alles Zureden nichts; schließlich fiel er noch Spielern in die Hände, die Freunde zogen sich von ihm zurück, die Gläubiger drohten ihm mit Pfändung, die Gambler lauerten ihm überall auf, und preßten ihm den letzten Cent ab! Der arme Don Miguel war von Hunger und Verzweiflung ganz abgemagert, und als mein Mann eines Morgens an seine Thüre klopfte, da war er mit seinem letzten Maultier auf und davon gegangen. . . .

Da kommen plötzlich — es ist kaum zu glauben — heute früh sein Weib und seine Schwägerin hier an."

„Was Sie sagen! Unmöglich."

„Ja, und die Frauen sind in der größten Not . . Sind Sie bei Kasse, Doña Irene?"

„Wie viel benötigen Sie?"

„So viel Sie mir geben können."

„Gut, das soll geschehen. Aber das ist doch nur für die erste Not, was soll mit den Frauen geschehen, wenn wir nicht mehr bei Kasse sind?"

„Eben darum möchte ich Ihren Rat."

„Wie lange ist es her, daß Don Miguel flüchtig ist?"

„Vier Wochen."

„Könnten Sie nicht Ihre Peons (Leibeigene) nach ihm ausschicken?"

„Vielleicht."

„Nicht vielleicht, Doña Elvira, das *muß* Ihr Herr, der Alkalde, thun. Wenn Don Miguel *lebt*, wird er auch gefunden werden, er kann ohne Geld und mit dem einen Maultier nicht weit gekommen sein, höchstens bis Las Cruzes, und dann wird Jeder etwas beitragen, daß sich mit der Zeit wieder ein Geschäft für ihn findet. Übrigens erfordern es die Verhältnisse, daß auch die Frauen sich nützlich machen, das wird ihnen gewiß schwer werden, nicht?"

„Im Gegenteil, ich fand sie eine wackere Frau."

„Dann kann alles recht werden . . . dann ist sie dem Manne Etwas."

„Allerdings," erwiderte Doña Elvira. „Aber die Schwester . . . schrecklich, sag' ich Ihnen, schrecklich! Thun Sie mir doch den Gefallen, und gehen Sie mit mir hin."

„Gut, ich gehe mit Ihnen."

Ich nahm rasch einen Shawl über den Kopf, und wir gingen über den Markt „die Plaza" links, wo der Weg nach Fort Union führt. Am Ende der Plaza stand eine kleine, niedere Baracke aus getrockneten Lehmziegeln, wie sie dort zu Lande üblich sind.

Leise öffnete Doña Elvira die Thüre; eine Frauengestalt, Mitte der Zwanziger, kam uns entgegen, schlank gewachsen, das Gesicht blaß, die Augen dunkel, die Züge kummervoll.

„Hier bringe ich Ihnen eine Landsmännin," sagte Doña Elvira.

Der jungen Frau traten augenblicklich Thränen in die Augen. Sie war nicht hübsch; aber in ihrem Blick lag etwas Verzagtes, Gutmütiges; man mußte sie lieb haben.

„Zu spät, ach zu spät!" sagte sie mit leiser, schwacher Stimme, und deutete auf das am Erdgeschoß aufgebettete Lager.

Ich trat an das Bett.

O, es war ein schrecklicher Anblick! Vor mir lag ein menschliches Wesen, abgezehrt, die Hautfarbe weiß wie Kreide, die Lippen kaum sichtbar, die Augen halb gebrochen, die kleinen Hände, die auf der Decke lagen, voll von Wunden. Ich sah genauer hin; es mußte einmal ein feingeschnittenes, schönes Gesicht gewesen sein, und dieses Gesicht gab sich Mühe, sich zu beleben und um Hilfe zu flehen, ohne es zu vermögen.

„Um Gottes Willen, was ist da geschehen?" rief ich aus. „Und was sollen wir nun thun?"

„Wenn ihr nur geholfen werden könnte! Aber dieser Doktor ist nie und nimmer zu Hause zu treffen; er ist nicht pflichttreu. Nüchtern ist er selten und mit der Flasche innig befreundet."

Nun ging es an die Hausmittel, von denen keines unversucht blieb. Die Not sinnt auf Allerlei; die Nacht erzeugt finstere Gedanken: sie wachsen rascher und rascher; denn kein Doktor will erscheinen, der Hilfe bringt. Nichts will sich regen, keine Macht erlösend in diesen Bann eingreifen, kein barmherziger Zufall, der das blasse, schöne Antlitz des mit dem Tode ringenden Weibes in's Leben zurückriefe. In der Hütte herrscht Totenstille. Vorwärts, vorwärts! Noch einen Versuch .. noch einmal ... Horch! Endlich ein Stöhnen, eine Unterbrechung der peinlichen Ruhe. Dann wird es wieder ruhig — ruhig für immer. — — —

Grausig kalt berührt sich die marmorweiße Hand. Ein erschütternder Schrei erfüllt die Stube; die überlebende Schwester wirft sich verzweiflungsvoll auf den Leib der Toten. Mit Sonnenaufgang ward sie ruhiger. —

Und einen Tag nachher teilte mir das unglückliche Weib die Geschichte mit, die ich nicht vergessen werde mein Leben lang.

„. . . Es war an einem Sountag. Meine Schwester und ich fuhren mit dem Nachtzug von St. Louis nach Omaha. Eben war die Wagenkarawane bereit nach Mexiko aufzubrechen. Sie bestand aus zehn Wagen mit je zwei Maultieren. Uns schlossen sich noch sechs Männer an; es war uns schwer zu Mute, ach so schauerlich! Der Anblick der Prairie hat ohne-

hin etwas Ernſtſtimmendes; aber die Ausſicht, meinen Mann, den guten Miguel wiederzuſehen, machte mich ſtandhafter. Die erſten beiden Tage war alles gut gegangen, und auch den dritten.

Da merkte ein Treiber, daß man aus der Ferne einen Wigwam ſehe. Unſere Angſt war qualvoll an jenem Tage. Aber man ſah und hörte nichts Verdächtiges. Schlafen konnten wir freilich nicht in jener Nacht. Aber ſie ging vorüber. Am nächſten Morgen ſagten ſie alle erleichtert, wir wären an der gefährlichſten Stelle vorbei. Drei Tage verſtrichen. Eine ſo rabenfinſtere Nacht hatten wir auf der ganzen Fahrt nicht gehabt wie heute. Früher als ſonſt, ſchon um ſieben Uhr, wurden alle Wagen ausgeſpannt und kreisförmig aneinander geſtellt. Paſſagiere und Maultiere lagerten ſich im Innern des Kreiſes um das Holzfeuer; die Männer hatten Piſtolen und Schwerter in Bereitſchaft gelegt; einer hält Wache; die andern ruhen, um die Wache ſpäter abzulöſen. Der Schlaf floh mich heute ganz beſonders. Ich zitterte am ganzen Leibe und fürchtete jeden Augenblick, wir würden überfallen. Aber ich verbarg meine Angſt um meiner Schweſter willen. Da drang plötzlich ein markerſchütterndes Gellen durch die unheimlich ſchwarze Luft. Schaudernd ſpringt alles auf.

„Abſchießen," hieß es, „Abſchießen! Zurück jagen. Es ſind doch nur Feiglinge. Den Zirkel enger gezogen, die Frauen in die Wägen! Die Maultiere anbinden, das Feuer geſchürt, Pulver, Pulver herrichten, friſch laden, Feuer, Feuer!"

Aber immer ſchauriger zitterte das Gellen der Stimmen durch die finſtere Luft, mit jeder Minute rückt es näher.

„Mut, Mut, ihr armen Weiber!" ſchrien die Männer, und immer enger ſchließt ſich der Kreis um uns und ſtellt ſich zur Wehr. Schüſſe auf Schüſſe knallten in der Luft; alle Waffen ſind in Bewegung. Vergebens. Die Indianer haben die Übermacht; ſchon ſind wir umzingelt und ein mörderiſches Gemetzel beginnt. Entſetzt, in kalten Schweiß gebadet, kauerten wir unten im Wagen und ſahen die langen, hagern, braunen Geſtalten mit fliegenden Haaren, fletſchenden Zähnen von allen Seiten heranſtürmen, zu Pferd, zu Fuß; manche lagerten auf der Erde; ſie lauerten von allen Seiten, um in der nächſten Sekunde durch die giftigen Pfeile den Tod zu ſenden! „Ruhig, ruhig!" flüſtere ich meiner Schweſter zu; der Zitternden Zähne ſchlugen aneinander. So wahr Gott lebt, ich begreife nicht, wie ich dieſe Marter ausgehalten habe. Wir ſahen unſere weißen Brüder fallen, oder unter gellendem Kriegsgeheul bei lebendigem Leibe ſkalpiert und ermordet werden. Mit beiden Händen bedeckte ich mein Geſicht, warf mich auf den Boden und weinte heiße Thränen. So lag ich auf der Erde, das Geſicht in die Hände gedrückt und bemerkte nicht, daß alle unſere Gefährten gefallen

waren. Da riß ein baumlanger Indianer die Leinwand von unserem Wagen, und ein neuer Ausbruch rasenden Geheuls verkündet der wilden Horde den guten Fang. Ich falle vor ihnen auf die Kniee: „Erbarmen, Erbarmen!“ Die wilden Bestien aber sprangen auf uns zu, gellend hallt es durch den finstern Raum, als wiederholte sich das Jauchzen von der Erde bis zum Himmel. Man band uns Hände und Füße mit Riemen. Am ganzen Körper waren wir vom Weinen geschüttelt. So wurden wir nach dem in der Nähe gelegenen Wigwam geschleppt; hinter uns drein Maultiere, Wagen, und die andere Habe. Ach, Missis, was uns jetzt erwartete — die größte Phantasie malt sich kaum solche Qualen aus .... Die grausame Feindin meiner Schwester — war ihre Schönheit ....“

„Unglückliche Frauen,“ rief ich, „hatten Sie denn kein Gift, keine Waffe?“

„Gift hatten wir keines, aber Waffen genug, um Hand an uns zu legen. Es traf sich jedoch nie, daß wir unbewacht waren. Zwei Männer verfolgten uns fortwährend mit ihren Blicken.“

„Und die Weiber?“ sagte ich. „Konnten Sie nicht das Herz der Indianerfrauen rühren?“

„Nein, im Gegenteil. Diese Hexen betrachteten uns mit eifersüchtigen, boshaften und gemeinen Blicken. Arbeiten mußten wir machen, ob wir sie konnten oder nicht, zuweilen bis in die halbe Nacht hinein die harten Felle nähen, und wenn wir nicht fertig wurden, schlugen sie uns mit voller Gewalt mit den Riemen über den Rücken oder über die Hände.“

„Großer Gott, wie konnten Sie es nur aushalten,“ sagte ich, „und wodurch erlangten Sie endlich Ihre Freiheit?“

„Eines Tages waren meine Schwester und ich wieder mit Nähen von Buffalohäuten beschäftigt und saßen etwas abseits vom Wigwam. Da höre ich in der Ferne das Knarren von nahenden Wagen, und vor Freude steht mir das Herz still. Ich schaue und schaue. Sie wissen, so endlos die Prairie erscheint, so beschränkt ist doch der Blick. Man sieht nicht weit in die Ferne. Da wiederholt sich das Geräusch noch einmal ... „Ich sehe einen Wagen“, rief ich, „ich habe Weiße gesehen, sie nahen schon.“

„Ein Jubel bemächtigte sich meiner, — ich konnte sogar wieder lachen. Ich rief, ich weiß nicht, was. Die Karawane rückt immer näher und in demselben Augenblick umringen vielleicht zwanzig weiße, bewaffnete Männer den Wigwam.

Drinnen befanden sich nur Frauen und Kinder und unsere zwei Mann Bewachung. Eine schreckliche Verwirrung entstand bei dem Anblick der weißen Männer. Die Weiber ergriffen ihre Kinder, steckten sie in einen Sack, banden sie auf ihren Rücken und rannten plärrend und keifend im Wigwam umher. Die zwei Indianer stimmten ein grauenhaftes Kriegs-

geſchrei an und wiederholten ihre gellenden Rufe von Minute zu Minute. Entſetzlich! Von allen Seiten kommt die wilde Horde angerannt und angeritten. Wirrer Stimmenlärm erfüllt den Wigwam.

„Den Häuptling will ich ſprechen!" ſchrie einer der Amerikaner.

Lärm, neuer Lärm; aus der Maſſe tritt eine hohe Geſtalt, aus dem Stamme der Aprache heraus, welche der Dolmetſch zwiſchen dem weißen Haus in Waſhington und ſeinem Stamme und Volke iſt. Der Mann, der den Dolmetſch gerufen, fordert, daß man uns ſofort die Freiheit gebe. Der Dolmetſch interpretiert, und nun ging das Schreien und Zanken unter den Indianern los. Darauf wendete ſich der Dolmetſch wieder in gebrochenem Engliſch an den Amerikaner und ſtellte im Namen ſeines Stammes die Bedingungen betreffs unſerer Freilaſſung. Der Amerikaner beruft ſich auf die Friedensbedingungen, die vor kurzer Zeit erſt mit den Vereinigten Staaten abgeſchloſſen wurden. Der Dolmetſch überſetzt wieder. Die Verhandlungen dauern über eine halbe Stunde. Endlich kommt es zum Vergleich. Die Indianer geben uns heraus und bekommen Kaffee, Zucker, Perlen und Teppiche. —

„Was ſeht Ihr ſchlecht aus, Ihr armen Frauen!" ſagte, einen Blick auf uns werfend, der edle Amerikaner, als wir mit ihm den zwanzig Schritte vom Wigwam entfernt ſtehenden Wagen und Maultieren zuſchritten. Ich konnte kein Wort ſagen.

„Laßt nur, armes Weib," fährt er fort, „im Wagen iſt Fleiſch und Whisky, und wenn Ihr Euch erholt habt, dann könnt Ihr mir ſagen, woher Ihr kommt, und wohin Ihr wollt."

Selige Thränen ſtürzten mir aus den Augen bei den Worten des ſo ruhig ſprechenden und edel handelnden Mannes. Mir iſt's, als müſſe ich ihm vor die Füße ſinken. Allein ich überwand mich, und fing an, Worte über unſer Schickſal zu ſtammeln. Er naht mir und legt ſeine Hand liebreich auf meine Schulter:

„Ihr ſeid ein gutes und vernünftiges Weib und ſeht ein, was man dem Manne ſchuldig iſt; aber ein weißer Mann ſollte hieher ſein Weib nicht bringen. Ein Verbrechen iſt es."

Gegen Mittag bewegte ſich der Zug weiter. Nach vierundzwanzig Stunden waren wir in Trinidad, der Grenze zwiſchen Mexiko und den Vereinigten Staaten. Ein bekannter und gefürchteter Ort, dieſes Trinidad! Eine von den Anſiedlungen, wo alle Grenzräuber ſich aufhielten, die wenig Worte machen und lieber ſchnell zur That übergehen. Dank der ſtarken Mannſchaft unſerer Karawane ſchlichen ſich die Krakehler feige aus dem Weg.

Morgens war eine Governements Coach — (Regierungsfahrgelegenheit) — eingetroffen. Der Entſchluß der guten Männer, deren Zug ſich

nach Santa Fé bewegen sollte, war gleich gefaßt. Mr. Wilson nahm zwei Karten in der Ambulance, die uns bis Fort Union bringen soll, und macht mit dem Kondukteur den Kontrakt, daß er uns bis Mora — zwei Stunden von Fort Union — befördere. Flink müssen wir Abschied nehmen. Meine Brust ist voll von Gefühlen der Dankbarkeit und Wonne, denn in kurzer Ferne eröffnet sich mir die Aussicht, meinen Mann zu sehen. Die Ambulance saust dahin, daß man häufig vom Sitz bis zum Dach auffliegt. Meine Schwester verließen die Kräfte; sie konnte der Anstrengung nicht Stand halten. Ich bettete sie, so gut es ging, auf den Fußboden des Wagens. Bleich, ohne zu klagen, lag sie da. Sie hatte ihre Schmerzen mit ihrer Müdigkeit begraben. Und als die Dämmerung heran kam, und ich sie aufhob und in meinen Arm nahm, ihr kleiner, blonder Kopf müde auf meine Schulter fiel, da war der Entschluß in mir gereift: ich muß heimlich sparen und Arbeit annehmen, — ohne daß Miguel es weiß, und Cent auf Cent, Dollar auf Dollar legen, damit ich ihr guten Wein und kräftige Speise geben kann, bis sie wieder gestärkt ist. Indessen trafen wir in Fort Union ein.

„Kommen Sie hier herein," sagte der Kondukteur, „in zwei Stunden ist es Tag, dann bringt Sie ein Wagen nach Mora."

In der kleinen Kammer, deren einziger Komfort aus ein paar Buffalofellen bestand, die zerstreut auf der Erde lagen, verstrichen die Stunden so langsam, als zählten sie nach Tagen. Da steht endlich das Wägelchen vor der Thüre; ich helfe meiner Schwester auf die Füße und wir fahren davon. Wir konnten kaum vorwärts kommen. Ein Höllenweg! Indessen ich freute mich so sehr . . . Ich kam in's Gespräch mit dem Kutscher. Er war ein Mexikaner. Englisch verstand er nicht, aber mein Miguel hatte mich das Spanische gelehrt. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als mir der Kutscher mit der gutherzigsten Offenheit alles, was die Gegend betraf, erzählte.

„Es ist das beste," sagte er mir, „wir fahren zum Alkalden, der wird wissen, wo Don Miguel wohnt."

So kamen wir endlich an. Wir fuhren auf ein kleines, von einfachen hölzernen Säulen umgebenes Häuschen zu, Portal genannt. Die Thüre war offen; ich steige also vom Wagen. Mehrere Personen sind im Zimmer.

„Bitte können Sie mir sagen, wo Don Miguel wohnt?"

Alles starrt mich an. Ich wiederholte meine Frage.

„Ihr seid doch nicht die Frau des Don Miguel?" sagte Einer unter ihnen. Ich antwortete: „Ja, das bin ich." Der Alkalde geht auf mich zu . . .

„Armes Weib," sagt er, und blickt mich traurig an . . . „Don Miguel ist ruiniert, durchgegangen und vielleicht nicht mehr am Leben."

Ich glaubte, ich ſänke in's Grab. Ich weiß nicht, wie ich wieder zu mir ſelbſt kam. Ich ſah meine Schweſter in die Stube bringen, ſah, daß man ſich mit ihr zu ſchaffen machte; ich fühlte, daß dieſer neue Schmerz ihre letzte Kraft brechen würde . . . aber ich war wie betäubt. Da nahm mich die Frau des Alkalden am Arm, und führte mich ins Nachbarhaus.

„Seien Sie vernünftig," redete ſie mir ernſthaft zu, „Ihre Schweſter braucht Sie, ſie iſt ſehr krank."

Ich werde in eine kleine Stube gebracht, — es war dieſelbe, in der meine Schweſter am Abend ſtarb — im Kamin brennt ein großes Feuer, und auf dem Boden liegt ſie auf einem Bett, im größten Fieber. Sie wußte, daß mein Miguel —"

Ein herzzerreißendes Schluchzen ließ ſie den Satz nicht mehr vollenden, ſie warf ſich mir um den Hals und weinte laut. Ihr ganzer Körper bebte und zuckte; der ſchreckliche Schmerz brach ſich in wilder Flut Bahn.

„Beruhigen Sie ſich," bat ich ſie, „beruhigen Sie ſich, man muß tragen, was notwendig iſt, ich meine, was ſo beſtimmt iſt . . . jeder hat ſein Schickſal" . . . .

Und wieder war es in der Dämmerſtunde, als ſich die Thüre öffnete. Da tritt Paguo, mein „Mozo" herein und bringt einen Brief. Er enthielt gute Botſchaft. Sir William P., der unermüdliche Beiſtand der weißen Frauen, hat dem unglücklichen Weib eine Stelle im Poſtamt zu Santa Fé verſchafft.

Als ich mich ſechs Monate nach dieſem Ereignis wieder in der deutſchen Heimat befand, dachte ich noch immer des traurigen Schickſals der unglücklichen Frauen. Es kam mir nie aus dem Sinn. —

Die Groggeſellſchaft.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Auf der Ord bei Feuerberg.)

Wir ſaßen ſehr trübſelig bei einander. Sankt Peters elendeſte Regenſorte hatte uns ſchon den ganzen Vormittag verekelt, und noch immer floß dieſer fade Fadenregen vom grauen Himmel und verſchleierte uns Wieſe, Wald und Berge.

Der Dicke hatte ſchon mehrmals geflucht: „Es iſt zum Heyſe leſen!" da öffnete ſich die Thüre, und Guſti rief: „Gott ſei Dank, der Rum iſt gekommen."

„Ecce tabernaculum!“ tremolierte unſer Baſſiſt, und wir betrachteten mit Andacht und Wohlgefallen die braune Flaſche. „Guter alter Rum“ ſtand auf der Etikette, nicht reklamegolden und verſchnörkelt, wie es bei faulen Sorten der Brauch iſt, ſondern vornehm einfach, ſchwarz, in einer altmodiſchen Schreibſchrift.

Da ſprach der, den wir den Redner heißen: „Oh du geprieſenes Zuckerrohr, oh herbe Süßigkeit! Nun laſſet uns Grog brauen, meine Freunde, und fröhlich ſein, denn das Heil iſt gekommen aus dem Lande Buddhas. Erheben wir das Glas und rufen wir laut . . .“

Aber der geheißen iſt „Mückenfänger“ ſprach: „Lieber Freund, laß Buddha'n ſpäter leben; der Grog iſt noch nicht fertig.“

Und wir warteten in Schweigen, bis die Terrine kam.

Feierlich ſetzte Guſti ſie auf die grüne Decke des Tiſches, leiſe hoben ſich unſere Naſen, den Duft zu koſten, der aus ihr wirbelte, dann aber rührte mit prieſterlicher Würde der Dicke den braunen Trank und goß ihn in die breitrandigen Gläſer.

Lieblich ließ die Terrine ihren Bauch rundum erglänzen in unparteiiſcher Güte.

Es war uns wohl und beſchaulich zu Mute.

Aber der nervöſe Dramatiker konnte es nicht erwarten, und er dynamitierte die Erbauungsminute mit einem kreiſchenden „Heil!“ und es blieb uns nichts anderes übrig, als zu trinken.

Aaaahhhh!

„Sehr löblich!“ ſagte der Dicke.

Und ſo wäre die Sache denn vielleicht in angemeſſener Konzentrierung aller Kräfte auf das ſchöne Gebräude verlaufen, wenn nicht einer der Anweſenden (deſſen Namen ich aus Schonung verſchweige) plötzlich in ſeinen Buſen gegriffen und ein Manuſkript gezückt hätte.

Das war ſelbſt dem Phlegmatiſchen zuviel, und er ſprach, langſam wie immer, aber entſchieden: „Man ſetze ihn an die Luft!“

Und alles war einig in Entrüſtung und großer Mißbilligung.

Der Redner aber erhob ſich und ſprach:

„Freunde! Ein großer Schmerz iſt uns wiederfahren. Ein Manuſkript in langen und kurzen Zeilen hat den Himmel unſeres friedlichen Menſchentums verdunkelt. Gereimten Wermut, verſifizierte Myrrhentinktur hat ein von allen guten Geiſtern Verlaſſener in die ſüße Unſchuld unſeres reinen Getränkes gießen wollen. Das muß geſühnt werden, dieſe Niedrigkeit aufdringlicher Lyraxerei muß beſtraft werden! Laßt uns überlegen!“

Arbeitende Stille. Der Delinquent, in ſich und ſeine Schamloſigkeit zuſammengeſunken, ſtöhnte in ſie hinein.

Da rief der Mückenfänger: „Man laſſe ihn Mauthners Gedichte in Proſa auswendig lernen!“

„Schlimm, aber nicht genug!“ murmelte es ihm entgegen.

Der Phlegmatiſche ſprach: „Er ſoll ein Kolleg bei Erich Schmidt hören!“

„Schauderhaft! Aber nicht genug!“ murmelte es ihm entgegen.

Im Flüſtertone der höfliche Kleine: „Er ſoll einen neuen -ismus erfinden!“

„Lächerlich! Nichts leichter als das!“ murmelte es ihm entgegen.

Brutal der Baſſiſt: „Er ſoll Hermann Bahrs Wandlungen verfolgen!“

„Unmögliches ſoll man auch vom Verbrecher nicht verlangen!“ murmelte es ihm entgegen.

Der nervöſe Dramatiker, mit hämiſcher Schadenfreude: „Er ſoll mit Richard Voß um die Wette dichten!“

„Ditto unmöglich!“ murmelte es ihm entgegen.

Nochmals der Mückenfänger: „Er ſoll ein neues Litteraturblatt herausgeben!“

Aber Gelächter fegte ſeinen Vorſchlag davon, denn man wußte von ſeinen Erfahrungen auf dieſem Gebiete.

Dann war es eine Weile ängſtlich ſtille, nur aus der Bruſt des Dicken kam vernehmliches Gekeuch, und ſeine Backen bebten vor Erregung, irgend etwas Furchtbares mußte in ihm reißen und toben, ein gräßlicher Vorſchlag ſich loswinden wollen aus ſonſt gütevollem Herzen . . .

Aller Augen richteten ſich auf ihn, ſpannungſtarr, ängſtlich. Der Delinquent zitterte an allen Gliedern.

Da brach es aus des Dicken Bruſt wie Dämonengegrunze: „Er ſoll Heyſe heißen!“

Wie ſchlagende Wetter dies Wort. Ohnmächtig der Delinquent. Rückenüber gefallen, geſchloſſenen Auges die Köpfe der Geſellſchaft.

Dann wie aus einem Munde: „Fürchterlich! Doch es ſei!“

„Aber was wird Frau Laura und Freund Fritz dazu ſagen?“ liſpelte der Kleine.

Der Dicke jedoch: „Freund Fritz wird uns amüſieren, wie ſtets, und Frau Lauras ſchöne Reden von Ariſtokratie und Vornehmheit werden uns eine luſtige Würze in dieſem ſchalen Litteraturleben ſein.“

Da erhob ſich der Redner, trank einen guten Schluck, rückte an ſeinem Kragen und ſprach: „Was hab' ich angerichtet! Einen Miſſethäter hab' ich züchtigen wollen, und zehne hab' ich gezüchtet!

Oh ihr Kleinherzigen und Schwachmütigen, oh ihr Steckenreiterchen ſchiefgewickelten Haſſes, oh ihr Heyſophoben! Kommt ihr denn niemals los von dieſem Leimſiederchen, müßt ihr denn immer mit Ingrimme kleben

an diesem Zuckerstengelchen, seht ihr denn nicht, daß euer zorniger Lärm und eure ewigen Hurrahattaquen auf diesen Novellenkonditor und Dramazuckerbäcker seiner Nichtigkeit Reklameposaunenstöße sind? Ihr pfaucht ihn an mit weitgeschwellten Backen, und just der Hauch eures Hasses ist es, der ihn aufbläht und groß erscheinen läßt vor dem unwissenden Volke. Lasset ab endlich von dieser Nippesfigur und hört auf, sie zu einem eigenen Monumente zu machen. Ärgert euch sein und seiner Jüngerchen und Jüngerinchen (solcher hat er mehr) falsches Vornehmthun, so setzt euch vor, es in seiner Kläglichkeit bloßzustellen durch Beweisstücke echter Künstlervornehmheit, ergrimmt ihr in euren Herzen gegen die Schwächlichkeit und Kläglichkeit seiner kleinen, zu selbstgefälliger Scheingröße hinaufgelogenen Kunst, so laßt euch das nicht Anlaß sein zu anklägerischen Reden, sondern ein Sporn, zu schaffen, was schöner, tüchtiger, größer ist. Am besten aber, ihr kümmert euch überhaupt nicht um ihn und seine Lobtuterchen. Laßt ihn fahren dahin und achtet seiner nicht. Denn ihr habt Besseres zu thun."

Nach diesen Worten nahm der Redner wieder einen guten Schluck und setzte sich.

Es summte um ihn herum von allerlei Meinungen.

Aber die meisten gaben ihm recht und sagten, daß er es diesmal wirklich gut gemacht hätte.

Auch erlöste man den Mann mit dem Manuskripte von seinem ominösen Beinamen, wodurch er gleich wieder zu sich kam und gesund wurde.

Als Sühnopfer brachte er sein Manuskript dar, das mit einer Ofenzange gefaßt und in den Kamin geworfen ward.

Dann trank man friedlich weiter und sprach von guten Dingen.

Professor Delbrück und die Militärvorlage.

Von Fritz Hammer.
(München.)

Unter dem Titel „Der Stand der Militärvorlage" läßt sich der Professor Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern in einer Weise vernehmen, die höchst kennzeichnend für den — Kulturstand unseres neuen Reiches ist.

„Gewaltige Werke, wie diese Armeereform, kommen in der Weltgeschichte nicht ohne Schweiß zustande," schreibt Delbrück.

Also eine Armeereform ist für die preußische Professorenweisheit ein gewaltiges Werk in der Weltgeschichte.

So nimmt sich die Weltgeschichte im Jahre 1893 in einem verdrillten, verkasernierten Militärstaat aus, wo schon der Unteroffizier als ein „Stellvertreter Gottes" gilt!

Das Volk Süddeutschlands hat andere Maßstäbe für das, was sich als „gewaltiges Werk" in der „Weltgeschichte" und als „Stellvertreter Gottes" geben will. Ein Werkzeug der Volksknechtung mag eine solche preußisch-deutsche Militärvorlage sein, ein weltgeschichtlich gewaltiges Werk ist sie so wenig, wie ein preußischer Hoflakai der Typus eines deutschen Geisteshelden oder eines weltgeschichtlichen Charakters ist. Und wer den Namen Gottes nicht in frevelhafter Absicht im Munde führt, wird damit sicher nichts bezeichnen wollen, was einem preußischen Kasernengewächs oder einer Exerzierfeldpflanze oder dem blutigen Idol eines Schlachtendenkers und Kriegsschwärmers ähnlich sieht.

Die Weltgeschichte mag sein was sie will — eine bloße blutige Hanswurstiade ist sie so wenig, wie ein preußischer Drillmeister ein Stellvertreter Gottes ist.

Wär's aber wirklich so, dann wäre der gesamte Kulturerwerb der Menschheit bis zum heutigen Tag auch nicht einmal ein Pfund Lumpen wert.

Nach unserer süddeutschen Schätzung, Herr Professor!

Delbrück schreibt: „In dem bevorstehenden Kampfe (um die Militärvorlage) steht in Wahrheit die Frage zur Entscheidung: Ob im nächsten Jahrzehnt in Deutschland der Klerikalismus oder der Liberalismus herrschen soll."

Herrschen soll — und im nächsten Jahrzehnt. Das ist sehr fein beobachtet.

Thatsächlich herrscht nämlich in Preußen-Deutschland längst nichts anderes als der Krummstab im Bunde mit Säbel und Polizeispieß. Muckerei, Junkerei, Jesuiterei, bureaukratisch-polizeiliche Bevormunderei sitzen längst im Rohr und schneiden sich ihr Pfeifchen — oder süddeutsch-bildlich gesprochen: im Schmalzkübel und fetten sich ihr — Kraut.

Und das Volk bezahlt die Bescherung mit fortgesetzter Einbuße an Lebensfreude, Zufriedenheit, sittlicher und intellektueller Größe und anderen kostbaren geistigen und materiellen Gütern.

Herrschen sollte aber weder der Klerikalismus noch der Liberalismus, sei's in offener oder verkappter, in verschämter oder unverschämter Form, sondern die Vernunft, Sittlichkeit und Selbstverleugnung einer Regierung durch das Volk und mit dem Volk und nichts erstrebend als das allgemeine Beste, die erreichbar größte Wohlfahrt der erreichbar höchsten Anzahl der Volksglieder.

Das ist das Ideal, um dessen Verwirklichung es sich in einem Staate handelt, der seine „Weltgeschichte" endlich begriffen.

Klerikalismus oder Liberalismus — das sind Scheingegensätze, erfunden vom politischen Humbug zur Täuschung und Ausplünderung des Volkes. Schwindel bleibt Schwindel, ob er von Klerikalen oder Liberalen verübt wird.

Wohlfahrt verlangen wir und Freiheit, nach eigener Façon unser Glückesbedürfnis zu befriedigen und das höchst erreichbare Maß von menschlicher Kultur in unserem Volke zu verwirklichen. Nicht Klerikalismus oder Liberalismus oder sonst eine Parteigaunerei.

Nach unserer süddeutschen Schätzung, Herr Professor!

Und nun zum Schlusse das Allerschönste.

Delbrück, für den die herrliche Militärvorlage das einzige Mittel bedeutet, um „gleichzeitig Deutschlands Wehrmacht, Protestantismus (!), Bildung (!!) und Gesittung (!!!) zu wahren" — — — Delbrück findet, daß es sich im Kampfe gegen diese herrliche Militärvorlage „um nichts, um garnichts handelt, als um das schnöde, elende Geld" und fragt pathetisch: „Ist der deutsche Idealismus erstorben?" und donnert dieser Frage die andere, noch erschütterndere nach: „Kann eine Partei Zukunft haben, deren Enthusiasmus der Silberling ist?"

Das ist der Gipfel. Höher hinauf ist unmöglich.

Zunächst: „Das schnöde, elende Geld" — nämlich nicht das Geld des Herrn Professors, sondern das des deutschen Volkes, der deutschen Bauern und Arbeiter. Dieses Geld, im Schweiße des Angesichtes, in Kummer, Sorge und Entbehrung erworben, ist „schnöde" und „elend", weil das überlastete, bis zur Blutleere geschröpfte Volk, d. i. die große Zahl der mit der täglichen Arbeit ihr tägliches Brot schaffenden Volksmasse, den Notpfennig nicht an die geplante ungeheuerliche Vermehrung der Militärlasten und Soldatenspielerei wenden will.

Ich meinte, in Geldsachen wäre es anständig, wenn jeder nur über seinen eigenen Geldbeutel und nicht über den Geldbeutel seiner Mitmenschen so preußisch-ritterlich und professorenhaft verfügen wollte.

Mein Geld, das ich erarbeite, ist die gemünzte Form meiner aufgewendeten Intelligenz, Kraft und Ausdauer von Stunde zu Stunde, und kein leicht ergattertes Gaunergut. Schweiß und Blut und Nervenmark klebt daran — und Delbrück nennt es „schnöd" und „elend", als ob's gemeiner Dreck wäre! Oder — — —

Und so wie ich, so verdienen von 100 Deutschen 99 ihr Geld, d. h. sie setzen ihre Lebenskraft ein, um ihr und der Ihrigen Leben notdürftig zu erhalten.

Sodann: „Der deutsche Idealismus"!

Was ist das? Begeisterung für den Militärstaat, für die Gewaltpolitik und alles was daraus fließt und was dem Deutschen Reich bis zum heutigen Tag bereits eine Schuldenlast eingebracht hat, die in die Milliarden geht?

Ja! Dergleichen nennen die preußischen Professoren heute deutschen Idealismus. Diese volks- und kulturverderbliche Wirtschaft bis zum letzten Blutstropfen und letzten Pfennig zu unterstützen, gilt als höchste sittliche That!

Aber nicht nach unserer süddeutschen Schätzung, Herr Professor!

Endlich: „Enthusiasmus für den Silberling."

Nein, das muß man den preußischen Machern in der Weltgeschichte lassen, der „Enthusiasmus für den Silberling" war niemals ihre schwache Seite. Enthusiasmus — ich bitte euch, liebe Leute! Die Kronen und die Millionen, die Preußen in den letzten dreißig Jahren eingesackt hat — die sind ihm ganz wider Willen und Gefühl gekommen. Enthusiasmus — ich bitte euch, liebe Leute, schaut euch doch dieses nüchterne, rechtliche, fromme Preußen an! Enthusiasmus für den Silberling, für das schnöde, elende Geld — Sitzt nicht, nur um dieses eine Beispiel des größten modernen, wahrhaft typischen Preußen zu nennen, sitzt nicht Bismarck arm im Sachsenwald, von den Almosen des undankbaren Vaterlandes lebend? Hat jemals ein großer Preuße bei seinem Tode auch nur einen Silberling hinterlassen? Hat er nicht alles auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, dieser Mustermensch von einem brandenburgischen Spartaner? Enthusiasmus für den Silberling — das ist ja Wahnsinn. Kaum daß ein Preuße die Hand und den Griff hat, den Silberling aufzufangen und festzuhalten, der ihm vom Himmel fällt.

Aber wir, wir gemeines deutsches Reichsvolk, wir bekämpfen die preußische Militärvorlage aus ekelhaftem Enthusiasmus für den Silberling; wir wollen keine neuen Milliardenschulden, keine neuen Bedrückungen des Volkes, keine neue Beschneidung des kümmerlichen Restes von bürgerlicher und persönlicher Freiheit — alles aus Enthusiasmus für den Silberling!!

So meint dieser Delbrück, dieser preußische Professor. Seht euch doch diesen raren Politikus an, meine lieben Landsleute, und studiert sein neues Evangelium, die preußischen Jahrbücher!

Ich glaube nicht, daß die Welt gerade von den Deutschen glücklich gemacht werden soll. Aber daß wir gemeines deutsches Reichsvolk nur von den Preußen wahrhaft beglückt und durch die neue preußische Armeereform von allem inneren und äußeren Elend erlöst werden können, das steht für mich bombenfest.

Und nun sind Sie wohl zufrieden, Herr Professor, und haben weiter keine Schmerzen? — —

Recht und Zweck der Strafe.

Eine Unterſuchung von Irma von Troll-Boroſtyáni.

(Salzburg.)

Es giebt wenig ſoziale Fragen, deren befriedigende Löſung das Intereſſe tief- und weitdenkender Geiſter ſo mächtig in Anſpruch nehmen würde, wie die in unſerer Zeit ſo vielfach ventilierte und von ſo verſchiedenen, einander widerſtreitenden Standpunkten beleuchtete Frage nach der Verantwortlichkeit des Verbrechers und nach der Grenze des Rechtes der Geſellſchaft auf Beſtrafung der Verbrecher, in welche Frage in letzter Linie auch die ebenſo heftig geleugnete, wie von anderer Seite verteidigte Berechtigung der Todesſtrafe mit einbegriffen iſt. Ohne uns im entfernteſten die Befähigung einer endgiltigen und allſeitig befriedigenden Löſung dieſer hochwichtigen Frage anmaßen zu wollen, möchten wir doch in den nachfolgenden Zeilen den Verſuch machen, ſie durch Beleuchtung verſchiedener und, wie uns dünkt, bis jetzt nicht genügend berückſichtigten Geſichtspunkte in ein klareres Licht zu ſetzen und hierdurch etwas, wenn auch nur ein geringes, zur Entwirrung und glücklichen Entſcheidung dieſer ſeltſam verwickelten Frage beizutragen.

Wenn wir dieſe Frage eine verwickelte nennen, ſo geſchieht dies deshalb, weil die Erzielung einer Beantwortung derſelben, in der einerſeits dem Menſchenrechte des Individuums — in dieſem Falle des Übelthäters — wie andererſeits dem Rechte der Geſellſchaft auf Schutz vor deſſen Miſſethaten in genügender Weiſe Rechnung getragen würde, thatſächlich ſchwer zu finden iſt. Denn in welcher Weiſe immer die Sache zu entſcheiden verſucht worden, immer ergaben ſich Konſequenzen, durch die entweder der Schutz der Geſellſchaft vor den verbrecheriſchen Übergriffen der Übelgeſinnten in zu geringem Grade gewahrt, oder aber dem Miſſethäter Qualen und Leiden auferlegt werden, die ihm aufzubürden, die Geſellſchaft des Rechtes entbehrt.

In letzter Linie fällt die Frage des Strafrechtes mit der großen allgemeinen ſozialen Frage zuſammen, an deren Löſung unſere Zeit mit fieberhafter Energie arbeitet. Viele Irrtümer, Mißgriffe und Verbrechen werden die Menſchen ſich noch in der Epoche der geſellſchaftlichen Umwälzung zu Schulden kommen laſſen, bis es ihnen gelingen wird, eine befriedigende Entſcheidung der großen ſozialen Frage zu finden, aus deren Entſcheidung ſich dann eine endgiltige Löſung der uns heute beſchäftigenden Frage des Strafrechts von ſelbſt ergeben wird.

Es unterliegt keinem Zweifel: mit dem materiellen Elend breiter Volksschichten wird auch ihre sittliche Verkommenheit aus der Welt geschafft werden. Da es jedoch unmöglich ist, mit der Beantwortung der Frage nach dem Rechte und nach der geeignetsten Art der Bestrafung der Missethäter bis zu dem Anbruch einer so glücklichen Zeit zu warten, und da zweifelsohne auch dann noch ein vielleicht garnicht unbeträchtlicher Rest unbesiegbarer sittlicher Übelstände bleiben wird, so kann die Dringlichkeit einer Erörterung dieses Gegenstandes und der Aufsuchung eines geeigneten Weges zur Erzielung einer einsichtsvollen Klärung und gerechten Entscheidung dieser Sache von niemandem übersehen werden.

Die Autoren, die sich bisher mit unserer Frage beschäftigt haben, scheiden sich in zwei einander gegenüberstehende Gruppen. Die eine derselben steht auf dem auch von der Gesetzgebung noch festgehaltenen Standpunkte der Verantwortlichkeit des Verbrechers und dem Rechte des Staates zu seiner Bestrafung; die andere leuguet die Verantwortlichkeit des Verbrechers, indem sie, von der Lehre der Unfreiheit des Willens ausgehend, die verbrecherische That als die notwendige Folge gegebener Prämissen ansieht, deren Vollzieher zu verdammen oder zu bestrafen ebenso ungerecht und unvernünftig sei, wie etwa die Bestrafung einer Dampfmaschine, die einen Menschen verstümmelt oder tötet.

Die beiden Gesichtspunkte spitzen sich in letzter Konsequenz zu der Frage zu: ist der Verbrecher für seine Missethat der Gesellschaft verantwortlich, oder ist nicht vielmehr die Gesellschaft dafür verantwortlich, solche Bedingungen zu schaffen, welche die Verübung der Verbrechen als notwendiges Ergebnis mit sich bringen?

Thatsächlich ist es wirklich der Gedanke von der Verantwortlichkeit der in ihrem Schoße die sittlichen Übelstände, Verbrechen und Laster aller Art zeitigenden Gesellschaft, welche bei den von den Ergebnissen der Forschungen der modernen Naturwissenschaft ausgehenden Autoren immer schärfer und lauter betont wird. Sie übersehen hierbei nur folgendes: daß, wenn die Heranziehung jedes Verbrechers zur Verantwortlichkeit für seine Missethat unstatthaft ist, weil, den obwaltenden Bedingungen gemäß, er nicht anders handeln und wollen konnte, als er eben gehandelt und gewollt hatte, die Verantwortlichmachung der Gesellschaft für Erzeugung verbrecherischer Handlungen in ihrer Mitte ebensowenig zulässig ist. Denn das Verhalten einer Gemeinschaft von Menschen kann unmöglich ein frei gewolltes sein, wenn das Verhalten des Einzelnen es nicht ist. Entweder der Wille des Menschen ist frei, dann ist der Einzelne für seine Thaten ebenso verantwortlich, wie die Gemeinschaft für die ihrigen; ist aber der menschliche Wille unfrei, dann ist die Verantwortlichmachung der Gemeinschaft ein eben

ſolches Unding wie jene des Einzelnen. Wer bei Leugnung der Freiheit des Willens die ſittliche Verantwortlichkeit des Einzelnen negieren, jene einer Gemeinſchaft aber behaupten will, der verſtößt gegen das Geſetz der Logik, er betritt eine Sackgaſſe, aus welcher es keinen Ausweg giebt.

Es iſt ſehr leicht und koſtet keine Mühe des Nachdenkens, die Verantwortlichkeit des Einen für ſeine unrechten Handlungen auf die Schultern eines Andern zu wälzen. Wie oft bekommt man gelegentlich der ſchlechten Aufführung eines jugendlichen Taugenichts den Klageruf zu hören: „Er kann nichts dafür, daß er ſo geworden iſt, ſeine Eltern tragen die Schuld, ſie haben ihn ſo ſchlecht erzogen!“ — Ganz richtig! Aber ſeine Eltern können auch nicht dafür, daß ſie ihn ſo erzogen haben, denn ihre eigene Erziehung war eine derartige, daß ſie ihren Sohn nicht beſſer erziehen konnten. Und wenn es vielleicht nicht die ihnen zu Teil gewordene Erziehung war, ſo waren es andere Einflüſſe, die ſie zu Menſchen werden ließen, welche den Jungen gerade ſo aufwachſen laſſen mußten, wie ſie es thaten. Und ſo fort von einem Elternpaar zum anderen.

Aber die meiſten Menſchen denken eben nicht weiter, als ſie ſehen; deshalb werden die Eltern des Taugenichts ob ſeiner moraliſchen Verwahrloſung angeklagt. Die Einflüſſe, in deren Folge ſie zu ſo ſchlechten Erziehern werden mußten, kennt man nicht, alſo wird ihrer nicht weiter gedacht und die Verantwortlichkeit für die Übelthaten des mißratenen Burſchen bleibt auf ſeinen Eltern haften.

Ebenſo verhält es ſich mit der Verantwortlichkeit der Geſellſchaft für die in ihrem Schoße ausgebrüteten Verbrechen und Laſter. Die Determiniſten erkennen vortrefflich, daß das Individuum für ſeine ſchlechten Thaten nicht könne verantwortlich gemacht werden, da ein durch die äußeren Einwirkungen in gewiſſer Weiſe gearteter Menſch in gewiſſen Lebenslagen nicht anders kann, als das Unrecht begehen, ebenſo wie ein kranker Magen nicht geſund verdauen kann; ſie erkennen, daß eben die Einwirkungen, die den Verbrecher zum Verbrecher gemacht haben, von der Geſellſchaft ausgehen. Und da ſetzen ſie nun mit dem Prinzipe der ſittlichen Verantwortlichkeit ein, indem ſie die Geſellſchaft dafür verantwortlich machen, daß ſie dieſe Zuſtände ſchafft, welche den Verbrecher entſtehen läßt, und bedenken nicht, daß ihrerſeits ja auch die Geſellſchaft nicht anders konnte, als ſolche Zuſtände erwachſen laſſen, aus welchen die Miſſethäter erſtehen.

Beide Anſchauungen, ſowohl die von der Verantwortlichkeit des verbrecheriſchen Individuums, wie jene von der Verantwortlichkeit der menſchlichen Geſellſchaft, ſind gleich falſch und unhaltbar, und weder an der Hand der einen, noch an jener der anderen können wir auf einen Weg gelangen, der uns an das gewünſchte Ziel zu führen vermöchte, an das Ziel einer

vernünftigen und befriedigenden Löſung der wichtigen Frage, welche Aufgabe dem Staate gegenüber dem die Intereſſen der Menſchheit ſchädigenden Individuum zufällt.

Die Beantwortung dieſer Frage muß auf anderem Wege geſucht werden.

Man könnte nun glauben, daß bei Feſthaltung der Läugnung jeder Verantwortlichkeit für alles Böſe die Löſung der uns beſchäftigenden Frage überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit ſei: doch glücklicherweiſe iſt dem nicht ſo.

Aber ebenſo wie zur Hinwegſchaffung der Not und Armut die Ermittelung der ſozialen und volkswirtſchaftlichen Gründe derſelben wichtiger und wirkſamer iſt als alle ſpontanen Mildthätigkeiten, ſo ſind auch die moraliſchen Übelſtände nur durch Unterſuchung der Geiſtes-, Gemüts- und Körperbeſchaffenheit des Menſchen zu bekämpfen. Die ſittlichen Übel der Menſchheit ſind Krankheitserſcheinungen gleichwie die körperlichen Übel, und wie die von Seite der Geſellſchaft auf Grund der Ergebniſſe der Wiſſenſchaft zur Bekämpfung der körperlichen Krankheiten getroffenen Maßregeln in dreierlei Gebiete der Wirkſamkeit zerfallen: Vorbeugung oder Verhütung derſelben, Heilung der vorhandenen Krankheiten und Ausſcheidung derjenigen Kranken, deren Übel die geſunden Glieder der Geſellſchaft ſchädigen würden, ebenſo obliegt dem Staate gegenüber den ſittlichen Übeln die dreifache Aufgabe: Verhütung derſelben, ſoweit es in ſeiner Macht gelegen iſt; Heilung, reſp. Beſſerung der Übelthäter; Ausſcheidung, beziehungsweiſe Unſchädlichmachung der gemeingefährlichen Individuen.

Eine radikale Verhütung moraliſcher Übelſtände kann nur durch Löſung der allgemeinen ſozialen Frage, das heißt durch eine ſoziale Umgeſtaltung herbeigeführt werden, der es gelingt, eine derartige Form der Geſellſchaft zu ſchaffen, die auf Bedingungen ruht, daß nicht die ſchlechten, ſondern die guten Handlungen der Glieder der Geſellſchaft ihnen Vorteil bringen. Denn keine Religion und keine Morallehre vermag etwas an der unerſchütterlichen, wenn auch oft geleugneten Thatſache zu ändern: daß es für alle menſchlichen Handlungen, für die edelſten und hochherzigſten ebenſo wie für die niedrigſten und verbrecheriſchſten, keinen anderen letzten, allerdings oft tief verborgenen Beweggrund giebt, als den Willen und das Streben nach Erreichung des eigenen Wohles.

Wenn wir auch nicht zu hoffen wagen, daß eine derartige ſoziale Umgeſtaltung in abſehbarer Zeit zu erwarten ſteht, ſo lehren uns doch die wiſſenſchaftliche Naturerkenntnis und die Geſchichte der Völker, daß der Weg der Menſchheit — Lauf aller Dinge in der Natur — vom Niedrigen zum Höheren, von der Roheit zur Veredelung und Verfeinerung, mit einem Worte, in der Richtung der Vervollkommnung führt, und dürfen

wir daher wohl glauben, daß wir uns dem erhabenen Ziele, der Schaffung eines derartigen Gesellschaftsbaues, in welchem die notwendigen sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen zur Entstehung von Verbrechen und Lastern aller Art keinen Platz finden, immer mehr und mehr nähern werden, wie wir sehen, daß wir uns denselben im Vergleiche mit den Zuständen in den dunklen Zeiten der Anfänge der Civilisation ja thatsächlich um einige, wenn auch bedauernswert kleine Schritte schon genähert haben.

Doch wenn es auch einst der menschlichen Gesellschaft gelingen wird, auf diese Weise ihrer Aufgabe: der Verhütung moralischer Übel in denkbar höchstem Grade gerecht zu werden, so wird es sicherlich auch dann noch einen Rest sittlicher Übelstände geben, denen gegenüber sie in anderer Weise wird Stellung nehmen müssen, sowie es auch der höchst entwickelten Hygieine nie gelingen wird, alle körperlichen Krankheiten aus der Welt zu schaffen. Auch nützt es nichts, sich optimistische Luftschlösser eines solchen goldenen Zeitalters zu bauen, und ist für die Gegenwart — welcher die Verhütung sittlicher Krankheit noch ein Buch mit sieben Siegeln bildet — eben die Stellungnahme gegenüber thatsächlich begangener Übelthaten eine Aufgabe immenser Dringlichkeit. Und hier handelt es sich nun um Feststellung des Prinzipes, ob der Staat die Pflicht habe, bei den den Verbrechern gegenüber zu treffenden Maßnahmen, deren Besserung ins Auge zu fassen, oder ob ihm nur deren Unschädlichmachung obliege.

Die Antwort lautet: Beides ist seine Aufgabe, die Besserung der Besserungsfähigen und die Unschädlichmachung, im äußersten Falle die Vernichtung der unverbesserlichen, gemeingefährlichen Individuen. Denn die Erfahrung lehrt, daß unter der Masse von Verbrechern sich ein ebenso großes Kontingent einer moralischen Umwandlung fähiger Menschen, wie durchaus schlecht veranlagter, keinen anderen als bösartigen Trieben zugänglicher Charaktere findet, und Schonungslosigkeit in der Maßregelung der ersteren würde denselben eben so schweres Unrecht zufügen, wie anderseits durch eine aus mißverstandener Humanitätsidee hervorgehende Schonung der letzteren die Gesellschaft in ihren berechtigten Interessen geschädigt würde.

Mancher Dieb oder Mörder mag vielleicht durch Entzug der Freiheit und Arbeitszwang zur Reue über die verübte verbrecherische That geführt werden und nach erlittener Strafe gebessert in die Mitte der Gesellschaft zurückkehren, während ein anderer nicht über seine That, sondern nur über deren Entdeckung Bedauern fühlt, seinen ganzen Scharfsinn darauf verwendet, darüber nachzudenken, wie er es einzurichten habe, sich ein anderes Mal dem Arme der Justiz zu entziehen und somit als ein noch böseres und gefährlicheres Individuum in die Freiheit zurücktritt, als er zu jener Stunde war, da sie ihm strafweise entzogen worden.

Nicht die Schwere einer Missethat, nicht der verbrecherische Akt selbst in seiner Nacktheit vermag Aufschluß zu geben über die Besserungsfähigkeit oder hoffnungslose Bösartigkeit desjenigen, von dem sie verübt worden, sondern lediglich die Aufdeckung der Reihe von Umständen, welche sie begleiten, die zusammenhängende Kette von Motiven, deren letztes Glied das Verbrechen bildet, der äußeren und inneren Bedingungen, welche in ursächlichem Zusammenhange zu dem Verbrechen als notwendigem Endergebnisse geführt haben.

Einer weisen Gesetzgebung obliegt es, ein Strafverfahren zu ersinnen, durch das dem Verbrecher nicht als Buße Pein und Leiden aller Art auferlegt werden, sondern das geeignet ist, charakterbildende Einflüsse auf den Verbrecher zu üben, die Strafanstalt zu Erziehungs- und Besserungsanstalten umzubilden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, um solchem Zwecke zu entsprechen, das Strafverfahren vom Grunde aus anders organisiert werden müßte, als es dermalen ist.

Vieles Gute könnte auf diese Weise erzielt werden; wer jedoch hiervon durchaus günstige Erfolge erwarten wollte, würde arge Enttäuschungen zu gewärtigen haben. Wie körperliche Krankheiten durch Arzeneien und Beseitigung der sie hervorrufenden Ursachen in manchen Fällen gelindert oder geheilt zu werden vermögen, so können zuweilen auch sittliche Übel durch geeignete äußere Einwirkungen verringert oder ganz entfernt werden; doch hängt ein gründlicher Erfolg solchen moralischen Heilverfahrens von zahlreichen außerhalb der Machtsphäre der dieses Heilverfahren leitenden Persönlichkeiten liegenden Bedingungen ab, von dem Alter des Kranken, von der Hartnäckigkeit des Übels und ganz besonders von der Veranlagung des Charakters.

Wie manche Arten des Bodens trotz sorgfältigster Pflege absolut nicht ertragsfähig gemacht werden können, wie manche Pflanzen- und Tiergattungen zur Veredelung untauglich sind, so ist auch die moralische Besserung eines Menschen durch gewisse Eigenschaften der Charakteranlage bedingt, deren Mangel jeden Versuch einer Veredelung vereitelt. Bereits vorhandene Eigenschaften lassen sich durch geeignete Pflege entwickeln und bilden. Aber niemals können Eigenschaften, die nicht schon im Keime vorhanden sind, durch irgend eine Macht äußerer Einflüsse eingepflanzt werden. Einen Menschen, der ein durchaus falsches Gehör und eine, wie die einer Krähe krächzende Stimme hat, wird niemand zu einem Sänger auszubilden versuchen. Und so giebt es auch Menschen, bei welchen der auf das Böse gerichtete Wille in ihrer angeborenen Charakteranlage bedingt ist und durch keine äußere Einwirkung in einen Willen zum Guten umgewandelt werden kann. Es sind mit fehlerhafter Gehirnorganisation geborene Menschen, gerade so, wie es Menschen giebt, die als Idioten geboren werden.

„Gewiß sind die Verschiedenheiten der sittlichen Anlage des Menschen nicht kleiner, als auf anderen Gebieten seiner Begabung. Es giebt Menschen, welche von den frühesten Jahren an einen Hang zu lasterhaften und bösartigen Verbrechen an den Tag legen, welche nicht einen guten Trieb besitzen, den ein Lehrer der Sittlichkeit ausbilden könnte; welche der Befriedigung ihrer eigenen Selbstsucht nachhängen, gleichviel, welcher Nachteil anderen daraus erwächst. Hinwiederum giebt es auch Menschen, deren Neigungen in der entgegengesetzten Richtung liegen; die ohne Erziehung, ja sogar trotz der Erziehung zum Bösen in all ihren Handlungen einen großmütigen, edlen, selbstlosen Geist beweisen. Und diese Verschiedenheiten sind angeboren, derartige Menschen unterscheiden sich ebenso sehr von einander, wie ein Kranker von einem Gesunden. Nun soll damit nicht gesagt sein, daß im zweiten Fall die Heilung und im ersten sittliche Erziehung ganz erfolglos sein müßten. Aber es steht fest, daß weder durch die Heilkunde, noch durch eine sittliche Erziehung das Schlechte in Gutes, die krankhafte Anlage oder Eigenart in eine kräftige oder sittliche verwandelt werden kann.“*)

„Bis zu einer gewissen und garnicht so niedrigen Grenze verdanken wir diese (die guten) Triebe ihrer Pflege; aber sie hätten ja nicht gepflegt werden können, wenn sie nicht in einem gewissen Grade schon vorhanden gewesen wären. Ihr Auftreten oder Fehlen bei einem Einzelwesen ist nicht sein Verdienst oder seine Schuld, denn sicher bildet sich doch niemand seinen eigenen Charakter. Das besorgen seine Eltern oder Vorfahren für ihn. Der Held ist schon mit seinem edlen, furchtlosen Herzen geboren worden. Der Heilige ist bereits mit seiner freien Neigung zu edlen Thaten und erhabenen Empfindungen auf die Welt gekommen, und auch das sittliche Ungeheuer, der feige, selbstsüchtige, gewissenlose Verbrecher, ist mit seinen, von nahen oder fernen Voreltern ererbten bösen Leidenschaften geboren. Dem Heiligen oder Sünder ist kein Verdienst und keine Schuld, in metaphysischem oder mystischem Sinn des Wortes, zuzuschreiben. Denn sie haben ja ihre guten oder bösen Eigenschaften nicht selbst gemacht. Der Mensch erbt sein Gehirn ebenso gut wie sein Vermögen. Durch Vererbung überkommen wir eine kräftige Natur, die lebhafte Einbildungskraft, das empfindliche Gewissen, den festen Willen ebenso gut, wie das Geld in Staatspapier oder ein großes Landgut mit ausgedehnten Äckern.“**)

Und nicht nur bei solchen, in ihrer natürlichen Charakterveranlagung mißratenen, sondern auch bei jenen Individuen, deren Charaktergefüge durch

*) James Cotton Morison: „Menschheitsdienst“. Übersetzt von L. Lauenstein. (Leipzig, Verlag von Karl Reißner.) S. 286.

**) Ebendaselbst.

ſchlechte Erziehung, durch die Macht lang geübter Gewohnheiten, bereits im Böſen gefeſtigt worden, wird jeder Verſuch einer moraliſchen Umwandlung erfolglos bleiben. Für ein ſchlechtes Herz — gleichviel, aus welchen Urſachen es ſchlecht iſt — giebt es keine Beſſerung. „Der Zuſammenhang der pſychiſchen Zuſtände iſt durch ihre häufig wiederholte Aufeinanderfolge ein ſo feſter geworden, daß er organiſch iſt.“

Solchen gemeingefährlichen Individuen gegenüber, deren durch ihren Charakter bedingter böſer Wille in offener Feindſeligkeit gegen die höchſten Intereſſen der Menſchheit ſteht, und deren Freiheit im Handeln, ja deren bloße Exiſtenz eine beſtändige Bedrohung der menſchlichen Geſellſchaft bildet, ſolchen Individuen gegenüber kann dem Staate keine andere Aufgabe, als deren Unſchädlichmachung zufallen.

Zahlreiche anatomiſche Unterſuchungen von Verbrechergehirnen haben auffallende pathologiſche Abnormitäten in der Schädel- und Gehirnbildung dieſer Verbrecher nachgewieſen. So wurden auch kürzlich in den „Wiener Mediziniſchen Blättern“ von Profeſſor Benedikt die Reſultate der Unterſuchung veröffentlicht, welche er an dem Gehirne und dem Schädel des profeſſionellen Frauenmörders Hugo Schenk angeſtellt hat. In der „Neuen Freien Preſſe“ (vom 2 Januar 1891) leſen wir hierüber:

„Die Schilderung des Befundes iſt für einen fachlichen Leſerkreis berechnet; die Hauptmomente desſelben vermögen jedoch auch ein allgemeines Intereſſe zu erregen. So findet Profeſſor Benedikt in der gradlinigen Entwicklung der limbiſchen Furche des Gehirnes, welche aus einer, dem Aufſatze beigegebenen Zeichnung erſichtlich iſt, eine Beſchränkung der Entwicklung, wie ſie bei Epileptikern häufig beobachtet werden. Die Trennung zweier Partieen des unterſuchten Gehirnes durch eine Fiſſur, ſtatt der Verbindung durch eine breite Brücke, widerſpricht, der Darlegung des Gelehrten zufolge, ganz und gar dem Typus des normalen Menſchen, und es deutet immer auf eine mächtige Störung der konſtruktiven Kräfte, wenn eine ſolche ungewöhnliche Bildung zuſtande kommt. Die ſehr ungleiche Entwickelung der verſchiedenen Gehirnteile weiſt ferner auf ſchlechte Equilibrierung des Gehirnes hin. Noch unzweideutiger als das Gehirn, ſpricht der Schädel Hugo Schenks dafür, daß man es mit einem hochgradig ſtigmatiſierten und, wenn man will, ſelbſt mit einem pathologiſchen Individuum im engeren Sinne zu thun habe. Dies zeigt ſich unter anderem durch die faſt ganz verſchwundenen großen und ſphenoidalen Nähte. Dieſen Ausführungen fügt Profeſſor Benedikt folgendes bei: „Bei der hochgradigen Abnormität des Gehirns und des Schädels von Hugo Schenk werden verworrene Menſchen die Frage aufwerfen, ob die Hinrichtung nicht ein Juſtizmord war. Allein der wiſſenſchaftliche Nachweis, daß ein Individuum abnorm

organisiert war, hat mit der Frage, ob es eingesperrt oder im Notfalle gehenkt werde, gar nicht den gewöhnlich angenommenen Zusammenhang. Die kriminalistisch kompromittierte moral insanity gehört ins Gefängnis oder im Notfalle an den Galgen, aber weder ins Irrenhaus und am wenigsten in die Freiheit. Ein auf richtigen Grundsätzen beruhender belgischer Gesetzentwurf bestimmt sogar für solche Individuen die Einsperrung in ein Staatsasyl, wenn sie auch nichts verbrochen haben, wenn nur ihre Gemeingefährlichkeit nachgewiesen ist. Die konstatierten Abnormitäten liefern sowohl ein Argument *für* als *gegen* die Todesstrafe. Ich will und kann hier auf diese nicht eingehen; ich habe sie nur gestreift, um einen logischen Mißbrauch des Befundes hintanzuhalten."

Thatsächlich wird von den die Freiheit des Willens und mithin die sittliche Verantwortlichkeit der Verbrecher leugnenden Gegnern der Todesstrafe die Hinrichtung eines jeden Verbrechers gewissermaßen als ein Justizmord betrachtet und dargestellt. Indem sie von der ganz richtigen Voraussetzung ausgehen, daß ein durchaus böser Charakter, eine auf das Böse gerichtete Willenstendenz notwendigerweise durch eine krankhafte Abnormität der Gehirnbildung, mithin der Gehirnthätigkeit bedingt sei, ziehen sie die Folgerung, daß die an einem Verbrecher vollzogene Todesstrafe — gleichviel, ob die pathologischen Veränderungen seines Gehirns so merkbar sind, daß es der durch den heutigen Stand der Wissenschaft ermöglichten Forschung gelingt, sie aufzudecken, oder ob sie der wissenschaftlichen Untersuchung unerkennbar bleiben — vom Standpunkte des natürlichen Rechtes verwerflich sei.

Diese Schlußfolgerung ist jedoch eine durchaus falsche.

Es verschlägt gar nichts an der Sache, ob einem beliebigen Individuum sittliche Verantwortlichkeit für seine Thaten zuzuschreiben ist oder nicht; ob es aus freiem Willen das Böse wählt und thut, oder ob es nicht anders kann, weil die Mißbildung seines Gehirns den bösen Charakter und die böse Willensrichtung zur notwendigen Folge hat. *Des betreffenden Individuums Feindseligkeit gegen die Menschheit, seine Schädlichkeit und Gefährlichkeit für die Gesellschaft bleibt in beiden Fällen dieselbe*, und in beiden Fällen fordert es die Sorge für die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft, daß die, ob nun mit freiem oder mit *notwendigem* bösen Willen behafteten Individuen ausgestoßen und beseitigt werden. Der Staat hat hierzu nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, und zwar nicht nur deshalb, um sich vor weiteren verbrecherischen Eingriffen der Übelgesinnten zu schützen, sondern auch, um es unmöglich zu machen, daß der Verbrecher Nachkommenschaft hinterlasse und derselben seine bösen Anlagen vererbe.

Doch nicht die Unschädlichmachung der unverbesserlichen Verbrecher an

ſich, ſondern deren Tötung iſt es ja, deren Zuläſſigkeit die Gegner der Todesſtrafe in Abrede ſtellen.

Wenn aber dem Staate das Recht ihrer Beſeitigung durch Vernichtung ihres Lebens nicht zuſteht: was anderes ſoll mit ihnen geſchehen?

Lebenslänglicher Entzug der Freiheit ſei das einzige erlaubte Mittel, um die Geſellſchaft vor ihnen zu ſchützen, — ſo lautet ſelbſtverſtändlich die Antwort.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieſer Entſcheidung der Frage und ſehen wir zu, ob die Konſequenzen einer derartigen Maßregel eine befriedigendere Löſung zu gewähren vermag, als die Anerkennung des Rechtes des Staates auf Verhängung der Todesſtrafe.

Sollten dem zu lebenslänglichem Freiheitsverluſt verurteilten Verbrecher während ſeiner Haft Exiſtenzbedingungen gewährt werden, welche, der Auffaſſung von ſeiner Verantwortlichkeit, in gewiſſem Sinne alſo von ſeiner moraliſchen Schuldloſigkeit an ſeinen Miſſethaten, entſprechend, ihm alle Schonung und Rückſicht zu Teil werden laſſen, welche ein hochentwickelter Humanitätsſinn dem Kranken gewährt?

Auf dieſe Weiſe würde ja die vom Staate ergriffene Maßregelung des Verbrechers ſich zu einer Art Prämie für ſeine Übelthaten geſtalten. Ein armer Teufel, den die Not im ſchweren Kampf ums Daſein zu erdrücken droht, hätte nichts Beſſeres zu thun, als irgend ein ſcheußliches Verbrechen zu verüben, um den Qualen des auf ihm laſtenden Elends ſo ſchnell als möglich und für die ganze Dauer ſeines Lebens zu entfliehen. Denn der Freiheitsverluſt allein wird manchem viel weniger ſchmerzlich und unerträglich dünken, als die täglich erneute Sorge, die Qualen des Hungers, der Obdachloſigkeit, der Kälte und der mangelhaften Bekleidung. Kommt es ja ſogar in gegenwärtiger Zeit, wo die Verpflegung der Sträflinge in den Gefängniſſen keineswegs noch geeignet iſt, den Anſprüchen der aus der Lehre des Determinismus falſche Schlüſſe ziehenden Anwälte der Übelthäter zu entſprechen, ſchon häufig vor, daß arbeitsſcheue Geſellen oder Unglückliche, welche Arbeit und Brot nicht zu finden vermögen, ſich Geſetzübertretungen zu ſchulden kommen laſſen, um auf Koſten des Staates ihre Verſorgung im Gefängniſſe zu finden. Um wie viel häufiger würde dieſe Thatſache ſtattfinden, wenn erſt jenen Anforderungen im vollen Maße Genüge gethan und die Kerker der Verbrecher zu Aſylen umgeſtaltet würden, in welchen dem entarteten Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft alle Annehmlichkeiten des Lebens — mit Ausnahme der Freiheit — in reichem Maße gewährt würden. Die Gefängniſſe würden ſich bald in erſchreckendſter Weiſe füllen, an welcher Erſcheinung auch die Maßregel, die Verbrecher zu anſtrengender Arbeit anzuhalten, nichts zu ändern vermöchte, welche Maßregel zudem die fatale Wirkung hätte, durch die von den Häftlingen pro-

duzierte Massenarbeit den Arbeitslohn der sich in Freiheit befindlichen nützlichen und tüchtigen Glieder der Gesellschaft noch mehr herabzudrücken und das allgemeine Elend noch zu vergrößern. Die natürliche und unausbleibliche Folge einer derartigen Stellungnahme des Staates gegenüber der Verbrecherwelt wäre thatsächlich eine schwere Schädigung des gesunden und guten Teiles der Gesellschaft zu Gunsten ihrer kranken und entarteten Teile. Das Prinzip der wahren Gerechtigkeit und Humanität würde auf diese Weise also keineswegs seine Wahrung finden.

Aber nicht nur die realen Konsequenzen derartiger Maximen würden die allgemeinen Interessen der Gesellschaft schwer schädigende Zustände herbeiführen, sondern die Maximen selbst sind fehlerhaft, da sie — wie wir eben bereits klargelegt zu haben glauben — das Ergebnis einer total falschen Schlußfolgerung sind. Freilich ist es wahr, daß ein durch eine gewisse abnorme Gehirnbildung bedingter böser Charakter nicht anders kann, als einen bösen Willen und — so weit er den Willen in That umzusetzen vermag — böse Handlungen hervorzubringen; daß der Verbrecher an dem Besitze seines Charakters, den er, wie sein Gehirn, sich nicht selbst gegeben, sondern erhalten hat, nicht selbst schuld ist; daß dem sittlichen Ungeheuer, dem feigen, gewissenlosen Verbrecher für seine ererbten und vielleicht durch gewisse äußere Einflüsse entwickelten bösen Leidenschaften und für die aus denselben entsprungenen bösen Thaten eine moralische Verantwortlichkeit, mithin eine Strafe im gewöhnlichen Wortsinn nicht auferlegt werden kann. Doch dies vermag an dem Rechte und der Pflicht der Gesellschaft, derartige, ihren höchsten Interessen feindseligen Elemente zu vertilgen, gar nichts zu ändern. Giftige Schlangen und reißende Tiere können auch nicht dafür, daß sie sind, was sie sind, und sie sind schuldlos an ihren, dem Menschen gefährlichen Trieben, und doch vertilgen wir sie und denken nicht etwa daran, sie einzufangen und, um sie unschädlich zu machen, statt sie zu vernichten, ihnen Käfige zu bauen und sie zu füttern, bis sie ihr schuldloses Leben aushauchen.

Der in Rede stehenden, einer falschen Logik und ebenso falschen Humanitätsschwärmerei entspringenden und zu den mißlichsten Konsequenzen führenden Forderung des Schutzes und der Schonung der Verbrecher gegenüber, steht die nicht minder verwerfliche Forderung einer anderen Gruppe von Gegnern der Todesstrafe, welche, der Abschreckungstheorie gemäß, die über den Verbrecher zu verhängende Strafe lebenslänglichen Freiheitsverlustes mit solch strenger und harter Maßregelung des Verurteilten einzurichten verlangt, daß dieselbe ebenso sicher vom Verbrechen abzuschrecken vermöge, wie die Hinrichtung. Eine Forderung, noch weit unvernünftiger und ungerechter als die zuvor besprochene, unhaltbar von jedem Gesichts-

punkte. Denn ungereimt ist es, dem Staate einerseits das Recht zur Tötung eines Verbrechers abzusprechen, andererseits aber zugleich ihm die Berechtigung zuzuerkennen, dem Übelthäter schwere Qualen aufzuerlegen. Im Gegenteil steht es der Gemeinschaft zu, sich eines, infolge seiner Entartung ihr schädlichen und gefährlichen Gliedes durch thunlichst schmerzlose Beseitigung zu entledigen, keineswegs aber kann sie dazu berechtigt sein, ihm Pein und Schmerzen aufzubürden, welche die Erreichung des Zweckes seiner Beseitigung nicht notwendig macht.

Würde die Strafe derart eingerichtet, daß man von ihr mit einiger Sicherheit voraussetzen kann, sie vermöchte es, von Verbrechen abzuschrecken, so müßte sie eine so strenge und harte sein, daß der Verurteilte durch ein, infolge der erduldeten Entbehrungen und Pein sich allmählich entwickelndes Siechtum getötet wird. Ganz sicherlich ist es aber humaner, den Verbrecher auf rasche und schmerzlose Weise hinzurichten, als ihn langsam zu Tode zu martern.

Somit gelangen wir zu dem Ergebnis: die Aufgabe des Staates gegenüber dem Verbrecher kann nur sein: *seine Besserung*, oder — im Falle, wo seine Besserung nicht möglich ist — seine, ihm möglichst quallose Vertilgung.

Die Anerkennung dieser Lage der Dinge muß allerdings allen, von lebhafter Menschenliebe erfüllten Gemütern eine betrübende sein. Doch geben wir denselben zu bedenken, daß die menschliche Gesellschaft mit solcher Entscheidung der uns hier beschäftigenden Frage ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hat. Die Menschheit befindet sich in einem Übergangsstadium. In allen Ecken und Enden rührt und regt es sich. Noch sind die sozialen und wirtschaftlichen Zustände derartige, daß die Entwickelung zahlloser sittlicher Übelstände deren unvermeidliche Folge sind. Aber die Gesellschaft drängt einer mächtigen Umwälzung entgegen. Die Ideen der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit ringen mit energischem Ansturm nach Durchbruch. Wann und auf welche Weise die große soziale Umwandlung sich vollziehen wird, ob auf friedlichem Wege oder unter schweren Stürmen und Wehen der Menschheit, dies liegt freilich im dunklen Schoß der Zukunft verborgen. Doch nicht rückläufig, sondern vorwärts und aufwärts führt die Bewegung aller natürlichen Entwickelung. Und so wird und muß es auch der menschlichen Gemeinschaft — ob bald oder spät — doch sicher einst gelingen, in der bevorstehenden Umgestaltung des sozialen Baues, demselben Bedingungen zu Grunde zu legen, welche, den Forderungen höchst entwickelter Gerechtigkeits- und Humanitätsideen entsprechend, die Lösung der großen Aufgabe der Menschheit zu bieten vermögen: *der Verhütung sittlicher Übel, soweit die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur sie ermöglicht.*

Andere Kritiker!

Ein paar unſchuldige Bemerkungen von Guſtav Morgenſtern.

(Kopenhagen.)

Es iſt ſo leicht, ach ſo kinderleicht, mit dem kritiſchen Spieß grimmig dreinzuſtoßen. Und nun gar die Kritik der Gegenwart maufetot zu ſtechen, das iſt leichter als eine Butterbemme ſchmieren.

Aber was kommt dabei heraus?

Fichte hat ſeiner Zeit den alten Nicolai verhauen, daß es noch heute eine Luſt zu leſen iſt: Die Nicolaiten lebten ruhig weiter. Wenn alle Dichter und Schriftſteller dem Beiſpiele Mörckes folgen und für jede eſelhafte Kritik, die ihnen den Magen verdirbt, einen Rettich genehmigen wollten, würden die Rettiche bald teuer und als vielgeſuchte Luxusartikel bald mit einer indirekten Steuer belegt werden.

Es iſt mit den ſchlechten Kritikern wie mit dem Knoblauch im Leipziger Roſenthale; das Zeug iſt, wie das brave deutſche Herz, gar nicht umzubringen.

Da kommt nun ein tapferer Kämpe im Februarheft der Geſellſchaft angeritten und ruft: gebt uns würdige Kritiker! Hinweg mit den unreifen Köpfen unter den Kritikern! Und zum Überfluß prophezeit er noch: „Alle diejenigen, gegen welche (was ſagt Wuſtmann zu ſolchem Deutſch?) dieſe, meine Ausführungen gerichtet ſind —, ſie werden wider mich aufſtehen, ſich bekreuzigen, ihre glattgeſcheitelten Häupter ſchütteln und ausrufen: „Er iſt ein Ketzer! Steinigt ihn!“

Lieber Herr Knopf, glauben Sie wirklich, daß die ſchlechten Kritiker ſo fuchswilde werden könnten? Sie ſchweigen fein ſtille und wiſſen, daß ſie damit das beſſere Teil erwählt haben. Böſe werden, ſchimpfen — das hieße doch, das gute Publikum ſtutzig machen: wie, wenn die Leute hingingen und das Februarheft der „Geſellſchaft“ läſen? Die Herren ſind klüger als die ehrſamen Leipziger Profeſſoren, die die „Geſellſchaft“ aus der Leſehalle verweiſen und die braven Studenten zu um ſo eifrigeren Leſern des frivolen Blattes machen.

Aber ſelbſt wenn die kritiſchen Schlingel: Kreuzigt ihn! rufen wollten, ſelbſt wenn der Artikel des Herrn Knopf eifrig diskutiert werden ſollte — ja, was dann? Mit allgemeinem Tadel der Kritik im allgemeinen wird nie etwas erreicht und ebenſowenig mit einem allgemein gehaltenen Mahnworte, wie dem: Gebt uns würdige Kritiker! Würdige Kritiker! Ach, gebt uns vor allem würdige Berichterſtatter und Gott weiß wieviel Würdiges dazu. Wer ſich an das Publikum wendet, ſollte doch immer ein

„Mann von Erfahrung, von Bildung und Geschmack" sein, vor allem auch ein grundehrlicher Mann.

Nein, was uns not thut, das ist die Vermöbelung der einzelnen kritisierenden Personen und einzelner Kritikerklassen. Es sollte jedes größere Litteraturblatt eine besondere Rubrik einrichten: Kritik der Kritik. Stellt die kritischen Schmierfinken an den Pranger. Stellt z. B. den kritischen Unsinn zusammen, der über Hauptmanns „Weber" zusammengeschrieben ist, oder noch besser, all den unverantwortlichen Quatsch, der über die Produktion eines einzelnen Dichters zu Papier gebracht ist.

Das gäbe einen Misthaufen von einer Quantität und einer Qualität, der selbst professionelle Straßenräumer dazu bringen würde, die Nasen schnobernd zu heben: Herrgott, da giebt's doch wirklich noch schlimmern Dreck, als den in unsern Kloaken!

Schimpft nicht über Kritik im allgemeinen, aber sorgt dafür, daß eine Reihe von Personen als Kritiker unmöglich werden.

Es steht ja jetzt so, daß die konfiszierteste Kreatur, wenn alles andere nicht mehr angeht, immer noch Kritiken zusammenschmieren darf. Und andererseits sind unsere Kunstverhältnisse so zerfahren, daß jedermann — z. B. eine Legion Gymnasiallehrer — so nebenbei, zum Privatvergnügen, um Rezensionsexemplare zu ergattern, das kritische Richtschwert führen darf. Wo soll da eine Kritik von rein künstlerischen Gesichtspunkten aus herkommen? Und eine solche Kritik brauchen wir doch wohl, nicht moralisch entrüstete, realgymnasialoberlehrerliche Kritik à la Örtel. Sorgen wir dafür, daß den lieben Gelegenheitskritikern, und mögen sie nun auch Dubois-Reymond heißen, das Handwerk gelegt wird.

Unser Volk hat verteufelt wenig Interesse für Litteratur und Kunst und verteufelt wenig Verständnis dafür. Daß das Publikum die Zeitungsredaktionen zwingen sollte, für anständige Kritik zu sorgen, das dürfen wir niemals hoffen. Der Schriftsteller muß sich selber wehren; er darf nicht den Ärger in sich hineinfressen oder einen Rettich verzehren oder ins Blaue hineinschimpfen. Nehmt die einzelnen Sünder beim Kragen und haut sie windelweich. Dann wird es schon besser werden.

Zur Ueberwindung des Hermann Bahr.

Von Karl Kraus.

(Wien.)

Es ist mir im Grunde ganz egal, wer Recht hatte in dieser Streitsache, der Dichter Ludwig Fulda oder Dr. Max Burckhard, der Direktor des k. u. k. Hofburgtheaters zu Wien.

So viel weiß ich: dieser hat sich — ich bin einer der enragiertesten Verehrer seines frischen, thatkräftigen Regiments — Herrn Fulda gegenüber roh und brutal benommen, kotzengrob und holzknechtmäßig, mit einem Worte „weanerisch ferm". Wenn der Berliner Schriftsteller fein und in aller Güte um eine Verschiebung des Aufführungstermins seines „Talisman" ersuchte, so hat er ja doch damit noch kein Verbrechen begangen, das einen so brüsken Refus, ein sofortiges Abbrechen aller Beziehungen verdiente. Jedoch nur für die Art des Refus, nicht für den Refus an und für sich, ist Burckhard verantwortlich zu machen. Er hat das Werk nicht zurückgewiesen, nein, gewisse „höhere Mächte" haben, nachdem sie in die Dichtung Einsicht genommen und die Hiebe, die der Hoffart der Herrscher versetzt werden, herausgespürt, die Aufführung des ketzerischen Werkes an der k. u. k. Hofbühne (Tradition! Hut ab!) kurzweg verboten. Man erinnere sich nur an die „Sklavin"-Affaire. Ludwig Fulda steht bei unseren Komtessen in üblem Leumund. Wie konnte sich der arme Direktor helfen, der für seine tollen Streiche (Aufführung von Ibsen, Hauptmann ꝛc.) schon manchen Verweis „von oben" bekommen hatte? Da kam nun Fulda mit seinem unschuldigen Ansinnen. Die Gelegenheit war da, dem Autor sein Werk vor die Füße zu werfen, mit heiligem Eifer wurde sie erfaßt, — aber grob, kotzengrob, „weanerisch ferm". Und was that die Presse? Sie, die sonst an Burckhard kein gutes Haar zu lassen gewohnt war, stellte sich einmütig auf seine Seite, die er doch selbst nicht gern vertrat, als einige deutsche Blätter (allen voran die „Münchener Allgemeine") das Vorgehen Burckhards aufs entschiedenste verdammten, den jungen Dichter und mit ihm alle deutschen Dramatiker angelegentlichst in Schutz nahmen. Ja, die Wiener Presse war in corpore (bis auf den Kopf, die „N. Fr. Presse" natürlich, die es ja unter ihrer Würde hält, den Namen des Ketzers und Traditionstöters Burckhard überhaupt in den Mund zu nehmen, und die ja nie und nimmer seine Handlungsweise billigen wird, auch — wenn sie sie billigt) auf den armen Fulda erbost, als sich der widerliche Skandal

durch den fort erneuerten Briefwechsel zwischen Dichter und Direktor unnötig aufbauschte.

Was wird die „Deutsche Zeitung" sagen? Darauf war ich sehr neugierig. Denn in der „Deutschen Zeitung" sitzt Hermann Bahr und ist Obermacher in Theatersachen. Und daß dieser Herr ein gar kurioser, furchtbar komischer Kauz und, wenn er schon nichts anderes für sich hat, jedenfalls sehr interessant ist, wer wollte das leugnen, der die Entwickelung dieses Charakters verfolgt hat?!

Und siehe da, Herr Hermann Bahr*) sagte sein Richterspröchlein auf: „Burckhard und Fulda. Wir haben neulich die Erklärung des Herrn Fulda gegen das Burgtheater und die Antwort des Direktors Dr. Burckhard mitgeteilt. Die widerliche Angelegenheit, in der alles gute Recht für die Direktion und wider den hochmütigen, erweislich unaufrichtigen und gegen den Vater seines Ruhmes so undankbaren Autor steht, wäre damit erledigt, wenn sich nicht die kleine, aber desto lautere Clique des Berliner Litteraten, das lärmende Rudel von Verkannten aus den Berliner Cafés Bellevue und Kaiserhof, in ihren Blättchen krampfhaft bemühte, sie zu einer „Sensation" aufzubauschen. Auch ein gelesenes Journal, die „Münchener Allgemeine Zeitung", ist einem solchen Selbstberichterstatter auf den Leim gegangen, und das sonst ernsthafte Blatt bringt einen sehr skurrilen Artikel, der gleich die Boykottierung der Wiener Burg durch die deutschen Autoren verlangt — „deutsch" heißt hier: vom Leipziger Platze bis zur Mohrenstraße. Wer den zudringlichen Eifer kennt, mit dem die Berliner Fabrikanten dramatischer Produkte und ihre „Reisenden" bei jedem eventuellen Direktor der Burg unabweislich hausieren, weiß, wie wenig leider diese so verlockende Drohung ernst zu nehmen ist; Herr Fulda, der in Wien erst für die außerkaiserhofische Welt entdeckt worden ist, ganz wie Herr Hauptmann von Direktor Burckhard aus den Coulissen der „Freien Bühne" in das helle Licht des ersten deutschen Theaters gezogen wurde, wird sicherlich selber der erste sein, der mit seinem nächsten Stücke wieder

*) Bevor ich von Herrn Bahr spreche, nur noch diese Bemerkung: Es würde mir nie und nimmer einfallen, das öffentliche Interesse für Herrn Bahr durch so und so viele Seiten in Anspruch zu nehmen. Das ist er denn doch nicht wert, er an und für sich; aber die verheerende Wirkung, die dieser Mann in unserer jungen Litteratur ausübt, ist größer als man zumeist denkt. In Wien kann man davon ein Liedchen singen. Man sieht es an unsern patschuliwedelnden Decadencepintschern und artigen Bologneserhündchen, wie korrumpierend Hermann Bahrs ganz absurde Sensationsriecherei und Originalitätshascherei auf junge Talente einwirkt. Man soll diesem verderblichen Einflusse ordentlich die Spitze bieten. Jüngstdeutschland wappne sich gegen diesen Französling!

betteln kommt. Aber vielleicht merkt Herr Direktor Burckhard die Lehre und erinnert ſich, daß es auch in Wien Dichter giebt, wenn ſie freilich nicht Miſch und Moſer, ſondern nur Niſſel und Saar, Schwarzkopf und Karlweis, David und Schnitzler heißen. H. B.“

Hahaha! Wer lacht da?! Alſo gehen wir das Artikelchen mal durch. Daß der gute Mann Fulda einen „hochmütigen, erweislich unaufrichtigen Autor“ nennt, welch eine Reporterfineſſe!*) Aber wie iſt es denn mit dem „gegen den Vater ſeines Ruhmes ſo undankbaren Autor“? He? Köſtlich! Einfach herrlich! Alſo bisher habe ich immer geglaubt, daß es umgekehrt, daß vielmehr Fulda der Vater von Burckhards Ruhm wäre, daß Fulda dem Burgtheater zu einem Kaſſenerfolg ſeltener Nachhaltigkeit verholfen! Denn die Sache ſteht ja doch wohl ſo: Ludwig Fulda ſchrieb ein Schauſpiel „Das verlorene Paradies“, ein nicht beſonders gutes, aber auch nicht beſonders ſchlechtes Stück, ein Kompromißſtück in Inhalt und Durchführung, zu zahm und halb für die Moderne und zu modern für die Schablone: Salonnaturalismus, Naturalismus für Kindertheater zurechtgeſchnitten, die Moderne in Goldſchnitt oder, wie ich's einmal in der „Geſellſchaft“ bezeichnete, Realismus für Minderbemittelte. Und weil das

*) Was Bahr in dem nämlichen Blatte vom 22. Januar unter der Chiffre „Mepherl“ ſagt, mag ich nicht bekämpfen. Die Zeilen ſprühen förmlich von Geiſt und Witz. Alle Hochachtung vor Bahrs ſatiriſcher Begabung. Aber — gemein ſind dieſe Zeilen auch, in ihrer ſtechenden Feinheit brutal, ordinär. Aus beiden Gründen führe ich ſie an: ich laſſe ihm auch gerne Ehre wiederfahren, wo ſie ihm gebührt.

„— — — — — Leben Sie einmal einen Monat an der Spree, ohne ſein (Fuldas) Freund zu werden! Es wird einem abſolut nicht erlaſſen.“

„Wohin man auch geht, er iſt überall und hat einen gleich. Er iſt das Nationalgericht der ſogenannten guten Geſellſchaft von Berlin, die eigentlich die ſchlechte Geſellſchaft von Poſen iſt. Er iſt für die reichen Leute, was der Schunkelwalzer für die armen iſt: ein geſchmackloſes, aber billiges und eben einmal gewohntes Sonntagsvergnügen. Er wird in jeder gut bürgerlichen Wirtſchaft beim Deſſert herumgereicht, förderlich für die Verdauung und den Schlaf, und bei den großen Ausſtattungen der „vornehmen“ Kreiſe, im Tiergarten draußen, wo es zwar weiter keine Tiere, aber Bankier an Bankier giebt, liefert ihn der Tapezierer gleich mit. Die ganz Gewaltigen und Großen freilich, von der dritten Million aufwärts, halten ſich den Sudermann mit der Ehre, der einen Bart und ſogar Talent hat. Aber wer kann ſich denn heute bei den ſchlechten Zeiten das leiſten! Der mindere Millionär muß froh ſein, ſo lange es noch den Fulda trägt, und verzichtet auf die Ehre. So findet man den Fulda überall. Man kann aus keinem Glaſe koſten, aus dem er nicht ſchon getrunken hat; man kann mit keiner betagteren Matrone flirten, in der er nicht ſchon das heilige Feuer noch einmal entfacht; man kann keine Cigarre rauchen, von der er nicht ſchon ein Hundert zum Geſchenk genommen hat“ u. ſ. ſ. mit Grazie.

Ja, der Mann hat endlich ſeinen „Stil“ gefunden, um den er „in heißen Qualen gerungen“: die Arroganz.

Stück ein Kompromißstück vom Schlage der Sudermanns, typisch für den Realisten, der doch auch Theatermann ist, so errang es einen beispiellosen Erfolg bei uns in Wien, die wir so viel vom Theater und so wenig von der Kunst verstehen. Es „machte volle Häuser". Und das freute mich gar sehr — für die Moderne. Ich freue mich gern. Und siehe da, das Stück verschaffte dem Burgtheaterdirektor, trotzdem Herr Ludwig Speidl in der „N. Fr. Presse", auf welchen und auf welche sie alle schwören, sich vor Wut über die rücksichtslose „Erniedrigung der Hofbühne" und die brutale Schändung der geheiligten „Tradition" durch die Aufführung eines so „realistischen" Dramas schier die Haare ausraufen wollte, die Gunst des furchtbar engherzigen und philiströsen Publikums.

Und diese Gunst und dieser Kassenerfolg (des, wenn ich nicht irre, einzigen der unter der Ära Burckhard aufgeführten Stücke, welches sich auf dem Repertoire behauptete, wenn auch viele viel lebenskräftigere Novitäten zur Darstellung gelangten) thaten dem Direktor wohl, er brauchte beides gar notwendig, und, wer weiß, wer weiß, ob es nicht Herr Ludwig Fulda, der „hochmütige, erweislich unaufrichtige Autor" war, der den „Vater seines Ruhmes" auf dem Direktionsstuhle festzuhalten verstand, auf dem besagter Vater schon bedenklich wackelte; ja, wer weiß, wer weiß, wer weiß, ob nicht die Aufführung des jetzt in Berlin mit grandiosem Erfolge gegebenen „Talisman" den Ruhmesvater neuerdings auf dem Stuhle festgehalten hätte, der jetzt schon wieder ob des heillosen Deficits der Hofbühne in sonderbare Schwankungen geraten ist.

Gehen wir weiter. Jetzt kommt die „kleine, aber desto lautere Berliner Clique". O du dumme, dumme, dreimal dumme Clique! Ja, siehst du's denn nicht ein? Du verhimmelst ihn in deiner „Freien Bühne" und er narrt dich, hält dich ganz infam zum Narren!

Allen Ernstes! Da bringt Herr Felix Hollaender in Berlin, ein talentvoller Schriftsteller, den ich mich immer ernst zu nehmen bemühte, in Heft 1 (1893) der „Freien Bühne" einen langmächtigen Artikel über „Hermann Bahr und seine Bücherei", der in wahnsinnigen Übertreibungen die dichterische Größe dieses Schalksnarren und enfant terrible der Litteratur — so nenn' ich ihn, wenn ich mich nicht über ihn ärgere —, dieses geistreichen Schmierers feiert. Er beleuchtet alle Phasen, die dieser Proteus schon durchgemacht, alle Perioden dieses genialen Konglomerates aus Dreck und Feuer, nur nicht die letzte. Und die ist die traurig-interessanteste: Bahr — der Tagschreiber, der als Litterat überhaupt nicht mehr ernst zu nehmen ist, der im Dienste eines Tagesblattes kritzeln muß, was ihm zum Kritzeln gegeben wird, Bahr, der nur so von oben herab von „denen draußen" spricht, wie wenn er selbst nie in der Bewegung ge-

ſtanden hätte, Bahr, der „anſtändige Menſch", der allwöchentlich ſein Huhn im Topfe der „Deutſchen Zeitung" hat, der brave, lammfromme Philiſter, Bahr, der dienſteifrige Reporter und Scheininterviewer, der Verfaſſer der arroganten Panamaartikel (Mermeix: „Was, Sie hier?" oder — bei Barrès —: Ich leſe ſeine Bücher gerne, er lieſt meine uſw.), der die Berliner, Pariſer, Londoner, Madrider Theaterkorreſpondenzen macht, ohne ſeinen Stil verſtellen zu können, der allſonntäglich unter der Chiffre „Mepherl" den heilloſeſten Blödſinn zuſammenquarkt, der mit demſelben Vergnügen für ſeinen Freund, den Maler Ferry Beraton, in albernſter, hohlſter, nach troſtloſeſter Impotenz riechender Weiſe jederzeit Reklame macht, wie er den neuen Kellner*) vom „Grienſteidl" zum Gegenſtand ſeiner „Litteratur" erhebt.

So ſieht der Mann aus, von dem es ſprichwörtlich geworden, daß er die „Richtungen" nur ſo aus dem Hemdärmel herausſchüttele und jeden Tag eine zum „Überwinden" brauche, der große „Überwinder des Naturalismus" — und — und Symbolismus. Was? Da ſtaunt ihr alle! Aber es iſt ſo, wie ich's euch ſage: Hermann Bahr hat den Symbolismus überwunden. Bitte nur im Feuilleton der „D. Ztg." vom 9. Februar nachzuleſen. Da rückt er dem Symbolismus ganz energiſch an den Leib. Nun, ſchließlich ſind es ja doch ſchon acht Monate her, daß er Oktave Mirbeaus verteufelt dummes Wort: „Maeterlincks Werke ſind vergleichbar, ja überlegen dem Schönſten, was in Shakeſpeare zu finden iſt" der Welt verkündete. Und acht Monate! Ach du heiliger Herrgott, was läßt ſich nicht alles in acht Monaten überwinden! Nun: Ich gehe jetzt daran, ſagt er, den allerneueſten Stil zu finden, den Ausdruck für die allerneueſte Kunſt, die „den Überwinder des Naturalismus überwindet" (wörtlich, ihr Herren!). Beſagtes Feuilleton handelt von „Gäa", einer Dichtung des Komponiſten Adalbert von Goldſchmidt. Bahr rührt jetzt alſo nicht nur für den Komponiſten, nein, auch für den Dichter Goldſchmidt die Reklametrommel, und jene allerallerneueſte „Senſation" iſt der Goldſchmidtismus. Bahr geht jetzt an ihre „Einrichtung". So einer freilich wie Ritter von Goldſchmidt kann dichten und ſeine Werke ſogar noch durch Emanuel Reicher und Lewinsky vorleſen laſſen. Und was das für

*) Der arme Teufel hat Stoffmangel. Was Wunder, wenn der Kellner zweimal herhalten muß: zwei „Mepherl" beſchäftigten ſich mit ihm. Das erſte Mal ſchrieb Bahr ihm eine Glatze zu, die der Heinrich garnicht einmal hat. Der iſt natürlich beleidigt, und nächſten Sonntag muß Mepherl zu ſeinem größten Vergnügen eine langmächtige Berichtigung ſchreiben. Wem der Stoff ausgegangen iſt, der greift eben zu Glatzen, die nicht vorhanden ſind. Kurz und treffend hat das Objekt ſelbſt, der Heinrich, über dieſe genialen Streiche abgeurteilt: „So a Blödſinn!"

eine Dichtung ſein ſoll, dieſe „Gäa!“ Ich kenne ſie Gott ſei Dank nicht, aber mir außerordentlich kompetente Herren erzählten, es ſei ein ganz abſurder, haarſträubender Quark, wie ihn Commis voyageure und Untergymnaſiaſten in ihren „lichten Momenten“ anfertigen. Aber Bahr erkämpft ihm mit heißem Bemühen Anerkennung. So macht man Litteratur.

Es iſt tieftraurig mitanzuſehen, wie dieſes Talent ſich total verlumpt und verludert, einer, der einmal — o ſelige Zeit! — als Realiſt zu den ernſten, zielbewußten Kämpen Jüngſtdeutſchlands zählte! Er lernte die „Senſationen“ und „Heimlichkeiten“ des ſchönen, nervendurchtobten Paris kennen und finden, daß das „liebe Wieneriſch“ mit ſeinen „weichen, parfumierten Formen“ auch echtes Pariſer Fin-de-siècle atme — und aus war's; da ward ihm denn der Realismus zu geſund, zu deutſch; Deutſchland thut man einfach ab, dachte er ſich, verwindet man, nimmt ſich den Mund recht voll und ſpuckt mit Pariſeriſchem chic und Weaneriſchem Schan auf Berlin und München und Leipzig und auf die realiſtiſchen Beſtrebungen. Denn das einzig Geſunde und Vernünftige iſt und bleibt ja doch nur das Krankhafte und, was man die richtige, die „heimliche“ „Dekadence“ nennt, das findet man nur im lieben Paris und im lieben Wien. Nur ſeine Machwerke läßt man in Berlin verlegen. Da haben wir vor allem das Novellenbuch „Dora“, das Dokument der ödeſten Impotenz des verlotterten Litteratentums, „Kaffeehausdekadenzlitteratur“, „Dreck“, wie's unſer unentwegt tapferer M. G. Conrad kernig und wahr genannt hat*), und das „Luſtſpiel“ „Die häusliche Frau“, und den Roman „Neben der Liebe“, in welchem die Leute „mit der heimlichen, verſchleierten Stimme der Hohenfels“ ſprechen. Ach, wäre doch Bahr auch ein heimlicher Dichter geworden!

Bezeichnend für das Stadium, in dem er ſich jetzt befindet, iſt die plumpe, dumme Art, wie er faſt in alle ſeine Artikel ſeinen Freund, den Maler, hineinbringt, hineinbringen muß. Zwei kleine Pröbchen zur Beluſtigung. Bahr interviewt im Reſtaurant den italieniſchen Schauſpieler Andó, den großen Kollegen der genialen Duſe, über den Realismus auf der Bühne. Das Feuilleton geht zu Ende. Bahr ſchwitzt vor Angſt; es hat ſich noch keine Gelegenheit geboten, für den Maler Reklame zu machen.

Ha! Er hat's! Er hat's!

Ganz am Schluß: Merkwürdig, ſelbſt in der Art, wie ſie ſich den Überrock anziehen, merkt man den Unterſchied der Nationalitäten. Der

*) Hollaender preiſt es als das bedeutendſte pſychologiſche Kunſtwerk Deutſchlands!!!!

Maler Ferry Beraton fährt energiſch in den ſtraff geſpannten Winterrock, der Italiener Flavio Andó legt ſich ſanft in den weichen Mantel. Punktum. Oder — im „Mepherl“: Am Neujahrstage kommen ſo viele Straßenkehrer und Miſtbauern gratulieren. Wenn das ſo weiter geht, ſo werde ich den Leuten was beratonen! Man erſchrickt im erſten Moment, kann's nicht glauben, daß ein Hermann Bahr ſo ganz abſurd albern ſein kann, aber es ſteht ja dort, ſchwarz auf weiß! Beiläufig geſagt: Um den „Maler Ferry Beraton“ kümmert ſich ſonſt „keine Katz'“; denn er zeichnet ſo roh und plump wie — Bahr für ihn Reklamen ſchneidert.

Doch wie weit habe ich mich verirrt! Genug von der „litterariſchen“ „Wirkſamkeit“ dieſes traurigen Ritters vom Geiſte. Gehen wir wieder zum neueſten Opus über und in der Explizierung desſelben weiter.

Er beleidigt die Berliner Schriftſteller, die Kollegen Fuldas in unverſchämter Weiſe und nimmt es ihnen übel, daß ſie einer Theaterleitung gegenüber ihre Rechte als deutſche Dichter (ein in Verruf gekommenes Wort!) und Dramatiker ängſtlich zu wahren ſuchen, nennt aber die Drohung der Autoren, die Burg zu boykottieren, eine „verlockende“, „leider nicht ernſtzunehmende“; denn die „deutſchen Dichter“, allen voran Fulda, würden gewiß wieder „betteln“ kommen; weiter iſt es ſo taktlos wie ungerecht, zu behaupten, Fulda, der bekanntlich längſt vor Dr. Burckhard, zumal durch die Aufführungen am „Deutſchen Theater“, einen guten Namen hatte, ſei in Wien erſt für die „außerkaiſerhofiſche Welt“ entdeckt worden, ganz wie Herr — — — — (da bleibt mir das Wort in der Kehle, die Tinte in der Feder ſtecken; die Feder ſträubt ſich und verſagt den Dienſt und die ſchwarze Tinte wird ſchamrot), „ganz wie Herr (!!!!!!!) Hauptmann von Direktor Burckhard aus den Couliſſen der „Freien Bühne“ in das Licht des erſten deutſchen Theaters gezogen wurde. — —“

Dieſe Kühnheit iſt ohnegleichen! Dafür alſo hat der geniale Schleſier das grandioſe „Weber“drama geſchaffen, daß er zuletzt von einem Tagſchreiber kurz und verächtlich „Herr Hauptmann“ tituliert werde?!

Wahrhaftig, weit, herrlich-weit iſt es gekommen, daß die Lüge, Burckhard habe den Dichter erſt zu etwas „gemacht“, anſtandslos in einem geleſenen Großſtadt-Tagesjournale gedruckt werden darf.

Bis jetzt hieß es allgemein, bei allen vernünftigen Leuten:

Der Direktor hat ſich ein großes, herrliches Verdienſt um die deutſche Kunſt erworben, daß er der Philiſterwelt den leuchtenden Namen des großen Gerhart ſagte!! Aber nein! Jetzt kommt ſo ein verdrehter, kreuznärriſcher Franzöſling, der halt ſo gerne in Paris geboren ſein möchte, aber trotz alledem nur aus Linz iſt, ſo eine parfumierte Halbweltsdame daher und

ſchreit der Welt in die Ohren: Was wäre denn dieſer Herr Hauptmann*), wenn der Burckhard nicht wäre?!

Aber damit hat er noch immer nicht genug; nun ſpielt der witzige Kopf noch einen Haupttrumpf aus. Mit unverfälſcht weaneriſchem Schan rnft er, Lokalpatriot ſeit ſoundſovielen Monaten, der ſelbſt mit zwei Stücken („Die neuen Menſchen" und „Die häusliche Frau") in Berlin mit Pauken und Trompeten durchgefallen iſt und gern überall das verkannte Genie ſpielen möchte, aus: Gſchiacht eahm ſcho recht, dem Herrn von Burckhard, jetzt wird er endli mirken, daß es auch bei uns in Öſterreich, an der ewig ſchönen und ewig blauen Donau Dichter giebt: Riſſel und Saar, Schwarzkopf und Karlweis, David und Schnitzler (und Bahr?). Hahaha! Wer lacht denn da ſchon wieder?! Bei Bahr und allen Heimlichkeiten ſeines Verſtandes, ich glaub', ich war es ſelbſt! Alſo: nun heißt es nach allen anderen Genieſtreichen noch gar, daß wir in Öſterreich eine Litteratur haben. Nein, ſo eine Beleidigung! Alſo Faſſung! Gehen wir auf den Unſinn näher ein! Wer nur einmal in unſer ſchönes Öſterreich gerochen hat, der weiß, daß es bei uns hier Staatsanwälte die ſchwere Menge, aber keine Litteratur giebt, wohl ein Litteratur-Café, aber keine Litteraten, aber keinen Verlag, wohl eine „Iduna", aber keine litterariſche Vereinigung, wohl ein Geſchäftsblatt des Buchhändlers und ehemaligen Arztes A. Bauer, aber kein Litteraturblatt. Die paar „dekadenten" Herren mit den ſchönen Aſtrachanwinterröcken und den heimlichen Nerven im Café Grienſteidl, gleich links, 3. Tiſch in der Ecke, machen's nicht. Nicht einmal der Bahr macht's. Nur ganz unſinniger Lokalpatriotismus iſt imſtande, den guten Wienern einzureden, daß ſie eine Litteratur haben. Aber welch ſtattliche Schar Herr Bahr anführt! Er beleidigt die Herren. Sie ſollten ſich das nicht gefallen laſſen. Sie ſind mehr oder minder gute Dichter, aber Dramatiker?? Und mit Karlweis darf er mir ſchon gar nicht kommen. Den zahmen Romancier hat er erſt kürzlich durch das miſerable Volksſtück „Aus der Vorſtadt" in Mißkredit gebracht. Und die ſechs Herren Vertreter einer Litteratur??

Und wir ſind wirklich fertig. Unfreiwillig hat Bahr bewieſen, daß ſich die dramatiſche Produktion Öſterreichs ſozuſagen — „ausſtopfen laſſen" kann, was man aber ganz getroſt — auf die ganze „Litteratur" Öſterreichs

*) Das iſt es, was die Kleinen den Großen ſtets verübeln werden, daß ſie ſo ganz abſeits von ihrer Clique ſtehen, daß ſie ſich ſo gar nicht um ſie kümmern. Ich bin überzeugt, daß Gerhart Hauptmann, wenn er ihn überhaupt kennt, ſehr ſelten an einen Bahr denkt. Der ſtille, beſcheidene Dichter, der gigantiſch aus der ganzen modernen Bewegung herauswuchs, ſchafft in ſeiner Gebirgseinſamkeit von Schreiberhau unverdroſſen weiter und hört nicht, was Herr Bahr indeſſen an der ſchönen, blauen Donau oralelt.

ausdehnen darf, das froh und glücklich sein muß, zum Litteraturstaate Deutschland zu gehören. Doch nein! — Ich ändere rasch meine Gesinnung, wie's der Bahr thun würde: Wir Österreicher können uns sehen lassen, so lange wir noch so einen gottbegnadeten Hauptkerl wie den Bahr haben!

Was sind da alle diese dichtenden Hungerleider Deutschlands, die es mit ihrer männlichen Kunst und ihren gesunden Idealen ehrlich meinen, was sind da die Hauptmann und Liliencron und Henckell und Holz und Falke und Dehmel und Bierbaum und Busse und Conrad und Ernst dagegen?! Nichts! Nullen! Wir brauchen das alles nicht, solange wir noch unsere „interessanten" Litteratur-Spaziergänger und „originellen" Caféhaushocker haben, unsere geistreichelnden Poseure, die uns alle symbolistischen und ultrasymbolistischen Heimlichkeiten enthüllen und uns die alleinseligmachende „Dekadence" verkünden, die uns unsere Nerven kitzeln, daß wir uns in das Paradies der Sensationen, nach Paris versetzt glauben, und die uns Maeterlinck und Huysmans und Barrès und Mérimée und Mermeie und Roddarz und Van Dyk und Goldschmidt und Ferry Beraton lehren — und noch viele, viele andere Übermenschen!

* * *

Es ist um ihn, in den halben, heimlichen Konturen, die sich nur noch nicht recht trauen, ein blauer Überzieher, kurz aber straff gespannt, wie der Beraton in ihn hineinfahren würde, nur mit der strengeren Grazie der Formen. Der Haarwuchs ist üppig und mit einer geflissentlich koketten Stirnlocke. Er hat die fallenden Schultern der raffinierten Kulturen, wie sie der junge Loris haben würde, wenn er sie wirklich hätte, der sie aber nicht hat — und eine weiche, streichelnde, unwillkürlich karessante Hand, welche sich wie die zähe Schmeichelei verblaßter, alter Seide fühlt, die mir aber lieber ist. Er hat eine ganz neue Art, wenn er schwefelt, einen ganz eigenartigen Stil, der wie Übersetzung aus dem Lateinischen ist, wenn er sich das Parfüm abgewöhnen möchte.

Er schreibt von der Kunst des Ferry Beraton, der Bilder malt, wie sie Watteau oder Fragonard gemalt haben würde, aber — doch anders; und er schreibt wienerische Novellen und Grienstеidlaneckdoten, aber die nicht gerade geistreich sind, geflissentlich sogar ein wenig dumm und mit der Frechheit um jeden Preis. Er überwindet jeden Tag vor dem Frühstück, denn in ihm ist ein Horcher jeder neuen Richtung; und er liebt alle die süßen Schauer der Nerven, wenn man so gar nichts mehr zu schreiben weiß, und er verkostet alle Sensationen des geistigen Dalles. Es bleibt für ihn dann nichts mehr übrig, als von Zeit zu Zeit nach Paris oder nach

Digitized by Google

Berlin zu fahren — und dort befragt er dann die Leute über Panama oder den Antisemitismus, was sie wohl darüber denken.

Aber die Vernünftigeren haben eine feine Nase für den Geruch der Dinge. Sie werden sich den Bahr nicht länger gefallen lassen. Sie werden ihn abschütteln. Ich kann nichts dafür. Am dümmsten ist immer der „Mepherl". Der ist wie mit den besonderen Absichten auf die eigene Impotenz, wie man wohl am besten zeigen könnte, daß man sich ausgeschmiert hat, und daß man sich auf diese ganz besondere Art in der Litteratur doch endlich einmal unmöglich machen muß, da ja die Leute aus der gemeinen Deutlichkeit dieser Dinge herauswollen über den Bahr hinweg zu einer freieren und besseren Kunst.

Ich wenigstens empfinde ihn als wunderliche Kombination von heimlichen Nerven und unheimlicher Arroganz.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Das Kgl. Residenztheater hat am 11. März Paul Heyses Schauspiel „Jungfer Justine" zum ersten Mal gegeben.

Der erste Akt wurde von dem vollbesetzten Hause fast schweigend aufgenommen, der zweite Akt wurde nicht ohne Widerspruch beklatscht, die letzten beiden Akte erzielten für die Darsteller lebhaften Beifall, ohne das Schicksal des Stückes zu verbessern. Der Dichter erlebte keinen Hervorruf.

Es herrschte nur eine Stimme über die glänzende Darstellung, namentlich der Titelrolle durch Frau Dahn-Hausmann.

Jungfer Justine ist die siebzigjährige Haushälterin im Hause des sächsischen Steuerrates Ellinger. Der große Preußenkönig Friedrich II. — wir sind im Jahre 1758 — hat Sachsen mit Krieg überzogen. Da ist denn auch im friedsamen Hause des biederen verwittweten Steuerrates der Teufel los. Die einzige Tochter verliebt sich in einen schmucken Lieutenant des feindlichen Kriegsheeres mit dem Einverständnis der alten Haushälterin, während der Herr Papa vor Entsetzen darüber die Wand hinaufzulaufen möchte. Erster Konflikt, der an theatralischer Abgedroschenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Zweiter Konflikt von gleicher Güte: Steuerrat Ellinger hinterzieht aus sächsischem Patriotismus den Preußen einen Teil der Staatsgelder, um sie dem geflüchteten sächsischen Kurfürsten zuzuschanzen und wird dafür in Haft genommen. Jungfer Justine, eine geborene Preußin und einstige Erzieherin des Generals von Zieten, eilt ins Lager bei Hochkirch (dritter Akt), um einen Fußfall vor dem König Friedrich zu thun und die Hilfe Zietens anzurufen. Dem guten Erfolge dieser Be-

mühung verdanken wir den vierten und letzten Akt, der den üblichen befriedigenden Schluß bringt. Das Stück ist nicht lang, aber sehr langweilig, denn der Dichter hat nahezu alles unterlassen, um diese alte Geschichte dem modernen Theaterpublikum interessant zu machen.

Sogar die vielgerühmte „schöne" Sprache Heyses ist diesmal so grauenhaft trivial, so geistesarm, welk und löschpapiermäßig und die Zeichnung der Figuren so flach und reizlos, daß selbst die begeistertsten und ältesten Freunde des Dichters (mit Ausnahme des Professors Munker, der von der Jungfer Justine so hypnotisiert war, daß er das lahme Machwerk für einen Triumph moderner Technik erklärte) enttäuscht die Köpfe schüttelten.

Jedenfalls hat der „neue Kurs" in der Leitung der Münchener Hofbühne mit dieser „Jungfer Justine" weder sich selbst, noch der deutschen Kunst einen guten Dienst erwiesen. Es ist absolut kein ehrlich zwingender Grund vorhanden, so durchaus wertlose, uninteressante, greisenhafte Machwerke aufzuführen. —

Musikalisch stehen wir nun auch in München im Zeichen der Italiener.

Nach Mascagni kommt jetzt endlich Leoncavallo mit seinem „Bajazzo" an die Reihe.

Kein Wunder, daß auch der ausgezeichnete Münchener Oratorienverein für sein großes Frühjahrs-Konzert ein italienisches Werk wählte, Verdis Requiem für Soli, Chor und Orchester, komponiert 1874 zur Totenfeier des italienischen Dichters Manzoni. Der Oratorienverein versäumte nichts, die Aufführung so glanzvoll als möglich zu machen. Die Soli wurden von den Hofopern-Mitgliedern Heinrich Vogl, Kart Bausewein, Milka Ternina und Emanuela Frank gesungen, der Chor war verstärkt durch den Lehrerinnen-Singchor, Mitglieder des Lehrer-Gesangvereins und eine große Anzahl Musikfreunde, so daß die Wirkung an Fülle und Kraft nichts zu wünschen übrig ließ.

Verdis Requiem ist auch technisch ein sehr interessantes Werk. Der alte Text blüht förmlich auf in leidenschaftlichem Leben unter dem genialen Zauberhauch der Verdischen Kunst, die jedes moderne Ausdrucksmittel heranzieht, um auf den modernen Menschen den erreichbar tiefsten Eindruck zu machen.

Leoncavallos „Bajazzo" ist ein Werk, das bei dem heutigen Tiefstand der Kulturempfindung im vermilitarisierten, verbureaukrateten und verschulmeisterten Deutschen Reich von Preußens Gnaden nicht hätte gedichtet werden können. Solche Werke gedeihen nur in der sonnigen Luft der Freiheit, in den zarten Ätherschwingungen einer feineren und stärkeren Humanität. Keiner unserer Dichter hätte diese schlichte, gemeinmenschliche Fabel — nach einem wahren Vorgange — zu einem so überaus ergreifenden, dichterisch und theatralisch tadellosen Libretto zu gestalten vermocht, ja, er hätte nicht einmal den Versuch gewagt! Und keiner unserer Tonkünstler wäre der modernen dramatischen Musik so sehr Meister gewesen, im knappen Rahmen zweier Akte mit Klarheit und Kraft das Werk des Dichters durchzukomponieren, ohne einen einzigen trivialen oder abstrusen oder sonstwie schlechten Takt zu schreiben.

Wir können das heute in Deutschland nicht, was unsere Kollegen in Italien und in Frankreich können. Wir haben nicht mehr die unbefangene freudige Natur dazu. Wir dürfen's auch nicht, denn die politische wie die ästhetische Polizei reichspreußischer Autorität würde uns dafür nur mit Fußtritten belohnen. Man schafft aber nicht als Künstler, wenn man im voraus sicher ist, von seinen vaterländischen „Autoritäten" Fußtritte und Maulschellen zu erhalten. Es ist erstaunlich genug, daß trotz solcher Fußtritte und Maulschellen — und unsere Polizeiverbote,

Litteraturprozeſſe und Zeitungskritikklümmeleien ſind doch ſolche? — noch Werke wie Hauptmanns „Weber“ uſw. geſchrieben werden.

Hätte den „Bajazzo“ ein moderner deutſcher Dichterkomponiſt geſchrieben, die deutſchen Opernhäuſer würden ſich nicht um ſeine Aufführung reißen. Man bedenke doch die Fabel: Ein Hauswurſt von einem eiferſuchtskranken Schmierenkomödianten erſticht in öffentlicher Vorſtellung auf einem Dorfplatz ſein Weib benebſt Nebenbuhler! Das iſt alles? — —

Nun iſt freilich von der Aufführung dieſes „gemeinen“ Stückes tragiſcher Menſchlichkeit vom Dorfplatz zu ſagen, daß unſere vornehmen Opernhäuſer die traurigen italieniſchen Schmierenkomödianten in ihrem Auftreten wie in der Güte ihres Koſtüms ſo in die Höhe ſchrauben, daß ſie wie königliche oder kaiſerliche Hofſchauſpieler ſich ausnehmen. Das verbeſſert natürlich die Situation ganz bedeutend!

Der Bajazzo Canio wie er z. B. im Münchener Hof- und Nationaltheater von dem k. Kammerſänger Vogl dargeſtellt wird, beſitzt mindeſtens die Qualität zum Sekondelieutenant der Reſerve, und der Nebenbuhler Silvio, der im Italieniſchen ein blutarmer Bauernjunge iſt, beſitzt in der behaglichen, geſund geſetteten Darſtellung des Herrn Brucks mindeſtens ein Rittergut und das Patent eines Hauptmanns der Landwehr. Auch Fräulein Dreßler als Nedda erſcheint ſo wohl genährt und ſo prachtvoll gekleidet, daß man ſofort merkt, ſie hätte es eigentlich gar nicht nötig, eine italieniſche Schmierenkomödiantin zu machen, ſie könnte ruhig von ihren Renten leben oder ſich von einem Baron mit fünf bis fünfundfünfzig authentiſchen Ahnen heiraten laſſen, ſtatt ſich mit einem dreckigen italieniſchen Bauernjungen abzugeben, der offenbar ebenſowenig „Ahnen“, wie die geringſte offizielle Schulbildung beſitzt.

Alſo man ſpielt, entſprechend unſerer abgeſtempelten hohen Reichskultur, bei uns den „Bajazzo“ ſo, daß man als äſthetiſch fein gebildeter und gedrillter Deutſcher auch keinen Augenblick die häßliche Illuſion der Wirklichkeit hat, ſondern ſich immer behaglich bewußt bleibt, das Ganze iſt ein klug erſonnenes, hübſch arrangiertes Spiel, uns in erlaubter Weiſe ein Stündchen lang mit Wolluſt, Liebe und Grauſamkeit an unſeren chriſtlich-germaniſchen Nerven herumzuzupfen und ausgezeichnete Muſik dazuzumachen. Von der Überſetzung des Textes iſt zu ſagen, daß ſie ſehr mild und ſüßlich ausgefallen iſt. Die prachtvoll leidenſchaftlichen Accente des Originals ſind faſt durchweg verwiſcht.

Da hat ſich der „Akademiſch-dramatiſche Verein“ an hieſiger Univerſität ſchon eine ſtärkere Portion Naturechtheit erlaubt, als er im Orpheum neulich Ibſens „Geſpenſter“ aufführte. Dank der kunſt- und ſittenſchützeriſchen Bemühungen der deutſchen Polizei darf dieſes Familiendrama bekanntlich innerhalb Preußen-Deutſchlands Grenzen nicht öffentlich aufgeführt werden. Alſo ſpielt man's, wie dies unſerer angeſtammten deutſchen Treue und Ehrlichkeit aufs beſte entſpricht, heimlich, d. h. vor einem zahlenden Vereinspublikum. Und zwar ſpielt man's da in der Regel beſſer, d. h. ſchlichter, einfacher, überzeugender, als auf unſeren anerkannten öffentlichen Bühnen, wo Routine, Virtuoſenmache und Mätzchenpikanterie der Darſtellung reiner Natur immer noch entgegen ſind.

Und im „Akademiſch-dramatiſchen Verein“ wurden einzelne Scenen ſogar unübertrefflich tüchtig geſpielt.

Die Hauptrolle dieſes Familiendramas, Frau Alwing, wußte Fräulein Eſinger aus Salzburg mit einer entzückenden Echtheit in Spiel und Ton durchzuführen. Der Ausdruck der einfachen Erzählung, wie der Losbruch der Erregung und des Entſetzens, die Übergänge aus dem Gemütlichen zum überlegen Ironiſchen — das alles war faſt

durchweg mit starker Überzeugungskraft zur Darstellung gekommen. Fräulein Esinger ist zweifellos eine Dame von großer schauspielerischer Begabung. Echtes Theaterblut zeigte auch die jugendliche Darstellerin der Regine Engstrand, Fräulein Meyer. Feuriges Temperament, resolutes, wenn auch noch etwas ungelenkes Auftreten, Bestimmtheit in der Charakterzeichnung machten ihr Spiel zu einem wahren Genuß. Auch bei den Vertretern der männlichen Rollen wirkte diese absolute Abwesenheit von Theatratik und Komödianterei herzerfrischend. Herr Werkmeister, der die äußerst schwierige Partie des Oswald durchzuführen hatte, erwies sich als ein schauspielerisches Talent von stark entwicklungsfähiger Kraft und Eigenart. Namentlich die erschütternde Schlußscene gelang ihm ausgezeichnet. Die Herren Plöcker als Pastor Manders und Weit als Tischler Engstrand verdienen gleichfalls die beste Anerkennung. Abgesehen von einer gewissen Unraft in den Bewegungen, ließ die realistische Ausgestaltung ihrer Figuren nichts zu wünschen übrig. Hie und da that auch zu schnelles Sprechen der Natürlichkeit ein wenig Abbruch.

Was unsere Berufsschauspieler um alle Einfachheit und Natürlichkeit bringt, ohne welche die Stücke von Ibsen, Hauptmann und der gesamten modernen germanischen Dramatik nun einmal auf der Bühne nicht zu voller Wirkung erhoben werden können, ist ihre übermäßige Beschäftigung mit der verlogenen Dramatik der auf falsche Effekte ausgehenden Pariser Salonstückschreiber und deren deutschen Nachahmer. Wer seine Spielkunst bei Sardou, Dumas, Lindau, Blumenthal usw. erlernt hat und immer weiter übt, der ist einem Ibsen, Hauptmann u. s. w. nicht mehr gewachsen, denn diese Dichter vertragen keine Flunkerei, keine Koketterie.

Nachdem auch unter der neuen Hoftheaterleitung das Königliche Residenztheater in der Woche durchschnittlich zwei Abende den Franzosen widmet, ist eine Vorstellung neuer vaterländischer Werke ein nicht lebhaft genug zu begrüßendes Ereignis — und die Freude darüber stimmt die Kritik ganz gerührt und mild. An dem letzten Münchener Dichterabend, der sich aus drei neuen Einaktern zusammensetzte, nahmen teil: Herr Max Bernstein mit der hübschen Plauderei „Ritter Blaubart", Herr Gottfried Böhm mit dem etwas zu wortreichen Drama „Die Freier" und Herr Hans v. Hopfen mit dem phantastischen Lustspiel aus dem Mittelalter „Hexensang". Böhm behandelte einen französischen Stoff aus der Revolutionszeit, Bernstein arbeitete nach französischen Mustern, Hopfen allein begnügte sich in Stoff und Technik deutsch, originell und gemütlich-witzig zu sein.

Dieser „Hexensang" ist wirklich ein köstliches Stückchen. Ein mittelalterlicher Gelehrter, seines Zeichens Medikus und Alchimist, „ein weiser Meister", wie ihn der Dichter nennt, ist der spießbürgerlichen Alltagsgenüsse satt und beschließt, seinem jungheißen Blut 'mal eine besondere Überraschung zu bieten. Eine Teufelinne, eine wahre Hexe, das wäre seiner Lust ein Leckerbissen.

Er ersinnt also eine Hexenfalle und stellt sie in der Walpurgisnacht im Schlote auf. Und sie funktioniert über alle Erwartung gut: zwei Hexlein rutschen mit Gekreisch den Kamin herab in sein elektrisch erhelltes Laboratorium: ein kleines, allerliebstes blondes Hexlein zuerst, das schüchtern seinen ersten Ausritt wagte auf dem Besenstiel, und dann ein anderes, fabelhaft pikant, fabelhaft raffiniert, eine schwarze Teufelin großen Stils.

Diese beiden Typen sind vorzüglich charakterisiert und mit realistischem Behagen vom Dichter gemalt. Natürlich protestieren sie aufs lebhafteste gegen diese Beeinträchtigung ihrer Hexenfreiheit, finden sich aber bald mit vollendeter weiblicher Verschlagenheit in die Situation — und schließlich läuft dem Adepten das Wasser im

Munde zuſammen und die beiden ſündhaftlüſternen Geſchöpfe helzen ihm dermaßen ein, daß er bereit iſt, ſofort mit ihnen gemeinſam den Ritt auf den Blocksberg zu machen, wenn ſie ihm verſprechen, nach dem dämoniſchen Amüſement wieder mit ihm heimzukehren.

Zu dritt geht nun der Ritt durch den Kamin und durch die Luft — und bis zur Rückkehr zeigt uns der Dichter ein liebliches Dachſtubenidyll in der Geiſterſtunde, die liebende keuſche Maid, die im Bette liegt und nicht ſchlafen kann vor ſüßen Gedanken, das herzige Bürgermädchen mit dem dicken blonden Zopf; na ja, das um des notwendigen Konflikts willen gerade in den gelehrten Hexenfänger und Blocksbergsreiter bis über die Ohren verliebt und am Schluſſe des Stücks die kompromittierte Situation im Sinne der konventionellen Moral retten helfen muß.

Der Gelehrte kommt im Morgengrauen richtig mit ſeinen Hexen wieder heim, aber in ziemlicher Katerſtimmung. Es war des Glückes zuviel. Und als ſich mit dem werdenden Tag die Hexen plötzlich in ſcheußliche alte Kneipzangen verwandeln, da iſt der Hexenmeiſter zu tot froh, daß das Bürgermädchen erſcheint, und mit Weihwaſſer und Liebeserklärungen die abgenützten Scheuſäler in die Flucht ſchlägt.

Dieſer hausbackene Ausgang gefällt natürlich dem zahmen Publikum und der hohen Sittenpolizei und macht überhaupt die Aufführung des ſonſt ziemlich ungenierten Stückes auf unſeren deutſchen Heucheldühnen erſt möglich. Aber vor der ſouveränen Phantaſie des Künſtlers bleibt er eine Banalität und eine ſchmerzliche Konzeſſion, die uns die herrſchende Prüderie abzwingt.

Ich bin überzeugt, daß Hans Hopfen einen weit genialeren, eines freien modernen Kunſtwerkes würdigen Schluß in petto hatte, durfte aber nicht damit herausrücken, wollte er ſeinem „Hexenfang“ die Bühnen nicht verſchließen.

Geſpielt wurde das prächtige Stück ſehr gut. Fräulein Hofmann zeigte als blondes Hexlein ſich von ihrer talentvollſten Seite. Herr Stury war ganz vortrefflich in ſeiner Rolle als gelehrter Hexenfänger und brachte alle Schattierungen bewundernswert gut heraus. An dem lebhaften und pointierten Spiel der ſchwarzen, in allen Gangarten der hohen Blocksbergreitkunſt eingeübten Hexe des Fräulein Dandler merkte man, daß der geiſtvolle und bühnengewandte Dichter perſönlich das beſte Stück der Regie übernommen hatte. Die Inſcenierung machte dem Hoftheatermaſchinenleiter alle Ehre. Kurz, gelungene Hexerei vor und hinter den Kuliſſen. Es war ſeit langem eine der animierteſten und fröhlichſten Kunſtleiſtungen im Reſidenztheater — eine Leiſtung, wie ſie an einem Theater vom Rufe des Müncheners eigentlich nicht zu den Seltenheiten gehören ſollte.

Wenn wir uns fragen, was hat denn nun der neue Kurs in der Hoftheaterleitung — abgeſehen von den Kaſſa-Ergebniſſen, die uns hier nichts angehen — in den dritthalb Monaten ſeiner Steuerung künſtleriſch Neues geſchaffen, ſo klingt die Antwort gar nicht ſo großartig, wie mancher nach ſeinen erſten naiven Hoffnungen erwarten möchte. Perſönlich will ich gleich bemerken, daß ich dieſe naiven Hoffnungen nicht geteilt und darum auch keine Enttäuſchung erlebt habe.

Die Repertoire-Verhältniſſe ſind, gelinde geſagt, dieſelben wie früher. Wöchentlich mindeſtens zweimal die alten Franzoſen mit den alten Paraderollen und den alten Paradeſpielern. Innerhalb dreier Monate keine einzige Ibſen-Aufführung. Mit Ausnahme des Hopfen'ſchen Einakters keine einzige Novität, die litterariſch, dramatiſch und ſchauſpieleriſch über das gewöhnliche Maß hinausgeragt oder ein ſpezifiſch modernes Kunſtintereſſe gefördert hätte. Einige Gaſtſpiele, von denen man das beſte (Friedrich Haſe) im vorigen Jahre bereits im Gärtnertheater genießen konnte. Abſchluß eines Engagements mit einem Schauſpieler, der ſchon vor zehn Jahren dem Hoftheater-

personale angehörte und durch seinen Wiedereintritt wahrscheinlich weder eine Steigerung noch sonst eine Erneuerung der gegebenen Werte verwirklicht. Die klassischen Stücke werden in dem üblichen stillosen Stil fortgespielt.

Das Beste, was der Intendantstellvertreter bis jetzt gemacht, ist die von ihm persönlich bethätigte Inscenierung einiger kleinerer Opern. Possart als Opernregisseur war ein Novum. Aber das hat ja eigentlich mit den Geschäften der ihm übertragenen Intendantur-Verweſung nichts zu thun. In seiner leitenden, über allen Parteien erhabenen, feldherrlichen Amtsstellung konnte das für Herrn Possart nur eine künstlerische Liebhaberarbeit sein.

Und die ist ihm sehr gut gelungen. Mußte ihm sehr gut gelingen, da sein künstlerisches Wesen, seine schauspielerische Eigenart wie seine Regiefähigkeit entschieden etwas Opernhaftes haben, Opernhaftes auch in jenem Sinn, der mit der modern-künstlerischen Auffassung des Schauspiels im Widerspruche steht. Denn was sich die Oper immer noch gestatten kann, das ist im modernen Drama durchaus unstatthaft geworden. Hier verlangt man Wahrheit, Schlichtheit, Natürlichkeit, wirkliche Größe, tiefe Empfindung, ohne Pose, ohne Mache. Hierin offenbart sich die ideale neue Kunst im Gegensatz zu der konventionell idealistischen alten. Um diese ideale neue Kunst auf die Bühne zu bringen, bedarf es neuer, kühner Geister, die erfüllt sind von dem höheren Ideale, bedarf es aufgeklärter, energischer Leiter und Regisseure, die dem Banne der theatralischen Konvention und Strederei entwachsen sind.

Man lese doch einmal in Richard Wagners Schriften nach, was vor zwanzig, dreißig Jahren bereits einem wirklich bahnbrechenden Genie als unerläßliche Forderung galt, soll die deutsche Kunst in die Höhe kommen, und vergleiche damit, was heute erreicht ist und für morgen angestrebt wird!

Von neuen Schauspielwerken sind am Hoftheater in Vorbereitung ein den Abend füllendes Stück „Elsa“ von Karl Lichtenfeld, d. i. von Hans Lindner, dem Redakteur des berüchtigten Schmierblättchens „Das deutsche Vaterland“, worin in grauenhaftem Deutsch jahrelang die Hoftheaterleitung und hervorragende Künstler des Hof- und Gärtnertheaters in der Gosse herumgezogen wurden — ein Einakter „Ein pietloser Mensch“ von Julius Schaumberger, „Der Talisman“ von Fulda und „Heimat“ von Sudermann.

* * *

Sehr tapfer hat sich in der abgelaufenen Saison Frau Musika gehalten. Die Konzerte der musikalischen Akademie waren hinsichtlich des Programms wie der Ausführung gleich bedeutend. Der Generaldirektor Levi kargte nicht mit seiner Kraft, er stellte als Dirigent seinen Mann wie in seinen feurigsten Jahren.

Neben den herrlichen Werken der alten Meister bekamen wir eine Reihe beachtenswerter Schöpfungen zu hören, deren Urheber zum Teil noch im Kampfe der Meinungen hin- und hergerissen oder, wie Hektor Berlioz, erst von einer kleinen Gemeinde mit voller Verehrung, wie sie der wahrhaften Größe gebührt, behandelt werden.

Die berühmten symphonischen Nachdichtungen zu „Romeo und Julia“ zeigten in tadelloser Wiedergabe die reine Höhe, zu der sich der Genius Berlioz in seinen besten Stunden aufgeschwungen. Drei der entzückendsten Nummern aus diesem grandiosen Werke brachte die musikalische Akademie in ihrem siebenten Abonnement-Konzert zu Gehör: 1) Romeo allein — Schwermutscene — Fest bei Capulet — Konzert und Ball. 2) Liebesscene. 3) Die Königin Mab (Fee der Träume). Der letzte Satz, der in dem

Glitzerigen und Flimmerigen seiner originellen Ausdrucksweise geradezu berückend wirkte, mußte auf stürmisches Verlangen wiederholt werden.

Emanuel Chabrier, der mit seiner kraftvollen Oper „Gwendoline" Bürgerrecht auf der Münchener Hofoper sich errungen, war mit seiner lyrischen Scene „Sulamit" für Sopran-Solo (gesungen von Fräul. Ternina), Frauenchor und Orchester weniger glücklich. Für eine lyrische Scene ist das Werk viel zu verwickelt, viel zu sehr mit gesuchten Künsteleien und mit den raffiniertesten Schwierigkeiten überladen. So merkte man auch die Mühe, die das Werk den Ausführenden bereitete, trotz der unendlichen Sorgfalt, die sie auf die Einübung verwendet haben mochten. Einen rechten, vollen Kunstgenuß hat es wohl keinem Zuhörer bereitet. Auch das Faßliche und Begreifliche einzelner Teile hatte immer noch zu viel Fremdartiges, Gewaltsames. Ich glaube nicht, daß auf diesem von Chabrier eingeschlagenen Wege die glückliche Weiterentwicklung der modernen Musik zu finden ist.

Neu war für uns auch des böhmischen Komponisten Smetana Ouverture zu seiner vielbesprochenen Oper „Die verkaufte Braut". Neu und überraschend schön. Der Tonkünstler hat in der glücklichsten Weise nationale Liedweisen in das Werk verwebt und dabei soviel intensive Natur und geschmackvolle Meisterschaft entwickelt, daß man ihm mit wachsender Freude folgte.

Der nämliche Konzertabend brachte noch Mozarts unvergleichlich schöne „Kleine Nachtmusik", wunderbar gespielt, und Beethovens fünfte Symphonie in C-moll, ein Werk, dessen majestätische Wucht und Größe in den ersten und letzten Sätzen wie ein furchtbares Erlebnis uns arme, gequälte Menschen erschüttert, während in dem Andante und Scherzo soviel Trost, Fassung und Heiterkeit wie aus göttlichem Borne strömt, daß wir's kaum zu ertragen vermögen.

Eine himmlische Traumwelt — ein Entrücktsein in selige Lande — und mit dem letzten Accord möchte es uns das Herz zerreißen, daß wir wieder hinaus müssen in die nie zu zwingende Gemeinheit und Abscheulichkeit des Alltaglebens. Aber man nimmt doch viel von der heroischen Grundstimmung des Beethoven'schen Geistes mit hinaus und neue Panzerung des Gemütes, vor der Niedertracht nicht die Waffen zu strecken, sondern seinen Weg zu wandeln wie ein Held.

Warum sind wir noch nicht reich genug, verehrter moderner Staat, diese reinsten, beseligendsten Kraftquellen Beethoven'scher Symphonien dem ganzen Volke zu erschließen, zunächst unsern armen Brüdern und Schwestern, die all ihr Lebtag nicht das Eintrittsgeld zu einem Abonnement-Konzert der musikalischen Akademie erschwingen können? Warum? — —

Zu den musikalischen Ereignissen der Saison gehörte außer der Aufführung der großen Bach'schen Passionsmusik am Palmsonntag im Odeon auch das letzte „Kaim-Konzert" am 15. März. Ich will nicht von dem Virtuosen Cäsar Thomson reden, der zu den edelsten Geigern gehört, die ich jemals gehört habe, denn mit Ausnahme einer einzigen Nummer (Adagio von M. Bruch) war sein Programm zu üppig oder vielmehr zu dürr virtuosenhaft (Vieuxtemps, Paganini), ich will auch nicht von dem „Orchester Winderstein" aus Nürnberg reden, das mit einfacher Besetzung Wunder vollbrachte und überzeugend darthat, wie man mit kleinen Mitteln die höchsten Leistungen erreichen kann, sobald der rechte Geist und die rechte Weihe vorhanden — wie hat das kleine Häuflein braver, anspruchsloser Musiker das Tristan-Vorspiel gespielt! Ideal! — aber meine Bewunderung will ich der königlichen Meistersingerin Frau Rosa Sucher zu Füßen legen und meinen innigsten Dank dem Doktor Franz Kaim darbringen, daß er uns dieses herrliche Kunstweid auf ein Münchener

Podium gebracht hat, da wir's nun doch einmal, Gott sei's geklagt, nicht auf unserer Münchener Bühne haben können. Ich hatte vor Jahren das Glück, Frau Rosa Sucher als Isolde in Bayreuth zu hören — unvergeßlich! — und nun hörte ich wieder ihren Liebestod und das Lied „Träume" von Wagner und noch einige andere Lieder von ihrem Bruder Hasselbeck und ihrem Gatten Sucher dazu — unvergeßlich! Unvergeßlich auch das Bild ihrer leiblichen Erscheinung in heldenhafter Kraft, Gesundheit, Schönheit, Einfachheit. Mein Ideal vom deutschen Weibe, von der deutschen Künstlerin, die uns Wagnerische Kunst zu offenbaren berufen. —

Und noch eine andere Reihe Konzerte ist an mir vorüber gezogen, aber es ist mir wenig davon im Gedächtnis geblieben. Mit Auszeichnung muß ich nur noch die historischen Liederabende der Frau Amalie Joachim nennen und mit einem Sternchen als Bädeker-Sehens- und Hörenswürdigkeit die Namen Moritz Rosenthal, Adalbert v. Goldschmidt benebst Fräulein Olga Polno versehen. Die kleine Polno übrigens hat mir mit einigen kleinen Liederchen wirklich imponiert. Goldschmidt hat seine Sache damit verdorben, daß er mit seinen Liederchen allein die Kosten des Konzertabends bestreiten wollte, und so hat uns sein Reichtum seine Armut enthüllt.

* * *

Wenn nicht der Teufel wieder seinen Schwanz dazwischen steckt, kommt die Ausstellung des „Vereins bildender Künstler" (Sezessionisten) diesen Sommer noch zustande. Der Verein hat in dem Hofbaurat Herrn v. Brandt einen kunstsinnigen und kapitalkräftigen Gönner gefunden.

Brandl besitzt an der im Werden begriffenen Prinzregentenstraße am englischen Garten einen Baugrund von 35,000 Quadratfuß, den er dem Verein auf 5 Jahre kostenlos überlassen will.

Einige andere vermögende Bürger haben mit gleich kunstfreundlichem Entgegenkommen beträchtliche Summen für einen Garantiefond gezeichnet, an anderen Unterstützungen, zum Teil aus dem Lager der Sezessionisten selbst, wird es dem Vereine nicht fehlen, und so wäre denn das Hauptmittel, das zum Ausstellungsunternehmen wie zum Kriegführen gehört, gesichert.

Mit der Errichtung des provisorischen Ausstellungsgebäudes soll sofort begonnen werden und alles bis zum 15. Juli zur Eröffnung der Ausstellung fertig sein.

Damit eröffnet sich für die moderne Kunst wie für die Erhöhung der Bedeutung Münchens als führender Kunststadt in Deutschland eine glänzende Aussicht. Der Streit, der zuerst zum Bösen auszuschlagen schien und dem wir selbst anfangs mit einigem Unmute zusahen, ist wieder einmal, mit dem alten Homer zu reden, zum Vater guter Dinge geworden.

Die Doppel-Ausstellung wird für die Kunst wie für das Münchener Kunstleben eine Wohlthat sein, ein Ansporn der jungen Kräfte, eine Aufrüttelung der in ihren Privilegien erstarrten alten Herren, eine Züchtigung für die büreaukratischen Allweisen, die der mächtig nach allen Seiten ausgreifenden modernen Kunst mit ihren polizeistaatlich-patriarchalischen Diktaten nicht mehr beikommen können.

München wächst — und keine Perücke und kein Aktenheft ist mehr groß genug, sich darüber zu legen und die neue Entwickelung zuzudecken und von der weiten Welt abzusperren. Die kleine Weisheit der bureaukratischen wie der Kunstdiplomaten hat einmal Gelegenheit, sich als große Dummheit auszuweisen. Womit sie freilich noch weit davon entfernt bleiben werden einzusehen, daß Freiheit, die erreichbar höchste

Freiheit, Vorbedingung aller künſtleriſchen Entwickelung ins Hohe und Weite iſt. Wer ſelbſt keine Höhe und Weite hat, begreift das nicht.

Die drohende Abſchwenkung eines großen und hervorragenden Teiles der Münchener Künſtlerſchaft nach Berlin, Dresden oder ſonſtwohin iſt nun glücklich beſeitigt. Es iſt nicht anzunehmen, daß die Verpflanzung der modernen Kunſtkräfte z. B. auf Berliner Boden der Ausgeſtaltung eines eigenartigen, unabhängigen Kunſtſtrebens förderlich geworden wäre. Berlin als Centrale des preußiſch-deutſchen Militärreichs, als der Hort aller feudalen, reaktionären und brutalmaterialiſtiſchen Standes- und Sonderintereſſen und zugleich als der Treffpunkt aller Abenteurer und Glücksjäger mit ihrer Atmoſphäre von Korruption und Degeneration — nein, in dieſer Luft gedeiht keine freie, große, geſunde Kunſt. Da iſt München trotz aller ſeiner offenen und geheimen Schäden doch eine ganz andere Freiluft-, Freilicht- und Höhen-Stadt, und Künſtler und Dichter können hier freudig im Angeſichte der gewaltigen Alpennatur ihre Werkſtatt aufſchlagen.

* * *

Friedrich Pecht iſt bekanntlich nicht unſer Mann, aber wo er einmal Recht hat, der Alte, muß man ihm auch Recht laſſen und mit Vergnügen beipflichten. Das thun wir, indem wir einen Ausſchnitt aus ſeiner jüngſten Münchener Kunſtplauderei in der Berliner „Tägl. Rundſchau“ unſerem Leſerkreiſe vorlegen.

Pecht betont, daß man die Baſis der Kunſt und Kunſtpflege nicht volkstümlich genug geſtalten kann, da eigentlich nur das wahrhaft lebendig wird, woran gewiſſermaßen die ganze Nation mitgearbeitet, geraten und mitgeſteuert hat, wie im Mittelalter an unſeren großen Domen. Nur ſo können Werke entſtehen, die man noch nach Jahrhunderten mit Ehrfurcht und Liebe betrachten mag, weil ſie noch immer gleich lebendig, Jedem gleich verſtändlich und vertraut ſind. Oder glaubt man, daß es einen einzigen Straßburger giebt, in deſſen Jugenderinnerungen der Münſter nicht eine Hauptrolle ſpielte? — Pecht fährt fort:

„Ich weiß nicht, ob der Reichstagspalaſt in Berlin ein ſolcher Bau wird, wie er es doch werden ſollte; aber wie ſchwer es iſt, den allgemeinen Anteil für ſolch einen Monumentalbau zu erwecken und feſtzuhalten, das haben wir neulich hier bei den Vorbereitungen zum Bau eines neuen Nationalmuſeums geſehen. Der vor dreißig Jahren von König Maximilian errichtete Bau für dieſe ſchönſte Sammlung ihrer Art in der Welt war nämlich nicht nur ein äſthetiſches Scheuſal, ſondern auch höchſt feuergefährlich, ſoll alſo durch einen Neubau erſetzt werden, der zugleich den Hauptſchmuck der neuen „Prinz-Regentenſtraße“ zu bilden beſtimmt ward.

„Die Kammer bewilligte denn auch in einem geſchickt vorbereiteten Anfall von Großmut fünfthalb Millionen für den Bau, und es handelte ſich alſo nur noch um Beſchaffung eines guten Plans, den man höchſt zweckmäßig dadurch vorzubereiten glaubte, daß man — offenbar um die Kammer zu kaptivieren — erklärt hatte, von aller monumentalen Kunſt dabei abſehen und einen reinen Nutzbau herſtellen zu wollen. Alſo das Ideal bureaukratiſcher Weisheit! Der Miniſter beſtimmte gleich den älteſten Oberbaurat zur Entwerfung des Plans, der denn auch nichts Beſſeres wußte, als Palladio und Sanſovin für ein Bauprojekt zu plündern, das eine Sammlung ſpezifiſch bayeriſcher kunſtinduſtrieller Produkte beherbergen ſollte.

„Nun gab es aber doch Lärm in der Preſſe und ward eine freie Konkurrenz verlangt. Um dieſe Dinge zu erörtern, berief der Miniſter eine große Verſammlung der Beteiligten, d. h. der maßgebendſten Kammermitglieder, beider Miniſter, der ſtädti-

schen Behörden, dann der bedeutendsten Architekten und eine Anzahl sonstiger im Verdacht der Sachverständigkeit stehender Künstler.

„Da ergab sich nun das interessante Resultat, daß die Herren Architekten sich sämtlich gegen die Konkurrenzen erklärten, obwohl ihnen einige derselben ihren ganzen Ruf verdankten, wie z. B. Thiersch und Hauberrisser. Nach fünfstündigem Hin- und Herreden, bei welchem Leubach fast allein die idealen Gesichtspunkte vertrat, that man endlich das, was man allemal thut in Deutschland, wenn man nichts Besseres anzufangen weiß, d. h. man bildete eine Kommission, welche ein Bauprogramm erst zu entwerfen hätte. So steht die Sache jetzt und es wäre nur zu wünschen, daß die Kommission ihre Vorschläge womöglich nur gleich der ganzen Münchener Bürgerschaft zur Verhandlung und Genehmigung vorzulegen hätte. Sicherlich nicht, um da etwa große Erleuchtung zu empfangen, aber um den Anteil dieser Bürgerschaft für das große Unternehmen zu erwecken. Phidias wußte recht wohl, was er that, als er die Athenienser über das Material seiner Athene abstimmen ließ. Denn da wählten sie voll Stolz gleich das theuerste, was er ohne diese Kriegslist wohl nie bekommen hätte, sie begleiteten aber fortan auch die gesamten Akropolis-Arbeiten mit ihrem Anteil. Ebenso wäre es gar sehr zweckmäßig, wenn für den künstlerischen Schmuck unseres Reichstagspalastes die einzelnen Stämme der Nation aktiv und passiv viel planmäßiger herangezogen würden, als es bis jetzt der Fall war. Wenn aber erst die berühmtesten Münchener und Karlsruher, Frankfurter und Düsseldorfer, Dresdener und Stuttgarter Maler oder Bildhauer beim Schmuck des Baues beteiligt worden wären, so würde er sicherlich bald nicht nur ganz anders lebendig aussehen, sondern auch in ganz Deutschland viel mehr Anteil erregen als jetzt."

* * *

Die für das neue Reichstagsgebäude nach dem Entwurfe von R. Begas angefertigte Germania ist in der Werkstätte des Münchener Hofkupferschmiedes Heinrich Seitz vollendet und zur Weltausstellung nach Chicago geschickt worden. In Kupfer getrieben, sitzt die Germania in gotischer Rüstung nach Männerart zu Pferde, in der linken Hand einen Schild mit dem Reichsadler, in der rechten die Reichsfahne haltend. Ihr Pferd wird zur Rechten am Zügel von einem 4 Meter hohen Krieger geführt, der auf der rechten Schulter Palme und Schwert trägt; den linken Zügel hält eine gleich große Viktoria, die Sieg und Frieden durch die Posaune verkündet. Die Höhe der Germania bis zur Fahnenspitze beträgt 8,50 Meter. Zur Herstellung der Gesamtgruppe wurden 120 Zentner Kupfer und 100 Zentner Eisen (im Innern der Gruppe) verwendet. Das Ganze wurde mit künstlicher grüner Patina versehen, die nackten Teile der Figuren in leichtem Ton, sodaß die Kupferfarbe warm durchschimmert, die Gewandung in dunklerem Grün. Die Kolossalgruppe wird in einer Höhe von 18 bis 20 Metern auf das Reichstagsgebäude aufgesetzt werden. Zur Verschickung nach Chicago ist sie in 13 Stücke zerlegt worden. Der Transport hat fünf Eisenbahnwagen in Anspruch genommen.

Das Riesenwerk ist ein schönes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der Münchener Kupferschmiedekunst, die alljährlich eine Reihe bedeutender Werke nach allen Himmelsgegenden liefert.

* * *

Der Kunstverein hält sich mit Entschiedenheit auf der Höhe, zu der ihn die kraftvolle und einsichtige Leitung in den letzten zwei Jahren emporgehoben. Die

modernen Werke überwiegen in naturgemäßer Weiſe die älteren Sachen, denn die junge Generation, ſoweit ſie ſelbſtherrliches Talent und Streben hat, kann gar nicht anders, als ſich den Bahnbrechern der neuen Richtungen anzuſchließen und die Reihen der individuell ſchöpferiſchen, ihre perſönliche Eigenart herausarbeitenden Künſtler verſtärken zu helfen. Daß dabei zuweilen etwas Abguckerei und Nachmacherei mitunterläuft, kann den Begabten paſſieren. Aber das liegt einmal in der Entwicklung, daß man erſt an und mit den Vor- und Mitſtrebenden ſich ſelbſt entdeckt.

Dieſe Sichſelbſtentdeckung macht auch ſonſt noch gebundene Kräfte los und entwickelt ſich bei ſtarken Naturen zu einer überraſchenden Vielſeitigkeit. In den letzten Ausſtellungswochen konnte man das mehrfach beobachten. Am erfreulichſten an E. Aukelen, der jahrelang mit einer gewiſſen Steife und Härte in der Zeichnung ſeiner namentlich ſüditalieniſchen Landſchaften zu ringen hatte und nun plötzlich mit neuen Naturſtudien aus Heimat und Ferne hervorgetreten iſt, die, ohne an Lebendigkeit und Wärme eingebüßt zu haben, die alte Gebundenheit vollſtändig überwunden zeigen. Auch Vetter, ein überaus feinſichtiges Auge, erwirbt mehr und mehr die Sicherheit der Hand, pikante Beleuchtungsprobleme flott und eigenartig zu löſen. Eine neue Kraft, noch etwas derb und knorrig, wächſt in der Bildnismalerei in E. Götze heran. Was er bis jetzt im Kunſtverein gezeigt, berechtigt zu den allergrößten Erwartungen. Seine Bilder ſind mit ſeltener Energie breit und wuchtig hingemalt, ohne der pſychologiſchen Feinheit in der Charakteriſierung zu ermangeln. Wenn ihm das Glück gewogen iſt, an Talent fehlt's ihm nicht, einer von den Großen der modernen Porträtierkunſt zu werden.

Ein rüſtiger Fortſchreiter iſt auch Kurt Hermann, der uns vor ſeiner Überſiedlung nach Berlin noch eine kleine Sammlung von Porträts und Kohlenſtudien vorführte, die des höchſten Preiſes wert. Hoffentlich laſſen ſich die Berliner Hochmögenden nicht lumpen.

Und meine Olga Weiß, wie hat die ſich entwickelt! Seit Jahren war man gewohnt, ſie im Kunſtverein mit kleinen Blumenſtudien zu finden, mit beſcheidenen Gänſe- und Schlüſſelblümchen-Arrangements, die neben den pompöſen Arbeiten einer Fanny v. Pauſinger oder Hermine v. Preuſchen ganz im Verborgenen blühten und nur von emſigen Kennern aufgeſucht und bewundert wurden. Die Schlichtheit und Ehrlichkeit dieſer Weiß'ſchen Schilderungen aus der Blumenwelt war ergreifend wie der Ton eines naiven Kindermärchens. Aber allmählich wuchs der Künſtlerin der Mut, ſie erweiterte ihr Stoffgebiet, bereicherte ihre Palette, vermannigfachte ihre Technik — und jüngſt erſchien ſie mit einigen Porträts, die der höchſten Anerkennung würdig. Da war die pausbackige „Emmy", da war ein ältlicher „Herr Kollega", ein entzückend gemalter Kopf, ganz ins flutende Licht geſtellt — und damit der Schalk nicht fehle — eine Anzahl von luſtigſten Karikaturen. Ich will die beſcheidene, liebenswürdige Künſtlerin durch kein übertreibendes Lob, das wie Reklame ausſehen könnte, in Verlegenheit bringen. Aber das muß geſagt werden, ſo laut und öffentlich als möglich, wenn man die beſten Namen der Münchener Malerinnen nennt, darf Olga Weiß nicht fehlen. So, mein ſtillbeſcheidenes Veilchen, ducke dich wieder in deine duftige Ecke — ich habe als Berichterſtatter nur meine Schuldigkeit gethan, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen.

Ueber Prag nach Berlin.

Theaterbrief von Karl Kraus.

(Wien.)

In Prag besuchte ich das Neue Deutsche Theater. Der thörichte Zufall wollte es, daß gerade an dem Abende „Zwei glückliche Tage", ein Blödsinn in vier Akten, den ich bereits in Wien, und zwar bei seiner ersten Aufführung über mich ergehen ließ, gegeben wurde. Ich ging aber nicht Schönthans, auch nicht Kadelburgs wegen hinein, sondern um den jungen Arthur Bauer, der von Müller-Gutenbrunn für das Raimundtheater engagiert ist, spielen zu sehen. Er gab den „Pepi Freisinger", jung, frisch, liebenswürdig. Tewele in Wien, ein ewig aufdringlicher Lustspielclown, der sich gegebenenfalls auch nicht geniert, bei Schiller zu extemporieren (siehe Kalb in „Kabale und Liebe"), war gerade in dieser Rolle maßvoll und gut. Arthur Bauer war aber besser. Er gab in urdrolliger Weise den Wiener, der sich immer hochdeutsch zu sprechen bemüht (Pepi-Jovoööös). Tewele war nur Wiener. Dem Raimundtheater ist zum Engagement des talentierten Schauspielers zu gratulieren.

Während sich die bescheidenen Wiener das ganz niederträchtige Schwankmachwerk eine Zeit lang fünfmal in der Woche gefallen ließen, wurde es in Prag vor leeren Sitzreihen gegeben. Die Gesamtdarstellung war in Wien besser. Aufdringlich, mit possenhaften Männchen, mit schauderhaften, mit der Sache gänzlich distonierenden „Extempores" gab Herr Thaller*) den „Onkel Lüttchen". Nur das arme mißhandelte Publikum, nicht das Stück, ist eines Besseren würdig.

Der bekannte Mathieu Lützenkirchen muß sich Herrn Schönthan prostituieren. Er war nicht gut als „Witte", zeigte aber eben, daß er zu viel Höherem berufen sei. Angelo Neumann sollte seine Künstler und sein prächtiges, wunderherrliches Theater besser verwerten. — —

— — — Das Theaterleben Berlins hat ein furchtbar langweiliges Gepräge: immer das Gleiche: Vasantasena, Talisman, Heimat, Familie Ponbiquet und Gläubiger, Hüttenbesitzer, der auch Kean heißen kann, Tosca, Don Cesar usw. Das ist durch Wochen jeden Tag so.

Eine ganz gräuliche Bude ist dieses „Berliner Theater", welches man auch „Barnaytheater" nennt: nicht als Theaterbau, sondern als Theater.

Das überburgt noch die Wiener Burg. Da giebt es überhaupt nichts anderes als „Hüttenbesitzer", „Kean", „Die Danischeffs" u. dgl. Kulissenmist. „König Lear" hob sich von diesem ganz wunderbar im Repertoire ab, und so ging ich denn hinein. Der Direktor und Komödiant Barnay agierte natürlich die Hauptrolle. Er führt überhaupt nur Stücke auf, in denen er die Kulissen zusammenreißen kann.

Es ist tieftraurig, daß ein solcher Mann, Theatermensch, Schauspielvirtuos durch und durch, eine erste Bühne leiten darf, ohne jedes litterarische Verständnis, mit feilem Kulissenin stinkt leiten darf, daß niemand über ihm steht, der ihn lenkt, der seine Fähigkeiten besser zu verwerten versteht.

Für mich war dieser Lear besonders interessant. Ich sah schon Rossi und Sonnenthal als Lear. Rossi war groß und hart, zu hart, Sonnenthal weich, ganz windelweich.

*) Nicht zu verwechseln mit Thaler, dem Wiener Kritikus und Realistentöter!)

Daß Sonnenthal nicht imſtande iſt, dem Lear gerecht zu werden, daß ſein Lear aber auch nicht einen Funken von Shakeſpeares Lear in ſich hat, wird jeder zugeben müſſen, der ihn geſehen hat. Man wird aber auch zugeben müſſen, daß Sonnenthal wie kein zweiter Schauſpieler zu rühren und mächtig hinzureißen verſteht, daß ſein Goneriluſfluch eine der großartigſten, mächtigſten ſchauſpieleriſchen Leiſtungen iſt.

Der Sonnenthal'ſche Lear iſt Sonnenthal durch und durch, nicht Lear.

Barnays Lear iſt als Menſch unvergleichlich beſſer. Das iſt ein überaus verſtändnisvoller Schauſpieler, aber — ein Virtuos. Er läßt es ſich nicht mit Shakeſpeare genügen, nein, er muß mehr thun, er will Shakeſpeare übertrumpfen, verbeſſert ihn, ſchmückt ihn mit Sätzen eigener Erfindung, wenn er mit ihm fertig iſt, und zerreißt ſo die bereits erzielte Wirkung, zu der ihm der Dichter verholfen hat. Ich denke da an die „effektvollen Abgänge". Auch aus dem Leben muß er „effektvoll abgehen". Lear ſoll ſchon tot ſein, aber Barnay richtet ſich noch einmal auf, dreht „effektvoll" den Kopf und ſagt einfach, aber bedeutungsvoll: „Meine Tochter! Ich komme, ich komme, ich komme!"

Man ſollte dem Shakeſpeareverbeſſerer den Kopf zurechtſetzen! Wie Sonnenthal zu Thränen zu rühren, vermag dieſer Lear nicht: Ein kleiner, mit Mätzchen verſüßter Roſſi.

Der geniale Friedrich Mitterwurzer ſoll ſich, wie Otto Julius Bierbaum im „Berliner Börſencourier" mitteilt, jüngſt in München als Crampton in Gerhart Hauptmanns prächtigem „Kollege Crampton" ähnlich qualifiziert haben. Das Stück ſchließt mit den zwingenden, für Crampton durchaus bezeichnenden Worten: „So 'n dummer Kerl, Löffler! So 'n dummer Kerl!" Der Schauſpieler ändert. Das iſt kein effektvoller Schluß! Komödiantiſch ſchluchzend und glucksend und vor Rührung wiehernd umarmt er die Tochter Gertrud: „Meine Tochter! Meine Tochter!" Wie wenn er Ohnet oder Wilbrandt (Fabricius!) ſpielen möchte und nicht Gerhart Hauptmann. —

Kraußneck (Kent), ein jedenfalls tüchtiger Darſteller, konnte Bernhard Baumeiſter nicht erreichen.

Ludwig Stahl iſt ein vorzüglicher „Narr", weit beſſer als Levinsky in Wien. Ich wünſchte mir am Wiener Burgtheater den trefflichen Bonn in dieſer Rolle, die er ſeinerzeit in München mit großem Erfolge gegeben haben ſoll.

Agnes Lorma iſt eine entzückende Cordelia, beſſer als die der Stella Hohenfels, wiewohl dieſe unvergleichliche Frau eine größere Künſtlerin als die Lorma iſt.

Das übrige war Mittelmaß und Untermittelmaß.

Die „Talisman"-Aufführung im „Deutſchen Theater" war wie einer der guten Burgtheaterabende. Fuldas Stück iſt prächtig und erfreut ſich ungeſchmälerter Zugkraft. Es wäre aber verfehlt, von der Thatſache, daß eine Märchendichtung gefällt, wie es Adalbert von Hanſtein in der „Fr. litt. Geſellſchaft" gethan hat, auf das Ende des Bühnenrealismus zu ſchließen. Was iſt denn an dem „Talisman" gut? Die ſchönen, feinen, geiſtvollen Verſe, die gediegene Satire im Ganzen und — die Wahrheit! Ja, das iſt durch und durch moderner Verismus, ihr Herren!

Georg Engels iſt ganz vorzüglich als Korbflechter Habakuk: ein Baumeiſter im Kleinen, dem er auch ſehr ähnlich ſieht. Sehr gut ſind auch Kainz (König), Fräulein Retty (Rita), Guthery (Haushofmeiſter), Max Pohl u. m. a. — nur Otto Sommerſtorff ſtört. Ich mag die Schauſpieler nicht, die ſich fortwährend freuen, weil ſie ſo ſchön ihre großen Augen rollen können.

„Vaſantaſena" (im kgl. Schauſpielhauſe), nach einem Drama des altindiſchen Königs Cudraka bearbeitet von Emil Pohl, dem „Dichter" der „Schulreiterin" und unterſchiedlicher anderer genialer Schwänke, iſt ein ſehr langweiliges Stück, das für die

Schauſpieler, abgeſehen von den wenigen Stellen, in denen es was zu ſchreien giebt, unangenehm ſein muß. Aber es enthält viele farbenprächtige Bilder, poetiſche Scenen, gute Worte und iſt in ſeiner „Moral“ zeitgemäß. Die Darſtellung hoftheaterhaft-konventionell.

Herr Ludwig, der leider ſtatt des beurlaubten Matkowsky ſpielte, ein ausgeſungener Schablonen„held“. Frau von Hochenburger als ſchöne Hetäre Vaſantaſena nicht ſo ſchlecht, als ſie ſich ſeinerzeit im Burgtheater präſentierte. Der unartige Wilhelm Arndt (vom Burgtheater) gab den unartigen Prinzen; er war da in ſeinem Element. Der berühmte Kahle iſt ein guter — „Sprecher“. Das gebe ich gern zu.

Unter all dieſen ſteifleinenen Deklamatoren und Poſeuren nimmt ſich ein friſcher Vollblutmenſch, wie es Vollmer iſt, ſo aus, wie der Hecht im Karpfenteich. Das kgl. Schauſpielhaus wird, wie das „Berliner Theater“, von einem Schauſpieler (Max Grube) geleitet. Man kann ſich alſo von der „Litteratur“ des Theaters eine beiläufige Vorſtellung bilden.

Im „Leſſingtheater“ wird fleißig die „Heimat“ von Sudermann gegeben, obgleich das Theater ſchwach beſucht iſt. Sudermann hat mit dieſem Stück ein rieſiges „Geſchäft“ gemacht. Mehr wollte er wohl nicht. In ganz kurzer Zeit hat das Stück vier Auflagen im Drucke erreicht. Sudermann iſt Modeſchriftſteller, eben, weil er ſich ſeiner Künſtlerwürde begiebt und Handlanger wird, indem er Theaterſtücke fabriziert. Er iſt nicht einmal mehr der Kompromißler von früher, der Theaterrealiſt, er iſt nur mehr Macher. In der ganzen „Heimat“ iſt nur die einzige fein-ſatiriſche Scene zwiſchen Magda und den Landesgerichtsrats- und Generalmajorsphiliſterweibern künſtleriſch. Alles iſt fürs Publikum gemacht. Hier ſind wieder die beliebten ſchroffen Kontraſte zu finden, und die Könige müſſen bei Sudermann immer die Krone auf dem Kopfe haben; ſiehe Magda, ein ganz unmögliches Ding mit ihrer primitiven, bei Richard Voß üblichen „Mein Gott, das iſt ja Wahnſinn!“-Tragik. Marie Reiſenhofer, die Darſtellerin der Magda, iſt Suder—weibchen durch und durch: Scheinrealiſtik.

Die Dame ſetzt ſich aus Mätzchen zuſammen, die ſie aneinander ſtoppelt und mit etwas Theaternatürlichkeit, die doch nur Schein iſt, umgiebt. Sie iſt ganz Adele Sandrock, nur ſpricht ſie im Affekt noch ſchneller und kopiert die Duſe, auch im Organe, und das nimmt ſich ſo aus, wie wenn Sudermann ſich hauptmänniſch gäbe. Nur die erſte Scene war gut geſpielt. Sonſt war ſie nicht Sängerin, ſondern Cirkusdame, und vielleicht hat ſie gerade in dieſem Punkte der Rolle genügt. Daß ſie viel kann, läßt ſich keinesfalls leugnen; wahrſcheinlich iſt ſie auch deswegen bei ihrem einſtigen Gaſtſpiele in Wien durchgefallen. Die andern Darſteller waren gut, Sauer als Keller vorzüglich.

Die „Heimat“ wird noch viele Aufführungen und noch viele Auflagen erleben. In ein paar Tagen vier Auflagen! Des kann ſich z. B. Detlev von Liliencron nicht rühmen. Aber dafür iſt unſer Detl auch ein Dichter!

Das gewaltigſte Theaterereignis, das ich neben der „Cavalleria“ (Duſe) erlebte, war die Aufführung von Gerhart Hauptmanns grandioſen „Webern“ am 26. Februar in der „Freien Bühne“ (in dem reizenden „Neuen Theater am Schiffbauerdamm“).

Ich habe über Sudermann länger geſprochen, über Hauptmann mag ich das nicht thun. Er hat es nicht mehr nötig, gelobt zu werden.

Die Aufführung war (ein großartiges Verdienſt des Regiſſeurs Cord Hachmann, der die Schauſpieler aus allen Theatern Berlins zuſammentrommeln mußte) wie aus einem Guß: Kunſtwerk und Darſtellung Eines. Nach den Aktſchlüſſen ſchrieen die Leute: „Hauptmann! Hauptmann!“ So groß war die Begeiſterung. Ganz glückſelig zeigte

ſich der Dichter immer wieder. Nie war ein Erfolg ehrlicher, nie die allgemeine Ergriffenheit größer.

Die hartgeſottenſten „alten Herren", die ſonſt ohne die abgezirkelten Geſetze der Schablone, ohne die Mathematik des Theaters nicht leben können, waren erweicht, „gaben zu, daß — — —" und, den Hut ehrfurchtsvoll vom Haupte ziehend, nannten ſie die „Weber" und den „Götz von Berlichingen" in einem Atem. Das laſſe ich mir gefallen! —

Machtvolle Leiſtungen waren „Jäger" (Rittner), „alter Baumert" (P. Pauli), „Luiſe" (Frl. Bertens), „Anſorge" (Löwenfeld), „Dreißiger" (Niſſen) uſw. Gut war das meiſte, ſchwach nur weniges. Gerhart Hauptmanns Kunſt hat einen echten, großen Triumph errungen, vor dem all die kleinen Kuliſſenſiege Sudermanns wie Seifenblaſen vergehen. —

An dem Vormittage, da Rechtsanwalt Dr. Richard Grelling für ihn die Klage gegen den Polizeipräſidenten wegen des Verbotes der öffentlichen Aufführung der „Weber" führte, hatte ich die Ehre, mit Gerhart Hauptmann „Unter den Linden" zu ſpazieren.

„Ja, mit den „Webern" habe ich eine beſondere Freude erlebt. Antoine hat es zur Aufführung im „Theatre libre" in Paris angenommen" — — — — und dann wieder: „Ich hoffe, daß das Werk jetzt freigegeben werden wird. Ja, wenn die Herren das wüßten, wie das lähmt und unterbindet!"

Es war rührend, den beſcheidenen, ſchlichten Mann, der ſo viel Natur- und ſo wenig Geſchäftsmenſch iſt, dieſe Worte ſprechen zu hören.

Und ſiehe da, am Abend war in den Blättern der Weisheitsſpruch der hochwohllöblichen Polizei zu leſen: „Die Weber" ſind und bleiben verboten!" —

„I, da könnte jeder Düſſeldorfer mit ſeinem Krämerverſtand dreinfahren und unſern Dichtern das Dichten verbieten!

Die Première von Otto Erich Hartlebens „Hanna Jagert".

Von Hugo Gerlach.

(Berlin.)

Hanna Jagert, dieſe eigenartige Schöpfung Otto Erich Hartlebens, gelangte am Oſterſonntage am Leſſingtheater zu Berlin in einer Mittagsvorſtellung zur Erſtaufführung.

Es bedurfte erſt eines Richterſpruches, um das zu ermöglichen, denn die Polizeibehörde als Schutzgöttin eines verfaulten Philiſtertums hatte dieſem Werke durch ein Verbot den Weg über die Bretter verſchloſſen. Das iſt zu begreifen, denn die bankrotte Moral unſerer heutigen Geſellſchaft verträgt eben keine offenen Wahrheiten mehr — ſie iſt des Schutzes einer erleuchteten Obrigkeit bedürftig und läßt ſich willig von dieſer das beſchämendſte Armutszeugnis ausſtellen.

Über den Inhalt dieſer Komödie mögen wir ein paar knappe Worte geſtattet ſein. Mit plaſtiſcher Greifbarkeit gezeichnet, erhebt ſich die Geſtalt der Hanna Jagert aus dem Rahmen der glatten Alltäglichkeit im gewaltigen Ringen für freies Menſchentum gegen eine Welt voll Beſchränktheit und Borniertheit. Der Dichter ſchildert uns durch Könitz, den „Erzieher“ der fünfundzwanzigjährigen Tochter des dummverdrehten Maurers Jagert, wie dieſe ſich zu dem Weibe entwickelte, das er als fertige Natur vor uns hinſtellt.

„— — — wenn ich an dieſes Erwachen, an dieſes Aufkeimen, an dieſen Frühling ihrer Sinne denke . . . Es war ja eine neue Welt für ſie! Wie eine neue Religion der Schönheit — der Kunſt — des Genuſſes. Bis dahin war die Partei ihr Ein und Alles geweſen. Solange der holde Glaube an eine baldige Revolution vorhielt, war ja alles gegangen. — Aber nun war er weg. Und was noch blieb, das war doch alles gar zu ſchnell vom Verſtande verzehrt — von einem ſolchen Verſtande! Und nun das Herz, das Gemüt . . . . und die lieben Sinne? Die hungerten und dürſteten. — Da hab ich ihr denn alle Thüren weit geöffnet, und was hab ich mich da aus innerſtem Herzen gefreut, wie ſie alsbald, nachdem die erſte Schüchternheit überwunden war, mit naivem Appetit an alle die guten Dinge des Lebens herangling — — — —“

Und ſie geſteht über ihre Beziehungen zu ihm: ich gab mich ihm hin mit Leib und Seele.

Meiſter und Schülerin, ſo ſtehen ſich die Beiden gegenüber — ſie lernt leben durch ihn — mit Bewußtſein leben und als logiſche Konſequenz ergiebt ſich das geſchlechtliche Verhältnis.

Aber die Schülerin lernt aus, und eines Tages ſteht ſie vor ihm als in ſich abgeſchloſſene Natur, die in Wirklichkeit ihre eigenen Geſetze in ihrer Bruſt trägt.

Ihre eigenen Geſetze, Freiheit — unbegrenzte Freiheit und Selbſtändigkeit — auch materielle Selbſtändigkeit, denn ſie betreibt einen Kleiderhandel, der ſie wohlhabend macht. Dieſe Freiheit und Selbſtändigkeit ſteht ihr über alles — um ihrer willen ſchlägt ſie es ab, auch vor dem Geſetz das Weib Könitz' zu werden.

Und nun — ausgereift in ihrem Denken — vermag der Erzieher ſie nichts mehr zu lehren, ſie iſt ihm ebenbürtig und der Sinnenrauſch iſt ebenfalls verflogen und ſchließlich — fühlt ſie ſich ihm nur noch verpflichtet! Zugleich regen ſich die Sinne in ihr von neuem, und die Huldigungen des jungen Freiherrn v. Vernier fallen auf fruchtbaren Boden. Sie kämpft ehrlich mit ſich ſelbſt — aber die feinfühlige und edle Natur Könitz' läßt dieſen Hannas Seelenkampf erraten und er tritt freiwillig und ohne Groll zurück um — „Platz zu machen für den andern.“

Vernier iſt ein ſchwacher Charakter, kaum mehr als ein Spielzeug der willensſtarken Hanna. Seine Bitte, ihm ihre Selbſtändigkeit zu opfern, weiſt ſie zurück — ihr Erwerb ſchützt ſie davor, ihm verpflichtet zu werden. Er iſt nur ihr Geliebter, nicht umgekehrt — auch nicht mehr. Ein freier Menſch will ſie ſein — das gilt ihr mehr als der Titel „gnädige Frau.“

So ſteht Hanna vor uns als kraftvolle Erſcheinung, unbeirrt und nicht einzuſchüchtern durch die Verleumdungen und Klatſchereien des Auchmenſchentums, das jedes Weib nach dem Maßſtabe der verzimperten Bourgeois-Töchterchen mißt, die natürlich froh ſind, wenn ſie unter die Haube kommen können und ſich nicht mehr für ihres Vaters Geld Glacéhandſchuhe kaufen müſſen.

Leider bleibt Hartleben nicht konſequent. Zum Schluß — der etwas matt iſt — giebt Hanna dem Drängen Verniers nach, als ſie ein keimendes Leben unter ihrem

Herzen spürt. Damit endigt das Stück und Jeder hat die Empfindung, daß hier ein kleiner Mann von einer selbständigen Frau geheiratet wird, der nach vernünftigem Gesetz nun eigentlich „Herr Jagert“ heißen müßte — nicht sie Baronin Vernier.

Diese Vorgänge sind mit frappierender Natürlichkeit und mit überraschender Sicherheit dargestellt — kein falscher Ton, keine Phrasendrescherei — echt, alles goldechte Wahrheit. Die Schilderung der handelnden Menschen strotzend von den Merkmalen einer scharfen Beobachtung und dazu ein prächtiger herzerfrischender Humor — das ist das Werk, aus dem uns ein erquickender Wirklichkeitshauch entgegenweht.

Die Aufführung eines solchen Stückes, die wohl als ein Ereignis betrachtet werden darf, erwirbt einer Theaterleitung, die sich durch Lustspielchen Schönthan'scher und Moser'scher Mache bequemer volle Häuser und volle Kassen schaffen kann, die Anerkennung aller, die es redlich meinen mit einer redlichen Kunst, denn die Wiedergabe der Hanna Jagert war ein Experiment, das Mut und Kühnheit beanspruchte und vor allem — wenn es glücken sollte — ernste, fleißige Arbeit der Darsteller.

Werden die Schauspieler, die auf den Ton alberner Witzelstückelchen und französischer Schweinereien im Küchendragonerdeutsch gedrillt sind, vermögend sein, die Schwierigkeiten zu bewältigen, die ein Dialog von freier ungekünstelter Natürlichkeit ohne Mätzchen und Schnörkelchen ihnen bieten muß?

Wird das Bühnenbild dem Bilde entsprechen, das wir nach der Lektüre gewonnen haben?

Nun — im Großen und Ganzen gelang dieses Experiment, und der rauschende Beifall, der dem Autor gestattete, nach jedem Akte vor dem Vorhang zu erscheinen, belohnte das anerkennenswerte Streben aller Beteiligten.

Freilich nur im Großen und Ganzen — es war zu Vieles, das diese Komödie hinderte zur vollen Wirkung zu gelangen. Denn neben den Meisterleistungen der Darsteller des Dr. Rönitz und des alten Jagert standen auch Schauspielerchen auf der Bühne, die den Unterschied zwischen einer tiefangelegten Komödie und einem Schnickschnackstückchen anscheinend nicht zu begreifen vermochten. Insbesondere verdiente jener Schauspieler, der uns den jungen Vernier als willensschwachen *Menschen* vorführen sollte, eine Auszeichnung für die Darstellung eines Possenhampelmanns, der durch die Fülle seiner übertriebenen Theater-Laune und Geberden den wiehernden Beifall der Gallerie erntete.

Leider entsprach auch die Darstellung der Hanna selbst *nicht* der Vorstellung, die man sich von ihr bilden durfte. Diese selbständige, willensstarke Persönlichkeit scheint Frl. Reisenhofer nicht richtig aufgefaßt zu haben. Sie gab sie mehr als sinnliches Frauenzimmer, denn als braves, selbstbewußtes Weib, dem ernste Arbeit ein Bedürfnis ist, und die Worte des alten Vernier: „Sie sind — was man so sagt, eine *ordentliche* Person“ — erschienen *dieser* Hanna gegenüber fast unmotiviert. — — — So begrüßen wir in dieser Komödie ein Werk voll Wahrheit und Leben — ein Werk, wie es unsere moderne deutsche Bühne recht herzlich nötig hat! —

Aus dem Pariſer Kunſtleben.

Von George Eller.

(Paris.)

Sobald des Frühlings brünſtiger Schaffensdrang die erſten kußgrünen Knoſpen an den dürren Bäumen ſprengt, beginnt's in den tauſenden Pariſer Maler und Bildhauerateliers gewaltig zu rumoren und zu ſpektakeln, denn es hebt an die Saiſon der ſchönen Künſte; und bei dem raſſelnden Rang, den die bildenden Künſtler im ſozialen Leben unſerer Reklamezeit zu Paris ſich ertrotzt haben, will der Naturfrühling auch künſtleriſch etwas bedeuten, d. h. künſtleriſch in des Wortes allergewöhnlichſter Bedeutung, denn von Kunſt, von jener hohen und hehren, die ſelbſt den Mächtigſten zum augenblicklichen Stillſtand auf der Rollbahn des Ehrgeizes zwingt, iſt kaum die Rede und noch „kaumer" die Spur.

Paris beſitzt gegenwärtig an die viertauſend männlicher und über tauſend weiblicher Prätendenten auf die Benamſung „Künſtler", die zuſammen alljährlich mehr Quadratmeter Leinwand und Papier bemalen, als nötig wären, um ein kleines deutſches Fürſtentum einzuwickeln, und mehr Statuen, Statuetten, Büſten und Gruppen aus allen erfindlichen mineraliſchen und vegetabiliſchen Stoffen meißeln, modeln und kneten, als erforderlich wären, um einen künſtlichen Wald von anſehnlichem Umfang herzuſtellen. Einſtmal, und das iſt noch kein Vierteljahrhundert her, gab es in Paris alljährlich nur eine einzige Kunſtausſtellung, den Salon, wo etwa 1000—1200 Kunſtwerke aller Unterarten zur Ausſtellung gelangten. Heute iſt das anders geworden, ſehr zum Nachteil der Kunſt als ſolcher. Die beiden großen Salons im Induſtriepalaſt der elyſäiſchen Felder (ca. 4000 Nummern) und am Marsfelde (ungefähr 16—1700 Nummern) genügen den Pariſer bildenden Künſtlern nicht mehr. Alle ſolche, die ſich von den Juroren der beiden Salons zurückgeſetzt glauben oder ſich ſelber eine außerordentliche Bedeutung beimeſſen, veranſtalten Separatausſtellungen und vom März bis Juni weiß der Kunſtliebhaber und Kritiker wahrlich nicht, wo er ſich zuerſt Augen und Geſchmack verderben ſoll.

Von größeren gemeinſamen Ausſtellungen haben wir als Vorläufer der beiden großen Salons augenblicklich deren zwei, denn von ſolchen der Vereinigung einiger Weniger, die gemeinſam ein ſogenanntes Kunſtprinzip verfolgen, ſei in wohlthätiger Anwandlung geſchwiegen. Da iſt vorerſt die Ausſtellung der malenden und meißelnden Weiber, die über tauſend Nummern aufgebracht haben. Nicht ein packendes Werk unter all dem Gekleckſe! Nach einem raſchen Umgang durch dieſe prahleriſche Exhibition weiblicher Eitelkeit bedauert man, nicht dem Beiſpiel des Präſidenten Carnot gefolgt zu ſein, der, zum Beſuch der Bilderfabrikantinnen geladen, ſich mit Hinweis auf Staatsgeſchäfte entſchuldigen ließ und ſeine Frau ſandte, um ihrer Geſchlechtsgenoſſinnen Thun und Trödeln zu begucken. Die Weiblein unſerer Zeit wollen nichts Rechtſchaffenes mehr treiben, ſie wollen nicht kochen und ſcheuern, Mütter mögen ſie nicht ſein und da alle nicht auf der Straße ihr Brot und das dazu gehörige Überflüſſige erwerben können, ſo malen ſie und ſchreiben drauf los, daß es nur ſo eine Unart iſt.

Eine andere Ausſtellung, diesfalls von hoſentragenden Pinſel- und Meißelbefliſſenen veranſtaltet, benennt ſich: „Exposition des Indépendants", erneuert ſich ſeit ungefähr fünf oder ſechs Jahren allfrühjährlich und entſtand aus der vormals gebräuch-

lichen Ausstellung der von der Jury des großen Salons abgewiesenen Werke. Große Künstler haben zur Zeit, als die „Akademik“ noch allmächtig war, dies Schicksal der Abweisung geteilt, z. B. Manet, der erste und vielleicht auch bedeutendste der konsequenten Naturalisten; aber im Grunde sind diese sonderbaren Künstler doch nur unabhängig von allem, was schön und natürlich ist, von allem, was zu Herz und Geist spricht, von allem, was selbst dem raffiniertesten Grübler naiv und kindlich bleibt, von allem, was wirklich Kunst ist . . . denn Geschicklichkeit ist noch keine Hexerei! Wenn auch unter den Hunderten Beschickern dieser Ausstellung wirkliche Talente und manch genialer Aufzucken sichtbar werden, im großen und ganzen handelt's sich bei der größeren Masse um ins Extreme getriebene und im Unnatürlichen gesuchte Originalität, und all das Geschick und die Mache und Fertigkeit sind aufgewendet, um Aufsehen zu erregen, Neugierde zu erwecken, seinen Namen nennen zu hören. Gewiß machen pure Realisten, wie die Maler Auquetin, Lautree, Idels, Fanché und phantasiereiche Arrangeure, wie Mauriee Denis, Bonnard, Ranson, den Eindruck glücklich veranlagter und gewissenhaft fleißiger Naturen. Auquetin malt kräftig und breit, auf viel Entschlossenheit weisen seine Studienköpfe und ein derbes und wirksames Gemälde „Le Baveur“. Ibels und Lautree wissen der modernsten Nevrose gewisse einschmeichelnde Seiten abzugewinnen; Ranson giebt stramme Proben eines verständnisreichen und geschmackvollen Dekorationssinnes; Bonnard weiß uns mit geistreichen Kleinbildern zu fesseln; Maurice Denis, dieses Jahr allen voraus, beweist mit seinen beiden Bildern, daß ein Künstler ultramodern sein und dabei köstlich einfach und poetisch graziös bleiben kann . . . aber im großen und ganzen schauen sich der „Unabhängigen“ Kunstprodukte doch nur an wie die Paraden der Bajazzi auf den Estraden der Jahrmarktsschaubuden und des Beschauers Augen wandeln sich um zu Ohren, worein Trommelschläge und Schellenläuten betäubend klirren, zu „sehenden“ Ohren, die man zuhalten möchte ob des Hexensabbats der Komposition und des tintamaresken Gerassels der Farben. Uff! Schwamm drüber! Das ist, mit wenigen Ausnahmen, die Empfindung, welche die Unabhängigen mir verursacht haben.

Derselbe Zug nach Originalität um jeden Preis offenbart sich noch deutlicher und aufdringlicher in den Einzelausstellungen gewisser reklamehungriger Maler. Diese Unsitte ist erst seit wenig Jahren im Schwunge, greift aber um sich, wie alles Schlechte. Das Gute wirkt selten ansteckend . . . so will's das menschliche Naturgesetz. Selbst ein guter Durchschnittskünstler wie Sisley, ein Freilichtmaler von unbestreitbarem Talent und gutem Geschmack, ist dieser modernen Malerkrankheit verfallen. Er stellt bei Goupil ein Vierteihundert seiner Bilder aus. Gewiß, 's ist manches Schöne und Gute unter diesen leuchtenden Landschaften, wenn man aber just kein Genie ist — und Genies gedeihen bekanntlich recht spärlich — so ist's und bleibt's, mein' ich, eine Anmaßung, wenn ein Künstler, der noch im Werden begriffen ist, vom Publikum verlangt, daß es seine Arbeiten dutzendweise auf einmal verdauen soll. Ein anderer Landschafter, dessen Eigenart es ist, seine Farben mit dem Messer anstatt des Pinsels aufzutragen und damit, so man nur seine Bilder aus der Entfernung von einigen Metern beschaut, manch interessante und sogar hübsche Wirkung erzielt, C. Pissaro, exhibiert bei Durand-Ruel, dem mit Recht als Protektor der Jungen geltenden großen Bilderhändler der rue Laffitte in Paris und der fifth Avenue in Newyork, die im Jahre 1892 erzeugten Produkte seiner Malwerkstatt, gegen die siebenzig an Zahl in einem einzigen Jahr! Man wäre versucht, solche Massenproduktion lächerlich zu finden, wenn's nicht zum Teufelholen wäre, daß ein talentvoller Künstler, dem der liebe Herrgott ein Fünklein seines himmlischen Feuers geliehen, sich verflacht und hinabsinkt zum Partisan Merkurs, er, der Apollos Genoß bleiben sollte!! Ein andrer, noch junger, aber mit Talent begnadeter, — 's ist ein

Spanier, der ſich Antonio von Gandara nennt —, deſſen Bilder in den letzten paar Jahren auf dem Marsfelde bemerkt worden ſind, iſt ganz und gar der Nevroſe verfallen. Er ſtellt, gleichfalls bei Durand-Ruel, ein halbes Hundert Bleiſtiftzeichnungen und Paſtelle aus, von welchen die letzteren, Pariſer Nachtbilder, treffliche Stimmungsbilder ſind. Aber was, zum Kuckuck, veranlaßt den Herrn von Gandara, die Gaslichter eitronengelb zu malen? Ich war doch auch in des Malers Heimat, in Spanien, und fand, daß dorten, wie überall, das Gaslicht zwar ſchmutzig geld-rötlich, niemals aber eitronengelb leuchtet. Wird wohl auch nur um der Originalität willen eitronengelb ſein, das Gaslicht des Herrn von Gandara. Die Weiber, die ſein Bleiſtift uns in genialer Weiſe vorführt, die nähren ſich im Leben von Morphium und trinken Äther dazu, und hyſteriſch länglich ſind ihre Glieder und verzückt ſchlank ihre Leiber, und ihr alles iſt ein Bündel von der peinvollſt-reizendſten Nevroſe gequälter Nerven.

Jean Rameau, der warmfühlende Dichter und geniale Schriftſteller, iſt unter die Maler gegangen und ſtellt bei Bernheim jeune eine etwa dreißig Nummern umfaſſende Serie von Paſtellbildern aus, die mit vollem Recht das allergrößte Aufſehen machen. Jean Rameau, deſſen Band Poeſien „La Nature“ unzweifelhaft eines der bedeutendſten Werke neufranzöſiſcher Lyrik iſt, hat, von übergenialiſchem Schaffensdrang beſeelt, die Stätten, wo er ſeine ſchönſten Dichtungen empfunden, ohne jemals Zeichen- oder Malunterricht genoſſen zu haben, mit der Hand, dem Schwung und der Farbenwirkung eines Meiſters verſinnbildlicht. Ich bin gar nicht dazu gekommen, dieſes genialen Autodidakten techniſche Fertigkeiten zu begucken und zu bekritteln, ſo überwältigt war und bleib ich von der zauberhaften Stimmung, von dem faſcinierenden Licht, von dem gewaltigen Naturatmen dieſer köſtlichen Paſtelle. Eine anſchauliche Schilderung dieſer Meiſterwerke eines Dilettanten iſt ganz und gar unmöglich. Zur Verſtändlichung giebt's, meiner Anſicht nach, nur ein Mittel. Jean Rameau fügt jedem ſeiner Bilder die Verſe bei, die ihn zum Malen veranlaßt haben. Ich kann nur ſchwer der Verſuchung widerſtehen, einige davon in metriſch-getreuer Überſetzung beizufügen. Jeder denkende und phantaſiebegabte Leſer würde ſich daraus vorſtellen können, wie der geniale Dichter Jean Rameau von ſelbſt zum großen Maler ward, denn Poem und Bild ſind Zwillingskinder eines einzigen Genies.

Und nun zur pièce de résistance der diesjährigen „vorſalonigen“ Epoche, zur retroſpektiven Ausſtellung von Meiſſoniers Werken, die trotz Panama, politiſcher Miſère und miſeradlen Parteigezänkes dem Chauvinismus der Franzoſen wieder einmal Luft macht. Mit alleiniger Ausnahme des ehrlichen und gewiſſenhaften Arſène Alexandre, — der über ſeine, im kunſthiſtoriſchen Intereſſe im vorigen Sommer unternommene Bereiſung Deutſchlands und die in den deutſchen Kunſtmuſeen herrſchenden Anordnungen treffliche Artikel veröffentlicht hat, die natürlich von den ſich über alles erhaben fühlenden Bonzen, ſo zur Leitung und Führung in Sachen der ſchönen Künſte zu Paris berufen ſind, nicht im geringſten beachtet worden ſind —, poſaunen alle hieſigen Kunſtkritiker in alle Welt hinaus den hier als Dogma geltenden Satz, daß Meiſſonnier der größte Künſtler unſeres Jahrhunderts iſt. Daß er einer der geſchickteſten Maler aller Zeiten war, darüber könnte man ſich noch verſtändigen, aber der größte Künſtler unſeres Jahrhunderts! Nein! Zum großen Künſtler in des Wortes innerſter Bedeutung fehlte ihm das Einzige, was den großen Künſtler macht: das Genie. Unbeſtreitbar iſt, daß Meiſſonnier, wie kein anderer, unſer großer Menzel ausgenommen, der fleißigſte, gewiſſenhafteſte, geduldigſte, genaueſte, redlichſte Maler geweſen iſt, der unſerer Zeit geſchichtliche Vorwürfe verbildlichtete. Es iſt wahrhaft ſtaunenswert, wie auf ſeinen Bildern

alles und jedes, ſelbſt das Unbedeutendſte mit einer Feinheit und Treue wiedergegeben iſt, wie nur künſtleriſch veranlagte Elitenaturen es vermögen. Das kleinſte Gerät, die Waffen, Kleider, Pferde, der Boden, Pulverdampf, ein vereinzelter Buſch, ein einſamer Baum, der Himmel, jedwed Ding und Sach' und Sächelchen iſt treu dem Leben und nicht der Überlieferung nachgebildet. Aber eben nur nachgebildet. Da liegt der Haſ' im Pfeffer! — Die vollendetſte Nachbildung ſind Meiſſonniers Bilder, eine Nachbildung von nahezu göttlicher Kunſtfertigkeit, aber und aber und abermals aber, nur eine Nachbildung und keine Erſchaffung. Die Kunſt aber ſoll Schöpfung ſein, und nur wo der Menſch dem Schöpfer gleicht, da wird er zum echten Künſtler. Das iſt der Unterſchied zwiſchen Genie und Talent. Gewiß, Meiſſonnier iſt eines der größten Talente unter den Malern aller Zeiten. Unzweifelhaft iſt das Vorhandenſein von Geniebliţen in ſeinen Skizzen und Studien, aber es ſind Waſſerſchläge, die nur leuchten und nicht zünden und in ſeinen wirklichen Bildern ſo übergeſchickt und übergeſcheit verarbeitet ſind, daß der Beſchauer, trotz aller Bewunderung der köſtlichen künſtleriſchen Filigranarbeit, keine Geniegewitterſpuren zu entdecken vermag. Darum auch verſetzen uns Meiſſonniers Bilder zwar in ungeheuchelte Bewunderung, niemals aber in jenes unheuchelbare Sichſelbſtvergeſſen, wozu des wahrhaft Großen allmächtige Wirkung uns willenlos zwingt.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin gewährt mir Meiſſonnier nicht jene vollſtändige Befriedigung, die ich von einem Künſtler höchſten Ranges erwarte: Er veranſchaulicht die von ihm mit Vorliebe behandelte geſchichtliche Epoche nicht der Art, daß ſie vor meinem geiſtigen Auge zu neuem gegenwärtigen Leben erſteht. Seine Napoleonsbilder ſind künſtleriſche Großthaten, aber ſie ſind nicht *große* Thaten eines *Künſtlers*, und darin liegt das Rätſel ihrer ſtaunenerregenden, aber durchaus nicht überzeugenden Wirkung. Sein berühmtes Bild 1814, — während des Feldzuges in der Champagne, kalt ſchauert die feuchte graue Luft und klebrig, von unaufhörlichem Regen durchweicht, iſt der Kreideboden; Napoleon, in Gedanken verſunken, läßt dem müden Pferde die Zügel über den Hals hängen und, ziemlich weiter hinten, folgt ſein Stab, und mürriſch und verdroſſen ſind der Generale und Offiziere Geſichter —, iſt ein anerkanntes und unbeſtreitbar ein Kunſtwerk, das den Niedergang des großen Eroberers markant zeichnet. Das iſt immenſes Talent! Vergleichen wir damit eine Lithographie vom unſterblichen Raffet: Napoleon reitet ſeinen Grenadieren voran, gleichfalls anno 1814 in der Champagne, im Rücken nur iſt er ſichtbar, wie er über's Pferd ſich vorbeugt . . . ihm nach marſchieren die Bärenmützen, Verdruß und Erſchöpfung auf den ſchnauzdärtigen Geſichtern, die Gewehre ſchützend halb in die naſſen Mäntel gewickelt, das Schuhzeug mit klebrigem Kot beſchmutzt . . . ſo marſchieren die alten Brummbären und wiſſen, ſo müd ſind ſie, die Beine kaum zu heben, aber ſie marſchieren immerfort, ohne Aufhören hinter *Ihm* einher und richten die zornigen Augen auf *ſeinen* niedergekrümmten Rücken! . . . Das iſt Genie! Und Genie die vom Künſtler dazu gefertigte Legende: „Ils grognent . . . et le suivent toujours."

Mit allem Aufwand ſeines Talents und ſeines ſeltenen Wiſſens an Koſtümkunde und geſchichtlicher Epiſodik hat Meiſſonnier doch nur großartige Illuſtrationen zur Geſchichte Napoleons geliefert. Des höchſten Künſtlers höchſte Aufgabe, die Wiedererweckung der Napoleon-*Legende*, die hat er nicht erfüllt, nicht erfüllen können, weil er zwar ein Meiſter, aber nur ein Meiſter *ſeines* Könnens, nicht ein gottbegnadeter war.

Meine Kritik des gewaltigen Malers ſoll ſein großes Verdienſt nicht herabmindern. Mein Zweck iſt allemal und allenthalben nur die Wahrheit. Ich erkenne in Meiſſonnier alles Bedeutende, das er war; ich ſchätze ſeine Werke, ſtaune über viele

und füge mich bereitwillig seiner alles überragenden Malgeschicklichkeit. Eines aber kann und will ich nicht zugeben: daß er der größte Maler unsres Jahrhunderts ist. Abgesehen davon, daß ein oder mehr seiner Landsleute künstlerisch über ihm stehen, wie Corot und Troyon, ist mir, und zwar von rein künstlerischem Standpunkt aus und durchaus nicht aus engherzigen nationalen Gründen, Menzel lieber wie er, denn, ich wiederhole es, Meissonnier besaß immenses Talent, aber war kein Genie.

Die Aufzählung der ausgestellten, durch Vervielfältigung sattsam bekannten Werke Meissonniers erscheint mir überflüssig.

Kritik.

Romane und Novellen.

Georg Fuchs, Die Dornenkrone. Ein modernes Märchen von Georg Fuchs. Dresden, O. Damm.

Ob es wirklich ein Märchen ist, auch der Kunstform nach, oder nicht, darüber wollen wir mit dem Dichter nicht streiten. Märchenhaft genug, mit ehrlich bürgerlichen, sittlich gewöhnten Augen gesehen, geht es allerdings in dieser hocharistokratischen Landschaft zu. Und Keuschheit ist nicht nur den handelnden Damen allerlei Geblüts, sondern auch dem Dichter ein leerer Wahn. Er kann sich in der Bestimmtheit der Umrisse und Sattheit der Farben nicht genug thun, wenn er üppige Scenen schildert. Seine Freude an „seisten Schenkeln" macht sich in Fanfaren und Posaunenstößen Luft, die manches hysterische Weiblein und auch Männlein umwerfen werden. Mögen sie wenigstens weich fallen, die Armen. Nein, es ist doch kein Märchen, lieber Fuchs, es ist ein vierschrötiger Roman von schwindelnder Sinnlichkeit. Gut, stellenweise sogar sehr gut ist die Anwendung des Allzubreiten und Fastlangweiligen. Dieser Kniff rettet ihn vor der Lex Heinze. M. G. C.

Karl Ed. Klopfer, Zwei Dichter. Leipzig, K. Reißner.

Der Titel ist für unser litteraturentwöhntes Reichsdeutschland nicht verlockend. Die Geschichte zweier Dichter, das ist jedenfalls sehr mäßig unterhaltend, Seelenprobleme, Kunstpädagogik, blümerante Liebe, miserable Kameradschaft — damit reizt man unseren herrlichen Bildungsmenschen mit dem Gefreitenknopf oder dem Reserveleutnant auf der Visitkarte sicher nicht. Aber der gewählte Titel ist ehrlich und zutreffend. Der kleine Roman behandelt das Schicksal zweier Dichter, Alfred Meißners und — des anderen. Ein furchtbar tragisches Schicksal, wie wir alle wissen, die wir das Ende Meißners und die Fehde, die sich an den Namen des Toten knüpfte, erschütterten Herzens miterlebt. Klopfer hat in zarter, von jeder persönlicher Skandalsucht absolut freier Weise das heikle Problem erfaßt und mit Meisterschaft zur Grundlage einer Seelengeschichte voll Spannung und dramatischer Steigerung gemacht. M. G. C.

Novellen von Ferdinand Kürnberger. Aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von Wilhelm Lauser. Stuttgart, Verlagsanstalt.

Wer sich ein zutreffendes Charakterbild von dem 1879 gestorbenen deutsch-österreichischen Schriftsteller Kürnberger machen will, wird wohl auch diese Nachlaß-Novellen zu Rate ziehen müssen. Sehr unterhaltend sind sie nicht. Und wer den Dichter nicht schon aus seinen geist- und charaktervollen Feuilletons-Sammlungen

„Siegelringe“ und „Litterarische Herzenssachen“ schätzen und lieben gelernt hat, wird am Ende mit diesen Novellen gar nicht zu Ende kommen. Die Sprache ist oft genug manieriert, der Witz gequält, der Humor darock — und die Technik des Vortrags! Diese Seiltänzerei! Daß man auch auf ebenem Boden festen Schrittes gradaus gehen und an sein Ziel gelangen kann, scheint dem Erzähler viel zu natürlich . . . Kurz, die Freude an dem Buche, dasselbe rein als belletristische Leistung für sich betrachtet, wird für den modernen Leser nicht groß sein. Kürnberger als Novellist kann auf freundliche Beurteilung rechnen, wenn man sich an das kürzeste Stück des Buches hält: „Schulmädchen und Hausfrau“. Das ist hübsch und ergreifend. C.

Das ist nun entsetzlich: kaum macht ein Werk aus irgend einem unlitterarischen Grund im Ausland Furore, so stürzen sich unsere Übersetzer und Verleger darüber, es uns in möglichst stümperhaftem, eilligst hingeschmiertem Deutsch an den Kopf zu werfen, um die Ehre unserer „Weltlitteratur“ und — des Geschäftes zu retten. Am unerträglichsten ist dies schändliche Verfahren, wenn sich's um ein angebliches Dichtwerk handelt, das schon im Original als Gegensatz aller Poesie erkannt worden ist. Keinem einigermaßen gebildeten Engländer oder Amerikaner wird es einfallen, in Edmond Boisgilbert (Ignatius Donnely) einen Dichter zu sehen oder auch nur einen Schriftsteller von Rang. Ein guter Reporter, ein gewandter Berichterstatter, für mehr wird er nicht genommen. Aber da hat ein blutig naives, phantastisches Capriccio von ihm über den Untergang Newyorks im zwanzigsten Jahrhundert Zeitungserfolg, sofort wird ein „Roman“ daraus, um dessen Besitz sich die deutschen Verleger raufen. Bereits haben zwei angesehene Firmen wohlerworbene Übersetzungen gebracht und zweifellos werden noch andere folgen. Neulich wurde in unserer Zeitschrift „Cäsars Denksäule“ mit Wut umgeworfen, heute wollen wir über dasselbe Meisterwerk, das in der eleganten Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart sich „Weltuntergang“ betitelt, nur noch lachen. Wir wetten, wäre dieses Buch als deutsche Originalarbeit der Stuttgarter Firma im Manuskript angeboten worden, sie hätte den guten Geschmack gehabt, den Verlag abzulehnen. Die Übersetzung aus dem Englischen aber hat sie schleunigst und undesehen gebracht, weil sie glaubte, der Erfolg der amerikanischen Ausgabe ließe sich auch in Deutschland ausbeuten. Wir wissen nicht, ob die Rechnung stimmt. Wir wissen nur, daß der überlastete deutsche Buchhandel einen litterarisch wertlosen Übersetzungs-Roman mehr hat.

Dasselbe ist von dem Romane „Der amerikanische Prätendent“ von Mark Twain zu sagen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Nicht einmal zum Einschlafen taugt dieses Buch, denn es ist so entsetzlich langweilig, daß man's nur mit Zorn und Ärger nach den ersten Seiten fortschleudert. Es ist geradezu gesundheitsgefährlich langweilig und stümperhaft. Ein Ekel an Geistlosigkeit und Bêtise. Aber der Verfasser ist ein Ausländer und hat einen berühmten Namen, also her damit, der deutsche Leser ist so ein urdummer Kerl, daß er schon darauf hereinfallen wird!

Es wäre einfach ein Verbrechen, hätte die nämliche Verlagsanstalt die Sache nicht wieder einigermaßen gut gemacht durch die gleichzeitige Veröffentlichung einiger wirklich gediegener fremder Dichtwerke, die sie in guter Übersetzung und geschmackvoller Ausstattung zu billigem Preise dem deutschen Litteraturfreund vorlegt. Da sind in erster Linie zu nennen: Paul Bourget, „Der Schüler“ und Louis Couperus, „Schicksal“.

Letzteres Werk, von einem jungen Niederländer verfaßt, steht an Feinheit und Kraft der Beobachtung und Ergründung des Seelenlebens dem „Schüler“ des französischen Meisters nicht nach, ob-

wohl die Technik derber ist als bei Bourget, ohne den Zola'schen Naturalismus zu erreichen. Daß Couperus nach französischen Mustern gearbeitet hat, ist offenbar, daß er sehr viel Talent hat, gleichfalls. Nicht auf der gleichen Höhe hält sich A. C. Leffler, Weiblichkeit und Erotik. Der Titel klingt so sonderbar wie zahlreiche Wendungen im Texte. Das scheint an der Übersetzung zu liegen. Aber der Leser merkt sofort, daß er hier eins der kennenswertesten Werke der nordischen Litteratur vor sich hat, ein tiefsinniges, herbes, eigenartiges Stück Leben, von einem ernsten Geiste gestaltet. Solche Romane sind litterarisch und ethnologisch gleich wertvoll. Sie erfreuen als Kunstwerk und bereichern unsern Geist durch die naturalistische Zuverlässigkeit der Analyse. Leffler ist ein überzeugungskräftiger Dichter. Es wäre ein Verlust, wenn dieser Name in der „Sammlung ausländischer Romane" fehlte, denn er bezeichnet eine tüchtige Seele, einen eigenartigen Kopf. M. G. C.

Unheilbar. Roman von Dora Duncker. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Die Lehrerin Christine Reimann und der junge Gelehrte Paul Burghard, beide hübsch und ideal, sogar sehr ideal, ohne Vermögen, sind in heißer Liebe zu einander entbrannt. Der Geliebte erkrankt. Pauls Bruder, Bankier, reich geworden auf dem breiten Wege der Schurkerei, hat ein gieres Auge auf Christine geworfen und sucht daher das Liebespaar zu trennen, äußerlich und innerlich. Paul wird flugs in ein Bad gebracht und seine Braut bewogen, dem Schwerkranken jegliche Erregung, sei es durch Briefe, sei es durch Besuche, zu ersparen. Der Bankier, dessen Schurkenherz dem Mädchen fremd, verspricht regelmäßige Berichte über das Befinden des Bräutigams. Nun los! Der Zustand des Patienten verschlimmert sich, ist „unheilbar" — laut Lügenbericht; Christine löst das Band der Treue — nach einem gefälschten Brief. Die Wahrheit: Pauls Befinden macht die besten Fortschritte unter der liebreichen Pflege der schönen, tugendvollen verwitweten Asta von Günthersfelde, Rittergutsbesitzerin und merkwürdige Passionistin für kranke Männer. Christine weint sich die Augen rot daheim in ihrem Stübchen über den „unheilbaren" Geliebten. Weiter! Paul erliegt der „heimtückischen" Krankheit — laut Bankiersbericht; Christine erquickt sich an Liebeständeleien u. dgl. mit einem andern — laut Lügenbrief. Die Wahrheit: Paul kniet mit Asta am Traualtar; Christine grämt sich die Brust krank über den Entschlafenen. Der Knoten platzt! Paul und Christine treffen sich leibhaftig in Berlin. Na, na! Der schurkische Bankier wird in einem Duell niedergestreckt, die gute Asta will ihren geliebten Paul der rechtmäßigen Besitzerin zurückerstatten, Christine aber stirbt inzwischen an der Schwindsucht, und Paul erlöst sich von dem trugreichen Dasein durch einen Schuß. An der erkaltenden Hülle Christinens geloben sich wieder zwei Treue für Zeit und Ewigkeit; im Erkerzimmer des Schlosses zu Günthersfelde schenkt eine Nichte der kinderlosen Asta einem Knaben das Leben und dem Rittergute den bereits testamentierten Erben. — Schon diese Inhaltsskizze läßt ahnen, wie reich das Werk an romanhaften Verwickelungen und Spannungen mannigfacher Art ist. Lebenswahrheit ist eben seine Stärke nicht. Doch es geht alles wie am Schnürchen, und — für die Nerven und das moralische Empfinden der Zeitvertreibsleser die Hauptsache! — das Ende ist gut. Auch der Tod ist echt; er wirkt erlösend, befreiend und wieder verknüpfend, und für die Lebenden bleibt „der Segen der Arbeit, die Treue selbstloser Freundschaft, die sorgende Liebe für ein neues Geschlecht". Sind auch die Intriguen etwas plump, es macht nichts, der eifrige Leser merkt es bei der Frische und Glätte der Darstellung kaum. Das Buch liest sich flott. Dora Duncker ist auch bescheiden, sie begnügt sich mit einem Bande. Ein Gregor Samarow hätte den „Unheilbaren" mindestens durch drei bis vier Bände ge-

ſchleiſt. In Summa „Unheilbar“ iſt ein gutes, hübſches Zeitvertreibsbuch.

M. Kitzinger.

Otto Julius Bierbaum, Studentenbeichten. Erſtes Tauſend. Preis 1 Mk. 50 Pf. München, Dr. Albert u. Co. Separat-Konto.

Dieſer Separat-Konto iſt ein verteufelt unternehmender Herr. Ein erſtes Tauſend Studentenbeichten! Himmel halt ein mit deinem Segen: wieviel Tauſende ſolcher Beichten ſollen denn noch folgen? Gott, nein, die Inhaltstafel weiſt nur ſieben Beichten auf. Mit dem krachenden Tauſend iſt die Auflagezahl gemeint, nach franzöſiſcher Sitte, na ja. Das läßt ſich hören. Da iſt einmal ein Eckſtein geweſen, der hat im Jahr 75 einen „Beſuch im Karzer“ veröffentlicht. Dieſer Beſuch hat bis heute, laut Kürſchner, 85 Auflagen erlebt. Und dieſe Beichten ſind etwas ganz anderes als der Karzerbeſuch. Der iſt der reine Quark dagegen. Bierbaum iſt ein ganz anderer Corpsbruder und Dichter und Fabuliſt als der Eckſtein von Anno 75. Die Welt iſt inzwiſchen rieſig fortgeſchritten, auch die ſtudentiſche, mit Siebenmeilenſtiefeln. Ich gebe den Bierbaum'ſchen Beichten Hunderttauſend im Minimum und in der halben Zeit.

J. F. H. * * *

Ein neuer Roman „Mode“ iſt ſoeben aus der Feder Conrad Albertis beim Deutſchen Verlagshaus Bang u. Co. in Berlin W. 57 erſchienen. Er bildet den fünften Teil der Romanreihe Albertis. — „Der Kampf ums Daſein“. Wie der Titel andeutet, ſchildert der Roman die Mode und ihre Bedeutung für das geſellſchaftliche Leben. Der Held des Romans iſt ein junger ehrgeiziger Schauſpieler, Max Bellß. Er wird der Schützling einer reichen Dame, deren Geiſt und Einfluß ihm die bis dahin vergebens erſtrebte Laufbahn öffnen. Aber ſeine ſchnellen Erfolge ſind ſein Verhängnis: er hält ſich für einen Fürſten der Kunſt und iſt nur ein Kind der Mode. Im Übermut verfeindet er ſich mit ſeinen Gönnern, und das Unglück naht ſich ihm ebenſo ſchnell wie das Glück. Da wird ſeine einſtige Freundin, mit der er auf der Höhe ſeiner Erfolge gebrochen, noch einmal, als Sterbende, ſeine Retterin. Nachdem ſie ſich in ſchwerem Kampfe ſelbſt überwunden und ihre allmählich entſtandene leidenſchaftliche Neigung für Belitz niedergerungen hat, giebt ſie ihm den verlorenen Glauben an ſich ſelbſt wieder. In neuer Arbeit ſucht er ein echter Künſtler zu werden und ſich zu erwerben, was ihm einſt die Tagesmode zugeworfen und wieder entzogen hatte. Man ſieht aus dieſer kurzen Inhaltsangabe, wie der Verfaſſer aus dem wirklichen Leben geſchöpft hat. Die Handlung entwickelt ſich ſpannend, die Charaktere ſind wahr, wir lernen intereſſante Menſchen kennen. Nicht der letzte Vorzug des Buches iſt, daß es bei all ſeiner Lebenswahrheit unbedenklich jeder Dame in die Hand gegeben werden kann. Der einſt ſo wilde Drauflosgänger und Wahrheitsfanatiker iſt ein manierlicher Schriftſteller geworden, der nicht nur im Fabulieren, ſondern auch in der Wohlanſtändigkeit mit den geſitteſten Dichterinnen unſerer erſten Familienblätter wetteifert. Möge ſeine „Mode“ in Mode kommen.

X. Y. Z.

Georges Eekhoud, Kees Doorik. Ein vlämiſcher Sittenroman. (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt). — Ein neuer Band aus der vortrefflichen Sammlung ausländiſcher Romane, die uns ſchon die Bekanntſchaft manches in Deutſchland bisher unbekannten Talentes vermittelt hat. Nach dem Holländer Louis Couperus lernen wir heute den franzöſiſch ſchreibenden Flamänder Eekhaud kennen, den bedeutendſten Vertreter der jungen belgiſchen Dichterſchule. Der vorliegende Roman iſt eine Dorfgeſchichte, ein Stück aus dem vlämiſchen Bauernleben, das in ſeiner Derbheit und Urſprünglichkeit ſo viel des Intereſſanten bietet für die realiſtiſche Schilderung, eine überreiche Fundgrube,

Digitized by Google

die für die Litteratur leider viel zu wenig ausgebeutet worden ist. In Holland ist es nur Emile Seipgens, der in seinen Dorfgeschichten aus Limburg mit kräftigen Strichen das Landleben dieser Gegend zeichnet. Umso erfreulicher ist die vorliegende Übersetzung des Eekhoud'schen Romans. Die Handlung ist sehr einfach, der Hauptwert des Romans liegt in der typischen Beschreibung von Land und Leuten. Den Glanzpunkt bildet in dieser Beziehung die Schilderung einer holländischen Kirmeß, mit ihren Freß- und Saufgelagen, die Beschreibung all des wüsten, ungebundenen Treibens, dem sich das Bauernvolk in diesen Tagen zügelloser Ausgelassenheit hingiebt. Es giebt nicht viel Bücher, welche den Leser in einen solch interessanten und durch und durch originellen Stoffkreis führen. Schon aus diesem Grund verdient die Übersetzung warm empfohlen zu werden. Der Name des Übersetzers, dem doch immerhin das nicht kleine Verdienst gebührt, ein Talent wie Eekhoud bei uns eingeführt zu haben, wird ungerechterweise nicht angeführt. Die Verlagsanstalt sollte in dieser Beziehung doch einen Unterschied machen zwischen einer bestellten und fabriksmäßig hergestellten Übersetzung von Zola, Ohnet usw. und einer aus eigener Initiative hervorgegangenen, wie der vorliegenden.

Paul Aché.

Anna Croissant-Rust, Feierabend und andere Münchener Geschichten. (München, Dr Albert & Co.) — „Feierabend", eine Erzählung aus dem Arbeiterproletariat, wurde vor mehreren Jahren zuerst in unserer „Gesellschaft" veröffentlicht. Es ist eine tüchtige Leistung. Die Verfasserin weiß das Äußere der Natur, namentlich das Häßliche und Gräßliche, scharf zu beobachten und lebendig darzustellen. Ihre Art des Vortrags fesselt den kritischen Kunstverstand mehr, als das naive künstlerische Empfinden, was sich wohl daraus erklärt, daß das innere, elementare Leben der Vortragenden etwas zu kahl und dürftig ist. Der Band enthält noch drei kleine Geschichten, welche jedoch keine neue Seite des dichterischen Talentes offenbaren. C.

Hanna Schomacker, Liebeswirren. Hamburg, Richter.

Das sind zwei große, schöne Novellen „Die Wäschers-Käthe" und „Ljuba". Es ist auch realistische Kunst, aber nicht von der rauhen Art wie bei Frau Croissant-Rust. Auch besitzt Frau Schomacker, was ihrer bayerischen Kollegin in bedenklichem Maße mangelt, das wesentlich poetische Element der Phantasie. Ihre Kleinmalerei wirkt darum viel eindringlicher und wärmer, ihre Charakterbilder sind nicht äußerlich arrangiert und nicht bloß raffinierte Kunststücke der Technik. Ihre Erzählungsweise ist spannend und für den anspruchsvollen Leser reich an prächtig geistvollen Einzelheiten. C.

Max Nordau, Gefühls-Komödie. Breslau, Schottlaender.

Von diesem Roman ist bereits eine dritte Auflage erschienen. Ein Triumph moderner Prosadichtung ist er nicht — dagegen spricht schon sein rascher Erfolg. Starke Werke von mächtiger Geistigkeit und hoher künstlerischer Eigenart pflegen in Deutschland nicht so schnell Eingang zu finden. Wie alles, was Nordau anfaßt, gescheit und interessant und, zur Steigerung der Pikanterie, paradox wird, so auch seine Romanbücher. In dieser Gefühlskomödie hat sich der Verfasser ein schweres Stück eigenes Liebesleid — man lächle nicht! — vom Herzen geschrieben, und wenn er warm, pathetisch und tragisch wird, so steckt hinter dem Spaß ein düsterer Ernst. Dieses Buch bedeutet im Leben des Autors mehr, als in der Litteraturgeschichte. Das ist seine Rechtfertigung und seine Verdammung. Eine völkerpsychologische Merkwürdigkeit: die handelnden Menschen in dem Buche sind lauter rasseechte Juden. Diese Echtheit sichert ihm unter allen Umständen das Interesse ernster, nachdenklicher Leser. Es giebt Schattierungen der Rasse im Gefühlsleben, die von

Nordau — bewußt oder unbewußt — ſehr kräftig herausgearbeitet worden ſind.

C.

Lyrik.

Mattgold. Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlag von „Sterns litt. Bulletin der Schweiz." 1893. — Die erſte Abtheilung des Buches („Herriſch") präſentiert uns den Dichter in einem ſcheinbar-neuen Gewande, dem der Epik. Daß er auch da Gelungenes leiſtet, wie wir es eben nur von einem Stern erwarten dürfen, ſteht ganz außer Frage. Namentlich gilt dies von den Pièçen: „Philoſophentanz", „Der Tod des Sardanapal" und „Das Opfer des Baal". Ich ſage: ſcheinbar-neuem Gewande, weil die Epik unſeres prächtigen Livländers, dem wir alle — und ſpeziell meine Wenigkeit — ewig-unvergeßliche Erhebung verdanken, doch im Grunde genommen nichts anderes, als in epiſche Stoffe gegoſſene Lyrik iſt. Es liegt mir fern, damit irgend einen Tadel auszuſprechen; ich konſtatiere lediglich die Thatſache und füge bei, daß mich Sterns immediate Lyrik mehr anſpricht, als dieſe Miſchung, die auch — wie es ſcheint — mit ſeiner Natur nicht ganz im Einklange ſteht. Sein Gebiet iſt die reine Lyrik; dabei bleibe ich! — Von den lyriſchen Gedichten des erſten Teiles erwähne ich die mächtige Bibelparaphraſe: „Die Sünderin" und das ſtimmungsduftige „Eiger-Reiter". Köſtlich ſatiriſch iſt der „Kanon der Sittſamen":

Laßt die böſen Buben lachen'
Wir empfinden ſtolz die Kraft,
Fromm und bieder zu bewachen
Unſre alte Jungfernſchaft.

(Str. 6.) —

Ohne Tugend, ohne Sitte
Iſt die gottverlaß'ne Schar,
Mackay, der verruchte Britte,
Henckell, Holz und Hermann Bahr.

Schluß (Str. 9.) —

Blätternd in der Kinderfibel
Blinzeln wir ins Morgenrot,
Mit der Flinte, mit der Bibel
Schlagen wir die Schönheit tot.

Der zweite Teil „Trübungen" enthält niedliche Paſtells, wie: „Abſtieg", „Die weiße Blume", ein großzügiges ſoziales Gedicht: „Arbeiterweltfeiertag 1892". Aus dem dritten Abſchnitt hebe ich hervor: „Glückliche Reiſe" und das erſchütternde „Dreimal Staub". Vierter Teil: „Liebesfrühling". Aus dem letzten Abſchnitt hat mich „Meerheimweh", „Jack und ich", und „Züricher Mondſcheinbild" angeſprochen. Gedichte, wie „Mauſerl", „Der Tod und das Mädchen" wären wohl beſſer weggeblieben. ...

Stauf von der March.

Miza. Ein Reiſe- und Liebesgeſang von Guſtav Morgenſtern. E. Pierſon, Dresden. — Ein Buch voll ergötzlicher Einfälle und luſtiger Verſe. Der Autor iſt fleißig zu Heinrich Heine in die Schule gegangen und man kann ihm das beſte Zeugnis ausſtellen. Er hat viel von ſeinem Vorbilde gelernt, manches hat er ihm gar zu genau abgeguckt, Eigenes, Individuelles hat er uns nicht gegeben. Heute, wo es nur wenig Originale giebt, ſind wir auch mit einer guten Copie zufrieden. Und Morgenſtern hat in ſeiner „Miza" Atta Troll mit einer gewiſſen Virtuoſität imitiert. Form, Stil, Koloriſtik, alles getreu nach dem erwählten Muſter. Einige Geſchmackloſigkeiten laufen unter, wie die Verwebung aktueller Indiskretionen und perſönlicher Antipathie. Im übrigen wird ſich aber jeder Leſer an dem von funkelndem Witz und geiſtreicher Satire erfüllten Büchlein erheitern. Alex. Engel.

Lieder der Waldfrau. Von Heriberta v. Poſchinger (Heinz Oſſer). München, Dr. Albert u. Comp.

Darüber ſind alle einig, die dieſes Liederbuch ernſthaft geprüft haben: es iſt das Werk einer echten Dichterin, einer reifen Künſtlerin, einer geiſt- und gemütvollen Frau, die mit ſich und der Welt ins Reine gekommen. Kein einziges dieſer Gedichte giebt Anlaß zu einer kritiſchen Rüge, ſo durchweg vollendet ſind ſie in ihrer einfachen, edlen Form; kein einziges iſt geſucht oder bedeutungslos in ſeinem

Inhalt. Damit ſagen wir nichts Neues oder Unbewieſenes, denn Heriberta von Poſchinger hat als Heinz Oſſer ſich längſt die Sympathien der Leſer unſerer „Geſellſchaft“ erworben; ſeit acht Jahren iſt ſie unſere treue Mitarbeiterin, eine große Anzahl ihrer Lieder ſind in unſerem „Dichteralbum“ zuerſt erſchienen. Da mutet es nun ſeltſam an, wenn ein litteraturkundiger Thebaner in dem Hamburger „Zuſchauer“ (noch dazu im Probeheft!) verkündigt: „Heriberta v. Poſchinger .... ich höre den Namen zum erſtenmal und ſo wird es den meiſten Leſern ergehen. Man ſollte ihn ſich einprägen, wenn es auch nicht allzuleicht fallen wird.“ Ei, ei, klingt denn Poſchinger gar ſo barbariſch oder tönt dieſer Name zum erſtenmal durch das gebildete Deutſchland? Hat der gelehrte „Zuſchauer“ noch nie von einem anderen Poſchinger gehört, der als politiſcher Schriftſteller einen erſten Rang in unſerer Reichslitteratur einnimmt, der drei Bände „Bismarck als Volkswirt“ geſchrieben, deſſen „Laſſalles Leiden“ vier Auflagen erlebt, und der mehrere Bände „Neue Bismarckbriefe“ herausgegeben, von zahlreichen anderen, ſehr geſchätzten wirtſchaftlichen Publikationen zu ſchweigen? Und da ſollte es einem gebildeten Deutſchen „nicht allzuleicht fallen“ ſich den Namen Poſchinger „einzuprägen“? Und ſteht neben Heriberta v. Poſchinger nicht unſer Heinz Oſſer deutlich und ſchön auf dem Titelblatt? Der aufmerkſame „Zuſchauer“ kennt alſo auch die „Geſellſchaft“ nicht? Wo hat er denn in den letzten acht Jahren ſeine Zuſchauer-Augen gehabt? Ich will ihm noch Einiges verraten, einige mnemotechniſche Hilfsmittel, damit ihm und ſeinen Freunden die Einprägung des Namens Poſchinger weniger ſchwer falle. Das Pſeudonym Heinz Oſſer betreffend: Heinz klingt offenbar an Heriberta an, Oſſer iſt ein bekannter Berg des Böhmerwaldes. Die Ausläufer des Böhmerwaldes auf bayriſchem Gebiet ſind auf den Landkarten als Bayeriſcher Wald oder Bayerwald bezeichnet. In dieſem Bayerwalde hat die Familie v. Poſchinger rieſige Beſitzungen, die berühmten Glasfabriken daſelbſt ſind ihr Eigentum. Vielleicht reimt ſich jetzt der „Zuſchauer“ die Lieder der Waldfrau, den Heinz Oſſer und die Heriberta v. Poſchinger (die den Kunſtfreunden durch ihre Ausſtellungen im Münchener Kunſtverein längſt auch als tüchtige Malerin bekannt iſt) etwas leichter zuſammen. Nun will ich auch dem „Zuſchauer“ geſtehen, daß ich ihm ſeine Unwiſſenheit gern verzeihe um der aufrichtigen Freude willen, die er über die Entdeckung dieſer echten Dichterin empfindet und laut bekennt. Er rühmt die Kraft und Milde ihres Weſens und macht über die künſtleriſche Art ihres Liederwerkes verſtändige Bemerkungen. Er ſchreibt in erquickend naiver Weiſe: „Da müßte ich es nun, wenn ich ein rechter Kritiker wäre, mit gewaltiger Emphaſe in die Welt hinaus ſchreien: Sie iſt entdeckt, ſie iſt entdeckt!“ — Es giebt noch gute Menſchen. Fritz Hammer.

„Das Blühen will nicht enden!“ Nur geht's nicht ſo weiter wie der biedere Uhland meint, daß nun plötzlich alles, alles ſich wenden müſſe. Die Qual des Lyrikers erneut ſich mit jedem jungen Morgen, denn dem Lieder-Frühling ſteht das Publikum des Militärreichs gegenüber, eiskalt bis ins Herz hinein. In den letzten Monaten wurden mir folgende lyriſche Werke überreicht:

Karl Woermann, Zu Zwei'n im Süden. Dresden, Ehlermann.

Heinrich Bulthaupt, Durch Froſt und Gluten. Oldenburg und Leipzig, Schulze.

Wilhelm Weigand, Rügelieder. München, Merhoff.

Dios irae und andere Gedichte von Georg Schaumberg. München, Dr. Albert und Co.

Heinrich v. Reder, Rotes und blaues Blut. München, w. o.

Freih. Heinrich v. Korff, Aus meiner Welt. Wien, Leopold Weiß.

Maria delle Grazie, Italieniſche Vignetten. Wien, w. o.

J. R. Gſpandl, Septiſche und aſeptiſche Geſänge eines Mediziners. München, Fr. Baſſermann.

Konrad Nies, Funken! Großenhaim, Ronge.

Richard Schaukal, Gedichte. Dresden, Pierſon.

Friedrich Adler, Gedichte. Berlin, Fontane und Co.

Paul Lanzky, Neue Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.

Hubert Müller, Gedichte. Berlin, Julius Lieber.

Joſef Feller, Friſch o' zapft. Neue G'ſangein in altboariſcher Mundart. Chemnitz, J. Feller.

E. O. Hörſting, Weltenträume. Leipzig, Th. Grieben.

Germania und ihre Kinder. Eine Satire von Friedrich Freiherr von Khaynach. Leipzig, Seibſtverlag.

Ein halbes Dutzend weiterer lyriſcher Bände ſind mir im Augenblick nicht zur Hand, einige hat mein Sohn Erwin weggekramt, vermutlich um Mühlen damit zu dauen, einige andere haben Bekannte fortgeſchleppt, um ſich gratis in der deutſchen Lyrik fortzubilden. Ich habe meine Frau im Verdacht, daß ſie ſich auch einen Band angeeignet hat, den hübſcheſt gebundenen, wahrſcheinlich um mir nach der Vignette auf dem Deckel eine Cigarrentaſche zu meinem Geburtstag ſticken zu laſſen (die zärtlichen Gattinnen ſind bei ſolchen Gelegenheiten ſo erfinderiſch!) — — Ich gelobe, die Sammiung vollſtändig herzuſtellen; ſie vollſtändig zu leſen und zu kritiſieren, verſpreche ich nicht. Ich dichte ſelber. M. G. C.

Dramen.

Molières Meiſterwerke in deutſcher Übertragung von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Wie Shakeſpeare, ſo ſind wir auch Molière zu den unſeren zu rechnen gewohnt. Trotz der Klopſtock'ſchen Warnung:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!
Sei nicht allzugerecht!
Sie denken nicht edel genug,
Zu ſehen wie ſchön dein Fehler iſt!"

werden wir nicht davon laſſen, uns aus dem Fehler eine Tugend und einen Vorzug zu machen. Unermüdlichen Fleiß, wie ihn unſere Überſetzer ſeit hundert Jahren für Shakeſpeare erübrigten, haben wir an Molière nicht gewandt, wir gaben uns merkwürdigerweiſe gerade bei dieſem Feinſten aller Franzoſen mit den unzulänglichſten und plumpſten Übertragungen zufrieden. Es wird keine geringe Mühe koſten, unſere Bühnen zu veranlaſſen, den alten Schlendrian abzuthun und Fulda's wirklich meiſterhafte Übertragung Molières ſich anzueignen. Der Bann der ſchlechten Theater-Molière-Bücher wird erſt gebrochen werden, wenn das Fulda'ſche Buch in immer weiteren Kreiſen der Litteraturfreunde Eingang findet und dort ſo geſchmackläuternd wirkt, daß man die rohen Mollèraden des Theaters ohne Proteſt nicht mehr ertragen kann. Vor allem fort mit den Dingelſtedt'ſchen Verdallhornungen!

M. G. C.

Ein Frauenjäger (Tatiana Repina). Schauſpiel in vier Akten von Alexey Suworin. Berlin, 1892. Verlag von Freund u. Jeckel (Carl Freund).

Unter den wenigen namhaften Erſcheinungen der ruſſiſchen Dramatik neuerer Zeit ragt das ſoeben auch in einer ausgezeichnet ſorgfältigen und gewandten deutſchen Überſetzung erſchienene Drama des ruſſiſchen Publiziſten und Schriftſtellers Suworin hervor, deſſen „Medea" ſchon früher ſeinen Ruhm ins Ausland getragen hat, und das vielfach auch in deutſchen Litteraturgeſchichten als treffliche Dichtung belobt und beſprochen wurde. In dem vorliegenden Schauſpiele führt uns Suworin eine ebenſo ſchöne als begabte und leidenſchaftliche Schauſpielerin, Tatiana Repina, vor, die in einer großen ſüdruſſiſchen Provinz-

ſtadt, als Künſtlerin verehrt und gefeiert, ganz ihrer aufrichtigen Zuneigung lebt, die ſie zu einem elenden, in ihren Augen allerdings viel beſſer erſcheinenden Wüſtling hegt. Dieſer, durch ſein leichtes und ſchwelgeriſches Leben moraliſch und materiell total zu Grunde gerichtet, ſucht durch eine Ehe mit einer reichen Witwe ſeiner Not ein Ende zu machen; Repina aber, in ihren heiligſten Gefühlen getäuſcht und obendrein von Sabinin — dies der Name jenes „Frauenjägers“ - und deſſen zukünftiger Gattin geſchmäht und beleidigt, nimmt bei einer Theatervorſtellung auf der Bühne Gift, in ihrem letzten Augenblicke noch dem reuigen Sabinin verzeihend. So entgeht ſie, „das Opfer des Frauenjägers“, — dieſer, dem Drama urſprünglich zugedachte Titel wurde von der Cenſurbehörde geſtrichen — dem ganzen unerträglichen Laſterleben, wie ſie ſagt. Nach traurigen Erfahrungen endigt ſie ſo ihr ruhmvolles, viel verſprechendes Leben. Der Schmerz über Geringſchätzung, die ihr trotz aller Triumphe der Kunſt, trotz Talent und Klugheit zu Teil wird, treibt ſie in den Tod.

Abgeſehen von dem tiefergreifenden Stoff, den der Dichter hier bearbeitet hat, verſteht er es auch, die einzelnen Perſönlichkeiten treffend und wahr zu charakteriſieren, das bunte Treiben vor und hinter den Kuliſſen, das eigenartige Leben des grundbeſitzenden Landadels in einer ſo meiſterhaften Weiſe zu ſchildern und bis in die Details zu zeichnen, daß uns der ungeteilte Beifall, von dem ruſſiſche Journale bei Gelegenheit der Erſtaufführung im ruſſiſchen Hoftheater berichteten, nicht wundern darf. Hugo Pollal.

Kunſtgeſchichte.

Aus dem Nachlaſſe des Malers Jakob Emil Schindler hat der Architekt Fiſchel eine Anzahl von Ausſprüchen über Landſchaftsmalerei veröffentlicht, die gerade wegen ihrer Einſeitigkeit ein intereſſantes und zuverläſſiges Licht auf die perſönliche Naturempfindung des ſchaffenden Künſtlers werfen. Wir geben als Probe hier die Ausſprüche über die beiden Achenbach. Über Oswald Achenbach: „Um von greifbaren, von unergründlich nachfühlbaren Dingen in Achenbachs Bildern zu ſprechen, bemerke ich, daß er wohl unter allen lebenden und toten Malern die höchſte Meiſterſchaft in der Darſtellungen jener Stimmungen erreichte, der großartigſten, kompliziertеſten, die oft auf die Dauer von Sekunden beſchränkt ſind, und die ſich vor ihm Niemand auch nur bildlich zu denken getraut hat. Und wie löſte er die ſchwierigſten aller Probleme? Nicht allein der Maler, auch der Meteorologe und Phyſiologe ſtehen bewundernd vor dieſen gebannten Sekunden. Wie in einer nach allen klaſſiſchen Regeln aufgebauten Fuge ſtehen unmöglich ſcheinende Töne klar und richtig vor uns, und, was man nicht von allen Fugen ſagen kann, muſikaliſch ſchön. — Andreas Achenbach: Er bezwang die Natur durch die äußerſte männliche Feſtigkeit und durch eine beiſpielloſe Ausdauer. Jeder Strich iſt Mannesthat, jedes Bild eine gewonnene Schlacht, während Oswald Achenbachs Bilder ſtets nur Nachklänge ſelig durchlebter Stunden ſind. Andreas Achenbach wühlt in ſeiner Natur, wie die Schaufelräder ſeiner Dampfer in der Nordſee, ſeine Welle ſchlägt eiſig über und an uns vorbei. Wir fühlen die Schwingen des Ozeans und hören ſeinen mächtigen Flügelſchlag von ſeinen Schöpfungen herab mit den Ohren unſerer Seele.“ — Das iſt gewiß ſehr hübſch geſagt und erfüllt uns mit hoher Achtung vor dem Künſtler. Aber wir dürfen uns doch nicht verheimlichen, daß z. B. in den 70er Jahren die Thätigkeit Andreas Achenbachs ſich zu einer Maſſenproduktion ſteigerte, aus der nur wenige echte Meiſterwerke hervorragen. Es iſt z. B. ein Verdienſt des Meyer'ſchen Konverſationslexikons (Leipzig, Bibliogr. Inſtitut), daß es in ſeiner neueſten 5. Aufl. ehrlich darauf aufmerkſam macht,

wie es überhaupt an zuverlässiger Künstlerkritik nichts zu wünschen übrig läßt.

M. G. C.

Richard Muthers Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert (München, Hirths Kunstverlag), von der uns die erste Lieferung vorliegt, wird neben den bereits im vorigen Hefte angedeuteten Vorzügen auch den haben, daß das Wertmaß für alle Kunstländer das gleiche ist, wodurch jene falschpatriotische Urtellerei korrigiert wird, die für das eigene Vaterland eigene Wertmaße anfertigt und damit ein ganz verschobenes Bild der internationalen Kunstschätzung zuwege bringt. Wer eine Kunstgeschichte zu Hand nimmt, soll strenge Wissenschaft und ungebeugte Gerechtigkeit im Urteil finden, aber nicht chauvinistische Fälschung und Verballhornung. Wir haben gerade aus dem Gefühle unserer nationalen Eigenart heraus das stärkste Interesse daran, zu erfahren, welche Stufe der Bedeutung unsere moderne deutsche Malerei im europäischen Kunstleben einnimmt. Auf diese wichtige Frage giebt uns Muther auf Grund umfassender und eindringender Studien Antwort — ohne Menschenscheu, keinem zu Lieb und zu Leid. Mit seinem Geschichtswerke wird das ästhetische Deutschland auf dem Wege kritischer Ehrlichkeit wieder einen guten Schritt vorwärts thun, und manches gefährliche Vorurteil, seither genährt durch offiziöse oder parteiliche Schönfärberei, wird beseitigt werden.

M. G. C.

Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Von Dr. Konrad Lange, a. o. Professor der Kunstwissenschaft an der Universität Königsberg i. Pr. 16½ Bogen 8°. Preis 3 Mk. Verlag A. Bergstraeßer in Darmstadt. — Eine geharnischte Streitschrift, die sich gegen das herrschende System der künstlerischen Erziehung unserer höheren Stände wendet und dieselbe durch eine Anzahl eingreifender Reformen in modernem Sinne umzugestalten sucht. Einzelne der hier ausgeführten Vorschläge sind zwar schon früher und von anderen gemacht worden, aber es fehlte bisher an einer zusammenfassenden Behandlung des ganzen Gegenstandes und an einer Darstellung desselben von einheitlichen Gesichtspunkten aus. Diese Lücke soll das Werk ausfüllen. Den Kern der Darstellung bildet natürlich der Zeichenunterricht auf unseren Gymnasien. Es wird nachgewiesen, daß die in den neuen preußischen Lehrplänen für die Gymnasien angeordnete Vermehrung des obligatorischen Zeichenunterrichts durchaus nicht genügt, um die künstlerische Bildung der Gymnasiasten in die richtigen Wege zu leiten, daß vor allen Dingen die von der Mehrzahl unserer seminaristisch gebildeten Zeichenlehrer vertretene Methode des geometrischen und ornamentalen Zeichnens durchaus ungeeignet ist, dem Schüler Lust und Liebe zur Sache zu machen und seine ästhetischen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Verfasser verleiht hier einer in den weitesten Kreisen verbreiteten Mißstimmung über diese leider auch von den Schulbehörden nicht genügend bekämpfte Unterrichtsmethode einen teilweise sehr scharfen, aber auf Thatsachen gegründeten Ausdruck. Die verschiedenen jetzt herrschenden, sowie die früher vorgeschlagenen Methoden des Zeichenunterrichts werden einer Kritik unterzogen und eine neue Methode zur Begutachtung vorgelegt, die, ausgehend von schematischen flächenhaften Lebensformen und besonders fußend auf dem Zeichnen plastischer Modelle von Gebrauchsgegenständen, vor allen Dingen den Zusammenhang des Zeichnens mit der Natur und seinen künstlerischen Charakter wiederherzustellen sucht. Sehr entschieden wird die Lektüre von Lessings Laokoon auf den Gymnasium verdammt, weil die von Lessing vertretenen Anschauungen durchweg den modernen Begriffen vom Wesen der Kunst nicht mehr entsprechen. Auch den Vorschlägen, die Kunstgeschichte als Lehrgegenstand in den Gymnasien einzuführen, steht der Verfasser ablehnend gegenüber. In einem Anhang dieses

Hauptabschnittes giebt er einen kurzen Überblick über die Erfolge der Agitation für Knabenhandarbeit in den verschiedenen Ländern und kommt dabei zu dem Resultat, daß diese Bestrebungen noch viel mehr als bisher von den Behörden unterstützt werden müssen, wenn nicht Deutschland demnächst anderen Ländern in Bezug auf die handwerkliche Erziehung des Volkes merklich nachstehen soll. Diesem Hauptabschnitt geht ein Kapitel voraus, das von der künstlerischen Erziehung des vorschulpflichtigen Alters handelt. Es kommt dem Verfasser hierbei besonders auf den Nachweis an, daß die künstlerische Begabung keineswegs ein Ausnahmefall ist, sondern bei normal organisierten Menschen geradezu die Regel bildet, daß Kinder fast durchweg künstlerisch veranlagt sind, und nur die spätere Vernachlässigung ihres künstlerischen Triebes die Schuld daran trägt, daß diese Gaben so oft verkümmern. Bei dieser Gelegenheit wird die neuerdings eingerissene Übertreibung in Bezug auf die Herstellung gewisser Spielsachen (Puppen, Baukästen) als Symptom einer unproduktiven Kultur getadelt und aus physiologischen und pädagogischen Erwägungen der richtige Stil für die Herstellung von Kinderbildern usw. zu entwickeln gesucht. Auch die Fröbelschen Handbeschäftigungen, mit deren Prinzip sich der Verfasser im allgemeinen einverstanden erklärt, werden auf ihre pädagogische Brauchbarkeit im Sinne einer modernen Kunsterziehung geprüft und von mehreren Übertreibungen, die sich in ihnen eingenistet haben, gereinigt. Ein dritter Abschnitt beschäftigt sich mit dem Betrieb des Zeichenunterrichts und der Kunstgeschichte an den Universitäten. Hier tritt der Verfasser vor allen Dingen dem neuerdings mehr und mehr überhandnehmenden gelehrten Betriebe des akademischen Kunstunterrichts entgegen. Er vertritt den Standpunkt, daß die Kunstgeschichte an der Universität in erster Linie die Bedeutung eines allgemein bildenden Faches habe und daß das Ziel der kunsthistorischen Vorlesungen und Übungen an unseren Hochschulen nur die ästhetische Anregung eines möglichst großen Kreises von Zuhörern sein könne, nicht die Erziehung kunsthistorischer Spezialisten. Abweichend sowohl von Springer wie von der gegenwärtig herrschenden historischen Schule, wird die Notwendigkeit einer systematischen (technisch-ästhetischen) Behandlung neben der historischen betont und der Schwerpunkt auf die Schilderung der Kunst des 17. und 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu derjenigen des Mittelalters gelegt.

Das Ganze wird zwar in den Kreisen der Kunsthistoriker und Zeichenlehrer wahrscheinlich auf Widerspruch stoßen, dafür aber hoffentlich bei vielen Künstlern, die auf dem Boden der modernen Kunstanschauungen stehen, und bei denjenigen Pädagogen, die den modernen Erziehungsgrundsätzen huldigen, im allgemeinen Anklang finden. Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, werden gut thun, von den hier ausgesprochenen Grundsätzen einer gesunden Kunsterziehung Notiz zu nehmen. Man darf hoffen, daß in Folge dieser und ähnlicher Schriften die Reform unseres Unterrichtswesen, die sich bisher vorwiegend auf die größere Pflege der Mathematik und Naturwissenschaften und auf die größere körperliche Ausbildung der Jugend gerichtet hat, sich nun auch der für unsere nationale Wohlfahrt und unsere ganze Volksentwicklung so ungemein wichtigen künstlerischen Seite zuwenden werde.

X. Y. Z.

Vermischte Schriften.

Der Fluch der Mannheit. Zwei Vorlesungen für Männer von Henry Varley. Nach dem 180. Tausend der englischen Ausgabe übersetzt von Robert v. Zwingmann. Einzige vom Autor genehmigte Übertragung. Dritte Auflage (Leipzig, Reinhold Werther. 1893). —

Mister Henry Varley, ein „Diener Christi" — so nennt er sich selber — liest den Männern Old-Englands über den Fluch der Mannheit vor und zwar, wie es scheint, mit sehr großem Erfolge, gewiß sehr schön von ihm — aber uns ganz und gar nicht berührend. Dies hauptsächlich wegen seines Standpunktes, seiner durch und durch pietistischen Gesinnung. Der Typus eines fanatischen Pfaffen, der da glaubt, die „Absichten und Gedanken Gottes" genau zu kennen und die „Gnade des Himmels" gepachtet zu haben. An Selbstbewußtsein und Prahlerei übertrifft diesen ehrenwerten „Streiter des Herrn", der die „Waffenrüstung des Heils" angezogen hat — so sagt er wenigstens — wohl selten einer, nicht minder an possierlich-wirlender Rauflust; er glaubt, daß seine „Vorlesungen des Feuers nicht ermangeln werden, das den Sprengstoff, mit dem er seine Geschosse geladen, entzünden soll", in dieser Voraussetzung „legt er die Axt an die Wurzeln des Giftbaumes" und führt Lusthiebe gegen die „fleischliche Begierde, die tierische Leidenschaft, die Hundenatur, die gottlose Fleischessünde, die nichtswürdige, schmutzige Wollust, die unnatürliche Sinnlichkeit" und wie er den sexuellen Kontakt sonst noch nennt. Ihm deucht es ein „heiliger Kampf", der „Anspruch auf Gottseligkeit" in sich schließt, er sieht die „Engel weinen" über die „schandbare, gemeine Sittenlosigkeit", ruft „Pech und Schwefel" herab auf die ‚ekelhaften Stätten" und wünscht das „schreckliche Urteil Sodoms, Herkulanums und Pompejis" vollstreckt zu sehen — kurz, er spielt sich auf den modernen Joël hinaus.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing —
Er woll' es anders haben . . .

aber wie er sich dreht und wendet:

Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und überall guckt der Schwarzrock hervor. Nichts, rein nichts ist ihm gedacken, die „wunderbare Einrichtung des Auges ein Fallstrick", das „Verhalten der Ehegatten wird von dem bloßen Verlangen nach sinnlicher Befriedigung" geregelt, seiner Theorie gemäß „müssen die in der Hitze der leidenschaftlichen Erregung gezeugten Kinder die Fleischeslust von vornherein in sich tragen" (dafür spricht sein „gesunder Menschenverstand"), die Museen sind ihm „ein wahres Beinhaus der Hölle" und regen nur „zu teuflischer Unsittlichkeit" an, die Ärzte, die außerehelichen Beischlaf anraten, „Schufte und Mörder", er hat „Fälle", aber er „wartet nur darauf, daß ihm ein klarliegender Fall zu Ohren kommt", worauf er nicht ermangeln wird, die Namen der Betreffenden an den Schandpranger zu nageln. Besonders pikant ist das Kapitel: „Das Fleischgericht der Hure." Überhaupt scheint der Herr Reverend für das letztere Wort sehr viel Passion zu haben. Es kommt in den 120 Seiten starken Broschüre nicht weniger als 56 mal vor; auch „Hurerei" besitzt seinen Beifall (40 mal), während ihm „Hurer" nicht sonderlich klingt (10 mal). Citate giebt, wie selbstverständlich, der Herr Pastor eine Unmasse (87). Bibelfestigkeit ist eben seine Stärke, oder Schwäche, wie man's eben nimmt. Die ganze heilige Schrift marschiert auf — altes und neues Testament; also eine Art ‚kleiner Büchmann'. Besonderer Gunst erfreuen sich die Sprüchwörter (15 Citate), und der Brief an die Corinther (13 Citate), hauptsächlich Stellen über „Hure" und „Hurerei". Schade, daß das Hohelied fehlt — dort giebt's excellente Belege! Eine sehr wichtige Bemerkung steht auf Seite 115: „Beinahe jedes englische Kind kommt in die Welt", ebenso Seite 118: „Die Beschneidung vermindert die verderblichen Gefühle sinnlichen Vergnügens und schiebt dadurch der Selbstbefleckung und Hurerei, sowie des Ehebruchs (sic!) einen mächtigen Riegel vor." Ergo ihr Herren Rabbiner, wetzt eure Steinmesser! Weniger naiv klingt es, wenn Mister Varley sagt: „Die Samenabflüsse bilden ein großes Hindernis, um ein von Gebetsgeist durchwehtes, dem Herrn geweihtes Leben zu führen." Selbsterfahrung, Herr Reverend?? Auch einige

Hiebe auf Lord Byron (natürlich!) giebt er zum Beſten; von der Schriftſtellerin Ouida behauptet er, daß ſie „Peſthauchromane" ſchreibe. Die ſoziale Frage wird Seite 119 ‚gelöſt' und zwar in myſtiſcher Weiſe: „Die Ermordung von Millionen von Kindern durch Ertötung der Leibesfrucht, die während der letzten 40 Jahre von den ſogenannten gebildeten Völkern betrieben wurde, iſt ohne Frage eine der wichtigſten Urſachen für die Darniederliegung der Geſchöpfe*), über die heutzutage ſo viel geklagt wird." Präſervative gegen die „ſchreckliche Sünde der Unzucht": Enthaltſamkeit, Abſchaffung der „Hurenbeſtien" (an einer anderen Stelle nennt er die armen Geſchöpfe: „Töchter der Schande und des Todes" — oder noch poetiſcher: „Töchter der Scham") und Gebet. „Würden meine Ratſchläge beſſer befolgt," ſchließt der würdige Klopffechter, „dann gäbe es auch Tauſende von Heimſtätten, die kaum ärztliche Hilfe aufzuſuchen brauchten." — Selten iſt mir ein ſo brutales, pfäffiſch-durchſeuchtes Werkchen untergekommen; wozu man dieſen Dreck überſetzt hat, kann ich nicht begreifen. Wenn es wirklich etwas Thatſächliches brächte, aber dieſes blecherne Getute — nein, das wird keinen bekehren, Herr von Zwingmann. „Vorleſungen für Männer" nennt ſich der paſtorale Sauerkohl —? Nein! Vorleſungen für alte Weiber im Allgemeinen und für Knozelfrauen im Beſonderen — das wäre der rechte Titel. — Außer den Bemerkungen rückſichtlich der Selbſtbefleckung bringt der „Fluch der Mannheit" nichts, rein gar nichts. — — Hohles Gewäſch!

Stauf von der March.

Paul Mantegazza, Die Kunſt zu heiraten. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt.

Wenn ein deutſcher Univerſitätsprofeſſor und Geheimrat dergleichen ſchriebe, wär' bei uns der Teufel los. Wenn's ein italieniſcher Profeſſor und Senator thut, finden wir's famos. Das iſt der Unterſchied. Den ſteifleinenen Maßſtab der Duckmäuſerei und Vermuckerung haben wir für uns, den freien Maßſtab des Allgemeinmenſchlichen haben wir für die anderen. Wir ſind verknechtet, weil wir uns wie ein Knechtsvolk betragen, das mit ängſtlichen Blicken den ganzen Tag nach den Mienen ſeiner Herrſchaft ſchielt und ſich kein Wort und keine Bewegung erlaubt, die ſich nicht im Voraus der allerhöchſten Approbation erfreuen. Aber wenn ſich die freien Ausländer ihre perſönliche Meinung ſelbſtherrlich geſtatten, ohne Rückſicht nach oben oder unten, dann ſchnaufen wir vergnügt auf und ſpitzen die Ohren und überſetzen mit Eifer jedes Wort. Mantegazza verdient dieſe Aufmerkſamkeit. Seine „Kunſt zu heiraten" iſt ein anregendes, belehrendes und unterhaltendes Buch, voll der feinſten Selbſterlebniſſe. C.

Bibliografia di Pompei, Ercolano e Stabia, compilata da Friedrich Furchheim (Neapel 1891).

An guten bibliographiſchen Arbeiten iſt das Ausland reicher als wir, das beweiſt auch das vorliegende Buch, das in möglichſter Vollzähligkeit alle von Pompeji, Herculanum und Stabiae handelnden Werke aufzählt. Das Buch erſcheint bereits in zweiter Auflage und hat, der erſten gegenüber, eine weſentliche Bereicherung ſeines Inhaltes erfahren; denn während in der erſten, 1879 erſchienenen Auflage ungefähr 200 Artikeln enthalten waren, ſo zählt die jetzige über 500. Die ungemein fleißige Arbeit, die ſich durch ſchweres Büttenpapier und vornehmen Druck auch äußerlich ſehr vorteilhaft präſentiert, wird allen gelehrten Forſchern ein zuverläſſiger Wegweiſer ſein durch die reichhaltige Litteratur über jene intereſſanten, wieder zum Lichte erſtandenen Stätten antiken Lebens, beſonders, da der Autor dem bibliographiſchen Teile eine kurze Geſchichte der Pompeji-Litteratur

*) Wahrſcheinlich Druckfehler, für „Geſchäfte". D. Red.

voranſendet und von den aufgeführten Werken, neben den eigentlichen bibliographiſchen Notizen, vielfach Inhalt und Einteilung angiebt. M.

Franzöſiſche Litteratur.

Camille Lemonnier gehört zu der kleinen Zahl von ſteifnackigen Wahrheitsmenſchen, die auch in der Kunſt das Recht für ſich in Anſpruch nehmen, ihre Natur nach jeder Richtung hin frei auszuleben. Das iſt nun aber in den Augen unſerer verkümmerten Schmachtlappen und rückgratloſen Streber ein gar ſündhaftes Beginnen, auf das kritiſcherſeits ſogar die Strafe des Totſchweigens geſetzt iſt, und Lemonnier hat es in erſter Linie ſeinem trotzigen Wagemut und ſeinem rückſichtsloſen Drauflosgehen zuzuſchreiben, daß ſeinen zahlreichen Werken nicht das Maß von Aufmerkſamkeit zu teil wird, auf das ſie ihrem inneren Wert nach Anſpruch machen dürften. Wenn es in litterariſchen Dingen halbwegs nach Recht und Billigkeit zuginge, ſo müßte ein Buch wie Lemonniers neueſter Roman „Claudine Lamour“ (Paris, Dentu) von der Kritik in den Himmel gehoben werden und Auflage um Auflage erleben. Ich meine aber, es wird weder das eine noch das andere geſchehen, das brave Philiſterpublikum, das ja in Sachen der Kunſt noch immer den Ton angiebt, wird ſogar höchlichſt entrüſtet ſein über den unbequemen Wahrheitsfreund, der ſich nicht entblödet, eine einfache Tingeltangeleuſe zum Objekt einer eingehenden Seelenſtudie zu machen, und der dabei in ſeiner pſychologiſchen Analyſierarbeit ſo gründlich und gewiſſenhaft zu Werke geht, daß den empfindſamen Leſer ein gelindes Grauſen überkommen muß. Was kümmert es die Braven, daß dieſe Claudine Lamour trotz ihrer wenig gewählten Sprechweiſe tauſendmal edler und beſſer iſt, als all die landläufigen Romanheldinnen zuſammengenommen, deren Mund von banalen Tugendphraſen überquillt. Dem blöden Auge des eingeſchworenen Romanleſers entgeht es natürlich auch, daß Lemonniers Roman im Grunde ein hochmoraliſches Buch iſt, borniert, wie er iſt, bleibt er am äußerlichen kleben, und da der Autor ehrlich genug iſt, ſeine Perſonen ſo ſprechen zu laſſen, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt, ſo gilt ihm ſein Werk als unmoraliſch, und der tugendſtolze Philiſter wird die gute Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ohne ſein Sprüchlein von dem im Schmutze watenden Naturalismus herzuſagen. Lemonniers Roman wird damit das beſte Zeugnis ausgeſtellt. Den geiſtig Starken, die die ehrliche Wahrheitsforſchung der fadenſcheinigen Heuchelei der Bourgeoisfabuliſtik vorziehen, ſei „Claudine Lamour“ aufs beſte empfohlen, ſie bekommen hier ein Buch in die Hände, das auf jeder Seite das unverfälſchte Gepräge ſchärfſter realiſtiſcher Menſchenbeobachtung und unbeſtechlicher Lebenstreue erkennen läßt.

Auch Edouard Rod erweiſt ſich in ſeinem Roman „La vie privée de Michel Teissier“ (Paris, Perrin) als helläugiger Menſchen- und Sittenſchilderer, der unter den Realiſten des modernen Frankreichs an hervorragender Stelle genannt zu werden verdient. Rod ſchildert uns in ſeinem neuen Buch die tolle Liebesleidenſchaft eines in glücklicher Ehe lebenden Mannes, der in gereiften Lebensjahren, nachdem er auf der Sonnenhöhe des Ruhmes angelangt iſt, ſein Herz an ein junges Mädchen verliert, das in ſeinem Hauſe aufgewachſen und gleichſam als ſeine Pflegetochter zu betrachten iſt. Teiſſier liebt mit der ganzen heftigen Glut einer erſten Liebe; er trägt kein Bedenken, auf ſeine politiſche Karriere, die ihm eine glänzende Zukunft verſpricht, zu verzichten, er trennt ſich von ſeiner Frau und verſtößt ſeine Kinder, um mit dem geliebten Mädchen die Ehe eingehen zu können. Der Fall Teiſſier iſt an ſich kein unmöglicher, wenn er trotzdem den Eindruck des Unwahrſcheinlichen macht, ſo liegt das daran, daß Rod bei der Charakteriſtik ſeines Helden zu vorſichtig

Digitized by Google

zu Werke gegangen ist, daß er vor allem die Liebesleidenschaft Michel Teissiers zu akademisch-zahm geschildert hat. Wir vermissen in dem Seelengemälde, das uns der Autor entrollt, die notwendigen intensiven Farben, das Problem ist nicht entschlossen genug angepackt, und deshalb mag man auch nicht so recht an diesen Michel Teissier glauben, der mehr den Eindruck einer zu psychologischen Experimenten dienenden Figur, als den eines im Leben wurzelnden Menschen macht.

Mit Henri Ardels Roman „Cœur de Sceptique" (Paris, Plon) geraten wir in das breite Fahrwasser der reinen Unterhaltungsbelletristik, wie sie schreibgewandte Fabulierkünstler männlichen und weiblichen Geschlechts zu Nutz und Frommen des lesehungrigen Leihbibliothekspublikums jahraus jahrein zu fabrizieren pflegen. Der Liebesroman der kleinen Engländerin und des skeptischen, blasierten Pariser Schriftstellers ist frisch und flott erzählt und wird dem Unterhaltungszweck, den er allein erfüllen will, aufs beste gerecht. — Das gilt auch von dem Roman, den Jacques Fréhel unter dem Titel „Déçue" im gleichen Verlage erscheinen ließ. — Henri Maisonneuve erzählt uns in seiner „Madame Rivat" (Paris, Plon) eine spannende Geschichte, die das beliebte Thema von der bösen Stiefmutter, die die Kinder aus der ersten Ehe ihres Mannes systematisch quält und peinigt, in hergebrachter Weise behandelt. — Ebenfalls im Plon'schen Verlage ließ Brada einen neuen Roman unter dem Titel „A la Dérive" erscheinen. Etwas Besonderes läßt sich über alle diese Bücher weder im bösen noch im guten Sinne sagen.

Die bestbekannte Romanbibliothek, die bei Flammarion in Paris unter dem Titel „Auteurs célèbres" in fortlaufender Reihe erscheint, bringt in den neuerdings zur Ausgabe gelangten Nrn. 232—235: Tancrède Martel, „La Parpaillotte" — Théo-Critt, „Le Régiment où l'on s'amuse" — Catulle Mendès, „Isoline" und Alfred Delvau, „Les Cocottes de mon grand-père".

Die im Verlage von Plon, Nourrit & Cie. in Paris erscheinende Wochenschrift „La Revue hebdomadaire", auf deren mannigfache Vorzüge ich schon des öfteren hingewiesen habe, veröffentlichte im Laufe des vergangenen Quartals den obenerwähnten Roman von Edonard Rod, „La vie privée de Michel Teissier", „Mlle de Circé" von Ernest Daudet, „Le second mariage de Napoléon I.", eine treffliche historische Arbeit aus der Feder Albert Vandals, „Alger l'hiver" von Paul Margueritte, ferner „Poésies et Variétés", Theater- und Musikberichte, Talmeyer'sche Plaudereien und Berichte über die politischen Ereignisse der Woche von Frauville. Die „Revue" hat am 18. März mit dem Abdruck des Zola'schen Romans „Le Docteur Pascal", der die Rougon-Macquart-Reihe beschließt, begonnen. Ich will nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit die trefflich geleitete, ebenso abwechslungsreiche wie billige „Revue hebdomadaire" den Lesern der „Gesellschaft" wiederholt in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Paul Foucher bietet uns in seinem neuen Roman „Fin Papa" (Paris, Ollendorff) im Rahmen einer trefflichen Gesellschaftsstudie eine bunte Folge hübsch gemalter Einzelbilder aus der großen „Comédie mondaine". Das Werk, das uns das egoistische, heuchlerische Treiben der modernen Gesellschaft in schärfster satirischer Beleuchtung zeigt, will auf die Gefahren aufmerksam machen, die eine einseitig skeptische Erziehung in sich birgt. Die prächtigen Gesellschaftstypen, die uns „Fin Papa" vor Augen führt, beweisen, daß Foucher gut zu beobachten und plastisch zu zeichnen versteht. Sprache und Darstellung lassen nichts zu wünschen übrig. Alles in allem: ein gutes, lesenswertes Buch, das Zeugnis davon ablegt, daß sich der Autor des „Droit de l'Amant" auf bestem Wege befindet.

Die wertvolle Sammlung kunſthiſtoriſcher Schriften, die in der „Librairie de l'Art“ in Paris unter dem Kollektivtitel „Artistes célèbres“ zur Ausgabe gelangt, hat den Beſtand ihrer Bände um zwei weitere Monographien bereichert, von denen die eine der Künſtlerfamilie Boulle, die andere Philippe und Jean Baptiste de Champaigne, den beiden hervorragendſten Meiſtern der franzöſiſchen Malerſchule des 17. Jahrhunderts, gewidmet iſt. A. Gazier, der Verfaſſer der letzteren, durch 55 Holzſchnitte illuſtrierten Studie, erweiſt ſich auch hier wieder als gründlicher und kompetenter Kunſtforſcher, der auf dem noch wenig erforſchten Gebiet der Kunſt des 17. Jahrhunderts trefflich Beſcheid weiß. Henry Havard hat ſich der Aufgabe, uns das Leben und Wirken des berühmten André Charles Boulle und die künſtleriſche Laufbahn ſeiner Söhne zu ſchildern, mit dem Verſtändnis und dem Feingefühl entledigt, die man an ſeinen früheren Werken kennt und ſchätzt.

Der bekannte Sportzeichner Crafty bietet uns in ſeinen „Quadrupèdes et Bipèdes“ (Paris, Plon) ein neues humoriſtiſches Album, das die gute Laune und die geiſtvolle Beobachtungsgabe des beliebten Künſtlers in glänzendſtem Lichte zeigt. A. G—tze.

De Scribe à Ibsen. Causerie sur le théâtre contemporain par René Doumic. (Paris, Paul Delaplane.)

Der Verfaſſer nimmt ein halbes Hundert Stücke von an die zwanzig Autoren durch, alle franzöſiſchen Urſprungs, und ſchließt mit Ibſen, deſſen „Wildente“, „Hedda Gabler“ und „Frau vom Meere“ einer ſehr verſtändigen Betrachtung unterzogen werden. René Doumic ſtudiert als ſcharfer Analytiker die Umbildungen, welche das franzöſiſche Drama von den Zeiten Scribes bis auf die Gegenwart erfahren hat. Eingehend beantwortet er die Frage, was iſt aus der „comédie d'observation“, auf die ſich die neueren Franzoſen nicht wenig eingebildet, geworden, und wie hat ſich das „théâtre d'idées“ entwickelt? Ich rechne es dem Autor, der klar und elegant ſeinen franzöſiſchen Standpunkt vertritt, hoch an, daß er den neuen Wandlungen, die Ibſen eingeleitet, ſo viel ſeines Verſtändnis entgegenbringt. M. G. C.

Contes chrétiens. Le baptême de Jésus ou les quatre degrés au scepticisme par T. de Wyzewa. (Paris, Perrin et Cie.)

Der Inhalt des kleinen, nur 68 Seiten ſtarken Werkes gliedert ſich in vier Abſchnitte: I. Le bon sens. II. La sagesse. III. Le rêve. IV. L'amour. Und als Leitmotiv und Schlußakkord: Selig ſind die Armen im Geiſte! Und wie ein Orgelpunkt trägt tiefe, innige Gläubigkeit das thematiſche Gewebe des evangeliſchen Poeten. Alles Leid in der Welt wird aus dem Denken und Wiſſen geboren, und Denken und Wiſſen ſind eitel. Das iſt die Lehre, die der junge franzöſiſche Dichter, von ruſſiſchen Eltern ſtammend, mit rührender Innigkeit und Herzenswärme predigt. Voll Anmut und Hilfsbereitſchaft wendet er ſich zunächſt an alle diejenigen, die müde ſind — müde zu wiſſen, müde zu denken. So iſt in einem edlen Gemüte der Tolſtoiſche Same aufgegangen. „Unter dem Verſtande liegen die Güte und die Liebe, gleich ewigen Blüten werden ſie hervorbrechen, ſobald man das Unkraut, das ſie zu blühen hindert, mit den Wurzeln ausreißt.“ Die Botſchaft hör' ich wohl — M. G. C.

Vermiſchtes.

Leſefrüchte. Laut Bericht des „Berliner Tageblattes“ vom 21. Februar 1893 durfte ein Herr Dr. Urſey in einer Sitzung der Creſelder Stadtverordneten folgende Worte ſprechen. „Leider Gottes iſt man wie bei der Makartſchen Malerei auch auf dem Theater dazu gekommen, alles in ſeiner Nacktheit zeigen zu wollen. Daß das der Weg zum Verderben iſt, davon ſind alle Einſichtigen voll und ganz überzeugt. Wenn

man das Laſter und die Verbrechen aus den höchſten Ständen in ihrer Nacktheit ſchildert, ſo heißt das: Sozialdemokraten machen. Wenn die Leute aus den untern Ständen durch die Malerei oder das Theater für 30 Pf. ſehen, daß dort in ſolcher Weiſe geſchwelgt wird, und ſie machen ſich klar, daß ſie für einige Mark ihren Lebensunterhalt friſten, ſo müſſen ſie einer ſolchen Geſellſchaft fluchen. Die Leute, die das nicht ſehen, ſägen den Aſt ab, worauf ſie ſitzen. Dann geht es wie vor 100 Jahren, wo man über alles hinwegging, was Beſitz heißt, und die Loſung hieß: Egalité. Wir haben allen Grund, darauf zu achten, daß die untern Schichten der Bevölkerung durch derartige Aufführungen nicht noch bösartiger (!) gemacht werden. Das iſt ein Gebot des Verſtandes, der Vernunft. Im Theater will man jetzt abſichtlich das Wahre zeigen. Das iſt verkehrt. Das Wahre darf man nicht überall zeigen. Es giebt Urſache und Gelegenheit genug, wo man es verhüllen muß. Alles Unſchöne muß verhüllt werden mit einem Gewand, das nicht groß genug ſein kann. Es gährt genug in der Welt, und in den untern Schichten iſt Dynamit genug geladen.“

An und für ſich haben ja dieſe Worte eines zweifellos ſehr gutmütigen Menſchen weiter keine Bedeutung. Bringen wir ſie aber einmal mit andern Erſcheinungen zuſammen. Unter dem Zeichen des neuen Kurſes werden bekanntlich alle Geſetze darauf hin geprüft, ob ſie zur Bekämpfung der Sozialdemokratie beitragen. Die Löhnung der Unteroffiziere muß erhöht werden, auf daß die Sozialdemokratie wirkſam bekämpft werden kann. Das Centrum verlangt die Rückberufung der Jeſuiten, auf daß die Sozialdemokratie recht gründlich an die Wand gedrückt werden könne. Kurzum, alles muß als Kampfmittel gegen das verdammte Pack herhalten. Warum alſo das Theater nicht? Auch das Theater muß dafür ſorgen, daß die bösartigen untern Schichten nicht noch bösartiger werden. Der deutſche Dichter darf alſo den Sänſerwahnſinn eines Arbeiters ſchildern — das kann ja das bösartige Pack ſchamrot machen —, aber der Teufel ſoll ihn holen, wenn er die Schlemmerei der höchſten Stände darſtellt; ja, der Teufel ſoll ihn auch holen, wenn er etwa anzudeuten wagt, woher das Elend der untern Schichten kommt: dann wird ja das Pack noch bösartiger.

Und nun will ich, die wohlbekannte Ballonmütze, euch einen guten Rat geben, meine lieben deutſchen Dichter, die ich liebe wie das Abzeichen meines verachteten Standes. Schafft euch einen Schlafrock an und eine lange, lange Pfeife. Und ſchafft euch vor allen Dingen eine Zipfelmütze an, „die nicht groß genug ſein kann“; zieht ſie über die Ohren, weit in das Geſicht hinein, auf daß ihr das Schreien und das Jammern nicht höret. Und ſetzt euch eine große Horndrille auf die Naſe mit gefärbten Gläſern, auf daß ihr alles ſchauet in roſenfarbenem Lichte. Das alles aber, meine lieben Freunde, auf daß ihr würdige Glieder der würdigen Geſellſchaft werdet, die euch, den ewigen Idealen treu, allergnädigſt und liebevoll verhungern läßt. Alſo ſprach

Ballonmütze.

Von der bei Lüſtenöder in Berlin erſcheinenden Sammlung deutſcher Schriften liegen uns mehrere Hefte vor, denen wir unſere Sympathie und Empfehlung nicht verſagen können: Ohorn, In gerechter Fehde; Gawalowski, Ramphold Gorenz; Pröll, Sturmvögel. Dieſe Schriftchen koſten 80, 60 und 75 Pf. und verdienen in nationalgeſinnten Kreiſen die weiteſte Verbreitung. Wir wünſchen auch, daß dem Auswärtigen Amt in Berlin von einem Gönner einige Exemplare zugeſtellt werden. — C.

Man muß auch in modernen Kreiſen etwas für die Kirchlichfrommen thun und den Glaubensfreudigen ein Almoſen nicht verſagen, dachte Dr. Oskar Panizza in München und ſetzte ſich hin und verdeutſchte das kurioſeſte ſpaniſche Schriftchen unter der Sonne: „Die unbefleckte Em-

pfängnis der Päpste. Von Bruder Martin O. S. B. Und da Panizza nicht nur ein Nachkomme Swifts, sondern auch ein vollendet höflicher Mann ist, so weihte er dieses Opuskulum S. H. Leo XIII. zum 50jährigen Bischofsjubiläum. Es ist nur zu fürchten, daß der Papst in einer humorlosen Stunde diese Aufmerksamkeit mit dem Index beantworten wird. Vorläufig ist diese merkwürdigste aller Jubiläumsschriften noch zu haben bei J. Schabelitz in Zürich. C.

Wider den Papismus. Der jüngst verstorbene Taine, Frankreichs radikalster Geschichtschreiber und Kritiker, ist als Protestant aus dem Leben gegangen. Unmittelbar nach seinem Tode war von ultramontaner Seite geflissentlich verbreitet, daß er vor seinem Hinscheiden mit Mgr. Hulst eine Unterredung gepflogen habe. Diese Meldung ist sogleich widerlegt worden. Nun meldet aber der „Figaro" an der Spitze des Blattes in einem eingehenden Artikel unter der Überschrift: „Le protestantisme d. M. Taine", daß der als Katholik geborene Schriftsteller ausdrücklich zum Protestantismus übergetreten sei. So erklärt es sich auch, daß Pastor Roger Hoiard, von der Familie des Hingeschiedenen mit der Leichenrede betraut, besonders hervorhob, er entspreche dadurch nicht bloß einem Wunsche von Mad. Taine und ihren Kindern, sondern gehorche auch dem im Testamente des Hingeschiedenen klar und deutlich ausgesprochenen letzten Willen. Der Gewährsmann des „Figaro" teilt sogleich aus den Aufzeichnungen Taines folgende bezeichnende Stelle mit: „Ich habe gegen den römischen Katholizismus eine Abneigung, weil er der freien Deutung des Weltalls durch jede Individualität keinen Spielraum läßt. Ich werde in der protestantischen Gemeinschaft sterben. Heute wie früher ist der Stoizismus Marc Aurels meine moralische Richtschnur, und meine Methode ist die wissenschaftliche Analyse. Es wäre jedoch ein Zug von Jakobinertum, falls ich durch Vorbringen von Vernunftgründen meinen Geisteszustand denjenigen aufdrängen wollte, die ihn nicht erreicht haben."

Oskar Panizzas geniale Satire auf den Vatikanismus „die unbefleckte Empfängnis der Päpste" befriedigt zweifellos ein dogmatisches Bedürfnis des romgläubigen Deutschlands. Wenigstens hat bis jetzt die christkatholische Frömmigkeit in der ultramontanen Tagespresse nur Vorteilhaftes über diese merkwürdige Gratulationsschrift, dem dreizehnten Leo gewidmet — und mit welchem Humor gewidmet! — vorzubringen vermocht. Wir wünschen dem fidelen Büchlein Übersetzung in alle lebende und tote Sprachen und seinem letzerdütigen Verfasser dereinst einen solid vergüldeten Heiligenschein. C.

Eine neue Präventiv-Censur in Leipzig. Vor kurzem wurde dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" folgendes Inserat eingesandt: „Das Totenbein. Ein absonderlich-mysteriöser Kriminalfall von Burenin. Nach der 4. Auflage aus dem Russischen übersetzt, mit Anmerkungen und Einleitung von W. H. Pikante, geistreiche Satire. Eine Burleske auf das russische Geschwornengericht." Die ursprünglich hinzugefügten Worte: „Keine Mädchenlektüre" hatte der Einsender gestrichen. Dieses Inserat wurde mit der Motivierung zurückgesandt, daß die Aufnahme abgelehnt werden müsse, da das Manuskript als „pikant" geschildert und die Art dieser Pikanterie aus den gestrichenen Worten „Keine Mädchenlektüre" zu erkennen sei. Die Redaktion sei zu der Annahme genötigt, daß es sich um ein Werk sittlich bedenklichen Inhalts handelt, dessen Ankündigung das „Börsenblatt" nicht dienen dürfe.

Die Redaktion des „Börsenblattes" erklärt also hiermit, daß Bücher, die als „pikant" und „Keine Mädchenlektüre" charakterisiert sind, abgesehen von ihrem Inhalt, unbedingt für „sittlich bedenklich" gehalten werden müssen und im „Börsenblatt" nicht angezeigt werden dürfen. Nicht

einmal die Thatsache, daß ein Buch, welches unter den Augen der russischen Censur unbeanstandet viermal gedruckt wurde, unmöglich so schlimm sein könne, daß ihm die Spalten des „Börsenblatts" verschlossen bleiben müssen, wurde berücksichtigt. Die Werke von Zola und anderer Schriftsteller dieser Richtung, die bekanntlich nicht nur pikante, sondern wirklich bedenkliche Stellen enthalten, und die doch ebenfalls nicht „als Mädchenlektüre" empfohlen werden können, dürfen aber im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" angezeigt werden? Wer die russische Litteratur kennt, weiß, daß absolut unsittliche Bücher in Rußland nicht erscheinen dürfen, und man mag über Leo Tolstojs „Kreutzersonate" und „Macht der Finsternis" denken was man will, sie sind doch nichts anderes, als Verurteilungen und Bekämpfungen der Unsittlichkeit. Ebenso verhält es sich mit Burenins „Totenbein". Es ist eine Satire, die gegen die Sittenlosigkeit gewisser russischer Gesellschaftsklassen gerichtet ist. Daß eine solche Satire keine Mädchenlektüre sein kann, ist wohl selbstverständlich und braucht durchaus nicht verschwiegen zu werden; daß man aber ein Buch als sittlich bedenklich bezeichnet, ohne es gelesen zu haben, muß gerügt und entschieden zurückgewiesen werden. Sollte etwa die Furcht vor der uns bevorstehenden lex Heinze schon jetzt solche monströse Blüten treiben?

Das Büchlein erscheint noch im April dieses Jahres; es kann sich dann jeder selbst überzeugen, daß der Teufel gar nicht so schwarz ist, wie er von den Leitern des „Börsenblattes" gemalt wird.

Das „Börsenblatt" scheint überhaupt eine ganz eigentümliche Auffassung seiner Aufgabe und seiner Befugnisse zu haben. Solche Zurückweisungen, wie die oben angeführte, scheinen gar nicht selten zu sein. Auch das Inserat über Panizzas „Unbefleckte Empfängnis der Päpste" wurde zuerst zurückgewiesen und erst aufgenommen, als der Verfasser der Redaktion einen energischen Brief schrieb. Nun handelt es sich im „Börsenblatt" nicht etwa um eine „Anpreisung" der Werke, sondern lediglich um buchhändlerische „Anzeigen", wodurch der Verleger den Sortimentern das Erscheinen eines neuen Werkes bekannt giebt und sie zum Bestellen einlädt. Es liegt aber im Interesse des Buchhandels wie des Bücher kaufenden Publikums einzig und allein nur, daß das Börsenblatt die erscheinenden Novitäten möglichst vollständig bringe und so ein möglichst klares Bild der litterarischen Produktion gebe, etwas anderes wird nicht von ihm verlangt. Die Auswahl der zu bestellenden oder zu kaufenden Werke besorgen Sortimenter und Bücherkäufer, die geht die Redaktion des Börsenblattes nichts an. Die Redaktion des Börsenblattes ist weder berechtigt noch befähigt irgend ein Urteil über den Inhalt eines Werkes zu fällen, sie könnte auch buchhändlerische Anzeigen nur dann zurückweisen, wenn diese als solche einen gesetzwidrigen Charakter tragen würden; wenn sie aber durch Nichtaufnahme einer Anzeige das Bekanntwerden und somit die Verbreitung einer Druckschrift zu hindern, d. h. also eine Art von Präventiv-Censur über die erscheinenden Werke auszuüben sucht, so ist dies nur eine Anmaßung, die nicht energisch genug gerügt werden kann, und die sich Buchhändler und Autoren verbitten müssen. M.

Blätter der Erkenntnis. Leipzig, Peter Hobbing. — Der Verfasser dieser kleinen Schrift hätte seinen Namen in allen Ehren nennen können. Aber er wollte, daß seine entschiedene und doch so milde Weisheit, die er in 19 Kapiteln vorträgt, für sich selbst zeuge und wirke. Es ist ein vielseitiger moderner Geist, der viel Fährlichkeit durchgemacht und schwere Lasten getragen. Nur so konnte er diese Festigkeit und zugleich diese Anmut gewinnen. Seine Sprache klingt an Nietzsches Zarathustra an, wie dieser an den Psalmisten; eine feierliche Sprache voll Kraft in schwebenden Rhythmen und manchem sinnreichen

Zierwerk, ein Ergötzen für kunſtfreudige, ſeine Leſer. M. G. C.

Zola hat erlebt, was ſeinem Vorſtreber H. Teine verſagt geblieben, er hat ſein großes Roman-Werk vollendet, während Teines Cyklus „Les origines de la France“ ein Torſo geblieben. Zolas neueſter Roman „Doktor Paſcal“ erſcheint ſoeben, gleichzeitig mit dem Original in der Pariſer „Revue hebdomadaire“, in der Halbmonatsſchrift „Aus fremden Zungen“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.) Wie der berühmte Erzähler neunundneunzig Interviewern mitgeteilt hat, behandelt er darin die intereſſante Frage der Vererbung im Sinne der Darwin'ſchen Theorie und ſchließt die große Romanreihe Rougon-Macquart als Epilog ab. Der Stoff iſt nach jeder Richtung hin ſo ausgiebig und wichtig, daß er in der Behandlung Zolas auch den Gegner auf das lebhafteſte feſſeln wird.

Meyers Konverſations-Lexikon (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig) ſoll in ſeiner neuen, fünften Auflage ſich auch dadurch auszeichnen, daß der modernen deutſchen Litteratur und ihren hervorragenderen Vertretern die geziemende Beachtung erwieſen wird. Wir werden nicht ermangeln, das Werk nach dieſer Richtung ſtreng zu prüfen und den Befund rückſichtslos zu veröffentlichen.

M. G. C.

Hoch die Fremden! Wie opferfreudig und eilbefliſſen eine deutſche Hofoper ſein kann, wenn ſich's um einen Nichtdeutſchen handelt, hat Berlin wieder einmal ſeinen treuen Reichskomponiſten gezeigt. Die königliche Generalintendanz hat nicht nur Mascagnis „Rateliff“, ſondern gleich noch zwei bis drei italieniſche Opern, deren Partitur kaum trocken iſt, zur erſten Aufführung erworben. Tonmeiſtern wie Richard Wagner gegenüber hätte eher der Himmel einfallen können, als daß man ein ſolches Entgegenkommen entwickelt hätte. C.

Groß und geiſtreich wie immer! Diesmal ſpielt das Zenſurſtückchen in Wien. Die Zenſurbehörde hatte für die Aufführungen von „Mateo Falcone“ im Deutſchen Volkstheater angeordnet, daß das Gebet und die Litanei am Schluſſe des Stückes nicht völlig hörbar geſprochen, ſondern nur „markiert“ werden dürfen. Die erſte Aufführung des Stückes, die in einer Vormittagsvorſtellung zu Gunſten der Polizeibeamten ſtattfand, und vier weitere Aufführungen gaben keinen Anlaß zu einer Beanſtandung, aber bei der fünften Vorſtellung nahm der anweſende Vertreter der Polizei wahr, daß Frl. Sandrock und Frl. Hell das Gebet geſprochen und nicht nur „markiert“ haben. Infolge deſſen mußten dieſe beiden Künſtlerinnen auf dem Polizeiamte des Bezirkes Neubau erſcheinen, wo jede von ihnen zu einer Geldſtrafe von 15 Gulden verurteilt wurde. Bravo! C.

Wie Deutſchland ſeine Künſtler ehrt. Alois Gabl, neben Defregger und Mathias Schmid einer der tüchtigſten tiroler Genremaler in München, ſeines Zeichens Profeſſor und Ehrenmitglied der Akademie der Künſte, hat ſich erhängt. Er wollte nicht Hungers ſterben. Von der Ehre allein konnte er nicht leben. Und ſo griff der 48jährige Meiſter zum erlöſenden Strick. C.

Ich beabſichtige die Herausgabe eines kritiſchen Jahrbuches, das alle lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Werke von 1893 in überſichtlicher, ſtreng ſachlicher Weiſe behandeln, Januar oder Februar 1894 erſcheinen ſoll. — Zu dieſem Zwecke bitte ich die Herren Autoren reſp. Verleger um gefl. Zuſendung der diesbezügl. Bücher.

Nonnenweier a. Rhein (Baden).

Ludwig Frank.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Ruggiero Leoncavallo.

Internationale Kritik.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die politische Komödie rüstet sich zum Abmarsch in die wohlverdienten Ferien.

Wir atmen erleichtert auf.

Die parlamentarischen Heldenspieler verschwinden von der Bildfläche — ob bessere nachkommen? — Gott befohlen!

Die Saison der Kunst hat begonnen, der echten.

Introite, nam et hic Dii sunt.

Götter — und Kritiker, die Unvermeidlichen, die sich wohl manchmal, wie eine dunkle Sage geht, kaufen, aber nicht, wie Schlehmils Schatten, verkaufen lassen. Die höchst entwickelte Freilichtkunst kann nicht ohne die kritische Schattenseite bestehen.

Die Doppelausstellungen in Paris und München, die Royal Academy in London, die große Akademische in Berlin — hei, wie die glänzenden Fluten des bildnerischen Lebens steigen! Nach sauren Wochen frohe Feste!

Die Kunstwelt moderniſiert sich, sollte nicht auch die Kritikwelt ein wenig aus ihrer, ach, so alten und runzeligen Haut und zugleich außer Landes fahren?

Wie, wenn die Zeitungen einmal ihre Kritiker austauschten? Wenn die Münchener und Berliner Kritiker nach Paris und London, die Londoner und Pariser Kritiker nach Berlin und München befördert würden?

Wenn z. B. Friedrich Pecht nicht mehr für seine lieben und getreuen Münchener, sondern — im „Figaro“ für das französische Weltpublikum über den Marsfeld-Salon referierte? Und dafür der geistvollste und modernste Pariser Kunstberichterstatter X. X. nach München käme, um in der

„Allgemeinen Zeitung" die Ausstellung der Künstlergenossenschaft im Glaspalast und der Sezessionisten an der Prinzregentenstraße kritisch abzuwandeln?

Das wäre doch einmal eine Neuerung, die Hand und Fuß hat.

Und es ist kein müßiger Einfall, diese Neuerung vorzuschlagen. Eine der bekanntesten Zeitungen des Kontinents, die „Indépendance Belge" in Brüssel, hat bereits den Anfang damit gemacht, wenn auch in vorsichtig beschränkter Weise. Es handelt sich zunächst um einen Versuch.

Das genannte Blatt hat einen englischen Kritiker abgeordnet, damit er ihm über die französischen Ausstellungen in Paris ausführlich Bericht erstatte, und hat einen französischen Schriftsteller-Künstler nach London geschickt, um über die englischen bildenden Künste eingehende und wohlbegründete Urteile zu erhalten.

Im fremden Lande steht der Kritiker, von jeder Rücksicht auf eine heimische Koterie, von jeder Fessel des Chauvinismus und des Lokalpatriotismus befreit, völlig objektiv, so weit dies überhaupt menschenmöglich, den zu beurteilenden Künstlern und ihren Werken gegenüber.

Um diesen nicht warm genug zu begrüßenden ersten Versuch eines solchen chassé-croisé de jugements artistiques mit allen Sicherheitsmaßregeln des Gelingens zu umgeben, hat das unternehmende Brüsseler Blatt zwei durchaus zuverlässige und in den weitesten Kreisen bekannte Männer mit der kritischen Mission betraut. Es sendet den ausgezeichneten Maler und Schriftsteller Monsieur Besnard nach London ins Burlington-House und den glänzenden Londoner Kritiker Dugald Mac Coll, dessen Artikel im „Spectator" ganz England entflammen, nach Paris in den Industriepalast und aufs Marsfeld.

Wird das nicht eine weit interessantere und fruchtbarere Wertung des internationalen Kunstlebens ermöglichen, als die genügsame Kritikmacherei alten Stils?

Wir wollen doch schließlich erfahren as others see us — comment autrui nous juge, wie wir von anderen, d. i. unabhängigeren, in jedem Betrachte freieren und ehrlicheren Männern gerichtet werden, statt ewig die nämlichen Lobsprüche oder die nämlichen Herunterreißereien von den nämlichen bekannten Leuten zu hören! Die Verschiedenheit und Neuheit der Standpunkte, auf die sich unparteiische und scharfsinnige Beobachter aus einem fremden Lande uns gegenüberstellen, muß in allen Fällen aufklärender über unser einheimisches Kunstleben und dessen internationale Rangstellung wirken, als die Wiederkäuereien der gewohnten einheimischen Kunstschreiber.

Und was für die Kunst gilt, ließe sich auch auf die Litteratur und das Theater anwenden.

Ich möchte z. B. für mein Leben gern den Erfolg sehen, mit dem unser nicht genug zu preisender Litteraturkritikus vom Berner „Bund" im Pariser „Gil Blas" als Berichterstatter und Gutachter über die jüngste französische Dichtergeneration von den Parisern aufgenommen würde. Ob Herr Dr. J. V. Widmann von dem gebildeten Frankreich mit Kränzen oder mit Ruten ausgezeichnet würde, wenn er sich in Paris in dem Tone über Pariser Modernitätsdichter äußerte, wie er von seinem sicheren Versteck in Bern aus seit Jahren über die modernen Schriftsteller im Deutschen Reich so anmutig sich zu äußern pflegt? — Oder Herr Karl v. Thaler in Wien in einem ersten Londoner Blatt zu Gericht sitzend über die neueste Evolution der englischen Dichter!

Diese Art internationaler Kritik würde reich an Überraschungen sein. Sie würde sich zugleich zu einer Kritikerausstellung gestalten, die, was namentlich die Schaustücke an alten deutschen Zeitungsautoritäten anlangt, ihr Eintrittsgeld wert wäre.

Und warum sollte, da wir nun doch einmal nach einem verbürgten Ausspruch Kaiser Wilhelms im Zeichen des Verkehrs (also wohl nicht allein des Krebses) stehen, die Wohlthat der internationalen Kritik nicht auch der Politik zugewendet werden? Welche neue Einsichten in den Geist unserer Reichsverwaltung würden wir gewinnen, wenn z. B. der römische Kardinal X. X. in der „Nordd. Allg. Zeitung" oder im „Reichsanzeiger" in einer Leitartikelserie mit vatikanischem Scharfsinn den „neuen Kurs" schmeichlerisch erläuterte! Und so weiter. — —

Ich schließe diese Anregungen mit dem lebhaften Wunsche, daß wenigstens das Beispiel der unabhängigen Belgierin auf deutschem Boden bald Nachfolge finden möge. —

Jesuitismus und Militarismus.

Von Fritz Hammer.
(München.)

Dem Kenner bietet die Erklärung des Grafen Hoensbroech über seinen Austritt aus dem Jesuitenorden eigentlich nichts Neues, und dennoch ist diese Erklärung („Preuß. Jahrbücher", Maiheft) ein Ereignis, namentlich für das verheuchelte und verdrillte deutsche Reich, das in Politik und Leben daran ist, den letzten Rest von Genialität, Größe und Kühnheit einzubüßen und in sterilem Kasernengeist, in Unteroffizierlichkeit

und ſerviler Armſeligkeit zu verſchrumpfen und verſumpfen, zu verrohen und verſtrohen.

Dem Kenner, ſagte ich ſoeben, biete dieſe Erklärung nichts Neues. Aber das deutſche Volk als Volk iſt noch lange kein Kenner. Es läßt ſich tagaus tagein in allen Stücken ein X für ein U machen. Diejenigen aber, die wirklich Kenner ſind, leben bei uns meiſtens ſo in wirtſchaftlicher, ſozialer und bureaukratiſcher Abhängigkeit oder ſind durch ewige Befehdung ſo in ihrem Charakter und ihrer Energie geſchwächt, daß ſie den Humor verloren haben, ihre Kennerſchaft zum Nutzen der Allgemeinheit zu verwerten.

Daß es aber eines Mannes höchſte ſittliche Pflicht ſei, für ſeine Überzeugung auf Tod und Leben einzutreten und nichts zu thun oder zu unterlaſſen, was gegen ſein Wiſſen und Gewiſſen ſtreitet, davon ſteht nichts im neuen deutſchen Reichs-Katechismus von Preußens Gnaden.

Darum iſt der Exjeſuit Graf Hoensbroech eine ſo merkwürdige und tröſtliche Erſcheinung und ſeine öffentliche Erklärung ſo wichtig und von bleibendem Wert oder wie wir Realiſten ſagen: ein menſchliches Beweisſtück, un document humain.

Zunächſt einige Sätze aus der Einleitung: „Ich habe dreizehn Jahre dem Jeſuitenorden angehört; ich habe mit allem Ernſt und aller Aufrichtigkeit danach geſtrebt, einzudringen in den Geiſt dieſes Ordens; ich habe, was ich hatte und was ich konnte, eingeſetzt zu ſeiner Verteidigung; ich habe ihn als das zu erfaſſen geſucht, als was er mir vorſchwebte und als was ich ihn zu erkennen wünſchte: das Ideal chriſtlicher Frömmigkeit. Und das Endergebnis dieſes jahrelangen Bemühens iſt die Trennung!“

„Als ich mich dem Jeſuitenorden anſchloß, da ſuchte ich, wie ſchon geſagt, das Ideal chriſtlicher Frömmigkeit. Die Vorſtellung, die ich mir von der Geſellſchaft Jeſu gebildet, das, was ich von ihr durch Leſen, Hören und Sehen kennen gelernt zu haben glaubte, ließ mich die Überzeugung gewinnen, dies Ideal in ihr finden zu können. Rückhaltlos gab ich mich ihr hin; ich wollte das werden, was ich in dem Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu verkörpert zu ſehen glaubte: ein vollkommener Chriſt; ein wahrer Jeſuit. Beides war für mich identiſch. Niemand, weder innerhalb noch außerhalb des Jeſuitenordens, der mich während dieſer Zeit gekannt hat, wird mir das Zeugnis dieſes redlichen Wollens verweigern. War es ein Glück oder war es ein Unglück, daß ich, verhältnismäßig alt, mit 26 Jahren dem Jeſuitenorden beitrat? Ich hatte meine juriſtiſchen Studien abſolviert, war als Referendar im Juſtizdienſt thätig geweſen, hatte viel gereiſt, viel von der Welt geſehen: kurz ich war ein urteilsfähiger Mann. Wäre ich, wie ſo viele, wie die meiſten anderen ganz jung, unfertig dem Orden beigetreten, die innere Umwandlung wäre vielleicht erfolgt, ich hätte vielleicht

den Jesuitengeist in mich aufgenommen. So geschah dies nicht, und der innere Widerspruch gegen das religiös-asketische System des Ordens regte sich schon bald, um nicht mehr zu verstummen."

Graf Hoensbroech fühlt's, daß man fragen wird: Wenn Du so mit Dir selbst kämpftest, warum hast gerade Du Dich zum litterarischen Verteidiger des Jesuitenordens aufgeworfen? Dazu sagt er:

„Hätte ich innerlich mit vollständiger Klarheit verworfen, was ich äußerlich vertrat; hätte ich die Worte, die ich zur Verteidigung des Ordens schrieb, als leere Phrase erkannt und sie doch geschrieben: dann wäre mein Thun und Schreiben eine Unwahrheit gewesen. Allein dem war so. Meine Bedenken und Zweifel gegen das jesuitische System waren nicht über Nacht wie eine helle Offenbarung über mich gekommen, sondern langsam, allmählich stiegen sie in mir auf; unbestimmt, schwankend, erst nach und nach greifbare, festere Gestalt annehmend. Und, wie ich schon sagte, immer und immer wieder wurden diese Zweifel durch meinen entgegenstehenden Willen zurückgedrängt. Ich *wollte* ja die Bedenken in mir *nicht* hören: ich hoffte auf die Dauer sie unter die Füße zu bekommen und zu dem Urteil über den Orden zu gelangen, das ich andere vertreten sah: ich kämpfte mit ganzer Seele dafür, meine Anschauung als die irrige zu erkennen.

„So ist es gekommen, daß ich jahrelang dem Jesuitenorden angehörte als ein Glied, das sich nie heimisch in ihm fühlte; so ist es gekommen, daß ich *für* den Jesuitenorden schreiben konnte, was ich geschrieben habe. Nicht *ein* Wort der positiven Verteidigung brauche ich zurückzunehmen, und bei den subjektiven Äußerungen habe ich nur hinzuzusetzen, daß sie der Ausdruck waren des energischsten Wunsches meines Innern, dessen Erfüllung ich in heißem Bemühen und jahrelangem Ringen angestrebt habe."

Der eigentlichen Erklärung erster Teil ist die Behauptung: „*Der Jesuitismus unterdrückt, ja bis zu einem gewissen Grad vernichtet die Selbständigkeit, den Charakter, die Individualität des Einzelnen.* — „Jesuitismus" steht hier für das innere Wesen, das System des Jesuitenordens; „Selbständigkeit" bezeichnet hier nicht die freie Selbstbestimmung des *äußeren* Handelns; denn daß diese ganz oder teilweise aufgegeben werden muß mit dem Eintritt in einen religiösen Orden oder überhaupt in irgend eine Gemeinschaft mit festen Gesetzen, versteht sich von selbst. Unter „Selbständigkeit" verstehe ich hier die freie Entwickelung des *inneren* geistigen Menschen. Auf diese Entwickelung, welche zur geistigen Individualität führt und in *selbständiger Gesinnung, selbständigem Handeln* sich äußert, hat jeder Mensch ein angeborenes, unveräußerliches Recht. Ein System, das dieses Recht antastet, vergreift sich recht eigentlich an einem unveräußerlichen Menschenrecht."

Dies wird zunächst an der Erziehung zum Jesuiten dargethan. Die meisten Novizen treten im Alter von 16—20 Jahren ein. „Die Tagesordnung für den Jesuiten-Novizen ist ein während zweier Jahre täglich mit derselben Energie und Geschicklichkeit sich wiederholender Angriff auf selbständige Entwickelung des äußeren und inneren Menschen. Nicht nur von Stunde zu Stunde, sondern von Viertelstunde zu Viertelstunde, selbst für noch kürzere Zwischenräume ist dem Novizen vorgeschrieben, was er zu thun hat . . . Der Wille, die Neigung zu irgend einer Thätigkeit wird abgestumpft. Man weiß von vornherein, was ich jetzt thue, dauert nicht lange, höchstens bis zu dem oder dem Zeitpunkt; vielleicht, wahrscheinlich kommt das Zeichen zur Unterbrechung schon früher, und ich werde zu etwas anderem verwendet. So wandert man allmählich ohne viele innere Beschwerde von einer Beschäftigung zur andern, läßt sich abrufen und wieder anstellen, wird geschickt und kommt wieder zurück, fünf Minuten hier, zehn Minuten dort; eine halbe Stunde in der Küche, eine Stunde auf dem Speicher; heute mit dem Kehrbesen, morgen mit dem Grabscheit in der Hand . . . . Alles Eigentümliche, die charakteristischen Besonderheiten, die eine Persönlichkeit auch im Äußeren stempeln, sie müssen fortfallen. Der Gang, die Haltung der Hände, der Blick der Augen, die Neigung des Kopfes, die Stellung und Bewegung des Körpers sind durch genaue Vorschriften geregelt. Buchstäblich nichts ist der freien Selbstbestimmung des Novizen überlassen. Will er einen Schluck Wasser trinken, so muß er um Erlaubnis fragen; will er ein Stück Papier, ein Buch, einen Bleistift benutzen, so muß er um Erlaubnis fragen."

Wir heben weiter betreffs der „Vernichtung der Individualität" von vielen Einzelheiten, die man in den „Preuß. Jahrb." nachlesen mag, folgende hervor:

„Jeder Novize bekommt beim Beginn des Noviziats einen sogenannten „Schutzengel" zugeteilt, d. h. je zwei Novizen haben täglich zu einer bestimmten Stunde sich gegenseitig aufmerksam zu machen auf Verstöße, die sie etwa begangen haben. Diese Einrichtung wird dadurch verschärft, daß mehrmals im Jahre in Gegenwart des Novizenmeisters und aller Mitnovizen die sogenannte „Steinigung" (lapidatio) vorgenommen wird. Der betreffende Novize — jeder einzelne kommt an die Reihe — muß niederknieen, und dann darf jeder der übrigen Novizen äußere Verstöße, die er an ihm bemerkt zu haben glaubt, tadeln. Da heißt es bald: N. N. geht zu rasch; bald: er geht zu langsam; bald: er schaut zu viel umher; bald: er schaut zu viel vor sich; er spricht zu laut, zu leise u. s. w. . . . Die Quintessenz dieses Schablonensystems sind die sogenannten Regeln der Bescheidenheit. Kurz sei der Inhalt dieser Regeln skizziert: Die Stirn

und noch weniger die Naſe ſei nicht gerunzelt; die Lippen ſeien nicht aufeinander gepreßt, noch auch von einander abſtehend; beim Sprechen ſchaue man dem andern nicht in die Augen, ſondern halte den Blick etwas geſenkt; die Hände halte man ruhig, der Geſichtsausdruck weiſe nie ſtarke Gemütsbewegungen auf, ſondern zeige nur eine gleich bleibende Heiterkeit; der Gang ſei ſtets gemäßigt, das Lachen ſei nicht laut. Man ſtelle ſich nur einen Menſchen vor, der einem bei der Unterhaltung nie in die Augen ſchaut: die Unnatur greift man mit Händen."

„Die Zeit der täglichen Erholung darf der junge Jeſuit nicht mit beliebigen ſeiner Ordensgenoſſen verbringen, ſondern jede Woche werden ihm ganz beſtimmte beigegeben, nur mit dieſem darf er ſich unterhalten. Das Gleiche findet bei den wöchentlichen Spaziergängen ſtatt. Nach den Erholungen und nach den Spaziergängen hat immer je einer der Novizen in den verſchiedenen Abteilungen die Pflicht, dem Novizenmeiſter oder deſſen Stellvertreter Bericht zu erſtatten — meiſt ſogar ſchriftlich — über alles, was vorgekommen iſt. Endlich wird zweimal im Jahre bei der Gelübde-Erneuerung vom Hausobern der ſogenannte Hauskonſult — beſtehend aus älteren Patres — zuſammengerufen. In dieſem Konſult wird jedes Mitglied des Hauſes beſprochen, etwaige Fehler desſelben notiert und ihm dann ſpäter vom Obern mitgeteilt. Dies letztere, ebenſo wie die Einrichtung der „Schutzengel" beſteht nicht nur für die Noviziatszeit, ſondern während der ganzen Ausbildungszeit des jungen Jeſuiten, alſo oft 12 bis 14 Jahre lang."

Zwei weitere Abſchnitte beſchäftigen ſich dann mit der Unterdrückung der Individualität im religiös-asketiſchen und mit der im wiſſenſchaftlichen Leben. Über die wiſſenſchaftliche Bildung ſagt er:

„Als Grundſatz gilt zunächſt auch hier: ſtrengſte Überwachung, gebundene Marſchroute. Verhältnismäßig am meiſten Freiheit iſt bei den philologiſchen und mathematiſchen Studien geſtattet; dort iſt ja durch den Stoff ſelbſt eine ſtark individuelle Selbſtändigkeit ausgeſchloſſen. Vielleicht liegt gerade hierin, d. h. in dem Fehlen der Schablone, der Grund, daß der Jeſuitenorden auf dem Gebiete der Mathematik und der ihr verwandten Aſtronomie wahrhaft Hervorragendes geleiſtet hat und noch leiſtet. Um ſo ſtärker tritt die Schablone dafür in der wiſſenſchaftlichen Domäne des Jeſuitenordens: Philoſophie, Theologie, Litteratur zu Tage . . . So geſchieht es, daß nach ſiebenjährigem Studium der junge Jeſuit ſeine Ausbildung beſchließt, ausgerüſtet mit aller philoſophiſch-theologiſchen Spitzfindigkeit vergangener Jahrhunderte, den Kopf erfüllt mit Namen längſt toter Syſteme und ohne Einfluß gebliebener Gelehrten des Mittelalters, aber in faſt völliger Unwiſſenheit über die Geiſteskämpfe der Gegenwart, über die aktuellen wiſſenſchaftlichen Richtungen, die er zum großen

Teil weder in ihren Trägern, noch auch in ihren Produkten auch nur dem Namen nach kennt. Will der studierende Jesuit etwas lesen, durch Kenntnisnahme von Werken anderer Richtung seinen Geist anregen, beleben, befruchten lassen, so steht ihm nicht — auch wenn er ein gereifter Mann ist — wie anderen Gelehrten die Bibliothek zur freien Verfügung, sondern er hat sich an seine Oberen zu wenden, und nach ihrem Gutdünken wird sein Wunsch erfüllt oder nicht."

Der zweite Teil der Erklärung behauptet: „Der Jesuitismus unterdrückt, ja, bis zu einem gewissen Grade, vernichtet das berechtigte Nationalitätsgefühl, den berechtigten Patriotismus.

Der wahre Patriotismus und das wahre Nationalitätsgefühl bleibt auch im Christentum voll und ganz bestehen: die treue, hingebende Liebe zum angestammten Vaterland. Sie gehört zur Natur des Menschen und ist somit von Gott selbst ins Herz gelegt. Bleibt dieser Patriotismus auch innerhalb des Jesuitismus bestehen? Nein. Keineswegs will ich behaupten, daß seine Unterdrückung im Jesuitismus eigentlich beabsichtigt ist; aber sie folgt mit Notwendigkeit aus dem ganzen System." Dieses System arbeitet auf Nivellierung der Gesinnung, auf Gleichmütigkeit und Gleichgiltigkeit in Bezug auf Wohnort, Sprache und politische Einrichtungen hin. „Europa oder Asien, Deutsch oder Französisch, Republik oder Monarchie, das ist, suppositis supponendis, ein und dasselbe, gleichwertig. Der Jesuit wird so erzogen, daß er sich in all diesen Grundverschiedenheiten gleichmäßig wohl und zu Hause fühlt."

Interessant ist in diesem Zusammenhange folgende Stelle, nicht weil wir ihr zustimmen, sondern weil sie uns beweist, daß Graf Hoensbroech auch heute noch zu klarer und unbefangener Erkenntnis über den positiven Gegensatz zwischen universalem Christentum und natürlich getrenntem d. h. besonderem Volkstum nicht gelangt ist:

„Man verweise nicht auf das Christentum, welches auch alle diese nationalen Verschiedenheiten mit einem Geist beseelen will und doch den Patriotismus nicht ertötet. Beim Christentum ist dieser eine Geist der überirdische, auf das Jenseits gerichtete; das Christentum faßt die Völker zu einer idealen Gemeinschaft zusammen; und vor allem das Christentum beläßt seine Glieder, den einzelnen Christen, auf dem Platz, in den Verhältnissen, in welchen er geboren und erzogen ist, wirft die Völker und Nationen nicht durcheinander. Der Jesuitismus aber, obwohl auch ideale Zwecke verfolgend, obwohl auch eine ideale Gemeinschaft anstrebend, bleibt mit seinem Gesellschaftszweck durchaus im Diesseits — denn ein Fortbestehen des Jesuitenordens als Orden im Jenseits wird wohl niemand ernsthaft behaupten wollen —; seine Mittel, dieses diesseitige Einheits-

ideal zu erreichen, sind also auch auf das Diesseits gerichtet, d. h. hier auf dieser Welt schon müssen für die Glieder des Jesuitenordens wie die individuellen — das haben wir im ersten Bedenken gesehen — so auch die nationalen, sozialen und politischen Verschiedenheiten möglichst verschwinden. Je kosmopolitischer ein Jesuit ist, je weniger er der Gesinnung, nicht bloß der That nach — das ist wohl zu beachten — hängt an Vaterland und Heimat, je gleichgiltiger ihm die Regierungsform, unter welcher er lebt, um so besser ist er, um so mehr nähert er sich dem Ideal eines Jesuiten. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Ausdruck, der in den Konstitutionen des Jesuitenordens das Wort „Patriotismus" gleichsam vertritt. Eine „allgemeine Liebe" (universalis amor) zu den christlichen Nationen und Fürsten soll den Jesuiten beseelen. Und so muß es sein, anders kann es überhaupt nicht sein, wenn der Jesuit das sein will, was er sein soll. Auch mache ich hieraus dem Jesuitismus keinen eigentlichen Vorwurf."

Indem Graf Hoensbroech erklärt, der Jesuitenorden sei kein Hüter und Pfleger des Patriotismus, bemerkt er übrigens: „Diese letzten Worte muß ich vor einem Mißverständnis bewahren. Sie beziehen sich nur auf die Erziehung, die der Orden seinen eigenen Gliedern giebt; sie beziehen sich nicht auf das Erziehungssystem, das in den jesuitischen Erziehungsanstalten für die männliche Jugend Geltung hat. Dort hat die Pflege der patriotischen Gesinnung ihre Stelle; der Jesuit selbst aber, das jesuitische System kennt ihn nicht." Dann aber fährt der Verfasser fort:

„Mir selbst ist gerade dieser Punkt ein fortwährender Stein des Anstoßes gewesen. Als Deutscher, als Preuße, als Glied einer alten Familie, die durch vielhundertjährige Beziehungen mit der angestammten Heimat und ihren politischen und sozialen und vor allem ihren monarchischen Institutionen verwachsen ist, hatte ich gegen diesen kosmopolitischen Geist, diese Allerweltspolitik, eine unüberwindliche Abneigung. Nichts kränkte mich mehr, als daß gegen eine Genossenschaft, der ich angehörte, der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit erhoben wurde... Eine so internationale Gesellschaft, aus so vielen heterogennationalen Elementen bestehend, muß die Preisgebung monarchischer oder republikanischer Vorlieben anstreben.

„Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu und sehen wir, wie das hier über den Jesuitenorden im allgemeinen Gesagte in ihr sich praktisch gestaltet. Seit zwanzig Jahren besitzt sie ihre Niederlassungen nur im Ausland: Holland, England, Dänemark, Schweden, Österreich; seit zwanzig Jahren sind ihre Mitglieder vom freien, lebendigen Verkehr mit Deutschland abgeschnitten, der Unmittelbarkeit deutschen Einflusses entzogen. Freilich an dieser Isolierung von deutschem Denken und Wesen tragen die Jesuiten keine Schuld,

ſie iſt eine Folge des Jeſuitengeſetzes; aber ſie iſt eine Thatſache und muß dazu beitragen, die im Jeſuitismus liegende ſyſtematiſche Loslöſung von Vaterland und heimiſchem Weſen in ihrer Wirkung zu verſtärken. Außer ihren im Ausland liegenden Hauptdomizilen haben die deutſchen Jeſuiten, auch ganz unabhängig von ihrer Vertreibung aus Deutſchland, ihre größten Arbeitsfelder in überſeeiſchen Ländern: Nord- und Südamerika und Britiſch-Indien: Republiken und Monarchien. Innerhalb dieſes großen, ſo viele und ſo große nationale und politiſche Verſchiedenheiten umfaſſenden Gebietes: Europa, Amerika und Aſien, hat der deutſche Jeſuit zu leben, zu arbeiten. Aber nicht ſeßhaft, ſondern mit dem Wanderſtab in der Hand. Bald iſt er in der freien nordamerikaniſchen Republik, bald im monarchiſchen Indien, bald in dem ſtets in politiſcher Gährung begriffenen Braſilien; bald wird er aus irgend einem dieſer Länder wieder zurückgerufen, um in den alten monarchiſchen Staatengebilden Europas als Lehrer, als Erzieher, Prediger oder Oberer zu wirken; er müßte kein Menſch ſein, wenn er nicht allmählich die alte heimiſche, die patriotiſche Form in Geſinnung und Anſchauung verlöre und nach und nach die Weltform, den Univerſalpatriotismus annähme. Um ſo mehr, da — was nicht aus den Augen zu laſſen iſt — auch auf den deutſchen Jeſuiten das Ordensſyſtem der inneren Expatriierung, der Nivellierung der Geſinnung, ſtets wirkſam einfließt. Nehmen wir dazu die Zuſammenſetzung der „deutſchen" Jeſuitenprovinz. Den Grundſtock, die Mehrzahl bilden allerdings Deutſche; aber ſehr zahlreich ſind in ihr auch die Ausländer: Schweizer, Nordamerikaner, Braſilianer, Dänen, Schweden vertreten. Wo iſt, wo kann bei dieſen der Patriotismus für *Deutſchland* ſein? Wird der von Haus aus *republikaniſch* geſinnte Schweizer oder Nordamerikaner hingebende Liebe zum *monarchiſchen* Deutſchland haben?"

Graf Hoensbroech ſchließt mit den Worten: „Das ſind die Gründe, die mich zum Austritt aus dem Jeſuitenorden beſtimmt haben. Eines bedauere ich, ihren Einfluß nicht früher auf mich haben wirken zu laſſen."

Und nun erſuche ich den geneigten Leſer, den erſten Teil der Hoensbroechſchen Erklärung, der von der *Unterdrückung der Perſönlichkeit* handelt, von *ſyſtematiſcher Verdrillung und Verſchablonierung der Geſinnung und des Charakters* — noch einmal nachdenkſam durchzuleſen und Punkt für Punkt mit der *militäriſchen Erziehung in unſerem modernen Kaſernenſtaat* einen rechtſchaffenen Vergleich anzuſtellen.

Was merkt da der vorurteilsloſe Leſer?

Sollte es nicht thatſächlich ſo ſein, daß es nicht nur einen *ſchwarzen*, ſondern auch einen *bunten Jeſuitenorden* giebt? Daß der letztere noch viel bedenklicher als der erſte, da er ganze Länder umfaßt und eine

ſtaatliche Einrichtung höchſten Ranges iſt? Und dem Volke nicht nur den Geiſt und den Charakter, ſondern auch den Geldbeute ruiniert?

Auch der zweite Teil, der von der Gefährdung der Vaterlandsliebe handelt, fordert vielleicht den ſcharfſinnigen Kopf zu Vergleichen heraus. Wenn z. B. ein oberſter Gewalthaber vom bunten Orden bei feierlicher Gelegenheit zu ſeinen Novizen oder Rekruten ſpricht: „Ihr müßt unter allen Umſtänden gehorchen, und wenn Euch befohlen wird, auf Eure Väter und Mütter, Brüder und Schweſtern zu ſchießen, ſo müßt Ihr gehorchen“ — wo bleibt da der Geſichtspunkt der Vaterlandsliebe, aus dem heraus alles gerechtfertigt werden ſoll? Wo bleibt da der Begriff des Volkes in Waffen? Man ſpricht vom „Rock des Königs“ — warum nicht vom „Rock des Volkes“? Iſt es nicht das Volk, das den Rock trägt und den Rock bezahlt und auf Kommando ſich in dem Rock totſchießen läßt? Oder muß mit dem bunten Kleid auch die Vaterlandsliebe die Farbe wechſeln? Darf der Patriotismus nur im unbedingten Gehorſam gegen die Machthaber beſtehen, darf der Patriotismus nur Unterordnung des Volkes unter herrſchende Häuſer ſein? Und wer ſoll das letzte Wort haben, das Volksintereſſe oder irgend ein anderes Einzelintereſſe, das ſich hinter Gottes Gnaden verſchanzt? Und was bietet man den großen Volksmaſſen, die nichts beſitzen an irdiſchem Gut, für die großen Opfer und Belaſtungen, die man trotzdem von ihnen unerbittlich fordert?

In unſerer vaterländiſchen Sprache iſt's ein gewaltiger Unterſchied, ob ich ſage: ein Haus der Zucht — oder: ein Zuchthaus, ähnlich wie Chriſtianismus oder Jeſuitismus, Jeſus oder Jeſuit.

Aber wer fragt in dieſer Zeit wilder Habſucht und orgiaſtiſcher Raubtierinſtinkte nach der feineren Natur des Sprechens und Denkens, überhaupt nach edler Natur?

Darum auch, ob ſchwarzer oder bunter Jeſuitismus, ich drehe die Hand nicht herum. Einer iſt ſo ſchlimm wie der andere.

Am Ende des Jahrhunderts.

Von J. Engell-Günther.

(Ascona, Tessin.)

Die jetzige „Friedens-Idee" ist durchaus nichts Neues. Genau betrachtet ist schon die biblische Erzählung von „Kain und Abel" nur im Sinne der Abschreckung vom Brudermorde zu verstehen; und sogar der religiöse und nationale Hochmut (durch die immer so viel Unheil und Zwietracht verursacht sind), findet da bereits die richtige Würdigung. Kain erschlug den Abel, weil er glaubte, sein Bruder sei höher angesehen und beliebter bei Gott als er. Dafür mußte er dann aber fried- und freudlos auf Erden umherirren, ohne je Ruhe finden zu können; und — die ganze Menschheit stammt doch von diesem Kain ab, wie es scheint; weil die nachher nebenbei erwähnte Abstammung von „Seth" (den die Eva in ihrem Alter geboren haben soll), jedenfalls recht zweifelhaft erscheint; besonders da von den doch immerhin nicht ganz entbehrlichen „Frauen" gar keine befriedigende Nachrichten gegeben werden. Das weibliche Element wurde gewiß zur Zeit der Erfindung dieser alten Geschichten schon möglichst geringschätzig behandelt; wozu der Mann, als Nachfolger des von der Eva verführten Adam, berechtigt zu sein behauptete; weil sie — „vom Baume der Erkenntnis" eine Frucht gegessen und ihm auch davon gegeben hatte. Man denke: „vom Baume der Erkenntnis" nahm Eva die Frucht, die Adam vielleicht nie bemerkt und begehrt haben würde! — Ohne von ihr aufmerksam gemacht zu sein, hätte er nie seinen Verstand brauchen, und über „Gut und Böse" nachdenken gelernt. Er würde seinen natürlichen Trieben gefolgt sein, ohne einen Gott (d. h. ein höheres Gesetz) anzuerkennen. Sie aber hatte ihm die Frucht der Erkenntnis von „Gut und Böse" (also — die Vernunft) gebracht; und dadurch war er aus dem Paradiese „der Unwissenheit und Urteilslosigkeit" vertrieben; leider ohne stark genug zu sein, nun wirklich in Vernunft zu wandeln. Verhüllte doch Gott sein Antlitz vor ihm (d. h. die Leuchte der Wahrheit fehlte ihm, um den rechten Weg sehen zu können); und so kam es, daß schon der Sohn Kain seinen Bruder Abel erschlug, „um glücklicher zu werden"; statt dessen aber nur sein „ewiges Verderben" davontrug.

Es ließe sich noch viel sagen von der geheimnisvollen Gewalt des weiblichen Wesens über das männliche, das diesem von jeher ebenso anziehend als widerwärtig gewesen ist, und gegen das der Mann sich immerfort — nutzlos empört. Wir wollen aber jetzt nur darauf hinweisen,

daß auch die alten „zehn Gebote“ sich sehr energisch für den Frieden aussprechen. Von Bedeutung ist da schon, daß nur drei derselben von der „Liebe zu Gott“ (oder mit andern Worten: von der Beachtung der Religionsgesetze) handeln; während nicht weniger als sieben von der „Nächstenliebe“ (d. h. über die gegenseitige Gerechtigkeit) sprechen, durch die augenscheinlich der Friede unter den Menschen gesichert werden sollte. Leider mußte aber die engherzige Absperrung jeder Nationalität und Klasse von allen anderen die Durchführung dieser guten Absicht unmöglich machen. Es hat Zeiten gegeben, in denen jede städtische Gemeinde sich nicht allein der Landbevölkerung, sondern auch allen anderen Städten und Ländern hoch überlegen erachtete, und deshalb eine Menge von Vorrechten in Anspruch nahm, die sie eifersüchtig verteidigen zu müssen glaubte. Endlose Kriege und Grausamkeiten mußten die Folge sein, gegen die dann zur Zeit der römischen Weltherrschaft (begünstigt durch größere Verkehrsleichtigkeit bei steigender weitverbreiteter Geistesbildung), das Christentum sich ganz im stillen entwickelte, um sich nach und nach zur Weltmacht zu erheben. Zweifellos sollte und wollte das Christentum anfänglich nur die Gleichheit Aller vor Gott (d. h. hinsichtlich der Naturgesetze) zur Anerkennung bringen. Die Schranken der Nationalitäten und der Rangunterschiede sollten fallen, wie es alle die Aussprüche beweisen, die man einem Christus in den Mund gelegt hat, deren hauptsächlichster: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ — noch heute der Anerkennung entbehrt. Und — wie könnte es anders sein? da unleugbar das Christentum von dem Tage an, der es zur Herrschaft brachte — keines mehr gewesen ist, weil an und für sich schon „Christentum und Herrschaft“ zwei ganz unvereinbare Begriffe sind. Kein Wunder daher, daß die Mächtigen der Erde dem wahren Christentume allezeit abgeneigt waren und sein werden; statt dessen aber ein System von Glaubenslehren an dessen Stelle gesetzt haben, welches nicht allein stets die Furcht vor den Strafen der Hölle aufs Nachdrücklichste einschärfte, sondern auch alle, die Lust zeigten, ihrer Vernunft die Zügel schießen zu lassen, schon in diesem Jammerthale die Qualen der Hölle zu bereiten suchte. Ein Name deckt vieles zu; aber nie hat ein Name so unzählige und so entsetzliche Gräuel zudecken müssen, als der des sogenannten Christentums, deren Schändlichkeit und Abscheulichkeit gar nicht hinreichend auszusprechen sind. Daß nun trotzdem immer mit frecher Stirne versichert worden ist, die allgemeine Menschenliebe sei durch das herrschende Christentum befördert worden, macht die Sache nur schlimmer; weil um deswillen die Lüge stets mehr über die Wahrheit den Sieg gewonnen hat. Charakteristisch bleibt es dabei, daß die Macht des falschen Christentums sich gleich anfangs in der buchstäblichen Zerreißung des schönen Körpers

der edlen Philosophin „Hypathia“ (in Alexandrien) darthat; wie es keinen Zweifel leidet, daß diese hochgeachtete geistreiche Frau in Wahrheit viel christlicher gesinnt war, als ihre brutalen Mörder, und so hat die Verfolgung des wahren Christentums durch das verkehrte seitdem nie ein Ende genommen, indem es zugleich immer mit einer besonderen Feindseligkeit gegen das weibliche Geschlecht aufgetreten ist; wovon unter anderem auch die Hexen-Verfolgungen ein Beispiel sind. Es blieb immer die alte Geschichte, daß man die Eva bestrafen wollte, weil sie den Adam verführte, von der Frucht des „Baumes der Erkenntnis“ zu essen; wie sie auch erleben mußte, daß der Kain seinen Bruder Abel erschlug! —

Es versteht sich ohne Frage, daß die Frau bei richtiger Entwicklung des weiblichen Wesens sich dem Vergnügen „gegenseitiger Abschlachtung“ schon längst widersetzt haben würde, da sie von Natur vorzugsweise geneigt ist: „mitzulieben, aber nicht mitzuhassen“. Trotzdem hat man sie künstlich dahin zu bringen vermocht, ihr eigenes Fleisch und Blut zu verraten und zu verkaufen, weil die Mutterschaft ihr in vielen Fällen als Schande angerechnet wurde und noch wird, statt daß man unter allen Umständen in der richtigen Erfüllung ihrer Mutterpflichten die höchste weibliche Ehre sehen sollte. Dies ist um so auffallender, weil es keineswegs an Untersuchungen über den natürlichen Beruf des Weibes gefehlt hat. Von den herrschenden (obgleich ganz verwerflichen) Vorurteilen ausgehend, vermochte man aber die einfachste Wahrheit nicht zu erkennen: daß die Mutter dem Kinde unendlich viel näher steht als der Vater. Alles, was man außerdem über die Natur des weiblichen Wesens erforscht zu haben glaubt, ist gewöhnlich vollkommen zweifelhaft oder ganz unbegründet. Man nahm stets als unbestreitbar an, daß der Mann rechtmäßiger Eigentümer von allem, und so auch von Frau und Kindern sei, die deshalb ihm zu dienen und zu gehorchen verpflichtet seien; und wenn auch im Laufe der Zeit die betreffenden Sitten und Gesetze eine große Milderung erfahren haben, bestehen sie im Grunde doch heute noch, selbst in den civilisiertesten Staaten. Die Frau an sich gilt nichts; wogegen sie der höchsten Ehren würdig befunden wird, sobald sie als Gattin oder Tochter eines Machthabers oder eines mit Ruhm Gekrönten bekannt ist. So lange nun der wirtschaftliche und industrielle Erwerb des täglich zum Leben Notwendigen größtenteils durch weibliche Hände (innerhalb der Familien) beschafft wurde, gab es keinen äußeren Anstoß zu einer Änderung der gewohnten Handlungs- und Anschauungsweise. Der Mann herrschte in Staat, Kirche und Gesellschaft, wie in Wissenschaft und Kunst allein, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Frau immer sehr großen Einfluß auf seine Gedanken und Thaten gehabt haben muß, der — wegen ihrer Unfreiheit

und Unwiſſenheit — nicht immer ein lobenswerter geweſen ſein kann. Man darf ſogar behaupten, daß ſie durch die unnatürliche Unterdrückung ihrer beſten Fähigkeiten ganz hätte verderbt werden müſſen, wenn ſie nicht als „Mutter“ immer wieder durch den unergründlichen Stern der edelſten Liebe von allen Flecken der Knechtſchaft rein gebadet worden wäre. Es wird nämlich wohl keinem einfallen können, beſtreiten zu wollen, daß die Mutterliebe nicht allein thatſächlich jede andere an Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit übertrifft, ſondern auch den unzerſtörbarſten Einfluß auf die Entwicklung der Jugend (und folglich der Menſchheit überhaupt) ausübt. Man hat das freilich auch ſchon längſt erkannt, und um deswillen ſind die Vorſchriften und Ermahnungen, mit denen man verſuchte, die Mütter zu richtigen Erzieherinnen ihrer Kleinen zu machen, ſtets zahllos ans Licht getreten. Nur leider iſt die Hauptſache dabei immer unbeachtet geblieben, weil man nie begriff, daß kein Gebäude anders, als von unten auf errichtet werden kann. Zuerſt hätten die Frauen Zeit und Fähigkeiten haben müſſen, ſolche Vorſchriften zu leſen und zu verſtehen, und dann wäre es nötig geweſen, ihnen die Möglichkeit zu geben, derartige gute Lehren befolgen zu können. Wenn trotzdem im allgemeinen die Menſchheit ihre beſten Eigenſchaften und Fortſchritte den Müttern verdankt, ſo beweiſt das nur, welche natürliche Kraft ihrer Liebe einmal innewohnt, die ſogar dem ſchwerſten Druck unnatürlicher Ungerechtigkeit zu widerſtehen vermocht hat. Thatſache iſt und bleibt es, daß nicht der Vater das Kind zur Welt bringen und es verpflegen kann, ſondern daß es durch die Mutter geboren und in jeder Hinſicht ins Daſein eingeführt wird; wie es auch von ihr ſeinen Unterhalt und ſeine Verpflegung fordert und durch ſie ſeine körperliche und geiſtige Entwicklung erhält; wogegen die Einwirkung des Mannes auf ſeine Sprößlinge immer eine ſehr beſchränkte geweſen iſt und ſein wird. Freilich hatte aber dennoch der Vater geſetzlich das Recht, über das Geſchick der Kinder nach ſeinem Willen zu entſcheiden, und es verſteht ſich, daß die Mutter ihm darin nicht widerſprechen durfte, woraus ſelbſtverſtändlich die ärgſten Konflikte, wie auch nicht ſelten Verbrechen und Unheil aller Art entſtehen mußten. Die unzähligen Übelſtände, die aus dieſer Verkehrtheit hervorgegangen ſind, haben von jeher in Romanen und Novellen die eingehendſte Behandlung gefunden, ohne daß man um deswillen verſucht hätte, die Quelle aller dieſer Leiden zu erforſchen und zu beſeitigen. Galt es doch für undenkbar, daß die ſogenannten weiblichen Arbeiten: „Spinnen, Weben, Backen, Brauen, Kochen, Braten, Wurſten und Einpökeln, Waſchen und Bleichen, Pflanzen, Jäten und Ernten, Nähen und Schneidern u. ſ. w.“ je ſollten ernſtlich von Männern betrieben werden, und folglich meinte man, daß die Frauen in ihrer Abhängigkeit erhalten werden

müßten, damit alle dieſe Arbeiten durch ſie geleiſtet würden, während jede höhere geiſtige Thätigkeit als eine ausſchließlich männliche betrachtet wurde. Deſſenungeachtet ſind immer von Zeit zu Zeit dieſe oder jene Wiſſenſchaften und Künſte von irgend einer Gattin, oder Tochter, oder Schweſter, die Gelegenheit dazu gefunden hatten, gepflegt worden, und man hat ſie — als Ausnahme — geduldet. Die herrſchende Lebensweiſe ließ nicht befürchten, daß dieſe einzelnen Fälle ſich beſonders vermehren könnten.

Heute aber? — Am Schluß des Jahrhunderts hat die Maſchine alle Handgeſchicklichkeit unendlich überflügelt, und die bis dahin für unerläßlich geltenden weiblichen Erwerbsarbeiten (innerhalb des kleinen Haushalts) ſind faſt ganz in den fabrikmäßigen Betrieb der Männer übergegangen. Die Viehzucht und der Gartenbau liegen nicht mehr (wie ehedem) faſt allein in Frauenhänden, und auch die notwendigſten Kleidungsgegenſtände ſind nicht mehr ihr Werk. Es wird ſogar immerfort daran gearbeitet, auch den heute noch beſtehenden Reſt von Haushaltungsarbeiten immer mehr zu beſchränken und zu vereinfachen; wodurch natürlich die Stellung des weiblichen Geſchlechts eine ganz andere werden muß, als ſie es bisher ſein konnte. Da eine Erzeugung wirklicher Werte (innerhalb des Haushalts) faſt unmöglich geworden iſt, ſteht die Frau nun nicht mehr als Lehrerin und Meiſterin einem zahlreichen Dienſtperſonal gegenüber, und mit ihrer Bedeutung für die Familie hat ſie auch ihre frühere Wichtigkeit für den Staat völlig eingebüßt; wozu noch kommt, daß ſich die Überzahl des weiblichen Geſchlechts in demſelben Maße vermehrt, als die Eheſchließungen ſtetig abnehmen. Folglich liegt es auf der Hand, daß die Ausſicht auf eine „ſtandesgemäße Verſorgung" durch die Ehe, wie ſie ehedem als das ziemlich allen erreichbare, und einzig erſtrebenswerte Ziel der Mädchen galt, in unſeren Tagen für ſehr problematiſch erachtet werden muß; während auch die unverheiratet Bleibenden keinen Platz in irgend einem befreundeten Hausweſen finden, welches ihnen geſtattete, darin durch ihre Leiſtungen eine Art von Heimat zu gewinnen. Die Not zwingt demnach eine große Menge, ſich um irgend einen Erwerb zu bemühen, und wirklich ſehen wir, daß ſogar in vielen Fabriken mehr Arbeiterinnen beſchäftigt werden als Arbeiter, theils weil ſie zu manchen Verrichtungen geſchickter ſind, beſonders aber, weil ſie bedürfnisloſer, und alſo billiger zu haben ſind, als die Männer. Vergebens klagt man, daß die ländliche Bevölkerung immer mehr in die Städte ſtrömt und das dortige Proletariat vermehren hilft. Der Kleinbauer verſinkt überall immer tiefer in Schulden, und ſeine Kinder müſſen ſich anderswo Brot ſuchen, weil der geringe Ertrag des väterlichen Gutes ſie nicht mehr ernähren kann. Einige von ihnen gehen dann wohl zum Großgrundbeſitzer in einen Dienſt; allein bei weitem die Mehrzahl hat weder

Luſt noch Möglichkeit, dort einen Platz zu finden, wo ſie im ganzen ſchlecht behandelt und bezahlt wird; abgeſehen davon, daß durch ſtetes Anwachſen der großen Güter auf Koſten der kleinen die Bebauung überhaupt verringert wird, und alſo auch weniger Perſonal dort Beſchäftigung findet als früher. Dieſen Übelſtänden Abhilfe zu bringen, kann indeſſen den Schutzzöllen am wenigſten gelingen, die nur alle Lebensmittel verteuern und vielleicht eine Zeit lang für den Großgrundbeſitzer vorteilhaft ſein mögen, für alle übrigen Geſellſchaftsklaſſen aber höchſt ſchädlich wirken.

Stärker noch als dies alles iſt aber der Einfluß der fortwährenden Vermehrung des Militärweſens auf die ſoziale Lage im Ganzen, wie vorzüglich alſo auch auf das Geſchick der größeren (weiblichen) Hälfte des Menſchengeſchlechts. Es iſt ſoweit gekommen, daß der Wehrſtand in unſern Staaten faſt zahlreicher vertreten iſt, als der Nährſtand; vom Lehrſtand, der ganz ſtiefmütterlich behandelt wird, gar nicht einmal zu reden; und ſo iſt es denn kein Wunder, daß endlich die Unnatürlichkeit des allgemeinen Kriegszuſtandes zu einer offenen Empörung dagegen hat führen müſſen, die ſich nun in den „Friedens-Congreſſen“ Luft zu machen ſucht. Gleichwohl iſt damit erſt ſehr wenig erreicht worden, wie auch nicht zu hoffen ſteht, daß in kurzem etwas Rechtes zu ermöglichen ſein wird. Ein Amerikaner, Herr S. W. Hanauer, ſchreibt darüber: „Die öffentliche Meinung, wie ſie in Europa durch die Regierungen, Politiker, Gelehrte und Preſſe vertreten wird, ſteht in übermächtiger Mehrheit der Friedens-Propaganda unſympathiſch gegenüber; man betrachtet ihre Ziele eben als unausführbar. Dennoch iſt das Prinzip: anſtatt der Kriegsgewalt die etwaigen Zwiſtigkeiten zu überantworten, dieſe durch Schiedsgerichte entſcheiden zu laſſen, gewiß der Vernunft angemeſſen und durchaus empfehlenswert;“ — worin wir ihm ganz zuſtimmen. Wenn er es aber dem „ausgezeichneten amerikaniſchen Volkscharakter“ zuſchreibt, daß in Amerika 65 Millionen einmütig das Friedensprinzip angenommen haben, ſo möchten wir doch zu bedenken geben, daß eine einzige große Republik, die gar keine äußere Feinde zu fürchten hat, wohl leicht nach Außen friedlich geſinnt ſein kann; wogegen ſie im Innern oft durch Abneigung gegen neu Eingewanderte, oder durch politiſche und religiöſe Meinungsverſchiedenheiten zu argen Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten hingeriſſen worden iſt. Hinſichtlich der Urſachen des in Europa herrſchenden „idiotiſchen Kriegsdogmas“ ſagt er: „Mehr als die Raſſe- und Sprachverſchiedenheiten ſind dynaſtiſche und hierarchiſche Sonderintereſſen thätig, um einen falſchen Patriotismus zu erzeugen, der keinen wahren Frieden duldet;“ — und hierin können wir ihn nicht widerlegen; ebenſowenig wie in folgendem: „Die Hinderniſſe, die in Europa dem Frieden und Fortſchritt im Wege ſtehen, ſind zu tief eingewurzelt, als daß ſie nicht

einen dauernden großen Kraftaufwand erfordern sollten, wie vor allem solche Mittel, die eine wirkliche Aufklärung des Volksgeistes hervorzubringen im Stande wären. Bis jetzt hat man besonders durch Erweckung religiöser Gefühle für die Anerkennung der Friedensidee zu arbeiten gesucht; aber ein Blick auf die Geschichte der sogenannten Civilisation muß uns von der Unzulänglichkeit dieser Methode überzeugen. Bedenken wir, daß die christliche Sektiererei mehr Elend und Verlust an Menschenleben, mehr Nachteile für jeden vernünftigen Fortschritt verursacht hat, als alle Epidemien, Erdbeben, Überschwemmungen und dergleichen Unglücksfälle zusammen genommen. Man versichert: die Lehre Christi sei die Liebe; aber — was würde wohl Christus zu den Gläubigen unserer Tage sprechen müssen, wenn er sehen könnte, daß in Europa etwa 300 Millionen ihre besten Fähigkeiten einsetzen, um sich möglichst grausam gegenseitig zu vernichten? Oder ist es etwa nicht wahr, daß der heutigen Menschheit Torpedos und Magazingewehre, nebst ihrer Handhabung, für das Höchste gelten? Kanonen und rauchloses Pulver scheinen das christliche Ideal kennzeichnen zu sollen; während der gesunde Menschenverstand zum Schweigen verurteilt wird. Ebensowenig kann es nützen: „mittelst der Kindererziehung einen allgemeinen Friedensgeist erzeugen zu wollen;" — indem man den natürlichen Sinn für Selbstverteidigung zu unterdrücken sucht und jedes Unrecht stumm zu ertragen lehrt. Besser wird es sein, zur Aufstellung solcher Gesetze und ordentlichen Schiedsgerichte zu wirken, durch die jede Ungerechtigkeit nahezu unmöglich gemacht würde. Vor allem soll man nur den Fortschritt der Naturwissenschaften zu begünstigen suchen; da die Erkenntnis der Solidarität aller Interessen am meisten beitragen wird, überall Frieden zu schaffen und zu erhalten. Dann wäre die Erleichterung des Weltverkehrs und die Vereinfachung der Transportmittel, nebst Wegräumung aller Schranken, die den gesunden volkswirtschaftlichen Kreislauf stören, ganz besonders zu wünschen. Im übrigen muß man leider gestehen, daß, so lange die Ursachen (Eifersucht, Neid, Hochmut und Mißtrauen) nicht beseitigt sind, an kein Abrüsten zu denken ist. Man bessere die ungesunden Zustände, durch die fortwährend Seuchen erzeugt werden; dann werden diese von selbst verschwinden; und erst, wenn ein giltiges Rechtssystem zwischen den Staaten errichtet ist, kann die gegenseitige Bedrohung und Verteidigung aufhören." . . . .

Also — ein giltiges Rechtssystem zwischen den Staaten soll das Friedensideal zur Wahrheit machen? — Nur fragt es sich da leider wiederum, wer ein solches aufstellen kann; und — wer die Befolgung der betreffenden Gesetze erzwingen soll? — Genau betrachtet erscheint es auch noch notwendiger, statt zwischen den Staaten ein Rechtssystem

zu begründen, es zuerſt innerhalb derſelben zu errichten. Ein ſolches Streben hätte jedenfalls Ausſicht auf ſofortigen Erfolg, und jeder könnte ſich leicht daran beteiligen; indem er ſich zugleich noch des Bewußtſeins erfreute, der Friedensidee in der beſtmöglichſten Weiſe zu dienen. Es iſt ſehr richtig, daß man den Herd der Seuchen fortſchaffen ſoll, wenn man den Epidemien gründlich wehren will; und folglich muß es als das notwendigſte Erfordernis hinſichtlich der Verteidigung nach Außen gelten, vor allem die Gründe zur Uneinigkeit im Innern zu beſeitigen; womit freilich keine geringe Aufgabe gelöſt ſein würde. Bei gutem Willen dürfte es nicht ſo ſchwer ſein, die eigentlichen Quellen der herrſchenden Zwiſtigkeiten zu entdecken, die hauptſächlich aus dem Mangel an Bildung und Beſitz, an dem der größte Teil der Staatsbürger (und mehr noch der Staatsbürgerinnen) leidet, täglich neu hervorgehen. Man denke dabei nicht an eine unmögliche kommuniſtiſche Gleichmacherei; von der unter Vernünftigen nie die Rede ſein kann; wohl aber an eine richtige Schulbildung und eine ordentliche Entwicklung aller geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten; da es ebenſo für den Einzelnen, wie für das Geſamtwohl von höchſter Bedeutung ſein muß, jedem Menſchenweſen die ihm gebührende allſeitige Ausbildung zu geben. Kann er doch nur auf dieſe Weiſe nachher im Stande ſein, alle bürgerlichen und menſchlichen Pflichten, die ihm auferlegt ſein werden, zu erfüllen; und ſo wird es denn auch (für Vernünftige) keinen Zweifel leiden, daß die (überdies zahlreichere) weibliche Hälfte des Menſchengeſchlechts hierin dieſelbe Berückſichtigung verdient wie die männliche. Nicht umſonſt gilt noch immer das alte Wort: „Cherchez la femme!“ und in der That iſt die „Weiblichkeit“ auch nie ein Grund geweſen, die irgendwie mißliebig gewordenen Frauen mit grauſamen Strafen und Hinrichtungen zu verſchonen. Man hat ſie zu Tauſenden verbrannt, geköpft, gehängt und erſäuft; ohne die geringſte Rückſicht auf ihre weibliche Zartheit zu nehmen; und immer noch werden ihnen eine Menge von Vergehungen weit ſchlimmer angerechnet als den Männern. Ein Weib, das ſich für eine Stunde verkauft, oder von den abſcheulichſten Sklavenhaltern, die es je gegeben hat, verkauft wird, — gilt für gebrandmarkt und darf kein Recht irgend einer Art mehr beanſpruchen; — während der Mann, der ein ſolches Kind kauft und mißbraucht, weder in der allgemeinen Achtung ſinkt, noch je zur Rechenſchaft gezogen wird. Nichts hindert ihn auch, ſeine Gattin und Kinder mit den in ſchlechten Häuſern aufgeleſenen Krankheiten zu vergiften; da ſie viel zu abhängig von ihm ſind, als daß ſie ſich um deswillen von ihm trennen dürften. Der Proteſtantismus hat wohl die Trennung einer unhaltbar gewordenen Ehe geſtattet; aber faſt immer ſind die Beweiſe der Schuld des Ehemannes ſo ſchwierig zu beſchaffen, und er

darf ſich mit ſo vielen ſinnloſen Anklagen gegen die Frau verteidigen, daß dieſe oft vor ſolchem öffentlichen Spießrutenlaufen zurückſchreckt und lieber alles über ſich ergehen läßt, als ſich einem ſolchen auszuſetzen. Ein anderes freilich iſt es, wenn der Mann die Scheidung wünſcht, um ſich mit einer andern verheiraten zu können. Die Frage nach der ſogenannten „Schuld oder Unſchuld“ wird ganz unerörtert gelaſſen, wenn er (um ſeinen Zweck zu erreichen) ſich ohne weiteres verpflichtet, der Frau eine beſtimmte Summe zu ihrem Unterhalt, ſowie zur Erziehung der Kinder (die er ihr auch gewöhnlich überläßt) zu zahlen; und ſo geht die Sache (äußerlich) ganz glatt. Iſt die Frau doch gewiß ſelten in der Lage, ſich einem ſolchen Vorſchlage widerſetzen zu können! Dagegen iſt über die in Romanen und Dramen ſo viel abgehandelte Untreue von Gattinnen im Ernſt kaum ein Wort zu verlieren; weil ſolche Fälle in der Wirklichkeit nur vorzukommen pflegen, wenn der Ehemann ſie (aus irgend einem Grunde) ſelbſt herbeiführt; was ihn indeß nicht hindert, ſich der Thatſache ſpäter auch gegen die Frau, von der er ſich vielleicht nun trennen will (um jeder Verpflichtung auszuweichen) zu bedienen. Die Andeutung aller der Abſcheulichkeiten, die mehr oder weniger notwendig mit dem jetzt herrſchenden Eigentumsrecht des Mannes über ſeine Familie verbunden ſind, genügt ſchon, um deſſen Verderblichkeit zu kennzeichnen; wenn auch nicht geleugnet werden ſoll, daß die katholiſche Untrennbarkeit der Ehe — neben dem jeder Moral Hohn ſprechenden Cölibat der Geiſtlichkeit — noch viel bösartiger wirken muß, weil die Mißachtung des weiblichen Weſens da um ſo ſchärfer hervortritt. Nichts thörichter daher, als die ſo oft wiederholte Behauptung, daß die Stellung des weiblichen Geſchlechts durch die Herrſchaft des Chriſtentums weſentlich gebeſſert worden ſei. Unleugbar hat es ſowohl bei den alten Ägyptern, als bei Griechen und Römern Zeiten gegeben, die durch Sitten und Geſetze den Frauen viel mehr Selbſtändigkeit gegönnt haben, als ihnen je unter ſogenannten Chriſten möglich geweſen iſt; was jedem, der die alten Schriften vorurteilslos zu leſen verſteht, ſofort klar werden muß. Dieſe Thatſache iſt übrigens auch ſehr erklärlich, da allemal mit der höheren geiſtigen Entwicklung einer Nation (alſo mit Abwerfung der Feſſeln brutaler Gewalt) ſich die Luſt und der Sinn für Poeſie und Kunſt erhob, durch die auch das weibliche Element zu beſſerer Beachtung und Würdigung gelangen mußte. Die ganze Geſchichte beweiſt uns, daß immer die ärgſte Barbarei blutgieriger, räuberiſcher Kriege und grauenvoller Hinrichtungen mit der unbeſchränkteſten Herrſchaft der Prieſterſchaft und ſogenannter Frömmigkeit Hand in Hand gegangen ſind; während in ſolchen Zeiten von Wiſſenſchaft und Kunſt ebenſowenig, als von Frieden und reinen Freuden die Rede ſein konnte; wie natürlich dann auch die Frau in

der brutalsten Weise mißachtet und gemißbraucht wurde. Nun ist aber die Herrschaft der christlichen Hierarchie unendlich viel mächtiger und ausgedehnter gewesen, als die jeder andern sogenannten Religion; weswegen eben sie unzählige Opfer gefordert, die wütendsten Feindschaften erregt, die grausamsten Massenmorde verursacht, und Jahrhunderte lang jede moralische und geistige Entwicklung unmöglich gemacht hat. Man kann sagen, daß die Kunst des Lebens während des ganzen finsteren Mittelalters *darin* bestand: „*nicht* menschlich, sondern *unmenschlich* zu leben;" — und folglich konnte das einmal nie ganz der Natur zu entfremdende weibliche Wesen nur als ein verächtliches Hindernis der Hoheit männlicher Entmenschung betrachtet werden!" — Die Frau war und blieb immerfort die Verführerin des Mannes — „zur Sanftmut und Nachgiebigkeit!" *Sie* reichte ihm stets von neuem (wenn auch unbewußt) „die Frucht vom Baume der Erkenntnis;" und *er nahm* diese — trotz priesterlicher Bedrohung mit allen Strafen der Hölle! *Sie* konnte durch keine Schrecken, durch keine Gewalt besiegt werden; da sie als „*Leben-gebende Naturkraft*" unbesiegbar bleiben mußte; und — das Schlimmste war, daß auch die Priester nie sicher und dauernd allem weiblichen Einflusse entzogen werden konnten; dessen Anziehungskraft sich so oft stärker bewies, als alle ihre stolze Männlichkeit. Kein Wunder, daß die in ihrer Herrschsucht (auf diese Weise) immerwährend gestörte Priesterschaft zu den ungeheuerlichsten Maßregeln griff, um die himmelschreiende und doch so stumme Widersetzlichkeit des weiblichen Elements zu unterdrücken; allein — wie sehr sie auch die gesundeste natürliche Entwicklung der Menschheit zu untergraben vermocht hat, ist es ihr doch bis heute nicht gelungen, die *Mutterliebe* völlig zu ersticken, oder sie ihren verkehrten egoistischen Zwecken ganz dienstbar zu machen; und zugleich ist die *Uneigennützigkeit* und *Aufopferungsfähigkeit* der meisten Mütter fort und fort ein so rührender Beweis der ursprünglich edlen menschlichen Anlagen, daß die Vernunft des Mannes dadurch überzeugt werden und allmählich zu einer reineren Erkenntnis der Lebensaufgaben gelangen *mußte*. Ob man nun eine höhere Macht dabei für wirksam erachtet oder nicht, die Thatsache des immer noch stattfindenden Kampfes der beiden Geschlechter leidet keinen Zweifel; ebenso wie es klar ist, daß mit dem Hinschwinden des kirchlichen Stumpfsinnes und der verderblichen Heuchelei erst *das natürliche Streben nach Glück* (d. h. *nach Liebe und Frieden*) zu seinem Rechte kommen, und dem weiblichen Wesen die gebührende Entwicklung und Anerkennung verschaffen wird. Sobald man sich als einen Verehrer des allmächtigen Gottes aufspielen will, sollte man wohl auch vor allem begreifen, daß die Frau nicht ohne vernünftigen Zweck neben den Mann gestellt sein kann; während sie nur durch die möglichste Ausbildung

ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten diejenigen Eigenschaften zu erlangen vermag, durch die sie für sich und andere ein Segen zu werden im Stande sein wird.

Die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse haben (in Folge der Anwendung von Dampfkraft, Elektrizität usw.) den Kleinbetrieb innerhalb der Familie zerstört, und also den weiblichen Händen ihre bisherige Arbeit und Wirksamkeit, sowie ihren Erwerb und ihre Wichtigkeit geraubt; woraus ihnen die meistens noch sehr schwere Aufgabe erwachsen ist, sich anderweitig eine erwerbliche Thätigkeit zu suchen. Nicht freiwillig, oder gar aus Übermut (wie es oft dargestellt wird) haben viele sich bereits einen achtungswerten erwerblichen Beruf gegründet; sondern sie sind von der drohenden Not zum „Kampf ums Dasein" gezwungen worden; und haben dann (wie man zu sagen pflegt) aus — „der Not eine Tugend gemacht." Sieht man aber die Dinge etwas genauer an, so muß man bald bemerken, daß auf diese Weise in der That erst die Möglichkeit einer weiblichen Tugendhaftigkeit gegeben worden ist, von der früher sogar jeder Begriff gefehlt hat. Oder — liegt es etwa nicht klar am Tage, daß die durch Besitz und Erwerb selbständige Frau gewiß nicht Lust haben wird, sich für Stunden, oder gar für die ganze Lebenszeit, einem ungeliebten Wüstlinge zu verkaufen, wie es jetzt so oft geschieht? Und — muß es noch gesagt werden, daß von Moral und Sitte, von Ehrlichkeit und Reinheit, von Vertrauen und Treue, von Fröhlichkeit und Frieden überhaupt nie die Rede sein kann, so lange es Männer giebt, die sich Weiber (für kurz oder lang) kaufen, und Weiber, die verkäuflich sind? — Wenn es bisher schon ein wahres Christentum gegeben hätte, so würde niemals die Pestbeule der Prostitution alle Welt vergiftet haben, und nicht das entsetzlichste Elend seit Jahrtausenden so unter uns eingebürgert sein, daß man sich seiner nie mehr erwehren zu können glaubte; und wenn es noch eines Beweises für die Verkehrtheit des herrschenden Christentums bedürfte, so wäre er in der Begünstigung der Prostitution gegeben; da diese durch Möncherei und Muckerei, durch Cölibat und Unnatur jeder Art immer nur verschlimmert werden konnte. Umsonst hat man sich bemüht, in den angeblichen Aussprüchen Christi etwas Vorteilhaftes hinsichtlich der Stellung des weiblichen Geschlechts zu entdecken. Wie hätte man denn vor zweitausend Jahren auch vernünftiger sein sollen, als man jetzt ist? Der eigentliche Inhalt des sogenannten Christentums war und ist vielfach noch die Christus zugeschriebene Rede: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" und in der That wollte der Mann nicht durch sie von der Höhe seiner barbarischen Neigungen herunter gezogen werden; weswegen er es sich hat redlich angelegen sein lassen, sie immer

noch tiefer in den Sumpf erbärmlichſter Gemeinheit niederzudrücken, indem er zugleich fortwährend verſichert, ſie ſei von Natur ſo ſchlecht, daß ſie nichts Beſſeres verdiene; — was ihn jedoch nie gehindert hat, ſich von irgend einer Frau vollkommen beherrſchen zu laſſen, ſo lange ſie im Stande war, ihm zu gefallen. Es verſteht ſich daher, daß es nie gelingen kann, den gewaltigen Einfluß der Mutter, Gattin, Schweſter und Tochter auf den Mann durchaus lahm zu legen. Die ſtrengſte Abſperrung der Geſchlechter von einander, und alles, was man ſonſt dagegen verſucht hat, iſt nicht allein nutzlos geweſen, ſondern hat immer nur gedient, die gegenſeitige Anziehungskraft zu verſtärken. Es dürfte alſo wohl endlich Zeit ſein, zu begreifen, daß der bisherige Weg nicht zum Ziele führen kann, und daß man lieber verſuchen ſollte, das weibliche Weſen möglichſt zu *erheben* und zu *veredeln*, ſtatt es in den Kot herunter zu reißen, der dann allemal auch den Mann gar arg beſudelt und verunziert. Die augenblickliche Lage der Dinge weiſt überdies die Frau durchaus auf Erkämpfung ihrer Selbſtändigkeit hin, da die bei weitem größte Mehrzahl nicht mehr durch die Männer ihren Unterhalt erlangen kann. Seit der kleine Haushalt keine rechten Werte mehr hervorzubringen vermag, iſt die Gründung einer Familie keine Notwendigkeit mehr für den Mann; oder wenigſtens bedarf er der Ehe nicht wie früher, um jemanden neben ſich zu ſehen, der ihn bedient und für ſeine leiblichen Bedürfniſſe Sorge trägt. Es giebt heute Anſtalten genug, in denen er alles täglich Notwendige billiger und beſſer haben kann, als es ihm durch die eigene Gattin möglich ſein würde; abgeſehen davon, daß die ehelichen Kinder immerhin Anſpruch machen dürfen, aus ſeinen Mitteln eine ordentliche Erziehung zu erhalten, was täglich größere Koſten verurſachen muß. In ganz jungen Jahren pflegen zwar beide ſich nicht ſehr mit ſolchen Bedenken zu plagen. Sie gefallen einander und ſinken ſich eines ſchönen Tages gerührt in die Arme; allein — beim beſten Willen kommt es ſelten zur wirklichen Heirat, weil eben die *Mittel*, eine Familie zu erhalten, in den meiſten Fällen *nicht* zu beſchaffen ſind. Wäre aber die Frau im Stande, ebenſoviel zu *erwerben* als der Mann, ſo ſtände ihrer Verbindung nichts im Wege, und das alte Wort: „Jung gefreit hat keinen gereut" — könnte wieder zur Geltung kommen. Vielleicht wird man da einwenden wollen, daß die erſte Liebe gewöhnlich blind ſei und nicht viel Bürgſchaft biete für eine glückliche Ehe, was wohl bis jetzt zuweilen richtig geweſen ſein mag. *Sobald* indeß die Mädchen von früh an *zur Erwerbsarbeit erzogen* werden, und zugleich *wiſſen*, daß ſie *für ſich und ihre Kinder* den nötigen Unterhalt zu beſchaffen im Stande ſein *müſſen*, wird man kaum von *ihnen* eine Übereilung zu fürchten haben. Man denke doch, wie geſcheit und thatkräftig

ſolche junge Frauen ſein würden, ſo daß ſie wohl zu beurteilen vermöchten, was für Eigenſchaften ihre Bewerber aufzuweiſen hätten; und — ſollten ſie ſich dennoch vielleicht ſpäter überzeugen, daß ſie ſich geirrt hätten, ſo wäre die Sache wenigſtens lange nicht ſo ſchlimm, als jetzt; weil die Ehe ohne alle Schwierigkeit gelöſt werden könnte. Von „Schuld und Unſchuld" wäre dann ohnehin keine Rede; da abſolut keine Klage (weder von der einen, noch von der andern Seite) zu erheben wäre, und jeder Teil einfach das ihm Gehörige mit ſich nehmen würde. Der Mann dürfte freilich nicht das Vermögen der Frau beanſpruchen; aber dafür könnte er auch nicht verurteilt werden, ihr und den Kindern „einen ſtandesgemäßen Unterhalt" zu gewähren. Vielleicht würde man ſich freundſchaftlich über die Zukunft der Sprößlinge einigen, und der Vater möchte zuweilen freiwillig einen Beitrag zu ihrer Erziehung bewilligen; aber gezwungen dürfte er dazu nicht werden; und auf dieſe Weiſe könnte er gewiß nicht klagen, dann viel ſchlechter (durch das Geſetz) geſtellt zu ſein als jetzt. Im Gegenteil! Es würden dann alle die tauſend Gehäſſigkeiten vermieden, die bei den jetzigen Scheidungen (eben um die „Schuld" darzuthun) immer vorkommen müſſen. Folglich ſteht es feſt, daß die größtmöglichſte Selbſtändigkeit der Frau dem Manne nur zum Vorteile gereichen kann, wie auch die allgemeine Sittlichkeit nie zur Wahrheit werden kann, wenn nicht das weibliche Geſchlecht von dem Fluche befreit wird, ſich auf kurz oder lang verkaufen zu müſſen. Außerdem iſt die ungehinderte Erwerbthätigkeit der Frau das wirkſamſte Mittel, durch welches der wachſenden Not des arbeitenden Volkes geſteuert werden kann. Statt der vielen Fabriken und Geſchäftsunternehmungen, die ſich heute in den Händen hartherziger Männer befinden, (unter deren Herrſchaft beſonders die Arbeiterinnen ungeheuer zu leiden haben), ſollten gebildete wohlwollende Frauen an die Spitze ſolcher Etabliſſements treten; was gewiß bald geſchehen würde, wenn ſie das nötige Vermögen dazu aufzubringen vermöchten. Der notwendigſte Schritt zur Löſung der ſozialen Frage beſteht demnach in der Ermöglichung der Beſitzfähigkeit des weiblichen Geſchlechts; die durch die Verheiratung nicht aufgehoben werden dürfte; da es nichts Unſinnigeres und Verkehrteres geben kann, als das ſogenannte gemeinſchaftliche Eigentum beider Eheleute, bei dem der eine Teil ſtets zu kurz kommen muß. Natürlich ſoll nicht verboten ſein, einander Geſchenke zu machen; aber geſetzlich muß jeder das ihm Gehörende behalten und verbrauchen können, wie es ihm beliebt. Man ſage nicht, daß die Gütertrennung in der Ehe allzu ſchwer durchzuführen ſei. Erſtens iſt dergleichen ſchon oft der Fall geweſen, und zweitens muß alles, was der Gerechtigkeit angemeſſen iſt, zu ermöglichen ſein; wozu ſich bei ernſtem

Willen auch leicht die rechten Mittel und Wege darbieten werden. Hinsichtlich der thörichten Furcht, daß die Vermehrung bezahlter Frauenarbeit für die Männer eine Verminderung der Erwerbsmöglichkeiten bedeuten würde, ist darauf hinzuweisen, daß im Gegenteil dann eine höhere Schätzung jeder Arbeit überhaupt eintreten müßte, und die jetzt herrschende Überfüllung mancher Arbeitsgebiete aufhören würde. Bei voller Freiheit könnte es nicht fehlen, daß niemand sich zu einer Thätigkeit drängen würde, von der er keinen hinreichenden Lohn erwarten könnte; und bei richtigerem Austausche der verschiedenen Arbeitsprodukte gegen einander hätte jeder mit mehr Sicherheit auf dauernd lohnende Beschäftigung zu rechnen. Es fehlt ja durchaus nicht an Arbeiten, die gethan werden sollten (und wird nie daran fehlen), aber es fehlt oft an den nötigen Geldern, um sie ins Werk zu setzen, die allerdings nur durch eine wesentliche Verminderung der Militär-Ausgaben aufgebracht werden könnten.

Nun, und hier sind es wiederum die Frauen, deren notorische Abneigung gegen Mord und Totschlag sich — bei größerer Unabhängigkeit — ohne Zweifel weit energischer für eine wirkliche Feststellung von Schiedsgerichten (zur Aufrechthaltung des Friedens) darthun würde. Selbst ohne noch am politischen Stimmrecht teilzunehmen, müßte das selbständig in Besitz und Erwerb auftretende weibliche Geschlecht einen solchen Druck auf die öffentliche Meinung ausüben, daß es schwerlich zu einem wirklichen Kriege kommen könnte. Welche Mutter möchte ihren Sohn zu den unvermeidlichen Strapazen eines Feldzuges, oder gar zum Abschlachten hergeben wollen? oder welche Frau würde Lust haben, das Wohl der Ihrigen um eines thörichten Ruhmbegriffs willen aufs Spiel gesetzt zu sehen? — Die unabhängigen Frauen aller Länder werden sich stillschweigend (oder ganz offen) verbünden, um es zu keinem Blutvergießen der Männer mehr kommen zu lassen; und sie werden Erfolg damit haben. Es ist auch kein Zufall, daß eine Frau (die Baronin von Suttner) im Gefühle ihrer Unabhängigkeit den Mut gehabt hat, zuerst offen mit der Friedensidee aufzutreten; sondern die Entwicklung der Menschheit (in civilisierten Ländern) ist am Schlusse des Jahrhunderts bei derjenigen Stufe angekommen, auf der die Frau sich emporrichtet aus tausendjähriger Knechtschaft, um das Christentum der Liebe und des Friedens endlich zur Wahrheit zu machen; und — seht! — die besten Männer scharen sich um sie, und suchen eine Ehre darin, ihr folgen zu dürfen. Nicht die alberne, unwissende, unberührte Jungfräulichkeit wird künftig für verehrungswert gelten, sondern die tüchtige, thatkräftige, zielbewußte Mütterlichkeit, deren wohlthätiger Wirkungskreis nie weit genug ausgedehnt werden kann. Ist doch selbst in den verdorbensten Zeiten die aufopferndste Mutterliebe immer

noch fähig gewesen, die Menschheit vor gänzlicher egoistischer Versumpfung zu bewahren. Was kann sie daher nicht zu leisten im Stande sein, wenn ihr endlich eine freie Entfaltung vergönnt sein wird? — Längst hätte man einsehen sollen, daß die künftigen Mütter noch viel mehr einer umfassenden Ausbildung aller ihrer Anlagen bedürfen, als die Väter; deren Einfluß auf die nachwachsende Generation immer ein beschränkter gewesen ist und bleiben wird. Gehe man also endlich den Weg, den die Natur selbst vorgeschrieben hat; so wird alles übrige sich ohne Schwierigkeit zur allgemeinen Wohlfahrt entwickeln. Stelle man unverbrüchlich fest, daß die richtige Erfüllung der Mutterpflicht der Frau (unter allen Umständen) einen Anspruch auf die höchste Ehre geben muß; wie ihre mütterlichen Eigenschaften immer der ganzen Menschheit zum Heil gereichen werden; besonders weil es nur diesen endlich gelingen kann, alle die ungeheuren Übel der steten Kriegsbereitschaft, die kaum weniger schrecklich sind, als der Krieg an sich, zu beseitigen und allseitiges Wohlwollen zu verbreiten.

Zum Schlusse noch ein Wort über die thörichte Furcht, daß ohne die kriegerischen Massenmorde ein zu schnelles Anwachsen der Bevölkerung die herrschenden Notstände verstärken könnte. Zur Beruhigung solcher ängstlicher Gemüther diene die Versicherung, daß die freie, unabhängige Frau sich gern mit zwei (und höchstens drei) Kindern begnügen wird; und daß es dann gewiß keine Familien mit acht oder zehn Sprößlingen geben kann, deren Erziehung arg vernachlässigt werden muß, wie es jetzt so oft der Fall ist. Ebenso wie die Quantität der Nachkommenschaft dann geringer sein wird, so wird die Qualität eine viel edlere sein als bisher; und hierin allein dürfte wohl die materielle Unabhängigkeit der Frau ihre volle Berechtigung finden müssen.

Unſer Dichteralbum.

Regina coeli.

Vor meinem Fenſter rauſcht wild der Fluß
Mit Springen und Klingen vorüber.
Der gelbe Mond im ſatten Licht
Gießt ſeine Strahlen darüber.

Vor meinem Fenſter in weißem Gewand,
Am Ufer, in ſtummem Schmerze,
Ein Weib, ſo ſchlank und todesblaß
Wie geſpenſtiſche Königskerze.

Halb knickt ſie ins Knie, erhebt die Hand —
Die Wellen rauſchen und locken —
Vorüber, vorüber! In Wolken verſinkt
Der Mond, meine Pulſe ſtocken.

Vor meinem Fenſter rauſcht wild der Fluß
Dahin mit Klagen und Klingen,
Aus ſchwarzer Nachtluft ſchauert's her
Als hört ich ein Requiem ſingen.

München. M. G. Conrad.

Kanaan.

So habe denn auch ich erſtiegen
Des Lebens ſteile Sonnenhöh'n,
Zu meinen Füßen ſeh' ich liegen
Das Reich der Zukunft edenſchön.

Noch ruht das Land im Morgengrauen
So hold wie ein verklärter Wahn,
Hab Dank, o Gott, du ließſt mich ſchauen
Mein heißerſehntes Kanaan.

Zwar weiß ich, nie wird mich umwehen
Des Edens Hauch in jenem Thal,
Den Traum der Sehnſucht darf ich ſehen
Wie Moſes, nur ein einzig Mal.

Doch künft'ge Enkel wird beglücken
Das Land, das meine Seele ſah,
Mag auch das Kreuz mich niederdrücken,
Das ich geſchleppt nach Golgatha.

Wien. Joſef Schmid-Braunfels.

Beſuch.

Du ſaßeſt bei den Büchern,
Da kam hereingeſchneit,
Die Du ſo zärtlich liebteſt
Vor'm Jahr zur Maienzeit.

Du gabſt ihr Brot und Schinken,
Auch einen Schoppen Wein;
Dann kamt Ihr ſo ins Plaudern
Von dazumal im Mai'n.

Und zehne ſchlugs. Da haſt Du
Sie noch ans Thor gebracht;
Du ſagteſt ihr ſo freundlich,
So freundlich Gute Nacht. —

Was iſt das? Eine Thräne
In ihrem Auge ſteht,
Sie wendet ſich geſchwinde
Und ſagt kein Wort und geht.

Nun ſtehſt Du da und ſchüttelſt
Den Kopf. — — Wie blind Du biſt!
Iſt Dir's denn ganz entgangen,
Daß wieder Frühling iſt?

Leipzig. Walter Harlan.

Raſt.

Wo Nelken ſtehn und Ritterſporn,
Da liege ich müßig am Wieſenborn.
Im Sonnenbrand flimmert die blaue Luft,
Vom Walde herüber wellt Lindenduft.
Fern hört man Wetzen und Sichelklang,
Dazwiſchen auch knorrigen Bauernſang . . .
Das Wäſſerlein rauſcht ſo verträumt und müd,
Hoch oben der Storch ſeine Kreiſe zieht. —
Je nun? — Jetzt flüchtige Schritte nah'n? — — —
Ein Mädel huſcht zu dem Born heran.
Es grüßt nicht erſt lang und iſt nicht verſchämt
Und neſtelt und fingert ſich auf das Hemd
Und kühlt und ſpritzt ſich die volle Bruſt
Und ſchlürft dann ſo recht nach Herzensluſt
Und plätſchert ſo wild mit dem nackten Bein —
Am Ende — da ſpringt es noch ganz hinein! —
Ich ſprach vertraulich manch Schäkerwort,
Fragt': „Hat einen Namen der ſchöne Ort?" — — —
Da wurde ſie rot wie der Mohn im Korn — —:
„„Es iß unſer liewer Kinnerborn!""
— — — — — —

Rauſchenberg. Valentin Traudt.

Bergſee.

I.

Hier weht kein Sturm, hier klingen keine Lieder
Der luſt'gen Vögel lieblich durch die Luft,
Hier ſteigt kein Strahl aus ſonn'gen Höhen nieder:
Ein Winterſchweigen lagert in der Gruft.

Ein ew'ger Schlaf hat alles rings umfangen:
Es träumt im See die dunkle kalte Flut,
Und in den Lüften bleibt das Echo hangen,
Wie todesmüde Fels auf Felſen ruht.

Nur dann und wann, wie leiſes Seufzen, geh'n
Geheimnisvolle Töne über'n See,
Und Melodien vom Felsgeſtade weh'n
Wie Leierklang voll Leid und tiefem Weh.

Und mir, wenn ich zur ſtillen Tiefe ſchaute,
Flog immer ein Gedanke durch den Sinn,
Mir war's, als ob ein Auge vor mir blaute,
Verſteinert ſah ich eine Thräne drin.

II.

Gleich rieſigen Geſpenſtern, weit umfloſſen
Vom Silberlicht des Mondes und der Sterne,
In nächt'gem Schweigen, ſchimmern Berg und Firnen,
Allmählich ſich verdunkelnd in der Ferne.

Schwarz aus der Tiefe blinken auf die Fluten
Des See's, in deſſen eiſ'ger Grabeskühle
Des Mondes bleich Geſicht ſich ſeltſam ſpiegelt, —
Ein Totenhaupt auf ſchwarzem Sammetpfühle.

Bisweilen ſchwebt ein Brodem überm Grunde,
Als ſtiegen Geiſter langſam aus den Grüften —
Von Zeit zu Zeit klingt ſchrill ein Tropfenfallen,
Als klagt ein Totenglöcklein in den Klüften.

Berlin. Hans Benzmann.

Tragödie.

Wie du als trunkene Tribade
Hinſtirbſt im Kuſſe kranker Luſt,
Als küſſeſchauernde Mänade
Die halbe Nacht durchraſen mußt, —

Was willſt Du je vom Manne Liebe,
Da Dir das Weib Begierde iſt?
Das ungezähmte Heer der Triebe
In Lesbos' Liebe Du vergißt?

So welk und duftlos wie die Aſtern;
O alles könnt ich Dir verzeih'n,
Und Deiner Jugend Greiſenlaſtern
Den Schimmer der Verklärung leih'n.

Doch daß die Lüge mußte ſiegen,
Daß Wahrheit nie Dein Mund geſagt,
Daß alle Erdenſterne lügen:
Das iſt, was tief mein Herz beklagt.

Berlin. Wilhelm Arent.

Peſt und Wahnſinn.

Am Meilenſteine kauert ein Weib
Mit knochigem, halbverweſtem Leib.
Ihr hartes Auge blickt boshaft-ſtier,
So blickt die Schlange aufs wehrloſe Tier.
Ihr Kleid iſt ein flatterndes Leichentuch,
Ihr Hauch iſt Mord, ihr Nahen Fluch . . .

Nun hebt ſie ſich fort, nun ſetzt ſie den Stab,
Nun ſchreitet ſie ſpähend die Straße hinab.
Und wer ſie ſieht, weicht zitternd aus,
Und eilig ſchließen ſich Hütte und Haus.
Sie ſchreitet grimmig lächelnd fort,
Sie kommt zu einſam gelegenem Ort:
Ein paar Häuſer, ein Garten mit Sorgfalt gepflegt,
Von ragenden Mauern rings umhegt.

Mit gelblichem Knöchel pocht ſie ans Thor —
Da tritt, wie ein Schemen, ein Mann hervor.
Ein Tiſchtuch ſein Mantel — ein Stern ziert die Bruſt,
Ein Papierdiadem deckt des Scheitels Wuſt . . .

In die Ferne blickend naht der Mann —
Da ſpringt ſie hinzu und haucht ihn an . . .
Er ſchüttelt langſam ſein Haupt und ſpricht:
„Mich nicht, Frau Fürſtin, mich mordet ihr nicht.
„Ich lebe ſolange wie Menſchenzunft,
„Ich bin ihr König, ich bin — die Vernunft."

Da kichert das Weib: „Ei, ſo laßt mich hinein,
„Herr König, ſo laßt mich die Königin ſein."
Drauf reicht er galant ihr den Arm und ſpricht:
„In unſerem Reiche iſt Luſt und Licht,
„Von unſerer Krone ſtrahlt Glück und Pracht,
„Sie blitzt wie ein Stern in des Lebens Nacht . . .
„Schon harren die Gäſte in Luſtreglanz,
„Schon rauſcht die Muſik — Majeſtät! einen Tanz? —

Charlottenburg. Karl Strecker.

Auf dem Nachhauſeweg.

Vom Karpfenweiher — den langen Weg
Zuſammen nach Hauſe . . . . . .
Wie liebreizend ſie iſt! . .
Den Muff dicht unter
Die ſiebzehnjährigen
Brüſtchen gedrängt, —
Aus ihrem kleinen
Munde — ein Bratäpfelchen —
Kringelt ihr Atem
In die ſtille Schneeluft . . . . .
Die glimmernden Schlittſchuh'
— Zuſammengeriemt —
Klirren von Zeit
Zu Zeit an ihr liebes
Knopfſtiefelchen . . . .
Wie liebreizend ſie iſt!
Wir ſchlendern langſam . . . .
Weit und breit — meilentief —
Nur beſchneite Felder,
Voll kleiner, krauſer
Krähenfußſtapfen; —
Schräg links, verrinnend,
— Iſabellenfarb —
Ein Abendrotſtreifchen . . . . .
Wir ſchlendern langſam . . . .

Bonn. Karl Maria.

Frühlingsregen in Tirol.

Wir ſaßen dort, wo Hofer einſt geſeſſen —
Zu Pfingſten nach Tirol hinabgefahren;
Das Reiſegeld war leidlich zubemeſſen,
Wir alle fröhlich und noch jung an Jahren.
Doch hat der Himmel unſre Fahrt verfehmt,
Dieweil der Regen ohne Ende ſtrömt,
Und weil es gießt bei Tage und bei Nacht,
Ward Tag und Nacht beim Weine zugebracht,
Und meiner Schmerzen höchſten müßt' ich's nennen,
Sollt ich mich je von dieſem Weine trennen.
Es iſt ein wunderbares Sichverſenken,
Ein Opfertod, ein rätſelhaft Ertränken.

Wir zogen ſingend durch die Bergeswelt,
Ganz Innsbruck wurde auf den Kopf gestellt,
Und hier im Brennerthal, wo tief die Sill
Die engen Ufer donnernd ſprengen will,
Da jubelt die begeiſterte Corona
Sich weiter durch den Brenner bis Verona:
Daß dort wahrſcheinlich jetzt die Sonne ſcheine
Und ſich beſpiegle in dem ſüßern Weine.
Doch damit ſind wir lange nicht zufrieden,
Wir taumeln weiter zu den Pyramiden,
Wir zechen in des Brahma Heiligtume,
Der Ganges beut die fromme Lotosblume,
Und niemals ſind wir ſo fidel geweſen
Als wie beim Wein mit zopfigen Chineſen.
Gebt Geld und Zeit zu meiner Wanderluſt,
Den Japanmädchen ſink ich an die Bruſt —
Doch das iſt gut, ein einz'ger Augenblick
Führt mich zur ſchönſten Gegenwart zurück —
Ja, wenn nach ſtundenlangem, müden Wandern
Durch menſchenleere, wüſte Einſamkeiten,
Nach ruheloſem, mattem Weiterſchreiten
Von einer finſtern Felſenſchlucht zur andern —
Kein trockner Faden, raſtlos Regengüſſe,
Das letzte Dach, wie lange ſchon, verſchwunden,
Kaum tragen noch die arg zerſchundnen Füße
Das wilde Herz in ungewiſſe Stunden, —
Wenn dann zuletzt ein fernes Lichtlein glimmt,
O wie der Fuß die Kraft zuſammennimmt:
Sei du gegrüßt, du heller Wegeweiſer,
Seid auch gegrüßt des Dorfes erſte Häuſer!
Uns drein, den andern längſt voraus geeilt,
Wird ſüße Raſt am erſten zugeteilt.
Die naſſen Kleider fliegen in die Ecken,
Die Stiefel fallen aus, die regenſchweren,
Und maleriſch gehüllt in wollne Decken
Erfragen wir, wo eigentlich wir wären.
Und freundlich leiht die Wirtin warme Schuhe
Und nimmt noch neue Decken aus der Truhe.
Nun ſetzt die Alte Wein auf unſern Tiſch;
Jetzt ſind die andern auch herein gekommen,
Gleich hat der Trunk uns alle hingenommen.
Trinkt, dieſes Rot iſt zu verführeriſch!
O, das war ſchön heut Morgen, das war ſchön!
Denkt an die wilden, kühnen Gletſcherhöh'n,
Denkt an die Seen, wie Smaragd ſo grün,
Der Nachen ſchaukelt und die Ufer fliehn.
Die Silberbäche ſtürzen von den Wänden,
Die Tannen nicken von den Felsgeländen.
Dann kam der Regen, doch der Lohn war — Wein,
In dieſer Flut allein iſt Glück und Troſt;
Schäumt Kinder, ſchäumt, je wilder ihr als Moſt,
Je klarer werdet ihr der Zukunft ſein.
Denn Maß von allen Dingen iſt die Maß,
Der Wein iſt aller Dinge Sonnenlicht;
Trinkt, Freunde, trinkt! Die Welt iſt ſchwarz und naß,
In unſerm Kelche ſinkt die Sonne nicht.

Wir ſaßen dort, wo Hofer einſt geſeſſen —
Der wackre Tote iſt noch unvergeſſen.
Das treue Volk, ſo ſtolz auf ſeinen Ruhm,
Zeigt jetzt ſein Zimmer noch als Heiligtum.
Ein klein' Gemach, die Scheiben längſt erblindet,
Ein breites Bett, ein morſcher Tiſch dazu,
Ein ſeltſamer Geruch von Grabesruh
Iſt alles, was der fremde Wandrer findet.
Ja, anders war's um Innsbruck dazumal,
Als wilder Kampf um dieſe Mauern tobte,
Als geſtern, da der Gaſt die Wirtin lobte
Und Küſſe ſich von ſchönen Lippen ſtahl.
In Strömen war da teures Blut gefloſſen,
Der kühne Führer bald darauf erſchoſſen,
Nur für des Heimatbodens Ruhm und Ehre —
Achttauſend Mann, als ob es gar nichts wäre.
Ihn birgt in Innsbruck eine ſtille Gruft,
Er ſchläft allein, getrennt von ſeinen Mannen,
Die andern ruhen unter Himmelsluft
Im Walde aus bei immergrünen Tannen.
Ein Zufall hatte uns dorthin geführt:
Unzähl'ge Gräber, wunderlich geziert,
Kapellen mit Maria auf dem Throne,
Zermorſchte Kreuze mit dem toten Sohne.

Es ſprengt der Baum den moosbewachſ'nen Stein —
Welch ſchaurig Glück, an ſolchem Orte ſein!
Wenn lenzgeküßt die Eiſesblume taut,
Die Primel ſchüchtern aus dem Graſe ſchaut,
Das Eichhorn launig über Gräber klettert,
Ein Frühlingsſturm die Fichten niederſchmettert,
Sich's auf dem ſtillen Friedhof wieder regt,
Die Andacht friſche Kränze niederlegt —
Achttauſend treue Kämpfer für Tirol
In eurer Heimaterde ſchlafet wohl! —
Ihn aber, dem die Welt zu enge war,
Den größten Feldherrn, den ein Weib gebar,
Den Ehrgeiz dann noch raſtlos weiterriß,
Als ihn das wandelbare Glück verließ,
Den großen Cäſar dürft ihr mir nicht ſchelten,
Das Schickſal ließ ihm's hart genug entgelten.
Ein armer Leutnant, dann der größte Kaiſer,
Zertrümmerer der alten Fürſtenhäuſer,
Zu wenig war's — des Oſtens Krone noch,
Dann auf die ganze Welt ſein Rieſenjoch —
Und faſt dem höchſten ſeiner Ziele nah,
Da wies ſein Schickſal ihm St. Helena.
Nun war die kleine Inſel groß genug,
Still ging er in ſein Joch und er ertrug:
Im Leben übergroß, darum allein,
An jenes Felſeneiland angeſchmiedet,
Vom blauen Bett des Ozeans umfriedet;
Du ſollteſt auch im Tode einſam ſein.

Ich trat hinaus, wie groß lag die Natur!
Der Regen hatte gänzlich nachgelaſſen,
Nur aus den Bäumen ſtürzten dichte Maſſen
Von Tropfen, wenn ein Windſtoß ſie durchfuhr.
O Herrlichkeit, die keiner Zeit veraltet,
O Bergesluft, die herbe um mich waltet!
Sieh, wie das Abendrot von Bergeszinnen,
Das milde, zarte Gold ſich ſtiehlt von hinnen.
O weile, du geliebtes, letztes Licht,
O bleibe, bleibe, aber ſcheide nicht!
Ihr Gletſcher glüht, vertauſendfacht euch Höhn,
Daß nie die Sonne möge untergehn!
Damit ich doch aus dieſes Thales Grabe
Auf jene Flammen einen Ausblick habe,
Wenn heimlich hier, von Finſternis umſponnen,
Das Herz ſich regt zu allen Liebeswonnen.

Ambras, du holdes Liebesparadies!
Miezi, du reizend Kind, wie ich dich liebe!
Welch Mißgeſchick, daß ich dich ſchon verließ,
Daß mich's mit Feuerflügeln zu dir triebe!
Mein Ambras, altes Schloß, wie wohl bekannt,
Die Stätte iſt's, wo man die Gudrun fand,
Die einz'ge Handſchrift dieſer Liebesſage,
Ein Gruß entſchwundner, deutſcher Jugendtage,
Dies Lied unwandelbarer Liebestreue,
Die alle Qualen kennt, doch keine Reue.
Und ſeltſam, geſtern, beinah tauſend Jahr,
Als jenes alte Lied erſonnen war,
Da hab ich hier mein ganzes Herz verloren,
Dir heimlich alles Mögliche geſchworen.
So hat noch nie ein irdiſch Weib kredenzt,
So zornig nie ein blaues Aug geglänzt,
Wenn allzu ungeſtüm ich küſſen wollte,
Und ganz entſchieden dich nicht küſſen ſollte.
Ich ſei dein Kaiſerſohn, du Philippine,
Auf ewig nach Schloß Ambras hin verbannt,
Wir ſchau'n den Berg, das fruchtbeglückte Land,
Und raſtlos ich dem ſchönſten Mädchen diene.

Nun ſtreut die ganze Wildnis Weihrauch aus,
Die Tannen ſtrömen milden Harzesduft,
Die Alm, ein wundervoller Blumenſtrauß,
Erfüllt mit Wohlgeruch die Abendluft.
Ein weißer Strahl ſtäubt von der Felſenwand
Und flüſtert aus dem Dickicht ſich hervor,
Wie eine Menſchenſtimme meinem Ohr,
Mir däucht, es winkte eine weiße Hand.
Aus tiefſter Waldesdämm'rung hebt ſich jetzt
Hervor ein zarter, junger Frauenleib,
Die kühle Welle ihre Füße netzt,
Ob ich dich kenne, wunderſüßes Weib?
Du blickſt ſo fremd, biſt ſechzehn Jahre kaum,
Das blaue Auge ſtrahlt unſchuld'gen Glanz,

Auf lichter Stirn ein Sternenblumenkranz,
Es kann nicht anders ſein, es iſt ein Traum.
Sie badet, ſchauert auf, die Welle kühlt,
Das Waſſer ſchmiegt ſich und das Waſſer ſpült.
Wär ich die Flut, ich dieſe reine Welle,
Verwandelt wie Narziß in eine Quelle,
Könnt um die Blume deines Leibes rauſchen,
Den Herzſchlag dieſer Mädchenbruſt belauſchen!
Wie ſie ſich eifert, ganz mit ſich beſchäftigt,
Wie ſich der jungfräuliche Körper kräftigt!
Sie löſt ihr Haar und ſtrählt mit ihrer Rechten
Die langen dunkelbraunen ſchweren Flechten,
Der zarte Leib erglüht von innerm Licht,
Das große Auge ſtrahlt: Siehſt du mich nicht?
In ihrem Blicke wollt ich Liebe leſen,
Glückſeligkeit für ein vergeudet Leben —
Du ſiehſt ſie langſam in der Nacht verſchweben,
Gewiß, gewiß, es iſt kein irdiſch Weſen.
Mein ſehnſuchtsvoller, leiſer Ruf klingt nach,
So ſchmerzlich, daß ich ſelbſt vor ihm erſchrecke —
Thor! Denn es ſchlüpfen, werden Menſchen wach,
Die Geiſter in die dunkelſten Verſtecke —
Der ſchmale Gießbach aber fließt allein
Über Geröll thalab von Stein zu Stein,
Er teilt ſich, ſchmiegt die ſchmächt'gen Kinderarme
Dort in der Tiefe an die gelbe Sill,
Daß bei der wilden Mutter er erwarme,
In ſeinem Jauchzen, Toben und Gebrüll.

Ich ging zurück, bald ſtand ich vor dem Haus,
Die Fenſter glänzten in die Nacht hinaus,
Aus einem Schlote kräuſelte der Rauch
Zum wolk'gen Himmel noch — in jenem Strauch
Verſang der Wind die rätſelhaften Träume,
Und Seufzer glitten durch die Tannenbäume.
Lang lehnte ich am Fenſter, und ich ſah,
Wie die Kam'raden um die Lampe ſaßen,
Noch immer rauchten, tranken oder aßen;
Faſt wollt ich lauſchen, weiß nicht, wie's geſchah.
Doch ungeſtüm begann der Wind zu lärmen
Und in den Wipfeln regenſchwer zu ſchwärmen.
Und nun hinein! Hört, wie der Regen bricht!
O doppelt traulich leuchtet Lampenlicht.
Der wilde Wind entfeſſelt ſich zum Sturm,
Im alten Holzgetäfel pocht der Wurm.
Die Wangen glänzen und die Naſenſpitzen,
Die Gläſer klingen und die Augen blitzen.
Und die Corona zieht's Commersbuch vor.
Das Lied wetteifert mit dem Sturmeschor.
Trinkt, aber wenn ihr unterm Tiſche liegt,
Vergeßt es nicht, der Wein hat euch beſiegt.
So lang bepocht die Fäſſer von Tyrol,
Bis daß die vollen klingen dumpf und hohl.
Das eine wünſch ich, ewig möcht es regnen,
Das Wetter wollt ich und die Fäſſer ſegnen,
Und iſt das letzte Geld im Wein verthan,
Geſchwind, geſchwind, pump deinen Nachbar an.
Schwimmt kühn in meinem Ozeane mit!
Wer immer ſatt war und wer immer hungert,
Wer immer ſchuftet und wer immer lungert,
Ein ſolcher Kerl iſt wert, daß man ihn tritt!
Aufs neue kommt das Ringen mit dem Wein,
Der Kampf wird hitz'ger als der Hoſers ſein.
So wird die Finſternis zum hellen Tage,
Die Worte ſchaukeln wie auf ſchwanker Wage,
Wir treiben in den Weltverſöhnungshafen —
Spät iſt die Zeit — wer aber denkt an Schlafen?
Schon wirkt der Wein mit rieſiger Gewalt,
Ich weiß nicht, wer ich bin, ob jung ob alt —
Wie heiß ich doch? Sitz ich hier in der Stube?
Bin ich ein Mädel, oder bin ich Bube?
Nein, Bube bin ich noch, das merk ich daran,
Daß ich in Miezi namenlos verliebt bin,
Und ganz wie Rouſſeau, war er nicht in Clarens,
Fern der Geliebten, namenlos betrübt bin.
Trinkt, ſag ich, trinkt, das iſt der Sinn der Welt,
Und ein Genie iſt, wer die Zeche prellt!
Hier ſeid Dramatiker, zeigt euer Handeln,
Das Weltall muß zur roten Flut ſich wandeln,
Denn das iſt wahr, ſo rot wie Weinesflut

Iſt Sonnenaufgang und iſt Abendglut.
In Purpurflammen ſeh ich Gletſcher droben
Vom ſüßen Hauch der Alpenros umwoben.
Rot iſt die Farbe jedem Freiheitsdrange,
Der Frühlingskuß auf meiner Miezi Wange,
Und rot wie dieſer ſchwere Traubenſaft
Iſt unſer Blut, iſt unſre Lebenskraft.
Ja, laßtes ſchäumen, daß es ſchnell verſpritzt,
Erſt wenn ihr ſterbt, habt ihr der Welt genützt!
Und gingt ihr fort in ſchönſter Jugendpracht,
Und ward der letzte Augenblick verlacht,
Die Jugendſonne bleibt für alle Zeiten,
Und abwärts dürft ihr auf dem Strome gleiten.
Die Weisheit dieſer Welt, euch eingetrichtert,
Der Schulſtaub, der euch die Natur vernüchtert,
In dieſem Wonneleben unermeſſen,
In das ihr einzieht, ſingend Hoſiannah,
Iſt's eure Pflicht, dies alles zu vergeſſen
Im dunklen Strom des heiligen Nirwana.

München. Friedrich Freiherr von Khaynach.

Der Weltmüde.

I.

Weihnachtsabend! Durch die Gaſſen
Lenk ich meine müden Schritte.
Einſam bin ich in der Frohen Mitte,
Und mir iſt, als müßt ich alle haſſen!

Tannenduft! Die Glocken läuten!
Fern vom Dom her leiſe Orgelklänge —
Und die Gläubigen mit feſtlichem Gepränge
Drängen ſich herzu von allen Seiten.

Stiller wird der Markt. In Schweigen
Liegen Buden, Hütten und Paläſte.
Seufzend neigen ſich im Abendwind die Äſte,
Tanzt der Schnee in Wirbeln ſeine Reigen.

II.

Und ſo bin ich eingetreten —
Helle Hornfanfaren
Riefen ſchmetternd mich herbei
Wiederum nach Jahren.

Droben auf der Gallerie
Das geſchminkte Laſter,
Im Parkett der Elegant
Von dem Straßenpflaſter.

Langeweile, Überdruß
Brüten die Geſichter.
Trüber, ſcheint mir, brennen ſelbſt
Über mir die Lichter.

Auf der Scene ein Hanswurſt
Reißt gewagte Zoten;
Keiner lacht, als denke müd'
Jeder ſeiner Toten.

Mißklang, Zerrbild, Widerſpruch,
Wie ein Tanz im Sterben,
Wie ein Lachen überlaut
Heuchleriſcher Erben.

III.

Mir verſinkt die Welt im Traum
Und ich ſchließ die Augen.
Nun will dieſes Gaukelſpiel
Mir nicht länger taugen.

Und ich denke ferner Zeit,
Meiner fernen Lieben;
Donnernd hör' die Wog' am Strand
Ich zu Schaum zerſtieben.

Weite Flächen tief im Schnee
Und verſchneite Wälder,
Eine weiß verſtarrte Flut,
Garten, Haus und Felder.

Und ich ſeh ein Stübchen traut,
Kerzenglanz am Baume,
Friede, Ruhe, Heimlichkeit
Über jedem Raume.

Und ich ſehe ſelber mich
Noch im Knabenkittel,
Und die Alte, tief gebeugt,
Aus dem Armenſpittel.

Eltern, Brüder, Schweſterchen —
All im Feſttagskleide.
Klagend geht der Nordpolwind
Über Haus und Heide.

Digitized by Google

Helle Stimmen, Orgelklang
Aus der Kirch am Hügel;
Und mir iſt, als ſtreifte mich
Chriſtkind's goldner Flügel.

IV.

Plötzlich horch ich wie gebannt:
Kehrt die Heimat wieder?
Welch' ein ſüß vertrauter Klang
Weht durch dieſe Lieder!

Auf der Bühne gleitet leis
In gemeſſ'nen Kreiſen
Eine Maid im bunten Kleid
Und nach fremden Weiſen.

Fremd ſind ihre Augen mir
Unter dunklen Brauen,
Fremd die Art und wie ſie ſpricht —
Und doch muß ich ſchauen.

Um den Mund der Schmerzenszug
Wie verhallt'nes Weinen!
Sollte nur dies ſtille Leid
Mir verwandt erſcheinen? —

V.

„Willſt Du mitgehn, holde Kleine?"
Troſtlos ſtarren ihre Blicke,
Als ſei längſt ſie feind geworden
Mit der Liebe, mit dem Glücke.

Und Sie ſieht mich an mit Seufzen,
Nickt und ſpricht dann müd und leiſe:
„Kalt iſt's an dem fremden Orte
Und im rauhen Wintereiſe.

Fort möcht ich zum ſchönen Süden;
Weicher wehen dort die Lüfte,
Schöner als der helle Tag hier
Scheinen dort mir Kerkergrüfte.

Und doch hat mich heiße Sehnſucht
Hin zum kalten Nord getrieben,
Aber ach, ich wäre beſſer,
Beſſer wohl daheim geblieben.

Krankheit, Heimweh, alle Leiden
Wollen mir das Herz zerſtücken
Und in meines Lebens Blüte
Meine Tage mir zerpflücken.

Und doch iſt dies Land mir teuer,
Teuer dieſe rauhe Sprache;
Aber mir im Buſen regt ſich
Ein Gefühl, als wär' es Rache.

Ohne Mitleid iſt die Welt hier
Und im Kampfe groß geworden,
Und ſie kennt nicht heißes Sehnen,
Kann nur morden, morden, morden! —

Und ſo haß ich ſie von Herzen,
Bin ich in der Welt verloren,
Bin ich Waiſe, wäre wohl mir,
Wär' ich nimmermehr geboren!"

VI.

Spät iſt's ſchon und im Kamin
Sind die Kohlen im Verglühn;
Und ich trag herbei mit Eilen,
Was in meiner ſtillen Klauſe
Giebt ein trauliches Verweilen —
Und die Fremde, ſcheint es, fühlt ſich ſchon zu Hauſe.
Heller blickt ihr Aug'
Und die Wange auch
Färbt ein tiefer' Rot.
Dankend nimmt ſie Brod,
Taucht's in roten Wein
Zierlich ein.
Und nun füllt der Rauch
Des gelben Krautes, den uns die Levante
Als ein Labſal für die Muße ſandte,
Alle Räume ſchon mit duft'gem Hauch.

Und um meinen ſchönen Gaſt zu ehren,
Schenk ich ihm des Hafis weiſe Lehren
Und an Weibertand,
Was in meinem Haus
Sich als Augenſchmaus
Grade fand.

„Du biſt gut," ſpricht ſie und reicht mir ihre Hände.
„Aber ſage mir, wenn ich vielleicht Dich fände
Draußen auf der Straße, bei den Deinen,
Würdeſt Du mich nicht verachten,
Ich als Deiner unwert Dir erſcheinen?
Ach, wie viele giebt's, die mich verlachten,
Sich aus meinem Schimpf ein Luſtſpiel machten
Und ein Schauſpiel, ach, aus meinen Thränen!"

„Nein," ſag ich, „ein unerklärlich Sehnen
Zieht mich zu Dir und Dein Anblick rührt mich.
Sprich — und, was Du willſt, geſchehe!
Wenn ich nur Dein Antlitz heiter ſehe,
Iſt kein Opfer mir zu groß um Dich!"

„Opfer? — Nein, nur eine Stunde
Will ich hier mit Dir im Bunde
Glücklich ſein und alle Welt vergeſſen!
Einen Wunſch, den habe ich indeſſen!
Willſt Du" — und im Fieber
Glüht ihr Auge — „willſt Du, Lieber,
Dieſen einen mir erfüllen,
Magſt Du ſelbſt an meinem Munde
Dir nach Willen
Deinen Liebeshunger ſtillen!"

Und mit Eifer zeigt ſie auf den Tannenbaum,
Den mit Buntpapier und Gold- und Flitterſchaum
Ich mir aufgeputzt vor wenig Stunden kaum.

Und voll Freude, ihr zu dienen,
Hol' ich Schemel, Licht und Feuerzeug herbei;
Und daß alles raſch geordnet ſei,
Hilft ſie mir mit frohen Mienen.

Jubelnd ruft ſie: „Kind ſchein ich mir wieder!
Ja, ſo blickte einſtens auf mich nieder
Englein aus den Tannenzweigen,
Und voll Andacht mußte ich mich neigen.
Jetzt, ach," und die Stimme bricht im Kummer,
„Jetzt, ach, kenn ich nur im Schlummer
Sonnenſchein und Freude,
Und in tiefem Leide
Welk ich meinem Ende zu.
Wüßteſt Du
Wie in meinem Herzen
Wühlen alle Schmerzen,
Gönnteſt gerne mir die ew'ge Ruh."

„Und wer biſt Du?" — „Das erfährſt Du nie!"
Sie erſchrickt und leiſe murmelt ſie:
„Deutſcher war mein Vater, meine Mutter Römerin,
Aber London iſt's, wo ich geboren bin." —

Und ſie zieht mich wieder
In die Polſter nieder,
Wie ein Feuerſtrom durchrinnt es mich.
Aber mich durchſchauert:
Ja, der Wahnſinn lauert
Hinter dieſer Stirne fürchterlich.

Und ſie flüſtert leiſe:
„Bin ich jetzt auch Waiſe,
War ich einſtens doch geliebt, wie Du.
Vater, Mutter — beide,
Ach, in ihrem Leide
Schwebten längſt ſie beſſern Welten zu."

„Und ich will's Dir ſagen;
Könnteſt Du's ertragen,
Wärſt der eignen Eltern Mörder Du?
Ja, ich bin's geweſen,
Kann d'rum nicht geneſen
Und muß wandern, wandern immerzu!"

Und ſie ſpricht im Traum:
„Achtzehn war ich kaum,
Als ich ihn zum erſten Mal geſehn.
Und ich liebte ihn —
Vater laß mich ziehn —
Und es war um mich geſchehn.

Und wir flohen weit.
Welche Luſt im Leid,
Welch ein Glück in all der Raſerei!
Aber, ach, wie bald
Sind wir grau und alt,
Iſt es mit der Liebe und dem Glück vorbei!"
„Hörſt Du nicht," ſo fragt ſie ſeltſam leiſe,
„Meine Stimme, die Dich ängſtlich ſucht?
Haſt vergeſſen ſchon die alte Weiſe,
Und ſchon biſt Du auf der Flucht?
O, Du böſer Mann,
Komm doch mit zum Tann,
Oder ſei verflucht, verflucht!"

Ihre Finger raſen durch die Saiten,
Ihre Phantaſie geht in die Weiten
Und die Gegenwart verſinkt um ſie.
Und dann träumt ſie wieder,
Summt verliebte Lieder,
Regellos, nach eigner Melodie:

„Ich bin ſo müd und ſo allein!
Bei dir, ach Liebſter, möcht ich ſein,

Doch du biſt weit, und ich allein —
So ganz allein.
Schlaf wohl!"

„Jed' Vögelchen hat ſeine Statt —
Doch ich? — Ach nein, ich bin allein,
Ich liebte einſt und hoffte viel,
Doch, ach, es hat nicht ſollen ſein.
Ade!"

*

„Ich war noch ſpät vor deiner Thür,
Da hört ich zechen, jubilieren.
Du wollteſt kommen noch zu mir,
Doch kamſt du nicht — ihr ſpielt't zu vieren."

„Was du geſagt — ich wußt' es längſt —
Haſt du gelogen, frech gelogen!
Wenn du das Vögelchen nur fängſt,
Wer fragt danach, ob es betrogen?"

„Betrogen! Eine Dirne nur!
Wer hört es, ach, und lacht nicht ihrer!
Doch überm Mond, der weiß es wohl,
Wer ſchuldig iſt, wer der Verführer!"

*

„Wie ein Blatt im Sturm
Wurd' ich fortgeriſſen.
Welchen Zielen zu —
Ach, wie konnt ich's wiſſen!"

„Wie das Licht im Sumpf
Ging ich irr im Finſtern,
Bettet' krank und matt
Mich in Dorn und Ginſtern."

„Keinen Führer hatt' ich,
Keinen Weggenoſſen;
Wie das Waſſer war ich,
Achtlos fortgegoſſen."

„Und wie taubes Korn,
Welk am Rain verdorben,
Bin im Leben ſchon
Ich in mir geſtorben!" —

*

„Keine Heimat hab ich und kein Haus.
Kannſt mich nimmermehr die deine nennen,
Müſſen uns für alle Zeiten trennen,
Bin verflucht und muß allein hinaus!"

„Wie der Staub bin ich, auf allen Gaſſen,
Den der Wind verweht und jeder tritt,
Wie der Schächer, der am Kreuze litt,
Den im Leiden dennoch alle haſſen."

„Und ſo muß ich meine Bahn vollenden,
Wie Ahasver ohn' Ruh und Raſten,
Ohne Hoffnung weiter ſchleppen meine Laſten,
Und nur Gott kann meine Leiden enden."

VII.

Und mit haſtiger Geberde
Drängt ſie ſich, an meiner Bruſt zu liegen;
Ihrem Ungeſtüm muß ich mich fügen —
Willenlos, wie traumentrückt der Erde.

Und mit ſonderbarer, irrer Glut
Hängt ihr düſt'res Auge an dem meinen.
All mein Lieben will mir Thorheit ſcheinen
Und in dumpfen Schlägen pocht mein Blut.

Und ſie ſagt in haſt'gem Flüſtertone:
„Weißt Du, was dem müden Erdenſohne
Sel'ges Glück iſt, höchſte Erdenwonne?"
„Meine," ruf ich, „Deiner Liebe Sonne!" —
Und ich küſſe ſie. Sie lacht: „Sie mag Dir frommen
Und Dir wohl zugute kommen,
Biſt Du klug und folgſt Du meinen Schritten. —
Doch höchſtes Glück," ſo ſchreit ſie, „iſt vergeſſen!
Haſt Du gelitten?" — „Wie, ob ich gelitten?
Gehungert hab' ich freilich nicht; indeſſen —
Wann hatt' ich einen Freund, der mich nicht ſchon verriet?
Wann liebt ein Weib ich, das ſich nicht verkaufte,
Wenn auch nicht gleich um einen neuen Hut,
So doch um Ehre, Stellung, Prunk und Geld und Gut?
Feil iſt die Welt, und wer ſie kühl beſieht,
Hat recht, wenn er ſie Bazar oder Kaufhaus taufte!
Schön iſt ſie; doch der Teufel Geld
Iſt ſtatt des Gottes Sohnes worden unſer Held,
Und ſtatt zu lieben, lernſt Du kalkulieren
Und Dich auf Koſten andrer amüſieren!

Ich aber, ich geſteh's, war Thor genug,
Das Gute, weil es gut iſt, hoch zu halten,
Und war im Leben ſtets ſo wenig klug,
Daß ich nur mein Gefühl, nicht den Verſtand ließ walten.
Ich fragte ſelten, was mein Vorteil ſei,
Und war von ſo erhab'ner Narretei,
Daß ich nur Liebe, Ehre, Pflicht als Leitſtern ehrte,
Mich aber an die Welt und ihren Ruhm nicht kehrte.
Und dennoch fragſt Du mich, ob ich gelitten?
Du, die Du ſelbſt gelebt, geliebt und um Dein Herz geſtritten!"

„So mußt Du mich verſtehn, und kannſt doch ſagen,
Daß eines Weibes Liebe höchſtes Glück?
Als ob vom Glück ſie je mehr als ein Stück
Und ſchließlich Dir nicht lohnte nur mit Plagen!
Nein — höchſtes Glück iſt Schlafen ohne Traum,
Ein raumlos Schweben überm Raum — —
Der Tod!" —

Und mit beklemmender Geſchäftigkeit
Häuft im Kamin ſie Scheit an Scheit,
Kniet nieder, bläſt ins Feuer, bis es Flammen ſprüht,
Der Wände helles Grau in dunklem Rot erglüht.

Mit wilder Freude kommt ſie jetzt,
Auf meine Kniee ſich zu ſchmiegen.
Ich fürchte ſie, doch, wie zu Tod gehetzt,
Kann ich die dumpfe Müdigkeit nicht mehr beſiegen,
Die immer ſchwerer ſich auf Hirn und Glieder legt.

„Halt ein! Was thuſt Du?" ruf ich. Sie bleibt unbewegt
Und ſpöttiſch blitzt ihr Auge, als ſie frägt:
„Du ſagſt, Du liebſt mich, und doch zögerſt Du,
Mein letztes und mein höchſtes Gut zu teilen:
Den letzten Schlaf, die letzte, lange Ruh? —
Willſt Du Dein Glück genießen, mußt Du eilen!"

Und wilde Küſſe treffen mein Geſicht.
Ich will ihr wehren, doch ich kann es nicht.
In duft'ge Weihrauchwolken eingehüllt,
Bin ich wie ſinnlos, wie von jungem Wein erfüllt, —
Fühl ich mich hilflos, wie ein trunkner Wicht.

Und wieder frag ich ſie: „Warum nicht leben?
Ich will, wenn es zu ſterben gilt, nicht beben!
Doch warum nicht — und wären's Tage nur —
Das Glück genießen auf der Liebe Flur?
Wie zwei verſchlag'ne Vöglein, die im Meer
Ein ſtill und einſam Inſelchen gefunden,
So wollen, fern dem menſchlichen Verkehr,
Zu neuem, beſſerm Leben wir geſunden.
Ich gehe gern mit Dir, wohin Du willſt.
Und dann, — vielleicht iſt's erſt nach Jahren, —
Wenn wir ſo recht von Herzen glücklich waren;
Sieh, wenn Du dann den letzten Becher füllſt,
So ſei's! Ich werde Dir nicht wehren
Und lächelnd ihn zu Deinem Preiſe leeren!"

„Und Du glaubſt wirklich," lacht ſie ſpöttiſch auf,
„So ohne Müh' und billig wär' der Kauf?
Ich wäre nichts, als nur ein Weib zum Koſen,
Das heiter lachend und im Haare Roſen,
Dem Gott der Liebe trunk'nen Sinns ſich weiht
Und jedem Schmeichelwort raſch Ohr und Glauben leiht?"
„Ich liebe Dich!" Sie nickt und lacht und lacht:
„Die Mär klingt gut, doch haſt Du deß nicht acht,
Daß mich die Männer ſchon ſo oft betrogen,
Daß ſie mich ſchon ſo häufig angelogen,
Daß Eins mir höher ſteht als jede andere Sache —
Die Rache!"

„Du biſt nicht, die Du ſcheinſt!"
„Gewiß nicht, die Du meinſt!"
„Und willſt für Liebe Haß und Zorn mir ſchenken?"

„Kannſt Du den Erdball rückwärts lenken?
Lehr mich vergeſſen, glauben, lieben, hoffen,
Vielleicht ſäh' ich mit Dir den Himmel offen!
Jetzt aber — liebt ich Dich, ich müßte dennoch
Dich enttäuſchen,
Daß noch kein Mann aus ſeinen ärgſten
Räuſchen
Mit einem ſolchen Jammer iſt erwacht,
Als Du erwachſt nach dieſer heil'gen Nacht!"

Sie ſpringt empor. Zwölf ſchlägt's. Mich
überläuft ein Graun.
Wie ein Geſpenſt faſt iſt ſie anzuſchaun.
Sie aber ſingt — doch klingt's mir fern,
Wie ein Geſang auf einem andern Stern.

„Mitternacht iſt's. Engelsſtimmen
Höre ich von fern her ſchallen,
Froh zur hehren Weihnachtsmette
Alle frommen Pilger wallen.

Auf zum Himmel rauchen opfernd
Alle hochgetürmten Berge,
Opfern tief im Erdenſchoße
Wichtelmännchen, Gnom' und Zwerge.

Sieh die Wolken teilen ſich,
Und ich ſehe Gott, den lieben,
Den die Menſchen, haßverblendet,
Jauchzend in den Tod getrieben.
Sieh, er lächelt — — —" Wie auf Nebel-
ſchleiern
Fühle ich mich himmelan getragen.
Gletſcher ſeh' ich, ſchroffe Felſen ragen,
Und das Meer im Vollmondſcheine feiern.

Und wie jetzt ich Kontinentenweiten
Schnell mit einem Blicke überfliege,
Iſt's, als ob mein Leben vor mir liege,
Wie ein Tag in allen ſeinen Zeiten.

Irrtum viel und Haß und eitles Jagen
Seh' ich überall ſich breit entfalten,
Liebe wenig, doch ein fühllos Walten
Mit geſtohl'nem Gut und Blut und feiges
Zagen.

Kampf und immer Kampf und Sieg des
Böſen,
Nicht des Starken nur, faſt nie des Guten!
Mußteſt, Heiland, du vergebens bluten?
Wirſt die Welt du nie vom Übel löſen?

Und ich höre ſüße ferne Stimmen
Im Geſang der Sphären zu mir dringen:
„Ja — er wird einſt die Erlöſung bringen,
Und der Friede kommt einſt nach dem Krieg,
dem grimmen!

„Selbſtſucht flieht, da giebt es nur noch
Liebe,
Jeder ſucht den andern zu erquicken,
Sucht nur Freude in des andern Blicken.
Tot ſind Haß und Neid und alle wilden
Triebe.

„Niemand kennt die Armut, Furcht und
Sorgen!
Die Natur iſt völlig überwunden,
Ihre Kraft iſt durch den Geiſt gebunden,
Und ein Feiertag ſind geſtern, heut' und
morgen!" —

Und ein Wohlſein, wie ich's niemals kannte,
Senkt ſich mählich auf mich nieder;
Lauter ſchallen, ſüßer rings die Lieder.
Sind es Grüße, die das Chriſtkind ſandte? —

Tief im Oſten fängt es an zu grauen,
Aus der Nacht der Tag ſich loszuringen,
Roſenwölkchen breiten ihre Schwingen,
Engelsköpfchen lugen aus dem Blauen.

Welche Glut! Ich ſeh den Himmel offen,
Petrus winkt mir lächelnd mit den Händen.
Nun muß aller Jammer, alles Leiden enden,
Und erfüllt iſt all' mein irdiſch Hoffen! — —

VIII.

Als am andern Morgen früh um acht
Ich in meinen Kleidern bin erwacht,
Waren Uhr und Kette mir geſtohlen,
Und aus meinem Pult auf leichten Sohlen
Hatte alles bare Geld ſich fortgemacht.

Winterlich pocht's an beeiſte Scheiben,
Glocken läuten durch das Flockentreiben —
Weihnachtsmorgen! — Und ich gähne laut:
„Ja ſo geht's, wenn man den Weibern
traut!"

Stuttgart. Ludwig Thaden.

Ein Blick.

Novelle von Mara Cop Marlet.

(Karlstadt, Kroatien.)

In einem sehr, sehr hoch gelegenen Manfardenzimmer der Rue des Saints Pères brach sich an den trüben Scheiben der letzte goldene Sonnenschein eines Frühlingsabends.

Von dem halbgeöffneten Fenster aus sah man das großartige Bild der Pariser Seineufer sich entfalten. Die Quais mit ihren stolzen Bauten und ihrem ewigen Menschengewoge — die schlank über den Strom geworfenen Brücken, an deren Kopfende sich die ausgestellte vergriffene Litteratur der Straßenantiquare wie eine häßliche Umrandung der Uferböschung, von anspruchslosen Käufern umdrängt, hinzieht — abgemagerte Kinder, die Blumen verkaufen, Bettler mit fanatischem oder stumpfem Blick, dieses ganze Gewimmel des Elends, welches aus dem Bodenstaub von Paris emporzusteigen scheint — und dazwischen hinrollend die glänzenden Equipagen, die mit ihren stampfenden und schäumenden Pferden mit der lauten Rücksichtslosigkeit des Reichtums über den Brückenleib hindonnern.

Mitten in den Seinestrom gebettet, versinkt die stolze Notre-Dame-Kirche schon in die Schleier des Abends — auch das Paris, welches dem alten Viertel von Saint Germain jenseits des Stromes gegenüber steht — dieses neue Paris mit seinem großartigen Verkehrsleben, seinen Börsentumulten und dem demokratischen Charakter, sinkt in ein leichtes Dämmergrau, aus welchem es bald wieder in doppeltem feenhaftem Lichtglanz emporsteigen wird.

Das junge Mädchen, das seinen feinen blassen, von tiefschwarzem Haar umrahmten Kopf an die blinden Scheiben des Manfardenzimmers der Rue des Saints Pères lehnt, beobachtet dieses minutenlange Untergehen des glanzvollen Bildes der Riesenstadt. Sie sieht es täglich — und sieht es immer von neuem mit einem sehnenden Gefühl der Bewunderung, wie die Dämmerung auf alle diese goldenen glänzenden Kuppeln einen leichten Schleier senkt.

Jetzt erstrahlt nur mehr ein einziger Punkt jenseits des Ufers, von dem sinkenden Sonnenlicht getroffen, in tiefem Goldglanz. Es ist das herrliche Reliefbild über dem Portal der Kirche St. Madeleine. Das junge Mädchen vermag es aus solcher Entfernung nicht wahrzunehmen, aber täglich scheint es ihrer Einbildung, als ob die wunderbar gemeißelte Christus-

geſtalt dort oben, vom Sonnenlicht gehoben, hervortreten und zu ihr herüberblicken würde.

Die Madeleine iſt eine ſeltſame Kirche — wie eine Vermählung des heidniſchen lebensfrohen Griechengeiſtes mit dem erhabenen Liebesgedanken des Chriſtentums — wie ein Tempel der Alten —, dem die reine Weihe der Kunſt einen neuen Schmuck, das goldene Stirnband der Erlöſer-Religion umgelegt —, ſteht ſie in erhabenem Frieden in dem ſkeptiſchen, entgötterten, nie raſtenden Gewoge von Paris.

„Louiſon!“

Der Ruf iſt aus dem dunklen Innern des Manſardenzimmers an das junge Mädchen ergangen. Sie wendet ſich faſt erſchrocken herum. Wie ſchuldbewußt ſieht ſie nach der Madeleine, wo der Goldglanz eben langſam erliſcht. Iſt es doch die einzige Lebensfreude des gelähmten Greiſes, der dort in ſeinem Lehnſtuhl zuſammengebeugt ruht, allabendlich das ſchöne Reliefbild, unterſtützt von dem inneren Auge ſeiner glühenden aber kranken Phantaſie, hervortreten und dann verſchwinden zu ſehen. Jede Geſtalt, Zug um Zug der gemeißelten Antlitze, jede Verzierung kennt das geiſtige Auge Pierre Terguſons.

Die Madeleine war ſein Schickſal. Als junger talentierter Architekt und Zeichner hatte er in einem kleinen Städtchen des Loire-Departements gelebt. Er lernte ein junges Mädchen — arm, ſchön, hoffnungstrunken wie er — eine Fächermalerin — kennen und lieben. Sie verbanden ſich, und nach einem Jahre hatten ſie ein roſiges kleines Mädchen in ihrem Neſt — aber das ſorgenloſe Glück war fortgeflogen. Die junge Mutter ſiechte dahin. Pflege und Medikamente verſchlangen die kleinen Erſparniſſe, und die Entbehrung, endlich ſogar das bittere hoffnungsloſe Elend zogen in den kleinen Familienkreis. Pierre Terguſon bekam wenig oder keine Arbeit. Die Schuld lag vielleicht an ihm ſelbſt. Als echte Künſtlernatur träumte er großen Entwürfen und Plänen nach, die man ihm niemals zu verwirklichen gab und verſäumte darüber die kleine nutzbringende Arbeit. Endlich meinte er eine große Entdeckung, einen glücklichen Wurf gemacht zu haben.

Fieberhaft erregt, teilte er es der faſt ſchon ſterbenden jungen Frau mit, daß er den Plan zu einer herrlichen Kirche für Paris entworfen. Er wollte ſelbſt damit hin — die geniale Idee verwerten. Das Letzte wurde veräußert, Kind und Frau zuſammengepackt und nach dem Herzen Frankreichs, der Seineſtadt gebracht, die mit jedem ihrer gewaltigen Pulsſchläge täglich Tauſende von Menſchenhoffnungen zermalmt.

Pierre Terguſon hatte die Seinen damals in demſelben Manſardenſtübchen der Rue des Saints Pères untergebracht, in dem er noch heute wohnte. Die junge Mutter lag mit fieberglühenden Wangen zu Bette

— ihre Lungen waren ja, seit das kleine Mädchen da in der Wiege lag, so schwach — aber in ihren großen Augen glühte noch etwas anderes — der Hunger. Pierre Terguson flüsterte ihr liebevolle Worte zu — küßte sein kleines Mädchen und stürzte dann fort in das Straßenwirrsal von Paris — seinen Plan in der Tasche.

Die Sonne lag schwer auf Paris und jeden Augenblick erfaßte den durch das Menschengewoge eilenden Unglücklichen ein Zittern, ein seltsamer Schwindel, der ihm vom Herzen aufzusteigen schien. Sein junges geliebtes Weib sterbend — und, sterbend vielleicht aus Hunger! Nein — Gott durfte das nicht zulassen, sein Plan wird sie retten. — — — Er mußte in Paris einen Mann finden, der ihn verwerten half, und mit hoffnungsfreudigem Schritt eilte er weiter. Da plötzlich hob er den Blick. Die Brücke war überschritten und ihm entgegen trat ein herrliches Gebäude, ein Tempel mit einem wunderbar ausgeführten Reliefbild nach einem Motive der Christenzeit — das Abendmahl des Erlösers, genau so, wie sein Genie es erträumt, wie der Plan es darstellte, den er krampfhaft geballt in den Händen hielt. War es ein Blendwerk seines überreizten Gehirnes? Da stand, was er erschaffen wollte, ja vollendet vor ihm! — Fast keuchend fragte Pierre Terguson einen der vielen vorübereilenden Menschen nach dem Namen des neuen Baues. Die Kirche Saint Madeleine, war die hastig erteilte Antwort. Es waren die letzten Worte, die an das Ohr des jungen Architekten schlugen, ehe er bewußtlos zusammenbrach. Ein Schlaganfall gewöhnlicher Art! Mitleidige Menschen hatten ihn nach Hause gebracht. Als er nach Wochen und Wochen aus einer dumpfen geistigen Teilnahmslosigkeit erwachte, fragte er nicht, wohin sein junges sanftes Weib gezogen, die längst eine bessere Friedensstätte draußen auf dem Père la chaise gefunden und kümmerte sich auch anfangs wenig um die kleine Louison. Sein Geist blieb krank, wenn er sich auch körperlich etwas erholte.

Die ersten Worte, die er sprach, waren ein Satz, den er immer wieder umsonst zu vollenden sich bemühte, offenbar der letzte helle Gedanke, mit dem er damals auf dem Straßenpflaster von Paris zusammenbrach — ein Gedanke, der abgerissen in seinem armen kranken Gehirne stehen geblieben war — den er in quälender Unruhe zu ergänzen strebte, wie eine verlorene Melodie.

Unzählige Male wiederholte er vor sich hin — „Das Leben ist eine große — große — — —" dann brach er plötzlich ab, und ließ den Kopf müde auf die Brust sinken.

Er und sein Kind lebten jetzt von einer kleinen Rente, welche Pierre Tergusons zahlreiche in der Provinz lebende Verwandte dem unglücklichen Künstler und seinem Kinde auswarfen. Die kleine Louison hatte außer-

dem in dem Arzte, der ihrem Vater damals auf dem Straßenpflaster die erste Hilfe geleistet, und ihn auch später in dem Mansardenstübchen besuchte, einen ernsten, teilnehmenden Vormund gefunden. Pierre Tergusons Verwandte hatten ihn natürlich unter geistige Bevormundung gesetzt und so war ihnen der ordnende Eingriff eines vermögenden Mannes, wie Dr. Lafarge, der in Paris eine große Praxis besaß, hochwillkommen. Er legte der Rente bei, was etwa noch mangelte, und sorgte, daß Louison in den ersten Kinderjahren nicht der weiblichen angemessenen Pflege entbehrte. Als Louison etwas heranwuchs, wußte man in dem Mansardenstübchen dieser bezahlten Aufwartfrauen bald zu entraten. Louison besorgte das kleine Hauswesen lachend und singend und lernte dabei spielend ganz von selbst das, was einst ihre Mutter gekonnt: — das Fächermalen. Nur konnte das Kind keine Schule besuchen, da Pierre Terguson, der zu einem Greise zusammengesunken war, sie keinen Augenblick von sich ließ und in einen fürchterlichen Angstwahn verfiel, wenn Louison länger von seiner Seite weg blieb. Dr. Lafarge hatte das eingesehen und mit einem ärztlichen Zeugnisse der Sache nachgeholfen. Ein wenig unterrichtete er die Kleine selbst im Lesen und Schreiben, im übrigen bildete sie ihr kranker Vater weiter.

Pierre Tergusons armes, verdunkeltes Denkvermögen war mit den Jahren nämlich wieder heller geworden, die verheerende Nachwirkung der Krankheit war mehr und mehr gewichen — aber seltsamerweise war nur der Künstler in ihm leben geblieben und der praktische, mit der Mitwelt lebende Mensch erstorben. Er wußte nichts von der Außenwelt, die da unten in den Straßen fortwogte und fortrang, er begriff nicht, wovon er lebte und fragte niemals nach etwas, was auf die praktischen Bedürfnisse des Daseins Bezug hatte. Nur stolze Phantasiebilder zogen an seinem Geiste vorüber, das Große, das Schöne, das Wahre entschleierte sich ihm unbeengt und unbeschattet von den Kleinlichkeiten und den sozialen Einengungen des Lebens.

Wenn Louison an einsamen Abenden vor seinem Lehnstuhl kniete, und er ihr mit der zitternden schwachen Hand zu den ewigen Sternenbahnen emporbeutete, so sprach er wie ein Dichter, nicht wie ein vernünftiger Denker zu ihr, und das junge Mädchen erschloß ihr Fühlen einer Welt, die in Wahrheit so vollkommen nicht existierte.

Wie kam es, daß sich Dr. Lafarge, der nüchterne, praktische Arzt, in diesem kleinen Kreis wohlbefand? Bei seinen eigenen Kindern hätte er eine Entfaltung wie jene Louisons nicht geduldet, ja strenge verurteilt. Sein ganzes Leben trug das Gepräge nüchterner, strenger Pflichterfüllung und eines praktischen Abfindens mit gegebenen Verhältnissen. Vielleicht eben deshalb, weil der praktische Mann nie Zeit gefunden zu träumen, oder weil

er ſich ſolcher nutzloſer Hirngeſpinnſte ſchämte — war das Manſardenſtübchen, wo ein Greis und ein erblühendes Kind nichts von all dem Eigennutz des Lebens wußten, mit dem er täglich rang, wo der reinſte Idealismus die zwei einſamen Bewohner erfüllte — ihm eine liebe Zufluchtsſtätte geworden.

Wenn Dr. Laſarge die Thür der Manſarde im Eintreten hinter ſich ſchloß, war es ihm, als ob er den Strom des brandenden Lebens mit all ſeinen ſozialen und politiſchen Schmutzwellen draußen zurückließe. Das Manſardenſtübchen war zu einem Dichtertraum für den ſonſt ſchaffenden Mann geworden, in den er ſelbſt nicht die Ernüchterung tragen wollte, in der ſein Leben ſonſt verlief. So war Louiſon als erwachſenes Mädchen zu einer ſeltſamen Dichterblume erblüht. — — —

„Die Madeleine, ſie iſt verſchwunden!“ — — — — angſtvoll klammert ſich der zitternde Greis an die Stuhllehne, als Louiſon ihn jetzt raſch im Fahrſtuhl an das geöffnete Fenſter gerollt hatte. Es war zu ſpät — die Sonne noch nicht ganz untergeſunken, aber hinter Wolken verſchwunden, die den Horizont im Weſten dicht umlagerten.

Die Madeleine, der der Greis jeden Abend ſeinen Abſchiedsgruß ſandte, trat nicht mehr aus dem Schatten hervor.

„Beruhige Dich, Vater!“ — — flehte Louiſon erſchrocken.

„Sie iſt fort, — verſchwunden — ſie — ſie —,“ kam es faſt keuchend aus der Bruſt Terguſons, während ſein Auge, weit geöffnet, in die gewohnte Richtung ſtarrte.

Angſtvoll umklammerte Louiſon ſeine Hände und blickte wie hilfeſuchend nach der Thür, an der ſich in dieſem Augenblick ein raſches Klopfen vernehmen ließ. Es war Dr. Laſarge, der wie gerufen zu dieſem peinlichen Auftritte erſchien. Die Aufregung des Greiſes legte ſich bei dem Anblick des befreundeten Arztes, aber er ſank, in einem ganz ungewöhnlichen Zuſtande der Ermattung, zurück in ſeinen Stuhl. Sein Atem ging kurz — der Puls war kaum hörbar, und mit ſehr ernſter Miene ließ Dr. Laſarge die feine blaſſe Hand des Künſtlers aus der ſeinen gleiten.

„Louiſon, was iſt mit Ihrem Vater vorgegangen, was hat ihn ſo erregt?“ wandte er ſich an das junge Mädchen.

Dieſe ſchluchzte nur heftig auf.

„Ich war achtlos, ich führte ihn heute nicht zum Fenſter, um ſeine geliebte Kirche St. Madeleine in dem ſcheidenden Sonnenlichte zu ſehen.“

„Und weshalb nicht, Louiſon?“ Die Thränen in den großen träumeriſchen Augen des jungen Mädchens ſchienen plötzlich darin ſtille zu ſtehen, wie feſtgebannt von einem noch tieferen, neuen Schmerz, nur die Hände ſchlangen ſich krampfhaft ineinander und um den kleinen Mund legte ſich ein Zug tiefen Leidens. — „Armes Kind,“ murmelte Dr. Laſarge, die breite

ſchwielige Hand mitleidsvoll auf ihr Haar legend. — „Sie haben gewiß wieder nach dem leeren Fenſter dort über der Straße geſtarrt?“

Das junge Mädchen ſenkte den Kopf.

„O, Doktor,“ ſagte ſie dann plötzlich flehend, — „er muß krank ſein — oder fort — ein Unglück, wollen Sie nicht nach ihm ſehen — — —?“

Der Doktor runzelte unwillig die Stirne. Dann trat er nachdenklich an das Fenſter und ſtarrte auf die gegenüberliegende Fenſterreihe.

Gegenüber waren es keine Manſarden, ſondern die Front eines ſchönen Stockwerkes, welches ſich mit breiten Spiegelſcheiben hindehnte. An dem Fenſter, welches jenen des Manſardenſtübchens Pierre Terguſons gerade gegenüber lag, hatte auch der Doktor gleich Louiſon häufig den Kopf eines jungen Mannes bemerkt, der ſcheinbar über eine Arbeit gebeugt oder ein Zeitungsblatt läſſig in der Hand, unverwandt nach dem ſchönen Mädchenkopf im Fenſterrahmen des Manſardenſtübchens ſah. Die Augen dieſer beiden jungen Menſchen ſenkten ſich ineinander mit einer Sehnſucht, einer Glut, daß die ganze Welt um ſie zu verſinken ſchien, und ſtundenlang laſen ſie ſo, was ihre Seelen zueinander ſprachen, eines im Auge des anderen. Nun war der junge Mann ſeit einigen Tagen vom Fenſter weggeblieben.

Louiſon ſchien ſeitdem matt wie eine welkende Blume, und in ihren Augen ſtand eine große rührende Klage, wenn ſie ſich ernſt auf Dr. Laſarge richteten. In dieſem Blick lag eine ſolche Macht des Vertrauens, eine ſolche Reinheit des Empfindens, die ſich, ſo fern und unberührt von allen niedrigen Beweggründen der Menſchen, in dieſem hübſchen träumeriſchen Mädchenkopf feſtgeniſtet hatte, das Dr. Laſarge ärgerlich die Hand ballte. Was ſollte er dieſem armen Kinde ſagen, — wenn der Mann dort drüben, an den ſie, wie es ſchien, ihr ganzes Lieben, Hoffen und Träumen gehängt hatte, nur einer übermütigen Laune gefolgt war, wie ſie bei allen jungen Männern, beſonders aber bei den verwöhnten Pariſern gang und gäbe iſt?

Welche lächerliche Rolle würde er, der Mann der Geſellſchaft, der praktiſche nüchterne Arzt ſpielen, — wenn er wirklich hinüber ginge, — — ihn zur Rede ſtellen wollte . . . ! Dr. Laſarge hatte ſich mit gefurchter Stirne herumgewandt. „Louiſon,“ ſagte er faſt heftig, — „mit welchem Rechte wollen Sie nach jenem jungen Mann fragen?“

Die Augen des jungen Mädchens richteten ſich groß mit edlem Staunen auf den Arzt.

„Mit welchem Rechte? — wir lieben uns . . .“

„Hat er es Ihnen jemals geſchrieben?“

„Geſchrieben?“ — fragte ſie nachdenklich, „nein!“

„Oder geſagt?“

„O ja!“

„In welchen Worten?“

„Nicht in Worten, — nur eines Tages — in einem einzigen heißen, ſprechenden Blick.“

Ungeduldig ſtieß der Doktor einen Stuhl beiſeite. „Das iſt Thorheit, Louiſon, für ſo etwas kann man niemand zur Verantwortung ziehen. — — Ein Blick iſt kein Gelübde.“

„Kein Gelübde?“ — Hochaufgerichtet ſtand das junge Mädchen plötzlich vor ihm, in deren Seele der ganze reine Stolz der Wahrheit noch ungebrochen lebte, die in ihrem einſamen Dichterheim nicht gelernt hatte, ihre Stirn den ſelbſtſüchtigen, kleinlichen Bedenken, den niedrigen Gefühlsfälſchungen der Geſellſchaft zu beugen.

„Sie meinen, er ſprach kein Gelübde, der Mann, deſſen Blick mir ſo deutlich, ſo unleugbar ſagte, ich liebe dich, ſei mein — wie ich dein bin. — O, ſagen Sie das nicht, Dr. Lafarge!“ Eine dunkle Röte der Empörung färbte die Wangen des jungen Mädchens höher. — Dr. Lafarge griff beruhigend nach ihrer Hand. „Es iſt aber ſo, mein Kind — ein Blick — — was iſt ein Blick! Er kann geleugnet, mißverſtanden, und vor allem, man kann dafür im ſozialen Leben nicht zur Verantwortung gezogen werden.“

Louiſons blaſſe Lippen bebten in heftiger, innerer Erregung. „Alſo nur deshalb?“ — fragte ſie langſam — „weil ſo ein Gelübde niemand vernahm — weil ſein Bruch vor den Menſchen ſtraflos bliebe? So haben wir keine eigene innere Ehre, die uns gehört — nur eine ſolche der Welt gegenüber, jener Welt, von der Sie mir erzählen und die nichts als Feigheit und Eigennutz ſein muß! Wenn mich das Wort nur bindet, weil es gehört oder geſchrieben wurde, weil ich es ſprach und das Urteil der Welt fürchte — nicht deshalb, weil meine Seele es gab — wenn auch ſtumm, ſchweigend und tief im Innern — dann — dann haben wir nur eine falſche, käufliche Ehre! O, das kann, das darf nicht ſein! Sie täuſchen ſich, Dr. Lafarge, wenn Sie ſagen, ein Blick ſei nichts! — Er iſt eine heiligere, gewaltigere Sprache als das Wort — denn ſie vermag nicht zu lügen — es iſt die Stimme Gottes, lautlos, ſtill, aber tief überzeugend wie der Gedanke der Religion, der in einer Sekunde gleich einem weißbeflügelten Genius durch Ewigkeiten hinzieht.“

Dr. Lafarge blickte bewegt auf das junge Mädchen, das, die Arme an die heftig wogende Bruſt gepreßt, wie eine Hoheprieſterin eines freien würdigeren Menſchentums, das dort unten in dem glänzenden Leben von Paris längſt erſtorben war, in dem niederen Manſardenſtübchen vor ihm ſtand. Von ihr ſchweifte ſein Blick zu dem zuſammengeſunkenen Greis mit den blaſſen durchgeiſtigten Zügen. Dann erhob er ſich ſeufzend: „Das ſind Wunder, Louiſon, die nur jene ſehen, denen das Märtyrertum der Poeſie

die Stirn berührt, — aber," ſagte er, ein neues kurzes Zögern entſchloſſen überwindend, „ich will zu ihm hinüber gehen."

Die Thür hatte ſich hinter Dr. Laſarge geſchloſſen. Das junge Mädchen war über dem Tiſch, an dem ſie ſaß, zuſammengeſunken. Der Kopf mit den ſchweren dunklen Flechten lag auf den verſchlungenen Armen, vergrub ſich in dieſelben. Sie gewahrte nicht, daß der Atem des Greiſes am Fenſter immer kürzer, immer ſeltener ging. Sie horchte auf die Schläge ihres Herzens, die in ſolchen Augenblicken angſtvoller Erwartung — einzelne laute Glockentöne — in der Menſchenbruſt anzuſchlagen ſcheinen. Nein, ſie hatte ſich nicht betrogen, als ſein Blick ihr zu ſagen ſchien — „ich habe dich lieb!" O, dürfte — konnte er es ihr leugnen, oder hatte ſie ſich getäuſcht? — dann war es ja Gott, der ihr log. — Denn die Stimme in ihrem Herzen hatte ja ſo deutlich geſprochen, ſo klar, ſo überwältigend jenes berauſchende, langſam emporkeimende Glück in den dunklen flammenden Männeraugen verkündet — dann war ihr armer Kopf krank, und ſie ein hilfloſes Weſen, wenn ſie die Täuſchung nicht unterſchied.

Leiſe drehte ſich die Thür in den Angeln und Dr. Laſarge ſtand wieder im Zimmer. Den Hut beiſeite ſtellend, reichte er dem jungen Mädchen mit abgewandtem Geſicht einen Brief. Sie zitterte einen Augenblick, ihn zu erbrechen, dann riß ſie den Umſchlag entzwei und überflog den Inhalt mit brennenden Augen. Ihre Bewegungen wurden immer langſamer, ihre Lippen ganz weiß. Wie ſich die Todeszuckungen eines warmen vertrauenden Gefühles in ihren großen Augen malten. Wortlos, mit einer müden Bewegung, reichte ſie endlich Dr. Laſarge den Brief. Der Doktor las, gepeinigt von dem Blick dieſer großen, wahren, tiefdunklen Augen, die an ſeinen Zügen hingen. Der junge Mann von gegenüber — ſchrieb einen langen, nach den Moralbegriffen der Geſellſchaft ſogar ſehr edlen Brief. Er ſagte dem jungen Mädchen, daß er ſie fliehen, mit keinem Gedanken, keinem Blick mehr ihr gehören dürfe — ob ihm dies nun leicht oder ſchmerzlich ſei — denn er habe ein Weib, ein liebes junges Weib, — welches durch eine Erkrankung von ihm geſchieden — in einem Kurort abweſend — nun zu ihm zurückgekehrt ſei, deſſen Thränen er nicht fließen machen dürfe. . . . Ob ſein Leben damit ausgefüllt ſei — wäre Nebenſache —, er beſchränke ſein Glück auf ganz gewöhnliche, im Rahmen ſozialer Pflichten mögliche Bahnen. — —

Dr. Laſarge hob lebhaft den Kopf. „Was ſagen Sie nun, Louiſon?"

Die ſeinen Augenlider des jungen Mädchens zuckten. „Ich ſage, daß er ſehr edel gegen ſeine Frau iſt und ſehr hart gegen mich."

Dr. Laſarge blickte auf das junge Mädchen nieder, deren edle offenherzige Natur ſich in dieſem Augenblicke dem ſchweren Sklavenjoche der

Geſellſchaft beugen mußte, das Tauſenden Nutzen bringt und nur Einzelnen die ſtolze Bahn zur Freiheit und Wahrheit verſperrt; das die Größe hindert, um die Mittelmäßigkeit über das reiche Saatbeet des Schlechten zu pflanzen.

Waren dieſe Einzelnen, die da untergingen, nicht vielleicht mehr wert als jene Tauſende, die ein Menſchentum fortleben machten, das nur in der Luft der Kleinlichkeit und Lüge gedieh —? Dieſe Welt war möglich — aber war dieſe mögliche Welt auch wert zu ſein?

In der Bruſt des nüchternen, ganz in naturaliſtiſchen Anſchauungen erzogenen Mannes vollzog ſich, wie er auf das ſchmerzverklärte junge Mädchen blickte, eine ſeltſame Wandlung. In die Wage ſeines Fühlens legte er auf die eine Seite die edle Aufwallung Louiſons, die jener reinen wahren Moral entſprang, die man im eigenen Bewußtſein trägt, ohne von der feigen Furcht vor dem Urteile der Welt beeinflußt zu werden — einer Moral, die ſo edel und groß im Vertrauen iſt, das ſie dies junge Mädchen einen Blick für ein Gelübde nehmen ließ — auf die andere jene kleinliche, kalte, klügelnde Moral der Geſellſchaft, die den Brief des in ſeinem Irrtum ſcheinbar auch recht denkenden Mannes diktierte. Und die Wage ſank und ſank zu Gunſten Louiſons, je mehr der Arzt über dieſe beiden jungen Menſchenkinder nachdachte. Wie verſchieden war die Bahn, welche dieſe beiden Geiſter gingen! Sie ohne Vorſicht, in jener edlen Kühnheit, die großen Charakteren eigen iſt, wäre ihm vielleicht auf die gefährliche Bahn einer vor der Welt ſtrafbaren Liebe gefolgt, aber bei dem erſten Weckruf an ihr zartes, leicht verwundbares Gewiſſen hätte ſie ſich ihm oder dem Glück des Weibes, das an ſeiner Seite durch das Leben ging, als Opfer vor die Füße geworfen.

Vielleicht wäre ſie auch früher in den Abgrund der Schuld geſtürzt — die Phantaſie ſolcher Frauen hat ja ſo lockende goldene Irrlichter —, aber was ſie forttrieb auf dieſer ſturmvollen, dunklen Bahn der Leidenſchaft — war ein edles Sich-Selbſtvergeſſen, und was ihn zurückhielt, war die klügelnde, wache Selbſtſucht. Sie öffnete ihre Seele weit und groß mit der heiligen, ahnenden Zuverſicht, der Andacht, dem ſtarken ſchönen Gefühl, daß in ihr Inneres einzog.

Er erſtickte ſein Herz mit dem Worte „Pflicht“, welches oft nichts als die kühle Berechnung der Geſellſchaft iſt — ſich ſoziale Unannehmlichkeiten, Verwicklungen und Erſchwerungen der Lebensverhältniſſe zu erſparen. Dr. Lafarge ballte ärgerlich die Fauſt. Zum erſten Mal empörte ihn, den Mann der ernſten Klugheit, der reiflichen Überlegung und phantaſieloſen Arbeit, die harte Geſetzgebung der Geſellſchaft, die er ſelbſt um ſich und ſein ſtreng bürgerliches Haus mit aufrecht erhielt.

Louiſons Thränen hatten zu fließen aufgehört. Plötzlich ſprang ſie mit

einem halb unterdrückten Schrei auf und eilte zu dem Greiſe am Fenſter, der ſeltſam reglos dort im Stuhle lag. Auch der Arzt eilte auf ihn zu, mit dem erſten Blick erkennend, daß dieſer Geiſt wenigſtens ſchon in den nächſten Sekunden den knechtiſchen Erdenbanden für immer entriſſen ſein würde. — — Louiſon ſank in die Knie und bedeckte die langſam erkaltende Hand mit ihren Küſſen und Thränen, während der Arzt bemüht war, dem Sterbenden den Halskragen zu öffnen und etwas Luft zuzufächeln.

Da plötzlich, als habe die Sonne auch ein großes Vergeſſen nachzuholen, durchbrach ſie in einem kurzen blitzenden Strahl noch einmal die Wolkenlage, die im Weſten den Horizont umlagert hatte, und traf das herrliche Stirnbild der Madeleine.

Die Bruſt des ſterbenden Künſtlers hob ſich in einem letzten tiefen erleichterten Atemzug und, die Hand wie ſegnend auf Louiſons Haupt legend, ſprach er den Satz, mit dem damals ſein Leben und Bewußtſein zuſammenbrach und deſſen Schlußworte er endlich wieder gefunden, während ſein Auge ſich dem Lichte, dem er entgegengeträumt, für immer ſchloß:

„Das Leben iſt eine große — große Lüge.“

Der heilige Eheſtand.

Berliner Skizze von Hugo Gerlach.

(Berlin.)

Herrmann Butzke muſterte mit wohlgefälligem Blick ſeinen äußeren Menſchen, als er über den ſchmalen Hof der Mietskaſerne ſchlenderte. „Fein ſeh' ick aus, wie'n Jraf!“

Und es war wirklich ſo. Er trug heute keine Ballonmütze wie ſonſt, ſondern einen runden Filzhut, der faſt noch neu ausſah. Ein geplättetes Oberhemd ſchmückte ſeine Bruſt, und ſein Hals war von einem weißen Stehkragen umſchloſſen. Ein ſtrenger Kritiker hätte vielleicht das Fehlen einer Kravatte bemerkt, aber der Durchſchnittsmenſch achtet wohl nicht auf ſolche Kleinigkeiten.

Wahrhaftig, fein ſah er aus! Und als er nun mit den weißbehandſchuhten Fingern ſeinen fettglänzenden ſchwarzen Rock zuknöpfte, da fühlte er ſich unwillkürlich fähig, in jenen Kreiſen zu verkehren, wo es ſogar wirkliche Grafen giebt.

Ein „glänzender“ Elegant!

Während dieſer Betrachtung hatte er den ſchmutzigen, hölzernen Thorweg erreicht und ſah einen Augenblick die enge Straße hinunter.

„Tag, Männe!“ ſagte da plötzlich die Geſtalt eines Berliner Lazzaroni neben ihm, „aber Menſch, wie ſiehſte denn aus? Hahaha.“

Der Mann lachte unbändig, und um ſeiner Freude noch erhöhten Ausdruck zu geben, ergriff er jenen lachend bei den Schultern und ſchüttelte ihn ſo heftig, daß die ohnehin nicht allzufeſt ſitzende Zierde ſeines Hauptes ins Wanken kam und zur Erde fiel.

„Männe“ ließ ſich nicht Zeit, dieſen elementaren Freudenausbruch übel zu nehmen und hob den Hut einfach wieder von der Erde auf.

„Wat, Fritze,“ meinte er dann wohlgefällig, ſich breit vor dieſen hinſtellend, „ick ſeh' jut aus! Ick habe mir ſogar balbieren laſſen. Weeßte ooch warum?“

„Nee!“ antwortete Fritze ehrlich.

„Ick habe mir heute verheiratet und dadrum bin ick in Hochzeits-Toilette.“

„Wat haſte Dir? Verheiratet! Mit wem denn?“

„Nu, mit meine Aujuſte,“ antwortete Männe einfach. „Det Mächen hat mir ſo jequält,“ fuhr er in entſchuldigendem Tone fort, „na ja und es war ja ooch die höchſte Zeit, von wejen — —“

„Ick weeß ſchon,“ bemerkte Fritze verſtändnisinnig.

„Und denn hat man det ja jetzt ooch ſo bekwem und ſo billig, man jeht uff'n Standesamt und heiratet mal for fufzehn Iroſchen.“

Männe fuhr mit ſeinem behandſchuhten Zeigefinger zwiſchen Hals und Stehkragen umher, denn dieſer war ihm ſichtlich ungewohnt.

„Ja, billig is det heitzutage,“ äußerte ſich Fritze, „na, und det Alter haſte ja ooch.“

„Woll habe ick det,“ erwiderte der zweiundzwanzigjährige Ehemann.

„Wie alt is denn Deine Frau Jattin?“ erkundigte ſich Fritze.

„Ick jloobe, uff letzte Pfingſten war ſe eenunddreißig,“ erklärte jener nach einigem Beſinnen. „Und jetzt war ick eben uff'n Weech, zu Dich hinzujehen,“ fuhr er dann fort. „Ick wollte Dir jütigſt inladen, det'ſte an meine Hochzeitsfeierlichkeiten mit dran teilnehmen dhuſt.“

Dieſe formvollendete Einladung verfehlte nicht, auf Fritz einen bedeutenden Eindruck zu machen.

„Wat!“ rief er begeiſtert, „Du, da bin ick mit mang! — Aber kann man denn ooch „ſo“ bei Euch hinkommen?“ fragte er dann mit einem Blick auf ſein verzweifeltes Exterieur.

„Ach,“ beruhigte ihn Männe, „Du denkſt woll, weil ick mir ſo ellojant jemacht habe? Du kannſt janz ruhig „ſo“ kommen, wir ſind ja doch bloß janz anter nuh unter uns.“

„Willſte denn ſonſt keenen inladen?“ fragte Fritz.

„Bloß Eden und Quadderbacken,“ lautete die Antwort.

„Du, det is fermoſt!“ rief der entzückte Hochzeitsgaſt. „Die Beeden warten da drieben in de Deſtille uff mir, da kenn' wir ja jleich 'ne kleene Vorfeier halten.“ — —

„Haſte denn ſchon wieder Arbeet?“ fragte Mäune ſeinen Begleiter, während ſie die Straße überſchritten.

„Nee,“ antwortete er, „haſt Du denn wat?“

„Ick bin jetzt bei die Wollonkels uff'n Wollmarkt Säcke ſchleppen jejangen for 'ne Mark fufzig Fennje den Tag.“ — — — —

Während die beiden ein verräuchertes Schanklokal betraten, ſaß die junge Frau in der Küche auf einer hölzernen Fußbank.

Ihr Geſicht war nicht gerade ſchön, man ſah ihm vielmehr das 31jährige Alter an — aber man ſah noch mehr.

Nämlich ein gewiſſes Etwas, das ſeinen Zügen zuweilen einen pikanten Anſtrich verleiht; aber ſcharf hervortretend in dem grob geſchnittenen Antlitz dieſer jungen Frau, machte dieſes Etwas, das den Gegenſatz des Ausdrucks der Reinheit und Sittſamkeit bildet, dem guten Geſchmack des Herrn Butzke eigentlich wenig Ehre. —

Indeſſen, Frau Auguſte ſaß auf der niedrigen Fußbank und ſchälte mit ihren roten Fingern Kartoffeln ab.

Dieſe lagen zu ihrer Rechten auf den bloßen Fußboden geſchüttet; da nahm ſie immer ein paar auf, ſchälte ſie ab mit einem kurzen Küchenmeſſer, das einen rohen Holzgriff hatte, und dann warf ſie die Knollen in ein verbogenes Blechgefäß, das mit Waſſer angefüllt war. Die Schalen ließ ſie in langen Ringeln in ihre blaukarrierte Schürze fallen.

So ſaß ſie ſchon ein paar Minuten.

Sie ſah an den verräucherten, ehemals weiß getünchten Wänden empor, und dann fiel ihr Blick auf ein baufälliges Küchentiſchchen, auf dem drei irdene Teller mit geringen Speiſereſten ſtanden.

Sie langweilte ſich; und ſie hatte auch eigentlich ganz recht — ſo wie ſie dazuſitzen, in ſchmutzigen Gewändern, und Kartoffeln zu ſchälen — am Hochzeitstage!

Wenigſtens erzählen wollte ſie ſich etwas. Und da fiel ihr Blick wieder auf das elende Tiſchchen mit den drei unſauberen Tellern und den drei Blechlöffeln daneben — es kam ihr ein Gedanke.

„Muttakin!“ rief ſie, nach der einzigen Thür gewendet, die nicht nach außen führte.

„Muttakin!“

Da öffnete ſich die Thüre, und aus der engen und niedrigen „guten Stube“, der einzig vorhandenen, trat eine alte weißhaarige Frau in ſehr ärmlicher, aber ſauberer Kleidung.

„Muttakin, willſte nich die Tellern von's Mittag ufffchauern?“ fragte Auguſte.

„Ja, ick werde Dir een bißken helfen,“ antwortete die Greiſin freundlich.

Und ſie nahm die Teller, einen nach dem andern, und begann mit zitternden Händen dieſelben unter der Waſſerleitung zu reinigen.

„Muttakin,“ begann Auguſte wieder, „es iſt doch wat Eijentümlichet, wenn man ſo jrade in den Eheſtand einjetreten iſt.“

„Ja, der Eheſtand iſt'n heiliger Stand, und da is denn ooch allens janz anders.“

„Ja, det is es,“ beſtätigte Auguſte.

„Ick habe Männe'n ſo jebeten, det Ihr Euch ooch in die Kirche bei'n Paſter'n ſolltet trauen laſſen,“ ſagte die Greiſin, „aber er wollte nich.“

„Nee, Männe hält niſcht von die Sachen,“ meinte Auguſte, „und es is ja eigentlich ooch janich nötig, verheiratet ſind wir ja nu doch.“

„Es is aber doch immer wat Höheres mit die Reljon,“ erwiderte die Alte. „Zu meine Zeit, da mußte noch in die Kirche jeheiratet werden. Ach Jott, ick weeß noch, wie ick mit meinem ſel'jen Jottlieb als Braut an'n Altar jing mit ſo 'ne jauchzende Zuverſicht, und die Orjel ſpielte ſo ſcheene — wenn ick det heute noch zurückdenke, det war ordentlich feierlich uff's Jemüte.“

„Ja, det muß es ſind.“

„Aber wenn Ihr Euch man ſonſt jut ſeid, denn werd't Ihr ſchon zuſammenhalten und zurechte kommen, denn der Eheſtand iſt'n heiliger Stand!“

„Ja, det iſt er! Mir wird ordentlich anders, wenn ick mir det ſo richtig überleje. Ick will mir ooch nie mehr niſcht zu Schulden kommen laſſen.“

„Ick war ja ooch 'mal een junges Mächen,“ fuhr die Greiſin fort, „und ick weeß ja wie det is. Ick bin ooch jerne 'mal danzen jegangen und Sonntags in's Frie. Aber wenn man verheiratet is, denn kriegt man Sorgen und denn is det allens janz anders.“

„Ick wer' mir ooch ändern müſſen.“

„Ja, det dhue man und verdrage Dir recht jut mit meinem Männe. Er iſ'n janz juter Junge, wenn er ooch manchmal 'en bißken borſchtig is. Er is janz jut und er is meine eenzige Stütze jeweſen und er arbeet' faſt alle Tage und er hat mir noch nie nich hungern laſſen.“

„Ja, arbeeten dhut er.“

„Ach, wenn ick noch dadran denke, wat habe ick früher immer zu'n

lieben Herrjott jebetet, det mein Männe nich zu't Milletheer jenommen wird. Und wie er denn zur Stellung mußte und wiederkam, jleich det erſte Mal frei, von wejen die Hühnerbruſt, janz frei, nich Landſturm, niſcht, jarniſcht — det war meine ſcheenſte Freide uff meine ollen Tage."

„Na, det Milletheer is doch aber ooch janz ſcheene."

„Det hat allens ſeine Schattenſeiten; wat hätte ick denn anfangen ſollen, wenn ſie'n jenommen hätten? — Und nu is er ſogar verheiratet. Ach Jott, wenn det ſein Vater ſehen könnte!"

Und ſie wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen.

„Juſtekin, ick wer ja nich mehr lange leben, aber wenn ick ooch tot bin, det bitte ick Dir: verdrage Dir recht jut mit meinem Männe und denke immer d'ran, daß die Ehe 'n heiliger Stand is."

Da klopfte es laut gegen die Thür. Die Greiſin trippelte eilfertig dorthin und öffnete. Die Thür wurde weit aufgeſtoßen und Männe trat herein, von ſeinen Hochzeitsgäſten gefolgt.

„N' Abend," ſagte er, „ick habe mir'n paar jute Freunde injeladen und nu woll'n wir Hochzeit feiern."

Sie gingen alle in die „gute Stube".

Das Meublement derſelben war mehr als dürftig. Nahe der Wand, der Thür gegenüber, ſtand ein viereckiger Tiſch von fünf Bretterſtühlen umgeben. Die Ecke rechts wurde durch einen altersſchwachen Rohrſtuhl ausgefüllt. An der linken Wand, aber in einer kleinen Entfernung von ihr, waren zwei Betten aufgeſtellt. Die traurige Ruine eines Kleiderſchrankes zwiſchen den beiden nach dem Hof gelegenen Fenſtern und ein kleiner eiſerner Ofen, von dem eine ſchwarze Röhre an der rußgefärbten untapezierten Wand emporſtieg, vervollſtändigten das ſtilvolle Interieur.

Die Männer ſtanden inmitten des Zimmers und drehten ihre reſpektiven Mützen in den Händen herum.

Männe wandte ſich halb zu den beiden Frauen.

„Det is mein Freund Ede," ſagte er, einen ſchwindſüchtig ausſehenden Sohn der „Mutter Grün" im unverfälſchten Nationalkoſtüm vorſtellend.

Auguſte reichte ihm die Hand.

„Det is mein Freund Quadderbacke," fuhr Männe fort, „der is Artiſte." Er präſentierte dabei den berühmten Schlangenmenſchen und Jongleur.

„Ach, Ihnen kenne ick ja ſchon von früher," bemerkte Auguſte zuvorkommend.

„Det hier is mein Freund Fritze."

Doch den kennen wir ſchon „von früher". Die Greiſin hatte inzwiſchen eine Petroleumlampe angezündet, und die Männer ſetzten ſich. Auguſte begab ſich in die Küche, gefolgt von ihrer Bellemaman.

Quadderbacke ſah ſich geringſchätzig im Zimmer um.

„Du, habt Ihr denn bloß zwee Betten?“ fragte Fritz naiv.

„Ja, in det eene ſchläft meine Mutter und in det andere ſchlafen wir,“ antwortete der neugebackene Ehemann.

„Na ja, det jenügt ja ooch for vernünftige Leute.“

„Aber warum habt Ihr denn die Betten ſo von die Wand abjerückt?“ fragte Ede wißbegierig, den geringen Abſtand bemerkend.

„Det is von wejen die Inſekten, die in die Ritzen von de Wand ſind,“ belehrte Männe.

Quadderbacke rümpfte die Naſe.

„Das iſt der Caſus berlini, wie wir Gebildeten ſagen,“ begann er, „daß manche teilweiſe ganz anſtändige Leute keine anſtändige Wohnung nicht haben.“

„Du haſt woll wieder det Quaddern jekriegt?“ erkundigte ſich Männe, eine große Bierflaſche entkorkend.

„Laß man jut ſind,“ äußerte Ede gedankenvoll, „wenn Mancher man noch ſo 'ne Wohnung hätte.“

„Ich bin ja ooch kein geborener Epikuräer,“ erklärte Quadderbacke, „aber ein gewiſſer neuzeitlicher Komfort erheitert meine Gemütsverfaſſung,“ ſetzte er dann beſtimmt hinzu.

In dieſem Augenblick wurde die Thür von außen geöffnet, und Frau Auguſte trat in das Zimmer, eine große Schüſſel in den Händen tragend. Die alte Frau folgte ihr nach mit allerlei Tiſchgerät.

„Na, Juſtekin, wat jiebt's denn ſor'n Dinneeh?“ fragte Männe die Eintretende.

„Neue Kartoffeln und Häring,“ antwortete die Hausfrau wichtig, das dampfende Gefäß in die Mitte des Tiſches ſtellend.

Die beiden Frauen ſetzten ſich ebenfalls, während Quadderbacke ſich abmühte, möglichſt blaſiert dreinzuſehen.

Da warf Ede dieſem einen bedeutungsvollen Blick zu. War es eine geheime Sympathie oder Verabredung — genug, aller Augen richteten ſich plötzlich auf den gottbegnadeten Künſtler.

Dieſer lächelte erhaben, räuſperte ſich und ſprach dann in ſalbungsvollem Tone:

„Geehrte Verſammlung! Unſer Freund, Herr Herrmann Butzke, feiert heute das herrliche Feſt ſeiner Hochzeit. Ich kann dieſen Umſtand nicht vorbeigehen laſſen, ohne ihm ein paar Beglückwünſchungsworte zu ſagen, umſomehr, als ſeine nunmehrige Frau Gemahlin mir ſeit 'ne Reihe von Jahren gut bekannt iſt und mir immer gewiſſermaßen ſehr ſympathiſch war, wie ich ihr ebenfalls, was ich ohne Stolz ſagen kann. Ich will nicht viele

Worte machen und nur daran erinnern, was unſer großer Nationalgeiſt Schiller ſo geiſtreich in dem ſchönen Liede ſagt: „Behüt' Dich Gott, es wär' ſo ſchön geweſen, behüt' Dich Gott, es hat nicht ſollen ſein.“ Hier aber hat es doch ſein ſollen und darum, meine Herrſchaften, erhebe ich mein Glas und fordere Sie auf, mit mir einzuſtimmen in den Ruf: Das neuvermählte Paar lebe hoch, hoch und zum dritten Male hoch!“

Alle ſtimmten mit ein in dieſen Ruf aus voller Kehle und mit männlich kräftigem Fußgetrampel, auch Männe nicht ausgeſchloſſen.

Dann trank Quadderbacke aus dem vor ihm ſtehenden mächtigen Glaſe einen gewaltigen Zug, während Männe das andere galant ſeiner Gattin reichte.

Gleichzeitig machten ſich die Gäſte über das „Dinneeh“ her, und die Herren Ede und Fritze häuften jeder einen furchtbaren Kartoffelberg auf ihren Tellern an.

„Da haſte wieder mal jut jeredt,“ ſprach Fritze, heroiſch einen Heringsſchwanz verſchlingend, „bloß mit det ſcheene Lied haſte Dir jeirrt, det is nich von Schillern, det is von Joethen.“

„Du haſt eben keinen höheren Bildungsgrad erreicht,“ antwortete Quadderbacke von oben herab.

„Ick jloobe aber ooch, et is von Joethen,“ meinte Ede.

„Willſt Du 'ne kleine Weiße mit mir wetten, daß es von Schillern iſt?“ fragte der Künſtler bedeutungsvoll und mit ſcharfer Betonung.

„Nee,“ erwiderte Ede beſtürzt, „wie wer' ick denn wegen ſo 'ne Bagatelle jleich 'ne kleene Weiße wetten.“

„Man ſieht doch jleich, wat een jebildeter Mann is, die ſcheene Rede hat mir janz jerührt,“ ſchmeichelte die Dame des Hauſes dem Löwen ihres „Salons“. „Und wie zart Sie mir dabei erwähnt haben.“

„Ich habe eben meine ſchwache rhetoriſche Beredſamkeit zuſammengenommen, das iſt das ganze Kunſtſtück,“ antwortete Quadderbacke beſcheiden.

Die Konverſation ſtockte einen Augenblick.

Fritz that einen kräftigen Zug aus dem Weißbierglaſe, und Ede ſtarrte ſchwermütig auf ſeinen leeren Teller, über die allzuſchnelle Vergänglichkeit alles Irdiſchen nachſinnend.

„Sie haben wohl noch Hunger, Herr Ede?“ fragte die alte Frau, mit praktiſchem Blick die Lage ihres Tiſchnachbars überſehend.

„Na, noch'n bißken,“ erwiderte dieſer ſchüchtern, einen verzweifelten Blick auf die geleerte Kartoffelſchüſſel werfend.

„Es jiebt noch Stullen,“ beruhigte ihn die Hausfrau, ſeine Beſorgniſſe mit dieſem erlöſenden Wort niederſchlagend.

Sein Blick erheiterte ſich auch ſogleich, und die beiden Frauen begaben ſich, das Tiſchgerät aufräumend, in die Küche.

Männe folgte ihnen nach einigen Augenblicken dorthin.

Die Hochzeitsgeſellſchaft war unter ſich.

„Mir hat's jeſchmeckt," meinte Ede, in ſüßen Hoffnungen ſchwelgend.

„Ja, det Eſſen war janz jut und anſtändig viel," beſtätigte Fritze.

„Ihr ſeid's eben nicht beſſer gewöhnt," entgegnete Quadderbacke kritiſch, „ich für mein Teil bin zwar ſatt, aber ich habe auch ſchon 'mal was Beſſeres erlebt als ſo'n mariniertes Hochzeitsmahl und ein paar traurige Butterſtullen hinterher."

„Na, denkſte denn, es kann immer wat Jebratenes jeben, wie bei'n Fürſchten?" antwortete der genügſame Ede, „wenn wir man ſatt werden," fügte er bedeutungsvoll hinzu, von trüben Ahnungen erfüllt. — —

Da tönte aus der Küche lautes Sprechen herüber.

„Wat," hörte man Männes ſonores Organ, „meine Hochzeitsjäſte willſte Schmalzſtullen jeben! Ick ſoll woll ſo richtig power daſtehn vor die Leute? Nee! Butter ſchmierſte druff, det ſage ick Dir, Butter!"

Aber mit ſiegreicher Kraft machte ſich die Stimme ſeiner Gattin Bahn.

„Wat! Butter! Nee, die eſſen mir ja det janze Viertelpfund uff, det ick heute Morgen jeholt habe. Det wär' 'ne ſcheene Wirtſchaft, die janze Butter zu verſchmieren! Du leideſt wohl an Jrößenwahn? Nee, weeßte, mit ſo 'ne Schohſe komm' mir nich. In die Küche bin ick Herr im Hauſe und det woll'n wir doch mal ſeh'n, wer hier wat zu ſagen hat!"

„Juſtekin, beruhige Dir doch," tönte die matte Stimme der Greiſin beſänftigend, „die Ehe is doch 'n heiliger Stand und heute is Hochzeitstag."

„Ach wat beruhigen! Wat is det ſor 'ne Sache, hier mit mir Krawall anzufangen wejen de Schmalzſtullen, det ick mir vor die dadrinnen ſchämen muß als anſtändige Frau!"

„Du, Du 'ne anſtändige Frau!" eiferte Männe, „haſte nich jehört, wie Quadderbacke jeſagt hat, daß Du ihm ſympathiſch jeweſen biſt. Denkſte denn, ick weeß die Sachen nich von früher? Du biſt mir jrade die Richtige! Nee, morgen laſſe ick mir von Dir wieder ſcheiden."

„Ach Jott, Männe, rede doch nich jleich von ſowat wie ſcheiden," jammerte die alte Frau dazwiſchen, „heute am Hochzeitstage."

„Det ſieht Dir ähnlich, „von früher" anzufangen," rief Frau Auguſte pikiert, „ick hätte Dir doch ſor uffjeklärter jehalten!"

„Det is ja allerdings richtig," erwiderte Männe, durch dieſen Einwand für den Augenblick beſiegt. „Aber da kannſte Jift druff nehmen," fuhr er von neuem auf, „morgen laſſe ick mir von Dir ſcheiden!"

„Na, det kannſte ja!" höhnte die Holde, „denn brauchen wir ja die Hochzeit janich erſt weiter zu feiern."

„Det brauchen wir ja ooch nich."

„Und Deine Leute kannſte ja gleich wieder loofen laſſen, Du haſt ſe Dir ja injeladen.“

„Det wer' ick ooch.“

Da öffnete ſich die Thür und „ſeine Leute“ erſchienen in derſelben.

„Wir woll'n man jehn,“ meinte Fritze.

„Mit de Butterſtullen wird's doch niſcht mehr,“ ſetzte Ede treuherzig hinzu.

„Überlegt Euch man das mit dem Scheiden nochmal,“ ſagte der geiſtreiche Quadderbacke, „es iſt zwar fin de siècle, am Hochzeitstage die Eheſcheidungsklage einzureichen, aber es iſt doch ungemütlich.“

„Sei man jut, Männe,“ begütigte die alte Frau, ihrem Sohne die Wangen ſtreichelnd. „Verdragt Euch man wieder.“

Dieſer ſchwieg.

„Na, Adieu,“ ſagte Quadderbacke, die ſtumme Gruppe belebend.

„Woll'n Sie nich noch'n paar Stullen mitnehmen, Herr Ede?“ fragte die Alte gutherzig, dieſem den Teller hinreichend. Ede griff gerührt und dankend zu.

„Adje,“ ſagte er dann, und alle drei verließen das Heim des neuvermählten Paares. — — — —

„Ihr müßt mich entſchuldigen,“ ſagte Quadderbacke, als ſie die Straße erreicht hatten, „ich muß ſchnell nach Hauſe; ich habe nämlich keinen Hausſchlüſſel bei mir.“ Und er entfernte ſich eilfertig.

„Ick brauche keenen!“ brummte Ede ihm tiefſinnig nach, und dann ging er weiter, von Fritze begleitet, und kaute vergnügt an ſeinen „traurigen Butterſtullen“. — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Wochen ſpäter zeigte das wiederverſöhnte Ehepaar die Geburt eines geſunden Knaben an.

Leoncavallos „Pagliacci“ und die modern-realistische Oper.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

.... Nicht die Märchen allein sind der Zweck der Kunst — —
Auch was er wirklich sieht, schild're der Dichter. ...

Eine modern-realistische Oper! — — Liegt in dieser Bezeichnung nicht schon an sich ein Widerspruch? Kann eine Oper überhaupt realistisch sein? Diese Fragen wird sich mancher im Stillen vorlegen und nicht recht schlüssig werden, ob er sie bejahen oder verneinen soll. Wenn man von einer „modern-realistischen“ Oper spricht, so taucht in der Phantasie vieler so etwas wie ein gesungener Ibsen oder ein instrumentierter Gerhart Hauptmann auf, und da ist es nur natürlich, wenn sich gegen ein derartiges Experiment allerhand Bedenken erheben wollen.

Und doch, warum sollte dem Realismus, der sich bis jetzt auf allen Kunstgebieten siegreich durchzusetzen vermochte, gerade das Gebiet der Oper verschlossen sein?

Das ist doch sehr einfach — höre ich da schon einen weisen „modernen“ Ästhetikus sagen —, der Realismus soll das wirkliche Leben darstellen, und im wirklichen Leben pflegen die Menschen gar nicht oder wenigstens nur in Ausnahmefällen zu singen. Im gewöhnlichen Leben wird gesprochen, in der Oper aber muß gesungen werden. Wie reimt sich das zusammen?

Dieser Einwand, so einfach und einleuchtend er auch auf den ersten Blick erscheinen mag, ist doch keineswegs stichhaltig und berührt die eigentliche Frage gar nicht. Die Kunst — auch die modern-realistische — will und kann überhaupt die Wirklichkeit als solche nicht darstellen, nicht nachgestalten, sie kann und soll nur mit den ihr eigenen Ausdrucksmitteln ein Spiegelbild, ein Symbol der Wirklichkeit bieten. Die modern-realistische Kunst strebt, im Gegensatz zur früheren sogenannten idealistischen, nur danach, die Spiegelfläche ihrer Ausdrucksmittel möglichst glatt und rein zu erhalten, so daß das Bild der Wirklichkeit keine Verschiebungen und Verzerrungen erleidet, wie dies in den mannigfach gekrümmten und absonderlich verbogenen Spiegelflächen der idealistischen Richtungen so oft der Fall war. Das ist der ganze Unterschied. Gesang und Orchestermusik sind neben den

mimischen und scenischen Künsten die Ausdrucksmittel der Oper, wie das gesprochene Wort Ausdrucksmittel des Dramas ist. Und wird etwa im Wortdrama selber gerade so gesprochen wie im wirklichen Leben? Keineswegs, wenn auch die modernen Dramatiker bemüht sind, den Dialog der Wirklichkeit immer näher zu bringen. Wir sprechen in der Wirklichkeit weder wie Schiller, noch wie Ibsen in ihren Dramen; und wenn letzterer dem ersteren gegenüber seinen Dialog der Wirklichkeit mehr zu nähern, das heißt, charakteristische Wendungen und Redeweisen direkt der Wirklichkeit nachzugestalten sucht, so sind das in der Richtung der realistischen Kunstentwickelung liegende Naturalismen, analog jenen Nachahmungen von Naturlauten, wie sie ältere und neuere Komponisten, der alte zopfige Haydn sowohl wie der moderne Richard Wagner, in ihren Partituren anzubringen liebten, und die mit der Frage des Realismus als solchem ebenfalls nichts zu thun haben. Der Gesang kann also in der Oper so gut Ausdrucksmittel realistischer Kunst sein, wie die Rede im Wortdrama.

Nun tritt aber eine zweite, wichtigere Frage an uns heran, nämlich die: Eignet sich jeder Stoff gleich gut zur opernmäßigen Bearbeitung wie zur dramatischen? Diese Frage muß naturgemäß verneint werden; denn hier kommt ein anderes Moment in Betracht: die Grenzen der Ausdrucksmittel der jeweiligen Kunstgattung.

Die Ausdrucksmittel jeder Kunstgattung sind begrenzt, und diese Grenzen fallen selbst bei nahe verwandten Künsten keineswegs zusammen. In den bildenden Künsten sind sie andere für die Malerei und andere für die Plastik; in den theatralischen Künsten kann die Oper mit ihren Mitteln nicht alles ausdrücken, was das Drama zur Darstellung bringen kann, und umgekehrt. Auf den ersten Blick könnte es nun scheinen, als ob die Oper, die alle Ausdrucksmittel des Dramas und überdies noch das mächtige Agens der Musik besitzt, also demnach an direkten Ausdrucksmitteln reicher ist als das Wortdrama, ein weiteres Gebiet beherrsche als letzteres und diesem folglich überlegen sein müsse. Dies ist jedoch nicht der Fall. Was die Oper an tiefer und wuchtiger Ausgestaltung einzelner Momente durch die Musik gewinnt, das büßt sie andererseits gerade dadurch an Beweglichkeit und reichem dramatischem Leben, dem Wortdrama gegenüber, wieder ein. Das Musikdrama gravitiert naturgemäß nach der Stimmungsseite, das Wortdrama nach der Verstandesseite. Die Musik als Stimmungs- oder Gefühlskunst muß bei einer gegebenen Situation länger verweilen, schon deshalb, weil sie zur Entfaltung ihrer Motive einen größeren Zeitraum bedarf als das Wort zum Ausdruck eines Gedankens. Was der Dichter in einem kurzen Satze sagt, dazu braucht der Komponist eine ganze Arie. Das Musikdrama wird also nicht imstande sein, den zahlreichen Gedanken und stetig wechseln-

den Stimmungen einer dramatiſch ſehr bewegten Handlung zu folgen; und wo dies vom Komponiſten dennoch verſucht wird, da entſtehen jene endloſen und unliebſamen Längen, wie wir ſie an vielen Stellen bei Richard Wagner finden, und die ſelbſt bei einem ſo überaus reichen Tonkünſtler, wie der Bayreuther Meiſter einer war, den Vollgenuß des Werkes ſtören, bei einem minderbegabten Künſtler aber geradezu peinigend wirken können. Einem ſchnellbewegten Dialog kann die Muſik nicht folgen, ohne den Hörer durch eine raſche Flucht nur angeſchlagener, aber nicht ausgetragener Motive und ſtetige Modulation in Unruhe und Verwirrung zu verſetzen. Ebenſo findet ſie ſich allen referierenden und erzählenden Teilen des Dramas ziemlich hilflos gegenüber. Die frühere (deutſche) Oper griff daher zu dem Ausweg, nur die lyriſchen Ruhepunkte des Dramas in geſchloſſenen Formen, als Arien, Duette, Terzette uſw. muſikaliſch auszugeſtalten, während alle übrigen, alſo die eigentlich dramatiſchen Stellen, geſprochen wurden. Dieſe gemiſchte Form mußte den Rückſichten auf eine höhere Stileinheit allmählich weichen. Einfachere Dialoge und referierende Teile wurden als ſogenannte Recitative behandelt und ſchwankten nun in ihrem eher deklamatoriſchen Gewande, beſonders da ſie auch einer reicheren orcheſtralen Begleitung entbehrten, zwiſchen Geſang und geſprochener Rede. Dann wurden die dramatiſchen Höhepunkte, die den leichteren lyriſchen Stellen gegenüber der nachdrücklichen muſikaliſchen Unterſtützung nicht entbehren durften, beſonders an den Aktſchlüſſen zu größeren Enſembleſätzen, den ſogenannten Finales vereinigt. Hier ſuchte man durch Durchbrechung der ſtrengeren lyriſchen Formen und durch Aneinanderreihen kurzer Sätze der bewegteren Handlung ſchneller nachzukommen und unter Zuhilfenahme von Chören und glänzenderer Inſtrumentation dramatiſche Steigerung hervorzubringen. Doch auch bei dieſen Finales mußte der Text ſich der Muſik inſofern unterordnen, als allzuraſche und allzureichhaltige Gedankenfolge vermieden werden mußte, da ſelbſt die kurzen muſikaliſchen Sätzchen eine gewiſſe Zeit zu ihrer Entfaltung bedurften. Aber dieſe aus geſchloſſenen Sätzen, Recitativen und Finales zuſammengeſetzte Oper war, ſelbſt wenn jeder geſprochene Dialog völlig daraus verſchwunden war, doch nichts Einheitliches, es war noch kein organiſches Ganzes. Erſt als Richard Wagner in genialer Weiſe den letzten Schritt auf dieſer Bahn that, die geſchloſſenen Formen ganz auflöſte und dafür als formales Einheitsprinzip das konſequent durchgeführte „Leitmotiv“ in Anwendung brachte, war aus dem früheren Singſpiel und der ehemaligen Oper ein eigentliches Muſikdrama geworden.

Aber ſelbſt dieſes einheitliche, ganz analog dem Wortdrama nur nach Akten und Scenen — nicht mehr nach einzelnen „Nummern“ — gegliederte Muſikdrama deckt ſich in ſeinen Ausdrucksmitteln immer noch nicht mit dem Wort-

drama. Auch dieser modernen Oper sind, was die Ausgestaltung der eigentlichen dramatischen Handlung betrifft, die Grenzen immer noch enger gezogen als dem modernen Schauspiel. Richard Wagner glaubte eine Zeit lang, mit seinem Musikdrama ein „vollkommeneres“, durch den Hinzutritt der Musik reicheres Drama, ja sogar ein alle Künste zusammenfassendes Gesamtkunstwerk geschaffen zu haben, das jeder anderen Kunstgattung überlegen sein müsse, weil die Grenzen seiner Ausdrucksmittel weiter gesteckt seien als die aller übrigen Kunstgattungen. Doch gerade dieser Schluß erwies sich als fehlerhaft, und schon bei dem Bayreuther Meister selbst setzte hier ein interessanter, rückläufiger Denkprozeß ein. Die Bestrebungen Wagners, wie die seiner Vorgänger, waren darauf gerichtet, die Oper der Natur näher zu bringen, oder, wie es auch hieß, das Musikdrama von der ihm bislang anhaftenden Unnatur zu befreien. Denkbar höchste Illusion war daher die Losung dieser Reformbestrebung. Die raffiniertesten Dekorationseffekte, die sinnreichsten Maschinerien wurden ausgeklügelt. Was Wagner und seine Nachahmer in diesem Punkte geleistet haben, ist zu bekannt, um hier des weiteren ausgeführt werden zu müssen. Gerade diese „naturalistischen“ Bestrebungen führten indessen merkwürdiger Weise nicht zu einer eigentlich realistischen, sondern zur neoromantischen Wagneroper. Es schien dem Meister mit der von ihm angestrebten höchsten Illusion nicht mehr vereinbarlich, daß historische oder gar moderne Gestalten in dem so raffiniert ausgestalteten Musikdrama singend auftraten. Die zuerst so weit gezogenen Grenzen des Allkunstwerkes verengerten sich so sehr, daß nur noch das Gebiet der Sage übrig blieb, aus welchem, nach Wagners Meinung, ausschließlich die Stoffe für Musikdramen entnommen werden sollten. Wagners Behauptungen, die in seinem geistreichen Buche „Oper und Drama“ — übrigens ein Werk, das nicht genug empfohlen werden kann — nachzulesen sind, enthalten manches Wahre; die Schlußfolgerungen jedoch, die die Möglichkeit und Berechtigung eines modern-realistischen Musikdramas, dessen Stoff der Gegenwart oder der Geschichte entnommen, bestreitet, beruht auf der fehlerhaften „naturalistischen“ Anschauung, daß höchste Illusion der vornehmste Zweck der Kunst, vorab der dramatischen sei. Dem ist aber nicht so; denn diese höchste Illusion würde nur dann vollkommen erreicht werden können, wenn es dem Künstler gelänge, die Natur selber neu zu erschaffen. Der Künstler — und damit kehren wir wieder zu unserem Ausgangspunkte zurück — kann und soll aber die Natur nicht nachschaffen, sondern soll in seinem Werke nur ihr Abbild, ihr Symbol gestalten, und dieses Symbol schafft er eben mit den ihm von seiner Kunstgattung an die Hand gegebenen Ausdrucksmitteln.

Nach diesen Ausführungen wird uns dreierlei leichter verständlich werden:

1. Daß eine Oper ebensogut ein realistisches Kunstwerk sein kann, wie jede andere künstlerische Schöpfung.

2. Daß, wenn sich auch nicht alle Stoffe gleich gut zu musikdramatischer Bearbeitung eignen, doch moderne Stoffe keineswegs prinzipiell ausgeschlossen sind; ferner, wie ein Drama beschaffen sein muß, das sich zu modern-realistischer Ausgestaltung als Musikdrama eignen soll.

3. Warum wir in Deutschland auf der von Wagner beschrittenen Bahn nicht über des Meisters grandiose Schöpfungen hinauskommen können, und warum die in Wagners Ideen geschulten, jüngeren deutschen Komponisten nicht auf die eigentliche modern-realistische Oper geleitet wurden.

Der erste der drei Punkte bedarf keiner weiteren Erläuterung; wenn man die Begriffe „realistisch" und „naturalistisch" nicht verwechselt oder vermengt, so versteht sich die Sache von selbst. Eine naturalistische Oper wäre eine Unmöglichkeit und ein Unding, wenn auch in realistischen wie in idealistischen Opern einzelne naturalistische Züge, ausschmückende Details 2c. vorkommen können (z. B. die Wolfschluchtmusik aus dem „Freischütz", der Feuerzauber aus der „Walküre", das Waldweben aus „Siegfried"). Realistische Opern aber gab es immer und wird es immer geben, man denke an Mozarts „Don Juan" (trotz dem steinernen Gast!) und an Beethovens „Fidelio".

Welche Stoffe sich zur Behandlung im modern-realistischen Musikdrama eignen, geht aus den Eigentümlichkeiten des musikalischen Ausdrucksmittels hervor. Die Musik ist vorherrschend Gefühlskunst, in den musikdramatisch zu behandelnden Stoffen muß also auch das Gefühlsmoment vor dem Verstandesmoment vorwiegen. Komplizierte psychologische Probleme sind demnach von vornherein ausgeschlossen. Die dem Stücke zugrundeliegenden Thatsachen sollen möglichst einfacher Natur sein, damit nicht viele Erklärungen und lange Berichte nötig werden, bei denen sich der trefflichste Komponist nutzlos abmühen kann. Die handelnden Charaktere seien stark ausgeprägt und scharf umrissen. Jene Mischcharaktere und zusammengesetzten Temperamente, die gerade im modernen Schauspiel so interessant wirken, können im Musikdrama nur matt und lahm erscheinen. Vor allem aber schildere der moderne Musikdramatiker große Leidenschaften. Mit der Charakteristik der Spießbürgerlichkeit, die im gesprochenen Schauspiel an ihrer Stelle und wirkungsvoll sein kann, darf er sich nun und nimmer abgeben, wenn er nicht die Wirkung seines Werkes gänzlich in Frage stellen will; denn nichts wirkt so unmöglich, halb komisch und halb langweilig, wie eine gesungene Trivialität. Dies ist eine Klippe, an der ein sich an moderne Stoffe wagender Komponist leichter strandet, als der historische oder gar der romantische Sagenstoffe behandelnde. Nicht weil wir uns, wie Wagner meint, einen der Gegenwart oder der beglaubigten Geschichte angehörenden Helden nicht „singend"

vorstellen können — wir stellen uns, wenn wir in der Oper sitzen, einen Helden überhaupt niemals singend vor, sondern handelnd — und nur im Schimmer der Romantik das „Bühnenwunder“ Wirklichkeit werde, würden sehr viele moderne oder historische Dramenstoffe in musikalischer Behandlung unerträglich sein, — sondern das „Singen“ choquiert um so weniger, je weiter man in der Vergangenheit zurückgreift, allein deswegen, weil in der weiten Perspektive uralter Geschichten und Mären alle kleinlichen Alltäglichkeiten und Banalitäten von selber verschwinden, und nur das Starke und Wesentliche bestehen bleibt, weil also der dramatische Stoff von Natur so geordnet ist, wie wir ihn einzig und allein für wirkungsvolle musikdramatische Behandlung brauchen können. — Nach dem Gesagten wären also — um ein paar Beispiele anzuführen — „Othello“, „Cavalleria rusticana“, „Der Bajazzo“ vorzügliche moderne Opernstoffe, dagegen „Hamlet“, „Kabale und Liebe“, „Hedda Gabler“ und „Freund Fritz“ die denkbar schlechtesten.

Romantische Stoffe — und darin hat Wagner unbestreitbar recht — eignen sich also von allen am besten zu musikdramatischer Bearbeitung, und ganz besonders zur Bearbeitung in dem von Wagner selber eingeführten Leitmotivstil. Aber wie soll dieser Leitmotivstil modernen Stoffen beikommen, und die Oper hungert gegenwärtig geradezu nach modernen Stoffen, sie dürstet, nach der langen und glänzenden Periode der von Wagner heraufbeschworenen romantischen Träume, heute nach „Freilicht“. Sie will loskommen aus dem Gebiet fabelhafter Götter und Helden, aus dem Reich der singenden Drachen und der mystischen Gralsschüsseln. Die deutsche Musik aber vermochte diesen Bann nicht zu brechen, sie fand den Ausweg nicht mehr aus dem Zaubergarten, in den sie der große Zauberer von Bayreuth gelockt hatte. Und leider waren die Schüler des Meisters keine Zauberer, sie kannten die Sprüche nicht, die sie zu Herrschern dieses Reiches gemacht hätten; so blieben sie einfach in seinem Banne. Und die Wagner in sein Zauberreich gelockt hatte, das waren die besten und tüchtigsten Meister unserer Nation, die einzigen, von denen überhaupt eine Weiterentwicklung der deutschen Oper zu erwarten war; denn die anderen, „die sich nicht hatten verlocken lassen“, oder die sich in lächerlicher Zwerghaftigkeit der großen Wagner'schen Kunstsache entgegengestemmt hatten, weil sie die Größe und den Reichtum dieses universellen Geistes nicht zu begreifen vermochten, die kommen für unsere Frage gar nicht in Betracht, sie schrieben ihre Öperchen weiter im populären, der banausischen Menge huldigenden Liedertafelstil oder als homöopathische Verwässerer der sogenannten klassischen Schule, wobei sie sich natürlich wie lauter zweite Mozarts und Beethovens vorkamen, während sie doch nichts anderes waren und nichts anderes sein

konnten als die Affen jener großen Meister, die sie durch ihre schwächlichen Werkchen karikierten. Die deutsche Kunst kam also über den Koloß Wagner nicht heraus, weil sie eben, als deutsche Kunst und ihrer natürlichen Entwicklung gemäß, gar nirgends anderswo anknüpfen konnte, weil sie über den Koloß hinwegschreiten, ihn überwinden mußte. Von den Zwergen, die an ihm herumkrabbelten, die ihm da und dort etwas am Zeuge zu flicken suchten, war diese „Überwindung" natürlich nun und nimmer zu erwarten; dazu brauchte es starker, mit dem Bayreuther Meister kongenialer Künstler, deren Entwicklungsweg nicht naturgemäß durch das gewaltige Hindernis Wagner hindurchführte, die daran vorbeischreiten konnten, seine Größe voll und ganz bewundernd, und die Gewalt seines künstlerischen Wesens unbefangen auf sich einwirken lassend. Diese neuen Meister erstanden in einem anderen Lande, im Lande der Gesänge und des Gesanges, in Italien. Von hier, von diesem neuen Boden aus, und in den Bahnen einer eigenen, reich entfalteten und stark ausgeprägten nationalen Kunstentwicklung fortschreitend, gelang ihnen die „Überwindung Wagners". Ich brauche nicht zu sagen, daß die beiden jungen Meister Pietro Mascagni und Ruggiero Leoncavallo heißen. Sie haben das Zauberwort gefunden und den Bann gebrochen.

Hätte dies — so wird man mir einwenden — ein Deutscher nicht ebensogut gekonnt, hätten wir nicht ebenfalls an die Italiener oder sonst an irgend etwas anknüpfen und so neue Bahnen einschlagen können? Nein und abermals nein; denn die Kunstentwicklung, ich kann es nicht genug wiederholen, ist nichts Künstliches, das sich nach Belieben ausrechnen, ausdüfteln und zurechtlegen läßt, sondern etwas natürlich Gewordenes und stets Werdendes, das, wie alle Kulturentwicklung, auf unumstößlichen Naturgesetzen beruht. Die Kunst ist auch etwas durchaus auf nationalem Boden Wachsendes und nur hier Gedeihendes, das gerade Gegenteil von allem Internationalen; und wenn ein deutscher Künstler italienische Werke hervorbringen will, oder ein italienischer deutsche, so kommen dabei im allergünstigsten Falle nur schwächliche Nachahmereien heraus, niemals aber vollgültige und vollsaftige Kunstwerke, Kunstwerke, die mit starken Wurzeln im Mutterboden der Nationalität haftend und daraus ihre Nahrung ziehend so groß und schön gedeihen, daß sich unter ihrem breiten Gipfel alle Nationen versammeln und sich an ihrer Pracht erquicken können.

Es ist also Italien, wo gegenwärtig das von deutschen (Wagnerischen) Einflüssen befruchtete Opernkunstwerk der Zukunft aufzukeimen beginnt. Und dies ist, wie wir gesehen haben, kein Zufall, sondern eine natürliche Folge der Kunstentwicklung. Es ist überhaupt interessant, zu beobachten, wie sich Deutschland und Italien seit der Zeit der Renaissance in der musikalischen

Hegemonie beständig wechselseitig ablösen, während Frankreich stets eine mittlere, vermittelnde Stellung zwischen den beiden Hauptmusiknationen einnimmt. Auch dieses gegenseitige sich Ablösen ist kein zufälliges und hängt enge mit der Gesamtentwicklung der Kunst zusammen, indem gleichsam eine auf den nationalen Charakteranlagen beruhende Arbeits- oder Rollenverteilung eintritt. Bei dieser Rollenverteilung fällt den Italienern die Ausgestaltung der Melodik, den Deutschen die der Harmonik, und den Franzosen die Amalgamierung beider Teile zu schlagenden, und manchmal auch zu schreienden und kreischenden Effekten, besonders Theatereffekten, zu. Dieses Thema weiter auszuspinnen und mit Beispielen aus der Geschichte der Oper zu belegen, ist hier nicht der Ort. Es würde uns dies auch zu weit abführen; soviel ist aber ohne weiteres klar, daß, nach den Gesetzen der Pendelschwingung, auf jede Periode einseitiger Ausbildung der Melodik als naturgemäße Reaktion eine Periode reicher entfalteter Harmonik folgen muß, und umgekehrt. Da nun die Melodik hauptsächlich in der natürlichen Beanlagung des Italieners, die Harmonik hauptsächlich in der des Deutschen liegt, so erklärt sich das stetige Hinundherschwanken der musikalischen Kunstentwicklung zwischen italienischen und deutschen Einflüssen eigentlich von selbst.

Die Wagner'sche Kunst hatte nun das musikalische Drama mit einem bisher ganz unerhörten Harmoniereichtum ausgestattet. Neben einer wuchtigen und überaus glänzenden Instrumentation, neben neuen und überraschenden Modulationen, wurden alle Künste des Kontrapunktes angewandt, und besonders in den letzten Werken Wagners sind die Wege der Stimmführung so verschlungen, daß der Satz manchmal sogar spitzfindig oder grüblerisch erscheint. Die melodische Reaktion konnte deshalb nicht ausbleiben, und sie konnte naturgemäß auch wieder nur von Italien ausgehen; natürlich auch hier nur von den Meistern des Neuen, nicht von den Nachtretern des Alten, Hergebrachten. Ebenso konnte die neue Weiterentwicklung der Oper nicht mehr im alten idealistischen, schönfärberischen Fahrwasser segeln, sondern mußte in die allgemein herrschende und heutzutage einzig zeitgemäße Kunstströmung des Realismus einlenken.

Italien besitzt nun unter seinen Opernkomponisten seit langer Zeit schon einen echten Meister realistischer Kunst in Giuseppe Verdi, dem eigentlichen ersten Revolutionär der italienischen Opernmusik. Die Italiener erkannten den revolutionären Charakter dieses Meisters schon an seinem — „Trovatore". Das muß uns Deutschen, die wir gerade in dieser auf allen Leierkasten heruntergeorgelten Oper das denkbar Älteste, Abgedroschenste, Unwirklichste, kurz das eigentliche Prototyp der alten, von Richard Wagner ein für allemal abgethanen Oper erblicken, mehr als absonderlich erscheinen.

Und doch läßt ſich das Faktum nicht beſtreiten: Verdi iſt der erſte italieniſche Opernrealiſt. Sein Realismus liegt aber — auch im „Trovatore“ — wo anders, als wo wir ihn gewöhnlich zu ſuchen pflegen. Er liegt nämlich da, wo er bei einem Italiener einzig und allein liegen kann, nämlich in der Melodik. Die Verdi'ſchen Opernmelodien, wie ſie ſich im „Trovatore“ zuerſt zeigten, waren in Italien etwas ganz Neues, und wenn wir das damals nicht gleich merkten, ſo liegt das einzig daran, daß wir eben für Melodik nicht das feine Ohr der Italiener beſitzen. Verdi ſuchte in ſeinen Melodien über die einfache Stimmungsmalerei hinauszugehen und in ganz realiſtiſcher Weiſe zu charakteriſieren. Er ſtrebte alſo in ſeiner Melodik dasſelbe an, was Richard Wagner in ſeiner harmoniſch und kontrapunktiſtiſch ſo reich geſtalteten Orcheſterbegleitung. Wir müſſen alſo auch die in der Richtung der realiſtiſchen Kunſt liegenden Naturalismen, die Wagner zum Beiſpiel in ſeine reich ausgeſtattete Orcheſtrik verlegte, bei den früheren Werken Verdis einzig und allein in der Melodik, ja ſogar in der geſungenen Melodie ſuchen. Ein Beiſpiel für viele: Beide Komponiſten wollen eine Feuersbrunſt darſtellen. In dieſem Falle wird Verdi, wie in der Arie „Loderude Flammen ſchlagen zum Himmel empor“ („Trovatore“), das unruhige Flackern und Glänzen der Flamme in der geſungenen Melodie darzuſtellen ſuchen, während Wagner, wie im „Feuerzauber“ („Walküre“, „Siegfried“) die eigentliche, ruhige Melodie mit glitzernden, unruhig flackernden inſtrumentalen Figurationen umgiebt. Daß das Wagner'ſche Ausdrucksmittel in dieſem Falle unendlich viel ſchöner und wirkungsvoller iſt als das von Verdi angewandte, liegt auf der Hand, und darin beruht ja eben ein Teil des durch die Wagner'ſche Kunſt bewirkten Fortſchrittes. Verdi konnte aber naturgemäß nicht ſelbſt darauf verfallen, weil er als Italiener immer zuerſt an die Melodie denkt. Der ewig junge italieniſche Meiſter hat aber, ganz im Gegenſatz zu vielen ſeiner deutſchen Kollegen, die Wagner und die von ihm vertretene Sache nur mit Spott und Hohn verfolgten, die Überlegenheit der Wagner'ſchen Ausdrucksmittel voll und ganz anerkannt, und hat ſie ſich, was noch mehr bedeutet, ſo viel er konnte, ſelber anzueignen geſucht. So erleben wir denn das merkwürdige und ſchöne Schauſpiel, daß unter dem befruchtenden Einfluß des großen deutſchen Meiſters der italieniſche Altmeiſter der Oper beſtändig wächſt und ſich bis in ſein Alter hinein eine jugendliche Friſche bewahrt hat, um die ihn mancher junge Künſtler beneiden könnte. So ſchrieb Verdi ſeine „Aida“, in der ſich der Einfluß Wagners noch mehr in Äußerlichkeiten geltend macht, ſo ſchrieb er ſpäter ſeinen „Othello“, in dem er die Prinzipien der Wagner'ſchen Kunſt bewußt anwandte, aber nicht als öder Nachtreter und Nachbeter, ſondern als freiſchaffender Künſtler, der von ſeinem Genoſſen wohl lernt, aber ihn

nicht abschreibt und am allerwenigsten seine nationale und individuelle Eigenart in der Nachahmung des Fremden verleugnet. Und so hat sich der italienische Altmeister in frischem Vertrauen auf seine unversieglich scheinende Jugendkraft noch als nahezu Achtzigjähriger an einen „Falstaff“ gewagt, über den ich leider noch nicht nach persönlichem Urteil berichten kann, der aber nach allem, was man über das Werk hört, seinem Schöpfer Ehre machen muß.

So leitet Altmeister Verdi selber zur jungen Neugestaltung der italienischen Oper über.

Natürlich verlangt diese Neugestaltung vor allem junge Kräfte: und diese jungen Kräfte besitzt Italien. Es klingt merkwürdig, fast ein wenig romanhaft, wie die beiden, ganz unbekannten jungen Leute plötzlich auftauchten und die Opernbühnen jenseits und diesseits der Alpen im Fluge eroberten. Ein italienischer Musikverleger erläßt ein Preisausschreiben für die beste Oper, ein gewisser Pietro Mascagni erhält den ersten Preis mit seiner „Cavalleria rusticana“. Und was das Merkwürdigste ist und die Welt am meisten in Erstaunen setzt: die Oper taugt wirklich was; und während sonst bei Preisausschreiben nie viel Gescheites herauszukommen pflegt, so trafen diesmal die Preisrichter nicht nur auf ein starkes Talent, sondern auch auf einen eigentlichen Neutöner. Doch es kommt noch merkwürdiger. In derselben Konkurrenz befand sich ein zweites Werk, das der „Cavalleria“ an genialer Conception noch überlegen ist, Leoncavallos „Pagliacci“. Also doch wieder die alte Geschichte — wird mancher denken — die Herren Preisrichter haben auch diesmal, wie immer, am Ziele vorbeigeschossen und, wenn auch keinen Unwürdigen, so doch den weniger Begabten gekrönt! Aber nein, ein solcher Vorwurf wäre diesmal gänzlich ungerecht, die Preisrichter haben, indem sie von zwei sich in ähnlichen Bahnen bewegenden Werken das musikalisch „reifere“ krönten, im Gegenteil die ihnen obliegende Aufgabe aufs beste gelöst. Daß aber jetzt, wo die Werke beider Künstler über die Bühnen gehen, von Publikum und Kritik, die mit ganz anderen Faktoren zu rechnen haben als ein musikalisches Preisgericht, Leoncavallo als das stärkere Talent erkannt werden muß, ist eine Thatsache, die — ich glaube man darf die Prophezeiung wagen — durch die zukünftigen Werke beider bestätigt werden wird.

Von Mascagni haben wir in der „Gesellschaft“ schon verschiedene Male gesprochen; wir brauchen also das schon Gesagte nicht zu wiederholen. Mascagni ist der jüngere von beiden, doch sind seine Erfolge älter, als die Leoncavallos. Er hat auch vor diesem insofern einen Vorsprung, als er schon drei Opern auf die Bühne gebracht hat, während wir von Leoncavallo erst das Erstlingswerk kennen. Wir können also bei Mascagni schon eine

Art von Entwicklung beobachten; und da zeigt es sich denn, daß der junge Meister die Bahnen eines braven und schönen Talentes wandelt, stets bemüht, das Sturm- und Drangmäßige aus seinen Partituren mehr und mehr auszumerzen und zu einem möglichst schönen und edlen Satze durchzudringen. Gerade dadurch hat er gewissermaßen seinen allzu hitzigen Verehrern Enttäuschungen bereitet. Man erwartete möglichst scharfe, leidenschaftliche Accente, so was recht Drauflosgängerisches von ihm, und er bot statt dessen nur seiner ausgearbeitete Partituren. Dabei hatte er noch mit seinen letzten Libretti entschiedenes Pech. Da kam nun Leoncavallo mit seinen „Pagliacci" recht zu paß. Das Drauflosgängerische, die starken Accente, die man bei Mascagni vergeblich suchte, hier fand man sie. Und vielleicht gerade aus diesem Umstand erklärt sich der fabelhaft rasche Erfolg der Oper.

Der Inhalt der „Pagliacci", oder des „Bajazzo", unter welchem Titel die Oper an deutschen Bühnen aufgeführt wird, ist denkbar einfach. Ein italienischer Schmierenkomödiant erstickt seine Frau in einem Anfall von Eifersucht während des Schauspiels vor versammeltem Publikum. Das ist alles. Aber was macht Leoncavallo aus diesem Stoff? Er gestaltet ihn zu einem Werke, dem man von Anfang bis zum Ende mit stets steigender Spannung folgt.

Daß es nur gleich gesagt sei: Leoncavallo ist sein eigener Librettist. Das ist, wenn der Komponist zugleich mit theatralischer Routine begabt ist, immer ein immenser Vorteil. Wir sahen es an Richard Wagner und sehen das Gegenteil davon an Mascagni, der sich nach dem prächtigen Wurf der „Bauernehre" nun an widerhaarigen, ungeschickten Textbüchern abmühen und verbluten muß.

Man glaube nun aber nicht, daß der „Dichter" Leoncavallo die Backen weit aufpustet, um etwas ganz Unerhörtes, noch nie Dagewesenes zu schaffen Nein, er geht so einfach als möglich zu Werke, indem er nur die wichtigsten Momente der Handlung hervorhebt, und die etwa entstehenden Lücken, ganz unbekümmert um irgend welche Fragen des „Stils", ja mit einer gewissen Naivetät, mit opernmäßigem Beiwerk ausfüllt, wie es die alte Oper anzubringen liebte.

Er nennt sein Werk ostentativ ein „Drama", und läßt ihm keine Ouverture, sondern einen „Prolog" vorangehen, und zwar einen wirklichen, gesungenen Prolog. Dieser Prolog ist in zwiefacher Weise interessant. Erstens, weil er wirklich eine Neuerung darstellt, und zweitens, weil er gewissermaßen ein „Programm" des Künstlers und seiner Anschauungen enthält. In diesem Programm bekennt dieser sich offen und frei zur realistischen Kunst, und es machte auf mich einen eigentümlichen Eindruck, als Tonio im Kostüm eines Possenreißers aus dem geteilten Vorhang hervortrat und

von den Brettern herab, die sonst allen und jeden modernen Realismus verpönen, die Worte sang:

„Ihr seht die heitern Masken wohl mit Staunen im ernsten Spiele,
Und da will es der Brauch, daß ich des Dichters Ziele
Euch nenne und kurz erkläre.
Denn nicht wie sonst gilt heut' der Satz:
Die Thränen der Bühne sind falsch, sind Lug,
Falsch alle Seufzer auch, und die Schmerzen Betrug;
Nehmt drum die Bühne nicht ernst.
Nein! — Heut' schöpfet der Dichter
Kühn aus dem wirklichen Leben schaurige Wahrheit.
Ach, nicht die Märchen allein sind der Zweck der Kunst — —
Auch was er wirklich sieht, schild're der Dichter,
Dann erringt er der Menschen Gunst."

Das ist deutlich genug, besonders da der Prolog weiter verkündet, daß der auf der Bühne geschilderte Vorgang der Erinnerung des Autors an eine selbst erlebte Geschichte entsprungen.

Musikalisch ist dieser Prolog sehr geschickt aufgebaut und bildet für den betreffenden Darsteller eine höchst wirkungsvolle Nummer. Gleich nach den ersten Takten weiß man, wo der Komponist hinaus will, auch hört man gleich, daß er alle Ausdrucksmittel seiner Kunst souverain beherrscht, und sich nicht, wie so mancher Anfänger, von Instrumentation, Stimmführung, Modulation usw. selber beherrschen läßt.

Das Tonstück beginnt mit einem kurzen, scharf rhythmisierten, äußerst charakteristischen Motiv, das sich gleich in den Haupt-Septimenaccord der Unterdominante stürzt, welch letzterer in einem kurzen, lachenden Flötenlauf seine Quasi-Auflösung findet. Das Ganze umfaßt nur vier Takte und könnte als „Komödianten-Motiv" bezeichnet werden, da es die forcierte Lustigkeit professioneller Spaßmacher äußerst glücklich schildert. Aus dem ersten, charakteristischen Takte des Motivs bildet der Komponist sodann eine acht Takte umfassende chromatische Passage, deren Oberstimmen sich purzelbaumartig von der Höhe herabstürzen in das vollständige Komödianten-Motiv, das aber diesmal um einen halben Ton tiefer liegt, um gleich darauf in der Wiederholung, ohne irgend welchen Übergang, also mit einem Harmoniesprung, auf seiner ursprünglichen Höhe zu erklingen. Dieser Harmoniesprung ist höchst charakteristisch und wird vom Komponisten teils angewandt, wo er das mißtönende Ausrufen der Komödianten, ihr schreiendes Anpreisen der zu erwartenden Herrlichkeiten, womit sie die Schaulust des Publikums zu locken suchen, malen und demnach eine Art von Kakophonie hervorbringen will; andererseits aber soll dieser Harmoniesprung das zerrissene innere Wesen der Possenreißer charakterisieren, jenen Widerspruch zwischen Sein und Scheinen, der das eigentliche tragische Motiv seines Dramas bildet. Wieder

erſcheint eine ähnlich wie die erſte gebildete, wurzelbaumartige Kadenz von zwei (mit dem fermatenartig durch zwei weitere Takte ausgehaltenen Schlußton eigentlich vierzehn) Takten, die wird in weiteren acht, reſp. zehn Takten (inkl. Fermate) in den Baßen pianiſſimo fortgeſetzt und verklingt ſchließlich in einem reizenden, piano gehaltenen Gegenbewegungsſpiel, in welchem auch der lachende Flötenlauf drei Mal in drei verſchiedenen Lagen und von verſchiedenen Holzbläſern gebracht wird. Nun bringen die Hörner ein neues Motiv, das in der Oper ſelbſt in dem ſogenannten Bajazzoliede den Gipfelpunkt von Canio-Bajazzos Verzweiflung charakteriſiert, und dort zu den Worten ertönt: „Lache, Bajazzo, ſchneid' die tollſten Grimaſſen", wobei hier im Prolog die Schlußwendung wiederholt iſt (ſechs, mit dem Überleitungstakt ſieben) Takte. Gleich darauf erklingt ungemein zart, gleichſam den Grund der Verzweiflung angebend, das wunderbar weiche und dabei doch ſo leidenſchaftlich eindringliche, ſo ſüdlich warmblütige Liebesmotiv, das im Drama ſelbſt ſpäter die Grundlage des prachtvollen Liebesduettes zwiſchen Nedda-Colombine und Silvio bildet. Es zieht ſich, allmählich verklingend, durch zwölf Takte (Cantabile sostenuto assai). Nun ſetzt wieder im erſten Tempo (Vivace) ein aus dem Komödiantenmotiv gebildetes, toll auflachendes und ſich überſchlagendes Spiel ein (vierundzwanzig Takte), das ſich in ſeinen letzten acht Takten in wilder Paſſage in das urſprüngliche Komödiantenmotiv ſtürzt, worauf der ganze erſte Teil des Tonſtückes, gleichſam als Hauptſatz, in der urſprünglichen Tonart (C-dur) wiederholt wird, um hinter der zweiten wurzelbaumartigen Kadenz jäh in vermindertem Septimenaccord abzubrechen. Es folgen zwei Takte völlige Pauſe, dann erſcheint der lachende Lauf (zweite Hälfte des Komödiantenmotivs), diesmal in H-dur, wieder zwei Takte Pauſe, wieder derſelbe Lauf in G-dur, dann teilt ſich der Vorhang, Tonio ſtreckt in der Maske eines Poſſenreißers den Kopf durch die Gardine, und tritt an die Rampe vor, um den Prolog zu ſingen. Die Singſtimme iſt durchaus deklamatoriſch behandelt. Das Orcheſter begleitet zuerſt ſehr diskret, aber, beſonders in den Eingangsworten, mit einer gewiſſen Feierlichkeit. Zu den Worten: „Denn nicht wie ſonſt gilt heut' der Satz: Die Thränen der Bühne ſind Lug" ꝛc. muß das Komödiantenmotiv den Stoff zur Begleitung abgeben. „Heut ſchöpfet der Dichter" ꝛc. wird beinahe nach Art eines Recitativs nur von einzelnen Akkorden unterſtützt. Während bei der gleich darauffolgenden Stelle: „Jüngſt taucht in des Autors Seele jäh die Erinn'rung auf an ein Ereignis, das tief ihn dereinſt erſchüttert" ꝛc. eine wunderbar ſchwermütige, in ihrem Bau etwas an das Liebesmotiv erinnernde Melodie mit ſchleppender Synkopenbegleitung erklingt. Darauf erſcheint zu den Worten: „Laßt euch im Stücke rühren der Liebenden Schickſal, das eurem oft gleichet" das Liebesmotiv ſelber, in

reizender Stimmführung, während zu den Worten: „Den Haß sehet wüten, den Neid sehet nagen", 2c. das leidenschaftliche Eifersuchtsmotiv auftritt, wie es in dem schönen Arioso Canios zu den Worten: „Anders wär's im Leben, fänd ich Nedda jemals treulos" 2c. erklingt. Das Eifersuchtsmotiv steigert sich zum Fortissimo, bis eine leidenschaftlich in Synkopen gebrochene Kadenz zu einem neuen, liedartigen Satze (Andante cantabile) führt, der in prächtiger, ruhiger und würdevoller Melodie eine Art von Grundmoral des Dramas bringt:

„O glaubt mir:
Wie euch, schlägt voll Lust und Leid auch in des Gauklers Brust ein Herz, —
Grad wie euch quillt lindernd ihm die Thräne,
Wenn ihn bedrückt ein Schmerz.
Wir alle auf Erden wandeln im gleichen Licht:
Bis dem Reichsten wie dem Ärmsten einst das Auge bricht."

Ein paar recitativische Schlußworte des sich zurückziehenden Tonio (vier Takte) und eine aus dem Komödiantenmotiv gebildete, an den Anfang erinnernde Coda von sechzehn Takten beenden das Tonstück.

Diese mit Willen etwas breiter ausgeführte Analyse des Prologs gewährt uns verschiedene Einblicke in Leoncavallos künstlerischen Charakter. Auf den ersten Blick erkennen wir den kühnen Stürmer, der unbekümmert um alte Regeln und hergebrachte Gewohnheiten seinen Weg dahinschreitet. Er lehnt sich in seinem Prolog an keine bisher bestehende Form an, und doch ist, wie wir sehen, das Tonstück nichts weniger als formlos. Ja, wenn wir die oben angegebenen Taktzahlen mit einander vergleichen, so sehen wir, daß zwischen den einzelnen Teilen eine gewisse Harmonie und Symmetrie herrscht, eine gewisse Gleichmäßigkeit und Schärfe der Gliederung, wie wir sie zum Beispiel in den späteren Werken Wagners, wo die Tonwellen uferlos dahinfluten, nicht finden. (Daß in Wagners Schöpfungen natürlich auch eine „höhere" Symmetrie waltet, sei hier nur, um Mißverständnissen vorzubeugen, und zum Nutzen gewisser Leute bemerkt, die, weil sie immer noch nichts lernen wollen, „aha!" oder „also doch!" rufen und aus mißverstandenen Äußerungen gegen den großen Bayreuther Meister Kapital zu schlagen suchen; worin sie sich zeigt, kann natürlich hier nicht des näheren ausgeführt werden.) Ferner lehren uns die in Leoncavallos Periodik stets wiederkehrenden, durch vier und durch acht teilbaren Taktzahlen, daß der junge Italiener seine Leitmotive nicht lose zerflattern läßt, wie es Wagner, getreu seinem Prinzip der sogenannten „unendlichen Melodie" oft liebt, sondern, daß er sie zu in sich abgeschlossenen Sätzchen und Sätzen auszubilden sucht. Daraus ergiebt sich wiederum, daß Leoncavallo, wieder im Gegensatz zu Wagner, Ganz- und Halbschlüsse nicht verpönt, sondern diese musikalischen Ruhe- und Trennungspunkte gerne anwendet. Ja er

läßt die Gliederung ſeiner Sätze mit Hilfe der Inſtrumentation noch ſtärker hervortreten, indem er den Wechſel des inſtrumentalen Kolorits gerne mit dem Periodenſchluß zuſammenfallen läßt. Dabei emanzipiert er ſich aber möglichſt von den alten Modulationsgeſetzen. Er moduliert häufig, raſch, kühn und manchmal auch ſprungweiſe, ſcheut ſich nicht vor enharmoniſchen Übergängen, und wendet, wie wir bereits geſehen haben, auch den kühnſten Harmonieſprung mit voller Überlegung ſinnvoll und höchſt charakteriſtiſch an. Was Leoncavallo — wie überhaupt die jungen Italiener — von den älteren Meiſtern ſeiner Nation unterſcheidet, und woran ſich der gewaltige Einfluß des großen deutſchen Muſikdramatikers am deutlichſten zeigt, das iſt das Verlaſſen der früheren Homophonie und der durchgängig polyphon geführte Satz. Die ſchöne Geſangsmelodie iſt nicht aufgegeben, ſie ſchwebt beſonders an den dramatiſch und muſikaliſch bedeutungsvollen Stellen ſiegreich über dem Satze; aber andererſeits iſt auch der Orcheſterpart viel ausgebildeter als dies in der früheren italieniſchen Oper der Fall war. Das Orcheſter verhält ſich nicht mehr ausſchließlich dienend, wie früher, wo es ganze Nummern hindurch den Geſang nur mit einzelnen rhythmiſchen Accorden zu unterſtützen hatte, und, wenn es hochkam, nur als Einleitung oder in Zwiſchenſpielen ſelbſtändiger auftrat, um aber gleich wieder in ſeine dienende Rolle zu fallen, ſobald der Geſang wieder in ſein Recht trat. Dieſe Hm-blemm-blemm-Begleitung verlieh den italieniſchen Opernmelodien bekanntlich etwas Walzer- oder Polkaartiges, das, nach unſerem deutſchen Gefühl, der Würde des Muſikdramas keineswegs angemeſſen iſt, und das oberflächliche Komponiſten allzuleicht zur Banalität verleitet. Das Orcheſter tritt alſo bei den jungen Italienern in ſelbſtändigen Gegenſatz zum Geſang, es führt einzelne Leitmotive ſelbſtändig durch, neben den Motiven des Geſanges und gleichzeitig mit ihnen, wie bei Richard Wagner, es übernimmt zu Zeiten und an dem Komponiſten dazu geeignet erſcheinenden Stellen ſogar die Führung und läßt den ſich in unbedeutenderen Motiven oder in einfacher Tonwiederholung bewegenden Geſang hinter ſich zurücktreten. Gerade durch letzteres Mittel erreicht der Komponiſt ſehr ſchöne Wirkungen; dabei erhält der ganze Satz durch das abwechſelnde ſtärkere Hervortreten von Geſang oder Orcheſter eine reiche und ſchöne Mannigfaltigkeit. Und wenn man bedenkt, daß die Geſangſtimme im Muſikdrama die Gedanken- oder die Verſtandesſphäre, das Orcheſter dagegen die Gefühlsſphäre, die Sphäre der Leidenſchaften, bedeutet und ſymboliſiert, ſo iſt leicht zu erkennen, welch ſchönes Ausdrucksmittel dem Komponiſten gerade durch dieſes Wechſelſpiel an die Hand gegeben iſt. Wenn zum Beiſpiel bei den Stellen, wo Canios eiferſüchtige Verzweiflung geſchildert wird, das Orcheſter heiß emporſchäumt, mit ſeinen leidenſchaftlichen Tonwellen die Geſangsmelodie überflutend, ſo ſchafft da-

durch der Musikdramatiker das denkbar schönste realistische Bild der aus dem Innern des Menschen emporwallenden und seine Verstandeskräfte umhüllenden und ertötenden Leidenschaft, während die aus den Stürmen des Orchesters siegreich wieder emporschwebende Melodie die Überwindung der Leidenschaft und Trost und Resignation prächtig charakterisiert. Wir erhalten also ein echt dramatisches Bild des ewigen Kampfes, den der Mensch mit seinen Leidenschaften zu bestehen hat, bald siegreich, bald unterliegend.

Wir erkennen also schon aus dem Prolog die Hauptcharakterzüge des Komponisten und können uns bezüglich der Oper selbst kürzer fassen.

Die erste Scene des ersten Aktes schildert den Einzug der Komödianten in das Dorf. Die große Trommel ertönt, wobei wir wieder gleich zu Anbeginn jenen charakteristischen, wie ein falscher Ton klingenden Harmoniesprung nach der kleinen Sekunde vernehmen, der wie ein schmerzlicher Riß immer wieder in die Lustigkeit des Volkes hineinzittert. Auf einem wackligen, mit einem Esel bespannten Karren erscheint Canio-Bajazzo mit seiner Truppe, von dem jubelnden Volke mit einem flotten, lebendigen Chore begrüßt. Er blickt finster und schlägt in verbissener Wut auf die große Trommel. In den Trubel des Volkes hinein, der vor seinen Reden und gezwungen drolligen Gebärden verstummt, ruft er die Ankündigung und Anpreisung seines Schauspiels. Das galante Betragen Tonios gegenüber Nedda, seiner Frau, die er mit gutem Grund für treulos hält, läßt seine Eifersucht erwachen, der er in einem ungemein melodischen Arioso: „Scherzet immer, doch eines schont“ 2c. Ausdruck verleiht. Dieses Arioso besteht aus drei Teilen. Der erste (Adagio molto) ist düster, grüblerisch; der zweite (Andantino sostenuto assai) bringt zu den Worten: „Zwar oben bin ich Bajazzo nur“ 2c. eine äußerst charakteristische Orchesterbegleitung, die den Rollencharakter des Bajazzo trefflich zeichnet und den tragischen Widerspruch in der Gestalt des Helden zuerst klar aufdeckt. Im dritten Teil (Un poco piu mosso) taucht aus der Tiefe des Orchesters das Eifersuchtmotiv auf, schwillt, gegen die Synkopen der Begleitung ankämpfend, mächtig empor und endet in der Singstimme in einem Aufschrei qualvoller Verzweiflung. Doch die wilde unbändige Leidenschaft kann dieses Mal Canio noch nicht bezwingen — er hat ja auch noch keine Gewißheit von der Untreue seiner Frau —, das Ganze ist ja vielleicht gar nicht wahr, ist nur ein Scherz, und so erklingen denn als Schluß die ersten Takte des ersten Teiles noch einmal: „Darum scherzt nur, doch achtet, daß der Scherz nie werde Wahrheit“. Nun muß der Dichterkomponist für das Folgende die Scene frei bekommen, und da verfällt er auf das nicht gerade neue Mittel, die Vesperglocken erklingen zu lassen und Alt und Jung in die Kirche zu spedieren. Dabei kann er sich nicht enthalten, ein bei den älteren Komponisten beliebtes und stets bewährtes Kunststückchen,

um nicht zu ſagen Mätzchen, zu wiederholen, nämlich einen „Glockenchor“ zu ſchreiben. Das iſt etwas, was durchaus in den alten Stil gehört und uns alſo in dieſer Studie, wo wir uns mit dem aufkeimenden neuen italieniſchen Stil beſchäftigen, wenig oder nichts angeht. Doch ſei bemerkt, daß Leoncavallo auch dieſes alte Requiſitenſtück originell aufzuputzen verſteht, ſo daß es ſich ganz friſch präſentiert. Er begnügt ſich nicht mit den Glocken und deren naturaliſtiſcher Nachahmung in den Singſtimmen. Da Feiertag iſt, ſo läßt er auch Muſikanten mit Schalmeien zur Kirche ziehen, deren graziöſes, ſich in einer feinen Figur bewegendes Hirtenmotiv zuerſt von einer auf der Scene placierten Hoboe gebracht wird, dann aber auch in die Oberſtimmen des Chores übergeht und den ganzen, etwas ſteifen Bim-Baum-Chor wie mit blauen Glockenblumen durchflicht und umrankt. Die Bühne leert ſich, und mit der in der Ferne ertönenden Oboe entſchwindet das Lied.

Die zweite Scene beginnt. Das Volk hat ſich verlaufen. Canio und die übrigen Schauſpieler ſind mit den Bauern zum Wein gegangen, Tonio beſorgt angeblich den Eſel. So bleibt Nedda, die kokette Frau Canio-Bajazzos, allein auf der Bühne. Die Synkopen, mit denen die Scene einſetzt, laſſen uns ahnen, daß wir wieder in dramatiſch bewegtere Regionen eintreten. In der Tiefe des Orcheſters ertönt wieder das Eiferſuchtmotiv, zu Neddas Worten: „Wie flammte auf ſein Auge! Ich ſenkt' den Blick zur Erde voller Angſt“, und zu „daß er ſäh' mein böſes Gewiſſen“ hören wir das ſo weiche, unendlich liebliche Liebesmotiv. Mit ein paar Takten hat uns alſo der Komponiſt wieder mitten in die Situation hineinverſetzt und zugleich den Grundton für die ganze Scene angegeben. Hier ſoll nun zuerſt der Darſtellerin der Nedda Gelegenheit zu einer Solonummer gegeben werden. Das iſt eine von den bekannten Konzeſſionen an die beſtehenden Theatergepflogenheiten, die der Komponiſt, beſonders der junge Anfänger, nicht umgehen zu können glaubt, und auch nicht gut umgehen kann, wenn er ſein Werk nicht aus Gründen beleidigter Darſtellereitelkeit zurückgewieſen ſehen will. Dieſer lyriſche Ruhepunkt wächſt hier nicht aus dem Drama heraus, er iſt eben einfach aus Opportunitätsgründen, die mit der Kunſt als ſolcher nichts zu thun haben, eingeſchoben worden. Darum kommt er überraſchend und unnatürlich. Aber es war eben keine andere, beſſere Stelle vorhanden, und die Primadonna durfte doch nicht um ihre „Nummer“ gebracht werden. Zudem ſollte es natürlich auch ein Glanzſtückchen werden, und das half die Unnatur vollenden. Auch ſollte es gerade etwas recht Naturaliſtiſches ſein! Plötzlich ertönt ganz unmotiviertes Vogelgezwitſcher, das weit entfernt davon, die ſchöne Durcharbeitung von Wagners Waldvogelſcene oder ähnlicher naturaliſtiſcher Kunſtſtücke deutſcher Meiſter zu zeigen,

eigentlich nur aus grellen, nichtssagenden Trillern und einem chromatischen Lauf in Gegenbewegung besteht. Zum Glück dauert das unnatürliche Gezwitscher nicht lange an, und das eigentliche Lied, das sogenannte „Vogellied“, beginnt. Die Melodie dieses in hellglitzernder Fis-Dur gesetzten „Vogelliedes“ ist einfach, volksliedartig und sehr gefällig. Die Begleitung, die aus flimmerndem aber eintönigem Passagenwerk und den Dreiachteltakt trochäisch rhythmisierenden Akkorden besteht, ist nichtssagend. Es ist dieses „Vogellied“ wohl der schwächste Punkt des Werkes. — Mit dem Eintritt Tonios, des verschmähten Liebhabers, beginnt wieder das eigentliche dramatische Leben, und sofort kehrt auch die ganze Kraft und der ganze Reichtum des Komponisten zurück. Tonio tritt auf; er hat Neddas Gesang belauscht und schwärmt sie an. Sie aber lacht ihn aus und weist ihn, der abends den verliebten Tölpel spielt, mit seinen Liebesschwüren auf die Bühne; und wie er zudringlicher wird, greift sie zur Peitsche und schlägt ihn, worauf sich die Liebe des Verspotteten und so schwer Beleidigten in heißen, unauslöschlichen Haß verwandelt. Auch in dieser Scene ist die musikalische Charakteristik ebenso einfach als packend. In einem rührenden dreiteiligen Liedsatze, in welchem der dritte Teil das Motiv des ersten (Hauptsatzes) wieder aufnimmt, fleht Tonio um die Liebe des schönen, leichtsinnigen Weibes; mit unendlichem Hohne weist sie ihn zurück, wobei ein ganz infam-graziöser Satz aus der Colombinenkomödie, gleichsam ein in Musik umgesetztes, spöttisch-kokettes Achselzucken, im Orchester erklingt, worauf Tonio noch leidenschaftlicher einsetzt, bis der Peitschenschlag erfolgt und in den Bässen das düster grollende Rachemotiv aufsteigt, mit welchem Tonio sich entfernt. Nun erscheint der begünstigte Liebhaber, Silvio, ein junger Bauer, und das prächtige, aus dem Liebesmotiv herausgearbeitete Liebesduett beginnt, das wohl als der musikalische Glanzpunkt des Werkes bezeichnet werden kann. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir diese frei aufgebauten und doch so symmetrisch abgerundeten Sätze hier ausführlich zergliedern wollten, das Geschäft des Analysierens und Zerpflückens, dem wir notgedrungen in dieser Studie schon allzureichlich obgelegen haben, würde dem Blütenstrauß bald weich kosender, bald in höchster Leidenschaft dahinflutender herrlicher Melodien jeden Duft rauben; das Wort vermag hier nicht mehr zu folgen, wo nur allein der Ton sprechen kann. Während das Duett der Liebenden in süßem Selbstvergessen verklingt, holt Tonio grollend Neddas Gatten herbei. Canio will sich in furchtbarer Wut auf den Liebhaber seines Weibes stürzen, doch dieser entflieht. Und nun wendet der Dichterkomponist den Akt, der so lustig und lebensfroh begonnen, zu dem ergreifenden elegischen Ausgang, der trotz seiner schlichten Einfachheit den denkbar größten Eindruck hervorbringt. Die Stunde rückt vor, und der Schauspieler muß all

ſein Herzeleid vergeſſen und „ſpielen“, muß mit tollen Grimaſſen als Bajazzo ſein eigenes Geſchick der lachenden Menge preisgeben. Aus dieſer Situation heraus entſpringt das in ſeiner Schlichtheit ſo rührende Lied des Bajazzo: „Hüll' dich in Tand nur und ſchminke dein Antlitz, man hat bezahlt ja, will lachen für ſein Geld“, das in dem entſetzlichen Aufſchrei gipfelt: „Lache, Bajazzo, ſchneid' die tollſten Grimaſſen“, um dann ſchluchzend zu verklingen: „Kennſt kein Gefühl, biſt nur ein Spielzeug zum Scherz“. Die Motive des Bajazzoliedes ſchließen in ungemein ſtimmungsvollem Nachſpiel den Akt.

Zwiſchen beiden Akten hat der Komponiſt ein Orcheſter-Intermezzo angebracht, das weſentlich aus den Motiven des Prologs beſteht. Nach einer etwas hohl theatraliſchen Einleitung erklingt pianiſſimo und wie verklärt in hoher Lage die Melodie zu „Jüngſt taucht in des Autors Seele jäh die Erinnerung auf“ uſw., um dann in den ſchrillen Verzweiflungsſchrei des Bajazzo und nach einer kurzen Kadenz in den den Prolog ſchließenden Liedſatz: „O, glaubt mir, auch in des Gauklers Bruſt“ uſw. überzugehen und mit den letzten ſchluchzenden Tönen des Bajazzoliedes zu verklingen.

Der zweite Akt bildet gleichſam ein Spiegelbild des erſten, nur tritt als dramatiſche Verwicklung an die Stelle des wirklichen Lebens die Theaterwelt der Colombinenkomödie, bis die natürliche Leidenſchaft dieſes Spiel in ſo tragiſcher Weiſe durchbricht. Die erſte Scene beginnt wieder mit einem allgemeinen Volkschor. Es ſind wieder weſentlich dieſelben Motive wie im Anfang des erſten Aktes, nur klingt alles noch erwartungsvoller, nervöſer. Einzelne Stücke ſind faſt wörtlich aus dem erſten Akt herübergenommen. Dazwiſchen taucht noch ein neues, an die Muſikanten des Glockenchores erinnerndes Motiv auf. Das Volk iſt nicht mehr um den Karren der Komödianten verſammelt, ſondern gruppiert ſich in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen, um die primitiv aus ein paar Brettern, Stangen und Lappen zuſammengezimmerte Bühne. Tonio und Beppo ſpielen die Ausrufer, Nedda ſammelt das Eintrittsgeld. Silvio drückt ſich im Publikum herum, den günſtigen Moment erſpähend, wo er ſich an Nedda heranmachen kann. Kurz, es entwickelt ſich wieder eine Scene regſten und natürlichſten Volkslebens, deren greifbarer Eindruck durch die ſchreiende, den Ton der Jahrmarktkomödianten trefflich wiedergebende Muſik noch vermehrt wird.

Endlich teilt ſich der Vorhang des Theaters auf der Bühne, und die Colombinenkomödie beginnt. In dieſer Colombinenkomödie wendet Leoncavallo nur ganz altertümliche Formen und Motive an und charakteriſiert auf dieſe Weiſe höchſt glücklich das Steife, Traditionelle des Volksſchauſpiels, die Bühne auf der Bühne. Durch dieſe ſtrenge Sonderung der Formen und Stilarten gewinnt der Komponiſt ein treffliches Ausdrucksmittel, das

ihm gestattet, die wahre menschliche Leidenschaft der Schauspieler und die nur gespielte klar auseinander zu halten. Zudem wird dadurch die Illusion der Wirklichkeit auf die denkbar höchste Stufe gebracht. Der Zuschauer sitzt gleichsam mit unter dem Publikum der Dorfkomödianten und verfolgt mit zitternder Spannung, wie in die angelernte Komödie allmählich und immer stärker die Wirklichkeit mit ihren Leidenschaften einbricht, und wie sich nach und nach das scherzhafte Spiel in tragischen Ernst umwandelt. Es ist das eine viel stärkere Illusion, als sie der gesamte Wagner'sche Bühnen- und Dekorationszauber je zu erwecken vermag; denn sie wendet sich nicht an die äußeren Sinne der Zuschauer, sondern mehr an ihr inneres Gesicht. Man vergißt unwillkürlich, daß man sich nur im Theater befindet und glaubt selber unter der Volksmenge vor dem ärmlichen Brettergerüst zu sitzen und den ganzen entsetzlichen Vorgang mit zu erleben.

Die Komödie beginnt mit einem streng durchgeführten, äußerst graziös und humoristisch gehaltenen Menuett. Unter großem Aufwand von pantomimenartigem stummen Spiel erzählt Nedda-Colombine, daß ihr Mann nicht zu Hause, und daß sie den tölpelhaften Tonio-Taddeo zurückerwarte, den sie in häuslichen Aufträgen weggesandt. Darauf hört man, wie im Hintergrunde eine Guitarre gestimmt wird, und bald ertönt auch das ebenfalls drollige Ständchen Harlekins. Wieder setzt der Hauptteil des Menuettes ein und schon will Colombine Harlekin-Beppo das Zeichen geben, daß sie allein und daß er ungefährdet hereinkommen könne; da purzelt der Tölpel Taddeo zur Thür herein und beginnt mit einer beinahe clownartig karikierten Liebeserklärung, in der er von dem durch das Fenster einsteigenden Harlekin gestört wird. Harlekin wirft ihn zur Thüre hinaus und die Liebenden — Colombine und Harlekin — bleiben allein. Harlekin sucht Colombine zu bereden, ihrem Manne nachts einen Schlaftrunk zu geben und dann mit ihm zu fliehen. Darauf setzen sich beide zu Tisch, um fröhlich und wohlgemut miteinander zu zechen. Bis hierher bewegt sich der Komponist, wie schon gesagt, nur in alten, steifen Formen. Nach dem Menuett und dem Ständchen kommt der komische, recitativartig gehaltene Eintritt Tonio-Taddeos. Zu seinem Gesang erklingt wieder das schon aus dem ersten Akt bekannte Motiv „Zwar oben bin ich Bajazzo nur“, das uns an dieser Stelle zuerst wieder an die Wirklichkeit und an die neben dem ausgelassenen Spiel herlaufende menschliche Begebenheit erinnert. Dann kommt aber wieder eine ganz steife, puppenhafte Melodie, die wiederum von der niederträchtig höhnischen Weise abgelöst wird, mit der Nedda den Tonio im ersten Akte verspottete. Also wieder werden wir an das wirkliche Leben erinnert, aber diese Erinnerungen treten noch nicht scharf hervor, da die Musik sich bis jetzt immer noch in Motiven und Melodien der Colombinen-

komödie bewegt, wenn uns auch einige dieſer Motive und Melodien ſchon aus dem erſten Akte bekannt waren, wo ſie bereits zur Erzielung beſtimmter Effekte vom Komponiſten vorweggenommen wurden. Daß ſie aber in die Colombinenkomödie gehören und nicht in das eigentliche Drama, daß ſie alſo im erſten Akte von den Schauſpielern nur gleichſam „citiert" wurden das geht klar und deutlich aus ihrem Stil hervor, der eben der altertümliche Stil der Komödie in der Komödie iſt. Das kleine Duett zwiſchen Harlekin und Colombine zeigt die Form einer reizenden, neckiſchen Gavotte, die beim großen Publikum, das ja immer noch für leichte Melodien empfänglich iſt, und über dieſen ſehr leicht die eigentlich ſchönen, tieferen und bedeutungsvolleren Stellen eines Werkes vergißt, gewöhnlich vielen Anklang findet. Mit Fleiß und Vorbedacht hat hier der Komponiſt eine recht reizende, einſchmeichelnde und in die Ohren fallende Melodie gewählt, um gerade mit dieſem graziöſen Sätzchen ſpäter, am Schluß des Aktes, eine tiefeinſchneidende tragiſche Wirkung hervorzurufen.

Nun erſcheint plötzlich Tonio mit dem Rufe, daß Bajazzo, der betrogene Gemahl nahe. Harlekin verſchwindet natürlich ſchleunigſt durch das Fenſter, durch das er eingeſtiegen. Mit dem Eintritt Canio-Bajazzos, der ſich in großer Erregung befindet und ſich kaum beherrſchen kann, treten allmählich und immer ſtärker die Motive aus dem eigentlichen Drama zwiſchen und mit den Motiven der Colombinenkomödie auf. Zu den Abſchiedsworten Colombinens an Harlekin hören wir das Liebesmotiv, zu den erſten Worten Bajazzos das Motiv der Eiferſucht. Aber die Komödie geht einſtweilen noch weiter. Ein neues faſt menuettähnliches Komödienmotiv (Andantino) tritt auf, mit einer charakteriſtiſchen, ängſtlich zitternden Tonwiederholung, nach furchtſam den Atem anhaltender Pauſe. Aber Canio-Bajazzo ſpielt immer leidenſchaftlicher, immer natürlicher, zu natürlich! Das Publikum iſt ob dieſes ſeltenen Kunſtgenuſſes ganz entzückt und bricht an einzelnen Stellen in Gelächter aus. Das Eiferſuchtsmotiv erſcheint wieder, die Tonwellen ſchwellen an zu mächtigerem Strome; das Liebesmotiv huſcht vorbei, und Bajazzo fällt in einen leidenſchaftlichen Liedſatz, von dem man ſchon nicht mehr weiß, ob er der Komödie oder der Wirklichkeit angehört. Das Publikum iſt entzückt und ruft Bravo! Das Publikum im Zuſchauerraum ſchauert zuſammen bei dieſen Freudenrufen. Aber Bajazzo-Canio fällt aus der Rolle. Den Namen des Buhlen will er wiſſen, des wirklichen, nicht des Komödienliebhabers; er hat ihn wohl entfliehen ſehen, aber ihm nicht folgen, ihn nicht erkennen können. Mit verzweifelter Anſtrengung ſucht Nedda-Colombine den Charakter ihrer Rolle durchzuführen und die wankende Komödie zu retten. Gezwungen lachend und in höchſter Angſt fällt ſie in die Harlekin-Gavotte, deren luſtige pikante Melodie ſie komödianten-

haft tänzelnd ihrem tobenden Manne vorsingt. Dieser erblickt darin einen persönlich auf ihn gemünzten Spott. Er verlangt nochmals gebieterisch den Namen des Liebhabers. Die Komödie geht aus Rand und Band, das Spiel wird bitterer Ernst. Das Publikum springt von seinen Plätzen auf, Tonio möchte den tobenden Bajazzo von der Bühne herunterholen, aber der nichts ahnende Beppo-Harlekin, der immer noch die Komödie zu retten sucht, läßt ihn nicht auf die Bühne, auf der er jetzt als Schauspieler nichts zu suchen hat, Nedda will von der Bühne herab unter die Zuschauer flüchten; aber Canio erreicht sie und sticht sie nieder, ebenso den aus der Zuschauermenge herbeieilenden Silvio. Dieser Schluß kommt so überwältigend, daß es wie eine Erlösung wirkt, wenn Tonio, nochmals in die Rolle des Prologus zurückfallend, halb an das Publikum auf der Bühne, halb an die Zuschauer im Parterre die Worte richtet: „Geht ruhig heim, das Spiel ist aus". Noch einmal kreischt in breitester Orchesterbehandlung das Verzweiflungsmotiv des Bajazzo auf, und mit einer kurzen, leidenschaftlichen, von der Höhe nach der Tiefe herabstürmenden Kadenz schließt das Werk.

Leoncavallo verdient den außerordentlichen Erfolg, den sein Werk überall davonträgt. Er ist ein Neutöner, dessen erstes Werk schon zeigt, daß er das Zeug dazu hat, das modern-realistische Musikdrama den schönsten Fortschritten entgegenzuführen. Er verfügt nicht nur über eine starke Charakterisierungsgabe und scharfe, treffende Accente, sondern auch über einen reichen Melodienschatz und ein gewandtes, trefflich ausgebildetes Formtalent. — Sein Werk ist ebenso wahr als schön.

Der Tolstoi'sche Zirkel.

Von W. Berdrow.

(Charlottenburg.)

In Tolstois großem, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre niedergeschriebenem Familienroman „Anna Karenina" verläuft abgesondert von allen anderen, äußeren wie innerlichen Ereignissen, „getrennt von ihnen durch eine heilige Mauer", die seelische Entwickelung des Landedelmannes Konstantin Lewin. Eine eigentümliche, in schmerzhaften Zuckungen und ruhelos zitternder Selbstpeinigung auf- und abschwankende Seelengeschichte, wie sie jedesmal dann sich wiederholt, wenn ein Mann von tiefblickendem Geist und offenem Auge für das Leben gleichzeitig an der Bürde eines

weichen Gemüts und an dem Alp eines zum Gespenst und Spuck (nach Stirners Hohnwort) gewordenen Pflichtbewußtseins trägt. Und nun mit der Fackel der Wissenschaften in die Rätselhöhlen des Lebens hineinzuleuchten beginnt: festen Entschlusses, nicht einen Schritt zu gehen, der dunkel blieb, keinen Kompromiß, auch den kleinsten nicht, einzugehen, der Lüge in unerbittlichem Krieg zu folgen bis in ihre letzten Schlupflöcher, und einzig der Wahrheit zu dienen. Die Enttäuschung folgt unausweichbar und um so schneller, je ehrlicher das Streben, je heller der Verstand und je heißer die Sehnsucht nach dem idealen Glück des Seelenfriedens. — Daß all unsere Wissenschaft, heiße sie auch wie sie will, am Ende in unbewiesene und unbeweisbare Hypothese ausläuft, bis der einen Disziplin schließlich kein anderer Trost bleibt, als der, daß es den übrigen nicht besser gehe; daß alle Philosophie, wenn sie ehrlich bleibt, schließlich *von dem Leben* nichts weiter herausbringt, als was die letzten Worte des greisen Schopenhauer in den philosophischen Handschriften in verzweifelter Kürze aussprachen: „*Ich möchte nur wissen, wer etwas davon hat*," — das alles konnte Konstantin Dmitritsch Lewin ebensowenig verborgen bleiben, wie dem großen Dichter-Philosophen selbst, von dessen geistiger und seelischer, durch Jahrzehnte sich ziehender Krisis die inneren Kämpfe Lewins nur ein lebendiges Spiegelbild sind.

„Klar erkennend, daß es für jeden Menschen, und auch für ihn, in Zukunft nichts als Leiden, Tod und ewige Vergessenheit geben werde, entschied er, daß er so nicht weiter leben könne und sich sein Leben entweder so abklären müsse, daß es nicht mehr als der böse Streich eines Satans erscheine — oder er sich erschießen müsse." So erzählt der Dichter von Lewin, aus seinen Seelenkämpfen den wundesten Punkt herausgreifend, wo mit der Erkenntnis das Pflichtbewußtsein in Fehde kommt und die Forderung aufstellt: wenn du klar erkennst, daß das Leben nichts weiter ist, wie ein Übel, und noch dazu ein albernes, sinnloses Übel, so ist es deines Amtes, diesem Übel ein Ende zu machen, so — oder so. Konstantin Dmitritsch aber erschießt sich nicht, so oft ihn auch die Geister des Selbstmordes plagen.

Wer daran zweifelte, daß alle die seelischen Kämpfe, in denen der Dichter den Helden von „Anna Karenina" sich winden läßt, und durch welche hindurch er ihn in den letzten Kapiteln der Religion der Liebe in die Arme führt, daß sie nur dieselben sind, in denen auch er von seinem vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre rang, und die auch ihn hinleiteten zu „jener freudigen Erkenntnis, die allein die Seelenruhe verleiht," — wer daran zweifelt und Tolstois Zurückwendung zum Religiösen auf seniles Moralpredigen reduzieren möchte, wie es seit dem Erscheinen der Kreuzersonate recht beliebt ist, den wird am besten die nur ein Jahr nach der

Vollendung der „Anna Karenina" geſchriebenen „Beichte" überzeugen. In einfachen Worten, aber mit echt dichteriſcher Anſchaulichkeit läßt Tolſtoi ſein Innenleben von der Jugend an mit allen Wandlungen, allen Zweifeln ſich entrollen. Sein Jünglings- und erſtes Mannesleben mit den ſeichten Vergnügungen und Beſtrebungen dieſer Jahre, „an die er nicht ohne Entſetzen, Ekel und Herzweh zurückzudenken vermag," und dann das allmähliche, ſchrittweiſe Erwachen zum Nachdenken. Die Wiſſenſchaft verſagte ihm die Aufſchlüſſe, die er am eifrigſten ſuchte, wie ſie jeden ohne Antwort läßt, der von ihr mehr erfragen will, als den urſächlichen Zuſammenhang in der Welt der Erſcheinungen, — was aber hat die große Frage nach dem Zweck und Ende unſeres Daſeins mit Ätherſchwingungen, Elektricität und Protiſten zu thun? Und klarer und bewußter ward es dem Zweifelnden, daß er die Erforſchung ſeiner Probleme bei ſich ſelber anheben müſſe, anſtatt im dunkeln Hypotheſenkram der Atome und Spiralnebel. Hob er aber bei ſich ſelbſt an, ſo blieb das Leben Leid, Vergänglichkeit, Tod, Verzweiflung, — und die Erkenntnis, daß alle anderen, und gerade die größten Denker, die gleich ihm „qualvoll und hartnäckig, Tag und Nacht" in denſelben Rätſeln wühlten, dieſelbe Antwort fanden oder vielmehr daſſelbe Verſtummen. „Nicht nur haben ſie nichts gefunden, ſondern ſie haben es klar anerkannt, daß daſſelbe, was mich zur Verzweiflung geführt hat — des Lebens Sinnloſigkeit, die einzige, dem Menſchen zugängliche, unzweifelhafte Erkenntnis ſei." So das Ergebnis der Wiſſenſchaft — ein Achſelzucken; ſo das Ergebnis der Philoſophie — eine Verneinung. Und ſo wälzt ſich, Jahre um Jahre, in leidvoller Sehnſucht, der Dichter-Denker,

Die Bruſt voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſtern Lippen fragt er die Wogen:
O löſt mir das Rätſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätſel. . . . .
Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr ſteht und wartet auf Antwort.

Tolſtoi wollte nicht dieſer Narr ſein, der vergeblich wartet; und koſtete ihn ſein Trotz das Leben, er wollte dennoch bohren, bis er auf eine Antwort ſtieß. Und da er weder mit der achſelzuckenden Reſignation des Spinoza den Zweckbegriff aus der Welt zu ſchaffen, noch nach Leibnitzens faulem Troſt mit der „beſten aller möglichen Welten" ſich zu begnügen vermochte, ſo blieben ihm nur zwei Auswege: der konſequente Peſſimismus Schopenhauers, erweitert um die vermeintliche „Pflicht", die Gabe von ſich zu werfen, von der er nicht abſehen konnte, wohin ſie führte, — oder die andere „Pflicht", das Leben „abzuklären", das Übel aus der Welt zu ſchaffen. —

Lange Zeit lag Tolstoi gänzlich in dem mächtigen Bann der Schopenhauer'schen Weltanschauung. „Ein unwandelbares Entzücken an Schopenhauer und eine Reihe geistiger Genüsse durch ihn haben mich erfaßt, wie ich sie nie bisher empfunden. Ich weiß nicht, ob ich die Meinung je ändern werde, aber gegenwärtig finde ich, daß Schopenhauer der genialste der Menschen ist," schrieb er im Anfang der sechziger Jahre seinem Freunde Fjet-Schenschin, der erst durch ihn zum Studium und zur Übersetzung der Werke Schopenhauers ins Russische hingeleitet wurde. Und in der That hat ihn der große Pessimist unlösbar in die festen Bande seines Genies geschlungen und alle seine späteren Werke von dem ersten meertiefen und meerklaren Satze der „Anna Karenina" bis zu den Orgien, welche der Pessimismus in der „Kreuzersonate" feiert, lassen den Einfluß Schopenhauers erkennen, was natürlich die gewaltige geistige Bedeutung Tolstois, der unter den Lebenden wenige nahekommen, in nichts verringert. — „Dort, wo die Philosophie exakt ist, . . . wo der Philosoph die wesentliche Frage nicht aus dem Auge verliert, bleibt die Antwort immer eine und dieselbe, — nämlich die von Sokrates, Schopenhauer, Salomo und Buddha gegebene," heißt es in der „Beichte", und neben den weltverneinenden Aussprüchen der drei älteren Weisen werden dann die wunderbaren Schlußworte citiert, in welche der dreißigjährige Schopenhauer die „Welt als Wille und Vorstellung" so großartig ausklingen läßt. — „Und das, was diese starken Geister gesagt haben, — das denke und empfinde auch ich. . . . Es verlohnt nicht, sich zu betrügen. Alles ist eitel — der Tod ist besser als das Leben, man muß sich desselben entledigen. . . . ." Hier setzt der erste Trugschluß ein, den nichts anderes zur Welt bringt, als das fleischgewordene Pflichtbewußtsein, überall da handeln, helfen zu müssen, wo etwas — und liege es der Kraft unseres Willens noch so entrückt — nicht in Ordnung scheint, nicht stimmt. Daß kein leiblicher Tod das Leben beendet, daß nur neues Leben und neues Leid aus dem Moder quillt, daß das einzige wahre Ende allein das Nichts ist und, einmal das Leben als Widersinn zugegeben, der Tod der größte Widersinn ist, weil er das Leben gebiert — alles das konnte Tolstois bohrendem Geiste nicht entgehen. So oft sich aber eine solche Überlegung einstellt und mit ihr die dunkle Perspektive in die Selbstzerfleischung des Willens zum Leben, die endlos ist, so lange der Wille in der Erscheinung den Kampf ums Dasein kämpft, so oft bäumt sich gegen diese Erkenntnis eben derselbe Wille, der in dem Kraftmenschen Tolstoi so stark ist, wie die Muskeln, die „beim Heumähen mit den Bauern um die Wette arbeiteten," und der mit all seiner urwüchsigen Energie sich müht, das Leben so zu formen, daß ihm die Erkenntnis es nicht verriegeln müsse.

Gewissenlos scheinen ihm die Philosophen, die das Leben verneinen

und doch darin bleiben, statt es abzuwerfen. Ihn selbst trieb allerdings das Gewissen in den Jahren seiner düstersten Weltbetrachtung mit eisernem Zwang der Notwendigkeit sich zu töten entgegen, und es ist sicherlich kein Wort der Übertreibung in den Aufzeichnungen, welche die „Beichte" aus dieser Zeit enthält, in der er alle Schnüre aus seinem Zimmer entfernte und aufhörte zur Jagd zu gehen, um nicht mit der geladenen Flinte in der Hand allein zu sein. — Und dennoch „erhoffte er noch etwas vom Leben", und seine starre, eigenwillige Natur, die gegen alles Hergebrachte sich bäumte, Shakespeare einmal einen „Dutzendskribenten" schalt und auch Schopenhauers Übermacht gewiß nur langsam sich gebeugt hat, war ganz danach geartet, sich dieses „Etwas", wenn es sich von selbst nicht bieten wollte, am Ende auch zu ertrotzen. So kam er von der Philosophie zurück, wie er längst von der Wissenschaft, von der „Bildung" und „Kultur" zurückgekommen war, und was ihn auf seinen Geistespfaden schon immer gewaltig beeinflußt hatte, die Liebe, ja Verehrung für das Volk, die bis zur Marotte gehende Zuneigung zu den Bauern in ihrer Natürlichkeit, das leitete ihn auch jetzt wieder. Lange freilich wehrt sich das logisch gewöhnte Denken gegen den entscheidenden Schritt, der nur ein Schritt zurück sein konnte, und wie Konstantin Lewin dem Bauer Fjodor, der ihm von einem „Gerechten in Gott" erzählt, in störrischem Zorn sein: „Wie soll er denn an Gott denken? Wie soll er denn nur für sein Seelenheil leben?" ins Gesicht schleudert, um dann, allein geblieben, die ganze Wahrheit in des Bauern Worten vor sich selbst anzuerkennen, so verschweigt Tolstoi in der „Beichte" nichts von den inneren Qualen, die er erduldete im Schwanken zwischen der vernünftigen Erkenntnis, die ihm das Weiterleben versperrte und „jenem Glauben, den ich nur annehmen kann, wenn ich verrückt werde". Wie aber hier Fjodor dem aufbrausenden Gutsherrn seinen Glauben wie ein ehernes Schild entgegen hält, so ist der Dichter auch im Leben wohl oft genug auf kräftige und urwüchsige Religiosität gestoßen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß nicht Wissenschaft, nicht Philosophie die Kraft zum Leben giebt, sondern allein der Glaube, — gleichviel was für ein Glaube immer, wenn er nur die Verbindung herstellt zwischen dem Endlichen, als das wir erscheinen und dem Unendlichen, das wir in Wahrheit sein müssen — wenn wir nicht verzweifeln wollen. „Die ganze Unvernunft des Glaubens war für mich genau dieselbe geblieben, wie vormals, aber ich mußte das jetzt anerkennen, daß er einzig und allein dem Menschen die Frage des Lebens beantwortet und in Folge dessen die Möglichkeit zu leben verleiht" (Beichte). Und „ist es denn nicht aus der Entwickelung der Theorie eines jeden Philosophen klar ersichtlich, daß er im voraus unfehlbar ebensogut, wie der Bauer Fjodor, — den Hauptgedanken des Daseins kennt und nur auf dem zweifelhaften Wege

des Verstandes zu dem gelangen will, was allen bekannt ist?" (Anna Karenina.) Ich sehe allerdings nicht, was sich gegen diese Behauptung einwenden ließe, wenn wir die unabsehbare Reihe unserer Philosophen betrachten, die, in welchen Lösungsversuchen der großen Aufgabe sie sich immer ergehen mochten, doch stets, etwa mit einziger Ausnahme der Schule von Jena, das Eine a priori und als unumstößliche Gewißheit vorausgesetzt haben, daß ein Ewiges, Unzerstörbares der Welt und uns zu Grunde liegt. Daß aber — wenn wir mit Kant der Überzeugung sind, daß jeder Versuch, mit dem Verstande in das Wesen des Dinges an sich einzudringen vergeblich bleiben muß, — daß dann der Glaube und seine Offenbarungen uns auch nur einen einzigen Schritt weiterzubringen im Stande seien, vermag ich auf der andern Seite ebensowenig abzusehen, wie ich überhaupt die von Tolstoi vorausgeschobene Gewißheit anerkennen kann, das Leben, das wir auf seiner leiblichen Seite als so sinnlos und leidvoll anerkennen, müsse notwendig noch eine bessere, unserem Verstande verschlossene Bedeutung haben. Denn wie sollen in jenen Regionen, wo schon die Ur- und Grundformen unseres Denkens, wo Raum und Zeit schon versagen und wo das Gesetz von Ursach und Wirkung wie ein Hohn klingt, wie sollen dort noch die rein menschlich ausgesonderten und selbst unter uns schon so strittigen Begriffe Recht und Unrecht, Gut und Böse eine Stelle finden? —

Daß sich der stärkste Geist ganz Rußlands nicht ohne neuen Kampf in das ungründige Meer des Glaubens stürzen konnte, liegt auf der Hand. Die Widersprüche und die blöde Gedankenlosigkeit der kirchlichen Dogmen widerten ihn an; nur an dem eigentlich Kernhaften, Ursprünglichen des Glaubens konnte ihm gelegen sein, der das Wunder verrichtete, Milliarden von Menschen leben, leiden und mit gelassener Fassung sterben zu lassen, während der Mangel an ebendiesem Glauben ihn verzweifeln ließ. Und jetzt beginnt das jahrelange, eindringende Studium aller Religionen, die von diesem Glauben nur etwas in sich zu tragen schienen, das Herumziehen mit den russischen Sektierern aller Färbungen, das Wühlen in den Gegensätzen der christlichen Konfessionen, das Forschen in den Büchern des Islam und Buddhismus und schließlich das langjährige Bibelstudium. Daß eine solche Thätigkeit den Zeitgenossen, die — Turgenjew an der Spitze — noch immer auf dem abgedroschenen Ideenfelde des Freisinnes und Fortschritts sich tummelten, gleichzeitig eine Verirrung des Menschen und eine Versündigung des Künstlers bedeutete, ist nur zu begreiflich. Liest man Turgenjews Urteil über „Anna Karenina", worin ihm gerade die Gestalt Lewins, in der Tolstoi sich und seine Leiden verkörpert, ihres nach innen gerichteten, allem äußerlichen Fortschrittskram abholden Charakters wegen widerwärtig war („ein Egoist durch und durch, der selbst, da er geliebt wird und glücklich

ist, nicht aufhört, sich mit seinem Ich zu beschäftigen"), vergleicht man damit noch den flehenden Brief Turgenjews, in dem er den Freund vom Sterbelager aus beschwört, „umzukehren", — so tritt der krasse Gegensatz der beiden großen Männer grell zu Tage, in deren einem das Dichten nur zu oft das Denken erstickte, während der andere so sehr Denker war, daß er sein Leben lang den Vers verachtete, weil er der Klarheit des Gedankens Fesseln anlege. — Es dauerte fast ein Jahrzehnt, bevor Tolstoi in rastloser Arbeit den religiösen Inhalt der ganzen kultivierten Menschheit weit genug erforscht hatte, um über ihn hinaus wieder zu eigenem selbständigem Denken zu gelangen. Dann entstand die philosophische Schrift: „Über das Leben."

Im negativen, kritischen Teil dieses Werkes bleibt auch der Evangelist Tolstoi wiederum unverrückbar auf dem Boden Schopenhauers. Unser Leben ist lediglich ein Streben nach dem Wohl, nur in diesem Streben fühlen, begreifen wir uns, nur solange leben wir, als wir für unser Wohlbefinden kämpfen. Ja, es ist sogar dieses Streben, dieser „Wille" nach Schopenhauer, das einzige Mittel, welches uns mit der ungebenden Welt verknüpft, wir begreifen außer uns nur das, was „strebt", und nur, weil und solange es „strebt". Der Mensch, der gleich uns voll wütender Selbstsucht ringt im Kampf um das Leben, ist uns am begreiflichsten, weil wir in ihm das Prinzip des Lebens am deutlichsten in die Erscheinung treten sehen, ferner steht uns das Tier, der Organismus, ganz in der Ferne und, nur durch ein schwaches Band der Erkenntnis mit uns verknüpft, die Materie. So erklärt sich der Widerwille des Philosophen gegen die Wissenschaft unserer Tage, jene „Irrlehre" und „falsche Wissenschaft", die da glaubt, den Rätseln des Daseins am nächsten zu kommen, wenn sie bei dem scheinbar einfachsten, in Wahrheit unerklärlichsten, der Materie, zu forschen anfängt. Nur von uns können wir ausgehen, wenn wir die Wahrheit erfahren wollen, denn außer uns giebt es nichts Zweifelloses, was mit dem Unendlichen uns verknüpfte. Wir begreifen von der ganzen Welt nicht, was zeitlich und räumlich, sondern nur das, was auch in uns ist, nur den Willen, das Streben, d. h. nur uns. — Wen erinnert diese Lehre nicht an das auch in Schopenhauers Philosophie unendlich wiederkehrende: Tat twam asi, (das bist Du), das „große Wort" aus den heiligen Büchern der Hindu? — Wie dieses Streben, dieser blinde Wille in Allen Alle zerfleischt, wie jeder nur sich selbst als wahr und berechtigt anerkennt, und den gierigen Abgrund seines Willens nur füllen könnte, wenn alle anderen sich aufgäben und ihm dienten, wie dieses entsetzliche Streben nach dem Wohl uns vernichtet, indem es uns von Tag zu Tag der Auflösung, dem Tode näher führt, alles das ist in derselben furchtbaren Wahrheit in den Schriften

beider Philoſophen ausgeführt, aber nach dieſer Erkenntnis ſcheiden ſich ihre Wege. Mit deutendem Finger zu den Weltentſagern hinweiſend, den großen Verneinern des Willens, welche die Nachwelt, gleichviel ob mit Spott oder Bewunderung, unter die Heiligen zählt, läßt uns der Philoſoph von Frankfurt am Ende ſeines mächtigen Gedankenganges ſtehen. So feſt wie die Überzeugung vom Unwert des Daſeins, ſo klar iſt in ihm die Erkenntnis von unſerer Ohnmacht, dem Willen, der wir ſelbſt ſind, Umkehr zu gebieten, und ſchweigend hüllt er ſich, nachdem er geſagt hat, was ſich ſagen läßt, in den Mantel der Reſignation. Seine einzige Morallehre bleibt: neminem laëde, imo omnes, quantum potes, juva! — Dem gegenüber erhebt ſich der Philoſoph von Jasnaja Poljana zu einer poſitiven Heilslehre; mit dem Glauben an die fortſchreitende Verſittlichung ſündigt er am Peſſimismus, mit der Lehre: Ihr könnt das Streben zum Wohl ſo verkehren, daß es thatſächlich zum Glück, zur Seelenruhe und zum Völkerfrieden führt! erhebt er ſich in ätheriſche Höhen, in denen ihn nur ein unbegrenzter Idealismus des Gedankenfluges vor dem tiefen Fall auf das harte Pflaſter der Realität wird bewahren können.

„Das Leben iſt eine unaufhörliche Bewegung.“ Aber nicht mehr jener gleichmäßige, ewig entſtehende und ewig zerrinnende Wellenſchlag von Entſtehen und Vergehen, aus dem es keinen Ausweg giebt, ſondern ein Klimmen, Wachſen, Streben, das ſchließlich nicht dem leiblichen Wohl, das wir alle kennen und von dem wir wiſſen, daß es unerreichbar iſt, — nein, das dem ewigen Wohl entgegengeht, der Glückſeligkeit, der „Beſtimmung des Lebens“. Das „Geſetz des Lebens“ iſt für jede Lebensſtufe ein anderes.

„Die Welt der Tiere iſt für uns ſchon ein Reflex deſſen, was wir in uns ſelbſt kennen. Die Welt der Materie iſt bereits gleichſam der Reflex eines Reflexes.“ Wie aber im Tier noch die Materie, ſo lebt in uns noch das Tier, ſo können wir uns noch vom tieriſchen Bewußtſein nicht befreien. „Wir ſind ſo überzeugt, daß alle Lebensfragen durch das Telephon, die Operetten, die Bakteriologie, das elektriſche Licht beſeitigt werden, — daß der Gedanke an die Losſagung vom (leiblichen) Wohle uns nur als ein Echo der alten Unkultur erſcheint.“ „Mittlerweile ahnen die Unglücklichen nicht, daß der roheſte Indier, der um der Losſagung vom perſönlichen Wohle, um Nirwanas Willen, Jahre lang auf einem Fuße ſteht, ein unvergleichlich lebendigerer Menſch iſt, als ſie, die vertierten Menſchen der europäiſchen Geſellſchaft . . . Dieſer Indier hat begriffen, daß zwiſchen dem Leben der Perſönlichkeit und dem Leben der Vernunft ein Widerſpruch herrſcht, und löſt ihn, ſo gut er kann; die Menſchen unſerer gebildeten Welt begreifen nicht nur dieſen Widerſpruch nicht, ſondern ſie glauben nicht einmal, daß es einen giebt.“ — Wir ſollen indeß nicht den dummen Hindu

nachahmen, sondern unsere Vernunft zu Rate ziehen, um den Widerspruch der Welt zu lösen. Wir sollen ihm nicht durch Lebensverneinung, durch Schnur und Pistole entwischen wollen, sondern ihn aus eigener Kraft, die wir nach Tolstois Ansicht besitzen, in sein höllisches Nichts auflösen, um uns zu retten ins Reich des Friedens: Die Liebe giebt dazu das Mittel und in der Verfechtung dieses Mittels wird aus dem Philosophen Tolstoi der Prediger.

Das Ziel unseres Egoismus ist für Jeden erreicht, wenn alle anderen sich aufgeben und ihn mehr lieben als sich selbst. Nun wohl, gebe also ein Jeder sich selbst auf und lebe nur noch für das Wohl aller Andren, ist dann nicht für alle das Wohl erzielt? Und sind dann nicht für Jeden die Leiden getilgt? — Sicherlich ist der rasende Kampf aller gegen alle verschwunden; es hören ferner die Enttäuschungen auf, die der ewige Hunger nach Genuß in dem vom Willen erfüllten Menschen, nach jeder Befriedigung empfindet; es schwindet endlich der letzte Schrecken, die Todesfurcht. — So trabt nun der einst gewaltige Denker den ermüdenden Kreislauf der Erfüllung des Willens durch die Aufgabe des Willens. Das Streben zum Wohl, dessen Objektivation lediglich wir alle sind, soll zur Befriedigung geführt werden, wenn wir alle das Streben für uns, in dem allein wir uns lebend fühlen, in das Streben für alle anderen verwandeln, die wir mit uns nur gleichartig begreifen, eben in dem Streben für sich selbst. Wohl versichert Tolstoi eindringlich, daß das, was er verlangt, nicht die Lossagung von der Persönlichkeit sei, sondern nur die Befreiung von den über das Notwendige hinausgehenden Wünschen, — aber ist nicht eben die Stärke des Willens zum Leben, ist nicht der Umfang der Wünsche eben die Persönlichkeit? Und ist es denkbar, daß sich der Wille, der einzig und allein das ausmacht, was wir sind, daß er sich den Forderungen einer Vernunft unterwirft, die er sich erst zu seiner Befriedigung im Kampfe ums Dasein geschaffen hat? Hat doch auch beim Tolstoi von heute, dem Schuster und Bauer von Jasnaja Poljana, keineswegs der Gang der Überlegung den Gang des Handelns bestimmt, sondern umgekehrt der hohe Grad der Selbstlosigkeit, der schon beim Kinde vorhanden war, die Philosophie beeinflußt! Denn nicht ohne Grund verließ 1846 der achtzehnjährige Jüngling die Universität Kasan und ging auf das Gut, um sein Leben und seine Kraft seinen Bauern zu weihen, die ihn nicht verstanden und glaubten, er wolle sie betrügen, wenn er ihnen mit Rat und That zur Seite ging. Daß ihn dann die von neuem aufschäumende Lebenslust sofort auf's neue in die gährenden Großstadtwirbel schleuderte, ist nur ein Beweis mehr für die Eitelkeit alles Bemühens, den Willen durch die Vernunft zur Umkehr zu bringen.

Was aber wäre gewonnen, wenn wirklich das Streben für ſich in das Streben für andere ſich verwandeln ließe? Mit den ſchlimmen Pandoragaben, die der Wille in ſich ſchließt, andere zu überſchütten, anſtatt ſie ſelbſt zu tragen, kann nicht wohl als Schritt zur Löſung angeſehen werden; wo Wille, da Leid, wo Leben, da Tod. Daß der Weiſe, von des Daſeins Nichtigkeit durchdrungen, ſeine Kraft nur noch objektiver, künſtleriſcher Betrachtung weiht und ſich aus dem leidvollen Strom des Willens für ſeine Perſon an das Ufer ſchmerzloſer Weltbetrachtung rettet, iſt eine Löſung, für Hundert unter Milliarden erreichbar, — den Willen aber, damit ſein Gift uns nicht ſteche, anderen zu weihen und über ſie die bittere Schale irdiſchen Wohles zu ſchütten, iſt keine Löſung, ſondern eine Verirrung.

Zwei Realisten.

Betrachtung von Walter Harlan.

(Dresden.)

Ein Sortimenter muß natürlich ſein Geſchäft verſtehen. Der meinige thut ſo, als ob er mich garnicht ſähe, wenn ich in den Laden trete. Ich ſtöbre dann den modernen Tiſch durch. Er bedient inzwiſchen ſeine andern Kunden mit den verlangten Dahns, Wolffs, Scheffels, Schulbüchern, Jugendſchriften, Geſangbüchern nebſt zugehöriger litterarhiſtoriſcher Belehrung.

Ich war heute morgen gekommen, um mir Georg von Omptedas in dieſen Tagen erſchienene Novellen „Vom Tode" zu holen.

Jemand verlangte ein würdiges Konfirmationsgeſchenk für Knaben ſo zwiſchen 6 bis 8 Mark.

„Befehlen geiſtig oder weltlich?"

„Hm, — was wird denn dies Jahr meiſtens genommen?"

„Etwas Geiſtiges iſt doch wohl immer ſinniger. — Übrigens Grubes „Geographiſche Charakterbilder", — Wägners „Hellas und Rom" — — —

Einige Minuten ſpäter verließ der Litteraturbedürftige mit dankbarem „Guten Morgen!" den Laden. Um eine Sorge leichter, um einen Ladenhüter mit zwei Schutzumſchlägen bereichert. Gott ſei Dank, er brauchte das Ding ja nicht zu leſen.

„Wie geht Omptedа jetzt?" fragte ich.

„Den ganzen Tag. Der Verfaſſer hat viel Freunde hier."

„Vom Tode“ lag in einem Vorrat von mindeſtens fünfzig Exemplaren auf dem Tiſche, daneben ein etwas niedrigerer Stoß von Tovote, „Heimliche Liebe“.

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, „Heimliche Liebe“ nicht zu kaufen. Es iſt doch immer wieder dieſelbe Geſchichte. Nun ſteckte ich's doch noch mit in die Taſche. —

Am Nachmittag habe ich dann — jedenfalls nicht im Sinne des Dichters — „Vom Tode“ auf Einem Sitz durchgeleſen.

Den Umſchlag ſchmückt eine Vignette, die etwas altmodiſch anmutet. Sie iſt ziemlich getreu, nur etwas flüchtig, dem anmutigen Sinnbilde des Todes nachgezeichnet, das wir auf dem erſten Kupfer zu Leſſings „Wie d. Alten d. Tod gebildet“ kennen gelernt haben. Ich möchte über ſolche Verwertung antiker Symbole mit Ompteda (oder vielleicht Herren F. Fontane & Co.?) nicht rechten. Jedenfalls entbehrlich erſcheint die auf das vorliegende Kunſtwerk hinweiſende Titelblattangabe: „Mit einer Original-Vignette von Franz Stuck.“

Das Büchlein ſelbſt beſteht aus neun Tovotiaden. Tovotiaden — der Form nach. In ihrer Auffaſſung ſind der Freiherr von Ompteda und Heinz wie Tag und Nacht. Ich habe den Eindruck, als hätte Ompteda die erſten Schritte zur Erſteigung eines ſteilen, ſtolzen Berges gethan, und als könnte es wohl ſein, daß er einmal an das Thor des Schloſſes oben klopfte, — Tovote ſteht längſt auf dem Gipfel ſeines Hügels. Wenn er höher will, ſo wird er zunächſt einmal von dieſem alten Hügel herunter müſſen. Ich ſollte auch meinen, das Ding müßte ihm allgemach langweilig werden. Es iſt ſo abgegraſt. Einſtweilen übrigens rentiert ſich's noch. Ich habe aus des Dichters eigenem Munde gehört, daß ihm der und der Verleger, der „Gemütsmenſch“, für die und die lumpige Choſe foundſoviel blanke Mark bezahlt habe. Aber das iſt nun auch ſchon zwei Jahre her. Es war im ALV (akademiſch-litterariſchen Verein) zu Berlin, dem Heinz Tovote als Renommier-AH angehört, und aus dem er deswegen auch nie hinausgethan werden wird, obgleich er uns, die ganze Sippe von zukünftigen hoffentlichen Winkeljournaliſten in pleno en canaille behandelte. Übrigens war ſolche Herausforderung nicht weiter riskiert, denn wir ſchlugen uns ſozuſagen prinzipiell nicht. Irgendwelche „Erziehung des äußeren Menſchen“ oder gar litterariſche Förderung verdankt allerdings Tovote dem ALV ſchwerlich.

Wie ſteht's aber mit dem Kaſino, welchem Ompteda einige Schuljahre hindurch angehörte? Ich kenne dasſelbe nur ſehr oberflächlich. Soviel aber weiß ich, daß in dieſem zum guten Teil hannöverſchen Offizierskreiſe von jeher Sinn und Liebe für unſere moderne Litteratur zu finden waren. Es

iſt erſtaunlich, wieviel Exemplare von — beiſpielsweiſe — „Im Liebesrauſch" und — „Fallobſt" der Buchhändler in Senftenberg an der Drehna (um mich des Ompteda'ſchen Decknamens zu bedienen) ſ. Z. abgeſetzt hat. Und — ich kann mir nicht helfen — ſolcher „Erfolg" iſt mir lieber, iſt für die neue Kunſt wertvoller, als wenn irgend ein ungenannter Rezenſent unſeren Dichtungen zum Danke für das erhaltene Freiexemplar ſeinen Segen giebt. —

Von dem „Säbel", mit dem Ompteda (wie ich aus einer Kritik der „Modernen Kunſt" über die „Drohnen" entnehme), „endgültig die Feder vertauſcht" hat, iſt allerdings in den Novellen „Vom Tode" für den flüchtigen Blick nicht viel zu bemerken. Es „raſſelt" auch abſolut nichts. Das kommt aber nur daher, daß der Verfaſſer zum Raſſeln allzeit zu vornehm geweſen iſt. Der Gentleman, der Offizier iſt doch immer zu erkennen, und das thut uns wohl, die wir die Litteratenlitteratur bis an den Hals haben.

Nebenbei: es iſt geradezu auffällig, was auf den Dichter Ompteda ſeine menſchliche Verheiratung für einen guten Einfluß ausgeübt hat. Donnerwetter, iſt der fein geworden! Niemand betrinkt ſich; kein Wort von jeu; und „Damen" giebt's garnicht mehr. Hätte ich heute morgen im Laden ſo in der Eile das Büchlein gleich durch und durch erkennen können, — ich würde es alsbald mit gutem Gewiſſen als Konfirmationsgabe empfohlen haben.

Solche Metamorphoſe des Verfaſſers von „Glück?" und von der „Sünde" dürfte natürlich noch einen tieferen Grund haben. Über hübſche Dienſtmädchen und Chanſonetten wiſſen wir — leider! — alle Beſcheid. Ungleich intereſſanter z. B. iſt es uns, aus authentiſcher Quelle zu erfahren, daß eine Familie, in der man alle vier Großeltern mit „Excellenz" anreden muß, ihre Weihnachten — eigentlich in recht ähnlicher Weiſe feiert, wie andere Leute. (Siehe: „Vom Tode" Nr. 8. „Die Plätze leeren ſich .....") Auch die Skizze „Warum weinen?" iſt von einfacher, vornehmer Schönheit. Ich habe mir längſt ein ſolches Buch von Ompteda gewünſcht.

Die Bezeichnung „Novellen" für die neue Kunſtform belieben ſowohl Tovote wie Ompteda. Sie ſcheint mir nicht am Platze. Nun fragt mich aber nicht etwa, was denn nach meiner Anſicht eine Novelle ſei. Ich weiß es auch nicht. Wenn nun aber das Wort wirklich gar nichts mehr bedeutet, warum ſchaffen wir's nicht ab? Es hätte ſich gewiß ein bezeichnenderer Untertitel für „Vom Tode" und „Heimliche Liebe" finden laſſen, etwa: „Geſchichten, in denen nichts geſchieht", oder ſo etwas ähnliches.

In der Sauberkeit des kunſtmäßigen Aufbaues und vornehmlich in der Handhabung der deutſchen Sprache hat Ompteda den „in der Anciennetät älteren" Autor freilich noch nicht erreicht.

Sowohl in „Dr. John Henry Skellet", als auch in „Mein Tod" werden wir in der Weise gespannt, daß uns eine ganz haarsträubend komische Geschichte erzählt wird („Mein Tod" beginnt mit den Worten: „Am 16. August erschoß ich mich auf einer Bank im Tiergarten") und dann, nachdem unser Denkvermögen sich krank gemartert hat an der unlösbaren Charade, erhalten wir — nach Schluß der Erzählung die etwas primitive Lösung: Es war ein Traum. Das ist weder besonders neu, noch besonders gefällig.

Wüßten wir zur rechten Zeit, daß geträumt wird, so würden uns auch gewisse Ungeheuerlichkeiten weniger befremden, wie daß das Reichsgericht eine Entscheidung fällt, die ich mir nicht anders erklären könnte als damit, daß aus den Köpfen der Richter gewisse Kenntnisse von dolus, error ꝛc. aus den ersten Studiensemestern plötzlich verschwunden wären — oder, daß eben geträumt wird. Auch ein Check auf die Reichsbank über eine Summe „Dollars" dürfte im wachen Leben schwerlich bezahlt werden. Über einige medizinische Auffälligkeiten vermag ich kein Urteil abzugeben. Hie und da stört auch ein offenbarer Widerspruch unsere Freude. In „Mein Tod" (Seite 67) erschreckt mich der Satz: „Bisher hatte ich keinen Laut vernommen." Ich schlage zurück auf Seite 59, 60: da „näherten sich Stimmen, welche sehr laut klangen", woraus der, welcher dann keinen Laut vernommen haben will, entnahm, daß das Zimmer eine bevorzugte (sic!) Akustik besitzen müsse. Seite 58 a. a. O. ist es jemandem „empfindlich kühl"; derselbe berichtet drei Zeilen später: „Ich empfand keinen Schmerz; ich fühlte mich ganz wohl"; und dann Seite 60: „Noch immer hatte ich jenes unangenehme Kältegefühl."

Gleich darunter lese ich eben den Satz: „Ich machte den Versuch, die Augen zu öffnen, da mir eine sonstige Bewegung des Körpers nicht möglich war, aber ich mußte es aufgeben; ich war nicht dazu fähig." Ich bin nicht dazu fähig, mir dabei irgend etwas Klares vorzustellen.

Ich fand zwar auch auf der ersten Seite von „Heimliche Liebe" ein Adverb beim Hauptwort („während sie durch hie und da einen leichten Stoß mit der Fußspitze den Stuhl im Wiegen hält"), aber im allgemeinen ist es doch schwerer, auf Tovotes Wiesen ein Sträußchen von Stilblüten zu winden, als auf denen Omptedas.

So passiert dem Dichter „Vom Tode" ein Eigenschaftswort wie „märchenvoll" — weil er nämlich eben von „zweifelhaft" gesprochen hat. Im ersten Satz seines Büchleins läßt er ganz ohne Not einen Genetiv vom andern abhängen. Irgend einer seiner morituri hat „seiner Dienstzeit Genüge geleistet"; es ist wohl Dienstpflicht gemeint. In der trefflichen, ergreifenden Skizze „Einsamer Tod" erinnerte mich ein Sätzchen unliebsam an „Oster-

mann, Übungsbuch für Quarta, aus dem Deutſchen ins Lateiniſche zu überſetzen": „ſein Auge ſchweifte hinaus in die keimſtarke (?), wachſende Landſchaft, von der er wußte, daß er bald Abſchied von ihr nehmen würde" — quam mox relicturus esset — o liebes, ſchönes Latein!

Zwei Citate kommen in „Vom Tode" vor. Beide falſch. Es heißt: „Es erben ſich Geſetz und Rechte wie eine ewige Krankheit (nicht „Plage"!) fort" und: „Wir Wilden (nicht wir Wilde) ſind doch beſſ're Menſchen", ſ. Seume, Gedichte, „Der Wilde"; vgl. auch Wuſtmann, Allerhand Sprachdummheiten, S. 49: „Wir Deutſchen oder wir Deutſche?" Dieſe „kleine deutſche Grammatik des Zweifelhaften, des Falſchen und des Häßlichen" iſt überhaupt ein vorzügliches Buch für die modernen deutſchen Dichter! Taſchenformat! Mir hat es Detlev von Liliencron empfohlen, und ich bin ihm herzlich dankbar dafür. —

Genug der Schulmeiſterei! Ich habe noch etwas zu ſagen, was mir wichtiger erſcheint. Die Kunſtform der beiden „Novellen"-Sammlungen, die mich zu dem eben ſtattgefundenen Geplauder verführt haben, hat ihre großen Vorzüge. Aber der größeſte darunter ſcheint mir doch der zu ſein, daß ſo ein Ding überaus leicht zu machen iſt. — Ich leſe Tovote grundſätzlich nach Tiſche, und ich will ihm gern zugeſtehen, daß ich dann, wenn die Cigarre nicht kohlt, der Stuhl nicht quietſcht, und auch ſonſt alles hübſch in Ordnung iſt, bisweilen ein beinahe andächtiges Gefühl der Dankbarkeit gegen den empfinde, der uns dieſes vorzügliche Deſſert geſchenkt hat. Wenn mich nur nicht immer die Frage peinigte: Haſt du das nun eigentlich ſchon geleſen, oder nicht?

Das geht mir auch wieder ſo mit „Heimliche Liebe": „Glück?" Ja, das muß ich geleſen haben. Im „Magazin" glaub' ich. Aber „Wilde Roſen"? „Erike"? „Das ſchlafende Mädchen"? — ich weiß wirklich nicht. Bekannt kommt mir alles vor. — Wie wär's, wenn man in die kurze Erzählung doch wieder ein bißchen Drama brächte. Eine „Haupt- und Staatsaktion" braucht ja darum noch lange nicht verfaßt zu werden. Von Konfekt kann man aber nun einmal nicht viel vertragen. Außerdem — ich hätte beinahe geſagt: „Das Zeug macht unſerem Realismus keine rechte Ehre" —. Aber da fiel mir gerade noch ein, daß hierbei weder von „Ehre", noch von „Realismus", noch von „unſer" zu reden iſt. Von „unſer" nicht, denn wir ſind keine Clique und haben darum auch über keine Cliqueuehre zu wachen, ſondern jeder hat, Gott ſei Dank! ſeine Ehre für ſich. Und „Realismus"? Da weiß ich wieder nicht genau, was das iſt. Und ſolche Worte ſoll man nicht unnützlich im Munde führen.

Wie unnützlich iſt es insbeſondere, gerade die verſchiedenen Stilarten der deutſchen Dichtung mit geheimnisvollen Fremdworten zu verſchleiern!

Sicher kann man doch nur zwiſchen Ehrlichen und Unehrlichen unterſcheiden. Ehrliche Leute aber — zu denen ich Ompteda wie Tovote aus voller Überzeugung rechne — fühlen ſich immer ſolidariſch, auch wenn ſie die verkörperten Gegenſätze ſind. Die etwas abgeleierte Metapher vom „Herzblut“ ſagt ganz das Rechte. Die wahren Dichter geben das Beſte von ihrem Eigenen. Aber eben darum muß dieſes Eigene von innerlicher Größe und Schönheit durchſtrahlt ſein, und dann: ehrlich. Denn der empfindende Leſer merkt immer, was hohl iſt. Und erlogene Schönheit iſt auch nicht einmal ein Schatten von der wahren. Vielmehr ein häßlicher Spott auf ſie.

Gegen Panizzas „Prolegomena“.

Von C. Fiſcher.

(München.)

„Ohne Tabak und Kaffee können wir die heutige Kulturarbeit nicht mehr verrichten.“

Alſo offenbart uns im Märzheft der „Geſellſchaft“ Herr Panizza. Bedauernswerte Menſchheit! oder vielmehr glückliche, daß ein gütiges Geſchick dir dieſe beiden Stimulantien aufbewahrte, ohne die du ſchon lange wieder auf den Kulturzuſtand des 8. Jahrhunderts zurückgeſunken wärſt.

„Nikotin, Kaffee, Abſinth, Morphium, Haſchiſch, Alkohol und andere ſpezifiſche Gehirngifte. Sollten wir deren Genuß unmöglich machen? — Wir würden das ganze Bild unſeres geiſtigen Lebens verändern.“

Es wäre in der That ſchade um ſolch herzerquickende Bilder, um eine Geſellſchaft, die ohne Morphium uſw. ihre völlige geiſtige Impotenz eingeſtehen müßte. Mit der Schülerweisheit: mens sana in corpore sano hat nun Herr Panizza gründlich aufgeräumt. An dem Beiſpiele der Llanéros und Montañéros wird uns das eingehend gezeigt. Dort der urkräftig wilde, aber intellektuell niedrig ſtehende Naturſohn; hier der ſeßhafte, berechnende, aber körperlich untüchtigere Kulturmenſch. Ergo: In einem blühenden, kräftigen Körper kein ſolides Geiſtesleben, andrerſeits komplizierte Nerventhätigkeit nur in ſchlapphäutigen, ausgemergelten Kahlköpfen.

Gebildete Geſellſchaft des 20. Jahrhunderts, ſieh' hier dein Prototyp: Ein ſchwächliche, greiſenhafte Geſtalt, in Pelz gehüllt, die Abſinthflaſche

neben ſich, die Morphiumſpritze in der Taſche, ſitzt im wohlgepolſterten Lehnſtuhl am warmen Ofen und ſpekuliert über die letzten Daſeinsrätſel der Welt.

„Jene mens sana, die ſich als glückliches Produkt aus einem tadelloſen corpus robustum abſtrahiert, mag in glücklicher Einfalt und Selbſtgenügſamkeit hinter dem Pfluge auskommen.“

Merkwürdig! Alſo weil wir eine durchgreifende Verbeſſerung des allgemeinen Geſundheitszuſtandes wünſchenswert erachten, behaupten wir damit ſchon, daß wir uns mit jenem geſunden Hausverſtand, der das Produkt des corpus robustum iſt, zufrieden geben! Als ob man jenen Spruch nicht in aller Welt ſo verſtände: Wir wollen die höchſtmögliche Kulturſtufe erreichen, dabei aber keineswegs unſere leibliche Geſundheit vernachläſſigen, die denn doch trotz vieler Ausnahmen die erſte Vorbedingung wahrer geiſtiger Geſundheit bleibt. Wenn uns hier die Schwindſucht Schillers, die erbliche Belaſtung Schopenhauers (warum nicht auch Nietzſches Zuſtand?) vorgehalten werden, ſo beweiſt das noch lange nicht, wie Herr Panizza glaublich machen will, daß aller Kulturvorſchritt nur um den Preis einer Degenerationszunahme möglich ſei. Daß Schiller trotz ſeiner Schwindſucht ein Dichter ſein konnte, wird niemand merkwürdig finden. Man dichtet doch nicht mit der Lunge. Aber wer wollte leugnen, daß die Philoſophie Schopenhauers (und auch Nietzſches) nicht den Stempel des krankhaft Überreizten an ſich trüge? Das ſtärkſte Stück iſt aber doch, uns die Schwindſucht Schillers als die direkte Urſache ſeines hohen Gedankenſchwunges aufreden zu wollen. Vollends das Judenbeiſpiel! Der nach der merkantilen Seite hochentwickelte Geiſt dieſes Volkes mit ſeiner „Dekrepidität“ (?) ſoll die beſte Körperverfaſſung der germaniſchen Raſſe wett machen. Ja, iſt denn kaufmänniſche, egoiſtiſche Schlauheit und Rückſichtsloſigkeit ein derartig kultureller Vorzug daß dieſer gegen ihre körperlichen Nachteile in die Wagſchale geworfen werden kann?

Und dann die Schnürbruſt der Damen! Sonderbar, daß in den vielen Jahrtauſenden vor Gebrauch des Korſetts die Männer für den Reiz weiblicher Formen ſchon ſo empfänglich waren.

Allerdings, es iſt wahr: Unſer Kulturfortgang hielt bis jetzt mit zunehmender Verweichlichung Schritt. Ja, man darf ſogar unter den gegenwärtigen Verhältniſſen beide in kauſale Verbindung bringen. Unſere Ahnen in den deutſchen Urwäldern wußten wahrſcheinlich nichts von Rheumatismus (nebenbei bemerkt: ich auch nicht), eben weil ſie ſich vor Witterungseinflüſſen von vornherein ſchon nicht abſchließen konnten. Unſere germaniſchen Urmütter folgten den Männern zuweilen in die Schlacht, während unſere Damen die Migräne haben. Jene gebaren ihre Kinder unterwegs und

gingen wieder weiter, während bei uns schwierige Entbindungen die Regel sind. Dies spricht allerdings laut genug für unsere Dekadenz, die ohne zunehmende Kultur nicht möglich gewesen wäre. Aber ist es denn eine absolute Notwendigkeit, daß ich mich deshalb, weil ich die Gelegenheit und Mittel zur Verweichlichung habe, auch verweichlichen muß? Ist es uns wirklich nicht mehr möglich, die Ausdauer und Leibeszähigkeit unserer Ahnen zu erreichen, ohne unsere Kultur zu opfern? Sind leichte Geburten, Nervenruhe, Sicherheit vor Erkältungen, Seuchenfestigkeit usw. nicht mehr zu erlangen?

„Ich sehe nicht ein, warum und wozu,“ meint Herr Panizza. „Und wenn wir es auch wollten, wir können einfach nicht. Wir sind und bleiben ein degeneriertes, dekrepides Geschlecht. Die unverwüstliche Gesundheit unserer waldbewohnenden Väter bleibt für uns ein verlorenes Paradies. Die Phthisis, die Gicht, Krebs, Epilepsie, Skrofulose, Syphilis bilden die unübersteiglichen Schranken davor.“ —

Ja aber — wird jetzt der beschränkte Laienverstand fragen — wir haben doch eine so hochentwickelte, herrliche Medizinwissenschaft! Wie können uns da jene Schreckgespenster noch ferner ängstigen? — Vorwitzige Frage. Habt ihr noch nie von der Vererbung gehört?

„Nur mittelst Zeugungsverbot bei Phthisikern, Epileptikern usw. wären jene Übel aus der Welt zu schaffen. Da aber solches unthunlich, ist es damit nichts.“

Wir, d. h. wir Medizinmänner haben noch keine Phthisis geheilt, keine Cholera, keine Tuberkulose, keine Bleichsucht, keine Gicht, trotzdem wir Creosot, Morphium und Karbol, Tuberkulin, Eisenpräparate, Salicyl pfundweise verordneten; also sind sie überhaupt unheilbar. Tröstet euch mit dem erhebenden Bewußtsein, daß eure vergifteten Körper die Träger eines komplizierten Geistes- und Nervenlebens sind. Unser ärztliches Gewissen haben wir damit vollständig beruhigt. Ultra posse nemo tenetur.

Zwar soll es hie und da in deutschen Landen vorgekommen sein, daß sogen. Kurpfuscher, zünftige wie nichtzünftige, große Erfolge mit Heilung obiger Krankheiten hatten. Doch dies ist höchst unwissenschaftlich und daher totzuschweigen. Zwar hat sich die deutsche Medizinerei vor einiger Zeit in Berlin unsterblich blamiert, hat in Hamburg ihre Insolvenz erklärt, hat es sich neulich in Wien gefallen lassen müssen, daß man den gefürchteten Kommabazillus mit Löffeln verspeiste, ohne Schaden zu nehmen, hat man endlich im Straßenkehricht Milliarden pathogener Mikroben entdeckt, wonach eigentlich kein lebender Mensch mehr auf Erden sein könnte, — thut alles nichts, wir stecken die Köpfe ins Mikroskop und fahnden nach neuen Bakterien.

Die ſind an allem ſchuld; dieſe und die Vererbung. Daß Krankheitsdispoſitionen erblich ſind, wird niemand in Abrede ſtellen. Wir können dies alle Tage ſehen. Aber freilich, wenn man ſich mit der Konſtatierung dieſer Thatſache begnügt, ſtatt ſein hochentwickeltes cerebrales Vermögen zur Wegſchaffung des Übels zu verwenden, dann bleiben wir ſtehen, wo wir ſind. Wenn der Sohn nichts thut, um die überkommene Dispoſition zu verringern, der Enkel und der Urenkel ebenſowenig, dann behält Herr P. recht und die Vererbungsdramatiker haben noch eine große Zukunft. Sollten wir, indem wir die Ahnenreihe eines Phthiſikers rückwärts paſſieren, nicht irgendwo, vielleicht ſehr bald, auf eine noch geſunde Generation ſtoßen? Sicherlich. Die krankhafte Anlage muß alſo einmal *erworben* ſein, und was man erwerben kann, kann man doch auch wieder veräußern, wenn auch erſt in einigen Generationen vollſtändig. Wie das zu machen iſt? Mit ſpezifiſchen Nervengiften und Stimulantien jedenfalls nicht. Ebenſowenig mit unſrer unſinnigen Lebensweiſe, unſrer Verweichlichung, dem maßloſen Bier- und Spirituoſengenuß, der raffinierten Gourmandiſe, mit unſrer Luftſcheu und dem nächtelangen Aufenthalt in der bekannten Wirtshausatmoſphäre und ſonſtigen nächtlichen Vergnügungen. Am allerwenigſten aber mit unſrer modernen Giftmedizin. Unſre Nachkommen werden ſchon ſehen, wie und wo.

Doch was gehen uns unſre Nachkommen an, ſagt Herr P. Was haben denn die Nachkommen für uns gethan, bemerkte einmal ein ähnlicher Witzbold. Après nous le déluge, ſagte eine bekannte Dame in Puder und Reifrock, und wir auch. Wir können einfach nicht mehr leben ohne Alkohol, Nikotin u. dgl.

Nein, Herr P., wir können wohl leben ohne dieſes und noch manches andre; und ich brauche nicht lange zu ſuchen, um Ihnen ein ſolches Exemplar von homo sapiens zu zeigen, das ſeit ſeiner Knabenzeit kein Bier, noch ſonſtige Spirituoſen, keinen Tabak, ja ſeit längerer Zeit auch kein Fleiſch mehr gebraucht, Kaffee und Thee leicht entbehren kann und „dennoch" geſund und lebensfreudig iſt, wie unter anderem ſeine körperliche Elaſticität, ſein jünglingshafter Haarwuchs, ſein tadelloſes Gebiß bei einem an die 40 heranreichenden Alter ſchon vermuten läßt.

Schon gut, wird Herr P. meinen, aber wahrſcheinlich etwas beſchränkt und geiſtig ſtumpf. Trifft leider wieder nicht zu, wenigſtens ſahen Leute von geiſtiger Stumpfheit, etwa vom Schlage privatiſierender Metzger und emeritierter Bierwirte, ziemlich anders aus. Meiſtens beſchäftigen ſich dieſe Herrſchaften nicht mit Wiſſenſchaften und Künſten. Sie treiben weder Sprachſtudien, noch vertiefen ſie ſich ſtark in politiſche oder Kultur-Geſchichte; auch haben ſie in Phyſik, Mathematik und Chemie geringe Kenntniſſe, für Botanik, vergleichende Anatomie u. dgl. wenig Intereſſe. Ebenſowenig ver-

tiefen sie sich mit Andacht in ein Wagner'sches Musikdrama oder in eine Beethoven'sche Orchesterpartitur. Im Zeichnen und Malen pflegen sie meist nur dilettantenhafte Fertigkeiten zu haben und den Unterschied zwischen Grillparzer und Ibsen wissen wohl die wenigsten herauszufinden. Trotzdem diese Leute nicht unerhebliche Mengen von Alkohol und Nikotin konsumieren und sich hübsch fest ans Leben zu klammern wissen.

Das wäre allerdings nur *ein* Beispiel, und eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Ich glaube indessen bestimmt, daß es jetzt schon viele giebt, die körperliche und geistige Spannkraft bei mäßigster Lebensweise in sich vereinen, obwohl wir noch in einer Zeit leben, auf deren hygienische Unwissenheit ein kommendes Geschlecht mit Staunen, wenn nicht mit Lachen zurückblicken wird. Dünkt es uns beispielsweise nicht merkwürdig, daß noch zur Zeit unserer Großväter Lesen und Schreiben nur ein Vorzug der obersten Stände war? Mit ähnlichem Befremden werden wohl einst die Späteren auf uns zurücksehen, bei denen ein junger Mann mit Auszeichnung das Gymnasium und die Universität verlassen, also zu den Gebildetsten seiner Zeit zählen kann, ohne von seinem eigenen Körper und dessen Lebensbedingungen mehr zu wissen, als ein Marktweib. Wann wird man endlich einsehen, daß Gesundheitslehre ebenso zur allgemeinen Volksbildung gehört, wie Lesen und Schreiben? (Es käme allerdings auf die *richtige Art* von Gesundheitslehre an. Für eine solche, die ohne Nikotin und Morphium nicht auskommen kann, müßten wir freilich danken.) Sollte dies nichts zur Hebung der Nationalgesundheit beitragen?

Vielleicht, aber die Epidemien, die nach Herrn Panizza nicht zu entfernen sind! So wie in Hamburg freilich nicht. Aber Herr Panizza lebt doch in München. Sollte er nicht wissen, mit welchen Mitteln hier die Typhussterblichkeit fast bis auf Null herabgesetzt wurde?

Mit *einem* Argument für die Unverbesserlichkeit der Rasse scheint Herr Panizza allerdings recht zu haben: Die übertriebene Achtung der Menschenrechte, die selbst den unheilbaren Idioten, wie den unverbesserlichen Verbrecher jahrelang verpflegen läßt, statt daß man ein schnelles Ende machte, ist sicher ein Hemmnis erster Größe für den fraglichen Zweck. Allein, sollte keine Zeit kommen können, in der man solche Rücksichten nicht mehr zu üben braucht, nämlich deshalb, weil es dank einer vorgeschrittenen Hygiene und Gesellschaftsordnung weder Idioten noch Verbrecher giebt? (Einzelne sehr seltene Ausnahmen etwa zugegeben, die aber auch nicht das Gebäude ins Wanken bringen werden. Zudem wird weder in Irren- noch in Zuchthäusern für Nachkommenschaft gesorgt.)

Soviel von der körperlichen Degeneration. — Aber die andere Seite, die Lichtseite! Nach Panizza ist unsere Rasse „*in ihren cerebralen*

Leiſtungen eminent fortgeſchritten". Wenn dies, was wohl richtig iſt, ſo gemeint iſt, daß unſer Denkmechanismus innerhalb der modernen Kulturepoche viel feiner differentiiert iſt, als er es vorher war, ſo befinden wir uns damit in einer argen Selbſttäuſchung. Es iſt wahr, von einer Mathematik, einer Phyſik, vor allem einer Chemie, wie wir ſie beſitzen, hatte man noch vor 150 Jahren keine Ahnung. Die Technik hat in wenigen Jahrzehnten einen unerhörten Aufſchwung genommen. Geologie, Anthropologie, überhaupt die Naturwiſſenſchaften — welch ein Unterſchied zwiſchen jetzt und etwa vor 80 Jahren! Oder die Muſik — welch eine andere Welt iſt uns hier ſeit der Zeit vor Gluck aufgegangen! Der Kulturunterſchied zwiſchen jetzt und vor 100 Jahren iſt allein ſchon ungeheuer viel größer, als es der zwiſchen damals und 1000 Jahre früher war; wenigſtens in techniſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht.

Hieraus aber zu folgern, daß unſere cerebrale Organiſation, die doch ſonſt etwas länger zu ihren Umbildungen brauchte, in dieſer kurzen Zeitſpanne einen ſo gewaltigen Ruck aufwärts gemacht hätte, iſt einfach ein Rechnungsfehler.

Ja, wenn ein Einzelner innerhalb eines Menſchenalters beiſpielsweiſe die Chemie von der Alchimie des 16. Jahrhunderts bis zu ihrem jetzigen Stande emporgebracht hätte, dann allerdings. Die Sache iſt aber bekanntlich anders. Jeder, der einen Stein weiter an dem Baue der Wiſſenſchaft oder der Kunſt aufſetzt, muß erſt die ganze Summe des bisherigen betreffenden Wiſſens oder Könnens ſich angeeignet haben. Ebenſo der nächſte, der auch neuerworbene noch in ſich aufnehmen muß uſw., und keiner würde auf 101 kommen, wenn ſeine Vorfahren nicht ſchon bei 100 geweſen wären. (Ein außerordentlicher Genius nur wird auch einmal zwei oder mehr Stufen allein weiterkommen.) Daß unſere Vorfahren bei dieſer Additionsarbeit ſich einmal erſt bei 9 oder 10 befanden, berechtigt doch nicht zu behaupten, daß deren Summanden kleiner waren als die unſrigen. Ich glaube, das Gleichnis kann nicht mißverſtanden werden. Daß Julius Cäſar ſchon im Vorſpiel zu „Triſtan" davonlieſe, glaube ich auch (ſofern ſolche Geiſtercitierungen nicht an ſich widerſinnig ſind). Doch was beweiſt dies? Doch nur, daß man um jene Zeit noch keine Ahnung von der heutigen Muſik hatte. Aber man hatte auch noch keine Dampfmaſchinen. Iſt es aber undenkbar, daß man ſie damals ſchon hätte erfinden können? Aber geſetzt, Cäſar lebte wirklich unter uns, würde er es bei ſeinen Fähigkeiten nach 6jährigem Beſuch eines Konſervatoriums in der That nicht dahinbringen, den „Triſtan" mit Intereſſe zu hören? Zudem giebt es auch heute noch Leute, die für Iſoldens Liebestod nicht mehr Verſtändnis zeigen, als der römiſche Eroberer.

Die erhöhten cerebralen Leiſtungen als Geſamteigentum der gegenwärtigen degenerierten Menſchheit ſind alſo keineswegs eine ausgemachte Sache. Was wir hier vor unſern Vorfahren voraushaben, iſt lediglich, daß wir, je ſpäter wir den Schauplatz betreten, eine deſto größere Summe von bereits geſchehener Kulturarbeit vorfinden. Übrigens wäre noch daran zu erinnern, daß wir bei unſerm Rühmen der gegenwärtigen Bildungshöhe doch immer nur an die oberen Zehntauſend denken, während es doch ſonſt auch noch andere Angehörige unſrer Kulturepoche giebt. Wie ſteht es nun mit jenen, den Bauern, den ländlichen Kotſaſſen, wie den Proletariern der Millionenſtädte und Kohlendiſtrikte? Beſteht hier auch der fragliche Antagonismus zwiſchen körperlichem und geiſtigem Beſitzſtand?

Summa summarum: Es kommen alle Kombinationen der verſchiedenen körperlichen und geiſtigen Entwicklungsſtufen vor. Die Verbindung von hohem Bildungsgrad mit ſchlechter Leibeskonſtitution ſcheint allerdings bei den „beſſeren“ Ständen die Regel zu bilden. Daß aber der erſtere ein ewigwährendes und zunehmendes Hindernis bilden ſoll, die Raſſe zu verbeſſern, das müßte denn doch noch bewieſen werden, und dies dürfte ſehr ſchwierig ſein. Körperlich heruntergekommen ſind wir im ganzen, aber nicht wegen, ſondern trotz unſerer intellektuellen Vorſchritte. Die im Mittelalter herrſchende Verachtung alles Leiblichen, das gänzliche Ignorieren der Natur von Seite der damaligen offiziellen klöſterlich-kirchlichen Wiſſenſchaft, das Einziggeltenlaſſen des Geiſtigen, oder vielmehr Geiſtlichen ſteckt uns eben noch gar ſehr im Blute; das ſehen wir an unſern Gymnaſien, wo bis in die letzten Jahre die Naturwiſſenſchaften nicht bloß nicht gelehrt, ſondern geradezu mißachtet wurden. Unſere moderne Kultur iſt noch ſehr jung, und da kann es uns nicht wundern, wenn unter den genannten Umſtänden die Sorge für unſer leibliches Teil, Hygiene und Heilkunde, noch nicht recht nachkamen. Aber ſie werden noch nachkommen, das kann jeder unbefangene Beobachter jetzt ſchon ſehen. Bereits zeigt ſich das erſte Morgenrot einer wirklichen Geſundheitslehre. Allerdings verbreitet ſich dies nicht von der Gegend der mediziniſchen Fakultäten her. Dort iſt man noch zu ſehr mit der alleinſeligmachenden Bazillentheorie beſchäftigt, mit Morphiumeinſpritzungen, mit Impflanzetten, Queckſilber, Arſen, Solanum ꝛc. In einem Münchener mediziniſchen Wochenblatt ſtand unlängſt ein Artikel, in dem mittelſt unzähliger Rezepte gezeigt wurde, wie man Arzeneien rot, grün, blau, violett — färben kann. Ein ſolcher Medizinfärber mit dem Propheten der ſpezifiſchen Gehirngifte, — damit kann ſich die moderne Heilkunſt ſchon ſehen laſſen. Daß übrigens den Vertretern dieſer vor ihren eigenen Geſchöpfen ſchon bange wird, zeigt folgender Kaſſandraruf eines Doctor medicinae in Hardens „Zukunft“: „Heute ſpotten wir noch

der Naturheilkraft. Aber sie wird die moderne Arzneikunde noch an die Wand drücken, und die Zeit wird kommen, wo es nicht mehr als eine Beschimpfung gilt, Naturarzt zu heißen."

Vielleicht wird sogar Herr P. in seinem Vertrauen auf die Gehirngifte noch wankend, wenigstens läßt er etwas derartiges in dem Aufsatz „Luther und die Ehe" vermuten, der komischer Weise mit den „Prolegomena" im nämlichen Hefte steht, wo er sich mit folgendem Satze selbst ins Gesicht schlägt: „ . . . . der eben (nämlich Luther) wegen dieser außerordentlichen psychischen und körperlichen Gesundheit und des Mutes auf ihr zu pochen und auf Grund derselben sein Naturrecht zu fordern, uns geradezu als moderner Mensch erscheint."

Der Kampf gegen die Prostitution in der lex Heinze.

Von Bruno Schoenlank.

(Berlin.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Wir entnehmen diese vortreffliche Abhandlung der Wochenschrift „Sozialpolitisches Centralblatt" von Dr. Heinrich Braun. Obwohl die hier behandelte Frage bereits von unseren eigenen Mitarbeitern erörtert wurde, erschien es uns doch zweckmäßig, eine berufene Feder auch aus einem anderen Lager unseren Lesern vorzuführen und damit zugleich deren Aufmerksamkeit aufs neue auf eins der schwierigsten Probleme zu lenken

Mag auch die Frage, ob unsere Zeit den Beruf für Gesetzgebung habe, unentschieden bleiben, so kann über den Beruf unserer Zeit für die Gelegenheitsgesetzgebung kein Zweifel walten. Die Kunst, den Symptomen nachzuspüren und an den Quellen, woraus diese Symptome entspringen, vorbeizugehen, hat sich meisterlich entwickelt.

Ein Muster für legislative Thätigkeit dieser Art ist der Gesetzentwurf, der unter dem Paßwort: lex Heinze geht. Schon das Präambulum der Begründung [1]) erscheint typisch:

> „Der kürzlich vor einem Berliner Schwurgericht verhandelte Mordprozeß gegen die Heinze'schen Eheleute hat verbreitete Mißstände hervortreten lassen, welchen trotz allen Anstrengungen der beteiligten Behörden auf Grund der bisherigen Gesetze nicht hinlänglich gesteuert werden kann, und welche daher eine Abänderung und Ergänzung der letzteren erforderlich erscheinen lassen."

Die „verbreiteten Mißstände" „treten hervor" im Mordprozeß Heinze. Die bestehenden Gesetze reichen nicht aus. Man gebe den „beteiligten Behörden größere

1) Entwurf eines Gesetzes über Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzes, des Gerichtsverfassungsgesetzes und des Gesetzes vom 5. April 1888, betr. die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen, S. 5.

Vollmachten! Der Entwurf soll „in erster Linie eine Einschränkung und erfolgreichere Beaufsichtigung der Prostitution, sowie ein wirksames Einschreiten gegen Kuppler und Zuhälter ermöglichen.“ Um diesen Erfolg zu sichern, werden strengere Strafen, ein verschärfter Strafvollzug, eine weitere Einschränkung der Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und eine sittenpolizeiliche Kontrole für Kunst und Litteratur verlangt. Die occasio legis, ein blindes Ohngefähr, bietet den willkommenen Anlaß, im bunten Durcheinander verschiedenartige Forderungen zu häufen, wie sie grade im Geist der herrschenden Richtung begründet sind.

Als der Geist unserer Gesetze aber enthüllt sich das polizeiliche Reglement. Mit Verwaltungsmaßregeln werden „verbreitete Mißstände“ bekämpft, und das soziale Bedürfnis erscheint befriedigt, wenn das soziale Übel polizeilich verboten wird. Diese Politik geht von der Voraussetzung aus, daß gesellschaftliche Massenerscheinungen sich durch Polizeigesetze bestimmen lassen. Deshalb werden die wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen die Phänomene zu Tage treten, sorgsam ignoriert.

Nachdem einmal heutzutage die Gelegenheit Gesetzgeber macht, so hätte der Kernpunkt des Falles Heinze ihnen nicht entschlüpfen dürfen. Der Entwurf würde sozialpolitisch weit eher diskutabel sein, kristallisierte er sich um die so schlichte wie bedeutsame Aussage jener alten Lohndirne, der Frau Heinze, die vor Gericht erklärte:

„Ich mußte zur Dirne werden, weil ich mit der angestrengtesten Arbeit nur vier bis fünf Mark wöchentlich verdienen konnte.“

Anstatt des reichen Maßes sittlicher Empörung über die Verworfenheit des Lumpenproletariats, wie sie in dem Entwurfe zum Ausdruck kommt, ein Weniges mehr ökonomischer Einsicht, und der Feldzugsplan gegen die Prostitution hätte ein anderes Gesicht bekommen. Aber das Wesentliche bleibt unbeachtet, fruchtbringende Keime werden zerstört. So war es 1892, so schon 1887. Warum hat die Erhebung über die Lage der in der Wäschefabrikation und Konfektionsbranche beschäftigten Arbeiterinnen keinen Anstoß zum gesetzgeberischen Eingriffe gegeben? Trat damals nicht mit erschreckender Deutlichkeit zu Tage, daß die Prostitution das komplementäre Gewerbe war, wozu die Not jene Arbeiterinnen zwingt? Verhehlen wir uns nicht, daß nicht die Sozialpolitik, sondern die Kriminalpolizei, nicht das chronische Elend der Masse, sondern die „Sitte“ die lex Heinze hervorgerufen haben.

Indeß schränkte man auch seine Ansprüche ein, begnügte man sich mit einem Not- und Polizeigesetz, so erlöste uns dies Zugeständnis nicht von der Verworrenheit der Bestimmungen, an welchen der Entwurf leidet, so blieben die Motive trotz alledem noch so dürftig, daß ein Gesetz auf sie begründet ein beklagenswerter Mißgriff wäre. In der That, wäre die Prostitution eine quantité négligeable, sie hätte nicht oberflächlicher abgefertigt werden können, als dies in der amtlichen Begründung geschieht. Wer aber etwa darin sorgsam durchgearbeitetes, gutgesichtetes, umfassendes Material sucht, wird gründlich enttäuscht. An Binsenwahrheiten und unbewiesenen Behauptungen fehlt es nicht, eine zahlenmäßig belegte, durch sachliche Ermittelungen gestützte Darlegung der Verhältnisse fehlt. Denn man wird doch nicht ernstlich annehmen, daß die kümmerlichen Mitteilungen, die der VIII. Reichstagskommission übergeben worden sind, zur Erkenntnis der Materie irgend etwas Erhebliches beitrügen? Die deutsche Kriminalstatistik, deren Erhebungsmethode unhaltbar und in jedem Betracht anfechtbar ist, liefert in den Anlagen (Kommissionsbericht S. 37 ff.) eine Übersicht über die Rückfälligen, deren Lückenhaftigkeit zugegeben wird, und eine Zusammenstellung polizeilicher Gutachten über den Stand der Roheitsvergehen. Sind Staatsanwaltschaften und Polizeibehörden in der Lage und berufen, ein unbefangenes und sachkundiges Urteil über diese Dinge abzu-

geben? Die Untauglichkeit der Polizei zum sozialpolitischen Hilfsdienst ergiebt sich aus jedem neuen Bericht der deutschen Gewerberäte, und der öffentliche Ankläger ersetzt nicht den sozialen Statistiker.

Hat die Regierung darauf verzichtet, einen methodologisch brauchbaren Entwurf vorzulegen, hat sie es unterlassen, ehe sie an die Ausarbeitung des Gesetzes ging, sich die für seine Motivierung nötigen Materialien zu verschaffen, so hat sie eben auch diesmal einen schon vor Jahren geäußerten Wunsch des Reichstages nicht erfüllt. Als die Brückner'sche Petition betreffend die Wiedereinführung der Bordelle vom Reichstage abgelehnt wurde, ersuchte man den Reichskanzler, statistisches Material zur Prostitutionsfrage zu sammeln. Jahre sind ins Land gegangen, die Eisen-, Tabak-, Baumwoll-Enquêten wurden veranstaltet, von einer Prostitutions-Enquête blieb es still. War aber jemals eine solche Erhebung notwendig, so jetzt, da die Regierung das Strafgesetz revidieren will. Nichts von alledem, die lex Heinze beweist, wie anspruchslos das offizielle Deutschland ist, sobald es sich mit der sozialen Statistik zu beschäftigen hat.

Hätte sich die Regierung begnügt mit dem Verzicht auf eine neue Arbeit, so durfte sie ihre sozialpolitische Askese doch nicht so weit treiben, das bereits vorhandene wichtige Thatsachenmaterial in der Begründung unbenützt zu lassen. Verlohnte es sich nicht, die vortrefflichen Studien eines Huppé und Schwabe zu benützen, da doch diese Forscher gerade das Sondergebiet, worauf der Fall Heinze sich abgespielt hat, das weltstädtische Berlin, behandelt haben? Die Berliner Polizei führt genaue Register über die kontrollierte Prostitution, über Zuhälter und Kuppler. Warum giebt die Begründung keine aus dieser Quelle geschöpfte Statistik z. B. über Zahl, Civilstand, Beruf, Alter der unter sittenpolizeilicher Aufsicht stehenden Dirnen? Welchen Eindruck gewinnt der Fachmann, wenn er sieht, mit was für unzulänglichen Notbehelfen die Reichstagskommission sich abmüht? In der „Statistik der Rückfälligen" (Anlage 5 des Kommissionsberichts S. 43) sind die Ziffern für England, Frankreich, Italien, Belgien der neuesten Auflage von Oettingens Moralstatistik entnommen. Die neueste Auflage stammt aus dem Jahre 1882. Von den vielbeschäftigten Parlamentariern kann nicht verlangt werden, daß sie auch noch durch Quellenstudien die Zahlen bis auf die neueste Zeit ergänzen. Aber haben wir nicht in unseren statistischen Ämtern Arbeitskräfte zur Genüge, denen es ein Leichtes gewesen wäre, aus den offiziellen Veröffentlichungen Englands usw. das Nötige nachzutragen? Der Zug einer vornehmen Nonchalance in allem, was das Thatsächliche betrifft, geht durch die ganze Vorlage.

Grundsätzlich berührt sich der Entwurf mit den Ansichten des alten Johann Peter Süßmilch, der vor 132 Jahren es aussprach: „Daher also die Hurerey und der Konkubinat ganz und gar nicht . . . . in einem wohl eingerichteten Staat geduldet werden sollten," grundsätzlich wurzelt der Entwurf von 1892 in demselben Boden wie die Auffassung Süßmilchs, da 1892 so gut wie 1761 die Prohibitivpolitik, das Gebot und das Verbot, als Heilmittel gelten. Nur daß die geistigen Nachfahren des wackeren und wohlverdienten Oberkonsistorialrates sich zu dem Geständnis bequemen müssen (Entwürf, S. 7):

> „Da die Erfahrung gezeigt hat, daß eine völlige Ausrottung der Prostitution im Wege der strafrechtlichen und polizeilichen Repression unausführbar ist, so ist die Gesetzgebung genötigt, mit den in dieser Hinsicht vorhandenen thatsächlichen Verhältnissen zu rechnen."

Als das Ergebnis dieses Rechenexempels stellt sich die lex Heinze dar, deren wesentlicher Inhalt eine Reihe von roh-mechanischen Zwangsmaßregeln ist. So rächt sich der Verzicht auf eine sozialpolitische Aktion: die öffentliche Gewalt paktiert mit derselben Prostitution, deren Folgeerscheinungen sie durch Richterspruch und

Polizeigewalt zu begegnen hofft. Der Entwurf der Regierung findet sich ab mit dem Kupplerwesen, indem er die Kuppelei mit schärferen Strafen bedroht, eine bestimmte Gruppe der Kuppler aber von staatswegen privilegiert. Um die Prostitution zu überwachen, will er sie kasernieren; er konzessioniert zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach die Bordellwirtschaft. Gegen die Zuhälter, die gewohnheitsmäßig aus der Prostitution ihren Erwerb ziehen, wendet sich die Vorlage mit aller Schärfe, aber sie statuiert den rechtlichen Anspruch hilfsbedürftiger Angehöriger auf eine Alimentation seitens der Prostituierten. Der Entwurf will, wie die Begründung ausdrücklich besagt (a. a. O. S. 9), „das Zuhältertum als solches verbieten" und giebt selbst zu (a. a. O. S. 7), daß „die heimliche Prostitution sich der Möglichkeit einer örtlichen Beschränkung entzieht". Aber wenn die Vorlage mit der kasernierten Prostitution eine staatlich zugelassene „Louis"-Zunft, die Bordellhalter und Bordellagenten, ins Leben ruft, bleibt den Bönhasen des Zuhältertums die Winkelprostitution, die in ewiger Bewegung, unfaßbar, in ruhelosem Flusse ist. Man könnte mit eben demselben Erfolge das „Gaunertum als solches", das „Einbrechertum als solches", kurz alle verhängnisvollen Geschöpfe gesellschaftlicher Übelstände „verbieten". Ja, das staatliche Verbot könnte diese Übelstände selber treffen. Nur wird der Erfolg kein anderer sein, als wenn man das Meer mit Ruten peitschte. Eine positive Wirtschaftspolitik müßte die Übelstände beseitigen oder doch auf ein möglichst geringes Maß zurückführen und nicht den Büttel, sondern die Reform als Werkzeug ihrer Thätigkeit benutzen. Es entspricht dem Gesamtcharakter der Vorlage, wenn sie durch die modernen Strafrechtstheorien einen Strich zieht und im Geiste der Karolina den Lattenarrest und die Wasser- und Brotkost damit rechtfertigt (a. a. O. S. 13), daß „dasjenige, was er nach eingetretenem Vollzuge vor seinem körperlichen Zustande empfindet, für den Verbrecher „die Strafe" ist". Wobei den Verfassern der Begründung sich übrigens das sozialpolitisch nicht wertlose Zugeständnis von den Lippen ringt (a. a. O. S. 14): „Namentlich gilt dies (die angebliche Unwirksamkeit kurzer Haft), wenn diese Freiheitsentziehung, wie es jetzt thatsächlich meist der Fall, mit Unterkommen, Nahrung und Pflege von einer so genügenden Beschaffenheit verbunden ist, wie sie die ärmsten Klassen des Volkes in der Freiheit sich nicht immer verschaffen können."

Man erwarte nicht, daß der Kommissionsbericht von größeren Gesichtspunkten ausgehe als die Regierungsvorlage. Das Ergebnis der Kommissionsverhandlungen ist eine Reihe von Änderungen, unter denen nur wenige ins Gewicht fallen.

Eine bedeutsame Differenz zwischen Regierungsvorlage und Kommissionsbeschlüssen ergiebt sich in der Frage: Lokalisation der Prostituierten. Die Vorlage schlug vor, die Vermietungen von Wohnungen an polizeilich beaufsichtigte Lohndirnen straflos zu lassen, wenn sie unter Beobachtung der hierüber erlassenen polizeilichen Vorschriften erfolgen. Die Praxis des Reichsgerichts nämlich hat den Kuppelparagraphen auf das Vermieten von Wohnungen an Prostituierte ausgedehnt. In der Kommission erklärte dagegen ein Regierungsvertreter ausdrücklich (Kommissionbericht S. 4), daß die vorgeschlagene Bestimmung „den Zweck hat, den Vermieter, welcher die polizeilichen Bestimmungen beachtet, auch dann straflos zu lassen, wenn er sich des unzüchtigen Treibens in der vermieteten Wohnung bewußt ist und dasselbe durch Fortsetzung des Mietsverhältnisses duldet".

Die Kommission hat den Regierungsvorschlag abgelehnt und an dessen Stelle die Bestimmung vorgeschlagen:

> „Das Vermieten von Wohnungen an Weibspersonen, welche gewerbsmäßig Unzucht treiben, ist nicht als Vorschubleistung anzusehen, sofern nicht das Vermieten mit Ausbeutung des unsittlichen Erwerbes der Mieterin verbunden ist."

Der Antragsteller hob hervor (Kommissionsbericht S. 6), „es sei ein Postulat der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit, daß die Venus vulgivaga von den Straßen möglichst verscheucht werde; das bezwecke sein Antrag". Der Kommissionsbeschluß erklärt demnach das Vermieten an Prostituierte schlechthin für straflos, ohne die sittenpolizeiliche Kontrolle zu bedingen. „Die einfache, reelle Vermietung, welche mit keinerlei Ausbeutung der mietenden Prostituierten verbunden ist, solle vor Strafe geschützt werden" (a. a. O. S. 7), führte der Antragsteller aus. Was beabsichtigt also nach seiner eigenen Erklärung der Gesetzgeber? Er will das honette Publikum vor der Straßenprostitution schützen, und er will den honetten Hausbesitzer schützen vor einem Kuppeleiprozeß. Daher formuliert er die Freizügigkeit der Lohndirnen umfassender als die Regierung und emanzipiert die Vermieter, nicht die Lohndirnen, von der Peinlichkeit der polizeilichen Sittenkontrolle.

Demnach eximiert der Kommissionsbeschluß die Vermieter von dem Kuppelparagraphen, sofern sie eben nur Vermieter sind, läßt aber sonst alles beim alten. Bestehen bleibt die Scheidung zwischen eingeschriebenen und Winkeldirnen, die Prostitution selbst bleibt unangetastet, weil sie eben nicht angetastet werden kann. Zur Wurzel des Übels herabsteigen, bedeutet die Erörterung vom polizeigesetzlichen auf das sozialpolitische Gebiet hinüberspielen. Und dort müßten die ökonomischen Bedingungen, unter denen die Prostitution zur gesellschaftlichen Massenerscheinung geworden ist, willig oder widerwillig bloßgelegt werden. Geschähe dies, so müßte der heutige Staat als Ankläger wider sich selbst auftreten. Aber, um das in letzter Zeit wieder viel gebrauchte Kunstwort einmal anzuwenden, die „Staatsraison" erheischt den Fortbestand der Prostitution. Je schneller die wirtschaftliche Entwickelung die Weiberarbeit zum notwendigen Bestandteil aller gewerblichen Thätigkeit macht, je schärfer der Wettbewerb zwischen Mann und Frau im Kampfe ums Dasein sich zuspitzt, um so günstiger werden die Daseinsbedingungen der Prostitution. Auf der einen Seite die Besitzenden, deren Genußbedürfnisse immer mehr ins Weite schweifen, deren Lebensgestaltung (höheres Heiratsalter) den außerehelichen Geschlechtsverkehr in wachsendem Maße beansprucht, als die Konsumenten, auf der anderen Seite die Proletarier als Produzenten der Prostitution. Neben der seßhaften Prostitution, die sich vor allem rekrutiert aus den Schichten des Lumpenproletariats, die flottante Prostitution, welche sich rekrutiert aus den verschiedenen Gruppen der Arbeiterinnen, mögen sie dem Großgewerbe, dem Handel, der Heimarbeit oder dem Gesinde angehören. Dazu kommt der Niederschlag der bürgerlichen Klassen, Deklassierte aller Art (vgl. meinen Aufsatz: Randglossen zur Prostitution, in dieser Zeitschrift, Band I, S. 28 fg.).

Die Apologeten der Kontrolle und der Bordelle übersehen, daß nur ein sehr kleiner Bruchteil der Lohndirnen kontrolliert und kaserniert werden kann, daß die Winkelprostitution auch neben diesen Einrichtungen fortbesteht und sich ausbreitet. Sie übersehen, daß sich der Kontrolle noch zahlreiche eingeschriebene Dirnen entziehen, und daß weder die Aufsicht[1]) noch die öffentlichen Häuser gegen die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten eine Schutzwehr bilden. Man kann sagen: Jeder Groschen,

1) Das statistische Material, das gemeiniglich zu Gunsten der Aufsicht vorgebracht wird, hält methodologisch nicht Stich. Wenn z. B. der Kommissionsbericht (S. 5/6) auf Frankfurter Erfahrungen verweist, wonach auf die Kontrolldirnen 1891 nur 17, 1892 nur 12% der geschlechtlichen Erkrankungen trafen, während auf die Prostitution ohne Kontrollwohnung 83 oder 88% entfallen seien, so sind hier zwei gar nicht vergleichbare Größen zusammengestellt. Der Frankfurter Polizei ist zwar die Zahl der aktiven Kontrolldirnen bekannt, nicht aber die Ziffer der Winkeldirnen, die in die polizeilichen Register nicht eingetragen sind. So lange aber diese letztere Zahl nicht wenigstens annähernd ermittelt wird, darf man Prozentberechnungen dieser Art nicht verwerten.

um den der Brodpreis steigt, erhöht, jeder Groschen, um den der Lohn steigt, senkt die Prostitutionsziffer; Arbeitsgelegenheit und Prostitutionsziffer stehen im umgekehrten Verhältnis zu einander. Diese ewige Wechselbeziehung zwischen der Prostitution und den Sozialzuständen tritt scharf zu Tage auch in der Bewegung der Syphilisziffer, was besonders die Prostitutionsdogmatiker beachten mögen, denen der Schutz vor Ansteckung als das wichtigste Moment erscheint.

An der Notwendigkeit der Prostitution als einer Massenerscheinung ist nicht zu zweifeln, so lange die kapitalistische Wirtschaftsweise besteht, uneingeschränkt durch tiefgehende soziale Reformen. Eben deshalb wird auch der neue Zuhälterparagraph, wie ihn Entwurf und Kommissionsbeschluß ziemlich gleichlautend[1]) bieten, ein Schlag ins Wasser sein. Der Zuhälter verwandelt sich proteusartig, wenn die Gesetze sich ändern. Um Kleines mit Großem zu vergleichen, die Kartelle werden trotz aller Anti-Trustgesetze fortbestehen, weil sie ein naturnotwendiges Erzeugnis der modernen Entwicklung sind. So auch das Zuhältertum. Er taucht etwa auf als „reeller Vermieter", er wird, wenn die Prostitution kaserniert ist, Bordellhalter oder Bordellbediensteter, er paßt sich schmiegsam den Verhältnissen an und trotzt auch den härteren Strafen, die ihm drohen, weit er ein out-law ist. So wenig Schaffott und Zuchthaus Mord und Einbruch, schwere Gewaltthat und feinen Betrug verhindern, so lange nur der soziale Nährboden für den Verbrechensbazillus vorhanden ist, so wenig kann man trotz der apodiktischen Gewißheit des Entwurfs „das Zuhältertum verbieten". Härtere Strafmittel werden die Vorsicht, die Schlauheit, die Brutalität der Zuhälter erhöhen; die Verkommenen, aus denen sich diese verächtliche Gilde der Lumpenproletarier bildet, werden durch die künstliche Auslese immer rücksichtsloser, immer gewaltthätiger, immer durchtriebener werden. Wie sagt doch die Begründung der Vorlage (S. 7)? „Die vereinzelt wohnenden, mancherlei Angriffen und Beeinträchtigungen ausgesetzten Dirnen werden durch ein natürliches Schutzbedürfnis darauf hingewiesen, sich eine Stütze zu suchen, welche sie in dem Zuhälter finden." Unsere Gesetzgeber erkennen das „natürliche Schutzbedürfnis" der Dirne an. Würden sie das natürliche Schutzbedürfnis des arbeitenden Weibes anerkennen, so regulierte ihre legislative Kunst nicht die Prostitution, sondern den Arbeiterschutz.

Jedennoch die lex Heinze setzt sich auch in schroffen Widerspruch zu dem Rechtsbewußtsein der Massen durch den neuen von der Kommission nicht veränderten § 181 der Vorlage. Und zwar kommt hier in Betracht Absatz 2, wonach „die Kuppelei, selbst wenn sie weder gewohnheitsmäßig noch aus Eigennutz betrieben wird", mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu bestrafen ist, wenn

> „. . . der Schuldige zu der verkuppelten Person in dem Verhältnis . . . von Eltern zu Kindern, von Vormündern zu Pflegebefohlenen . . . steht."

Wenn auch die Moralisten noch so strenge darüber urteilen, der außereheliche Geschlechtsverkehr ist einmal thatsächlich eine unausrottbare Volkssitte. Jedoch die lex Heinze reglementiert ja gerade den außerehelichen Verkehr, indem sie bestimmte Vorschriften erläßt über Prostituierte, Kuppler und Zuhälter. Sie will auch gar nicht diesen Verkehr treffen.

Nicht der Verkehr zwischen der Lohndirne und ihrem Klienten, der Geschlechtsverkehr zwischen dem Liebhaber und der Geliebten, zwischen dem Bräutigam und der

1) Gestrichen ist nur der „anstößige" Passus der ursprünglichen Vorlage, wonach die männliche Person, die einen gesetzlichen Anspruch auf Alimentation hat, nicht unter den betreffenden Paragraphen fällt.

Verlobten soll getroffen, die „wilde Ehe" soll bedroht werden. Auf dem Lande ist der Verkehr vor der Ehe in ganz Deutschland Volksbrauch. Von dem oberbaierischen Bauernduden, der zu seiner Liebsten „fensterln" geht, bis zu dem masurischen Landarbeiter, der bei seinem Mädchen schläft, überall diese Einrichtung. Wer z. B. die Landarbeiter-Enquête des Vereins für Sozialpolitik sich hierauf ansieht, wird mancherlei Anziehendes finden. Nach dem § 181 Abs. 2 können jetzt die Eltern oder Vormünder, die bei ihren Kindern oder Pflegebefohlenen das zulassen, was sie selbst vordem geübt, mit Zuchthaus bestraft werden. Und dies trotzdem durchgängig die Ehe dem vorehelichen Verhältnis folgt. In erhöhtem Maße gilt das Gesagte für die städtische Arbeiterbevölkerung. Die moderne Industrie hat die urwüchsig-überkommene Form der Familie zerstört und die Ungebundenheit des gewerblichen Verkehrs erzeugt und fördert die Ungebundenheit des geschlechtlichen Verkehrs. Der Industriearbeiter hat sich von der Auffassung, die zwar den Verkehr mit Dirnen legalisiert, den außerehelichen Verkehr zwischen Liebenden aber verdammt, vollständig emanzipiert, „die wilde Ehe" ist eine feste Institution geworden, der die standesamtliche Trauung folgen kann, und wenn Kinder kommen, zumeist auch folgt. In den Bundesstaaten, die durch eine rückständige Ehegesetzgebung (so in Baiern) den Besitzlosen das Heiraten erschweren, ist der Anreiz zum Konkubinat noch stärker. Ganz zu geschweigen jenes mächtigen Hindernisses, das der Gründung proletarischer Hausstände im Wege steht, des wirtschaftlichen Niedergangs. Das Auf und Ab der Eheziffer korrespondiert ja mit dem Auf und Ab der Konjunktur. Unsere Gesetzgeber fußen auch hier wieder auf — Johann Peter Süßmilch, der über „die Unordnung der Lüste mit Personen" klagt, „die man auf eine kurze oder längere Zeit geheiratet hat", was „der Fruchtbarkeit und der Bevölkerung einen ungemeinen Schaden zugefüget". . . . .

Wenn die lex Heinze durchgeht, so möge man wenigstens für einen *statistischen Paragraphen* sorgen. Man schreibe vor, daß die mit der Überwachung der Prostitution betrauten Behörden Buch führen über die sozial bedeutsamen Erscheinungen auf diesem Gebiet. Man halte sie an, die Bewegung der Kontrolldirnen und so weit es angeht, die Bewegung der flottanten Prostitution zahlenmäßig zu fixieren, über Alter, Heimat, Civilstand, Morbidität, Sterblichkeit, über den früheren Beruf und den in diesem Beruf durchschnittlich gewonnenen Arbeitsverdienst sorgsame Aufzeichnungen zu machen. Man registriere die Fälle, in denen die Prostitution komplementäre Erwerbsweise ist, man beobachte die Zusammenhänge zwischen Konjunktur und Prostitution, das Bordellwesen, die „freie" Prostitution, das Zuhältertum. Der von den Behörden gesammelte Rohstoff wäre dann nach sozialpolitischen Gesichtspunkten zu bearbeiten und jährlich zu veröffentlichen.

Die lex Heinze, in dem Regierungsentwurf und nach den Kommissionsbeschlüssen, bleibt ein Gelegenheitsgesetz. Sie appelliert an die Gewalt, statt an die positive Sozialpolitik und sie wird wirkungslos bleiben, weil sie mit reaktionären Palliativen tiefgehende gesellschaftliche Schäden heilen will.

Juristisch gesprochen: *Ein Versuch mit untauglichen Mitteln an einem untauglichen Objekt.*

Ein Dankſchreiben an Profeſſor Ludwig Büchner in Darmſtadt.

Von Karl Gerſter.

(München.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Mit beſonderem Vergnügen öffnen wir Herrn Dr. med. et phil. Karl Gerſter aus München die Spalten unſerer „Geſellſchaft". Gerſter, in den weiteſten mediziniſchen Kreiſen bekannt als Herausgeber der von Paul Niemeyer begründeten Monatsſchrift „Hygieia" (Stuttgart, A. Zimmer), iſt längſt als tüchtiger Schriftſteller anerkannt. Von ſeinen Schriften ſeien nur genannt: „Charakter Ludwig II." (1886), „Prof. Dr. C. Mendel in Berlin und der Hypnotismus" (1890), „Die poetiſchen Werke des Stipſius", 2. Aufl. — Herr Prof. Ludwig Buchner veröffentlichte jüngſt einen Aufſatz „Hypnotismus" im Korreſpondenzblatt des deutſchen Freidenkerbundes worin er mit geradezu komiſcher Ignoranz von einem „unbekannten Münchener Arzt Namens Gerſter" und „zwei gänzlich unbekannten Größen O. Hanſſon und A. Ulrich" in wegwerfendem Tone ſprach. Ola Hanſſon, der eifrige Mitarbeiter einer großen Zahl von Zeitſchriften und Verfaſſer der Novellenbücher „Pawias", „Alltagsfrauen", „Amorosa sensitiva" uſw. iſt in der Darmſtädter Profeſſorenwelt eine „gänzlich unbekannte Größe"! Für dieſe herrliche Offenbarung deutſcher Freidenkerbildung ſchließen auch wir uns der Dankſagung an, die Herr Dr. Gerſter dem großen Kenner moderner Litteratur in Darmſtadt darbringt.

Hochgeehrter Herr!

Ein Unbekannter naht ſich dankbaren Herzens dem Throne eines bekannten deutſchen Profeſſors. Der Unbekannte bin ich und der bekannte deutſche Profeſſor ſind Sie. Ich weiß, daß Sie als großer Forſcher zunächſt nach dem Grunde meiner Dankbarkeit fragen werden, und da antworte ich mit Stolz: weil Sie meinen bis dahin völlig unbekannten Namen in Nr. 10 des „Korreſpondenzblattes des deutſchen Freidenkerbundes" verewigt haben.

Als Freidenker wie als deutſcher Profeſſor haben Sie das volle, unbeſtreitbare Recht, über alles in der Welt, alſo auch über den Hypnotismus, ſich frei und kritiſch zu äußern. Sie haben das in Ihrem Eſſay „Hypnotismus" in beſagter Nummer 10 glänzend gethan, und die Wiſſenſchaft der Freidenker iſt um eine herrliche Perle der Litteratur reicher geworden. Ganz vorzüglich aber haben Sie bei dieſer Gelegenheit die Hochburg des Materialismus verteidigt und ſich aufs neue als deſſen größter und edelſter Ritter erwieſen.

Mit einem ſchönen Citat aus dem unermeßlichen Schatz Ihrer Sprüchwörter eröffnen Sie das Gefecht: „Unſer Herrgott unterhält, wie das Sprüchwort ſagt, vielerlei Koſtgänger, unter denen ſich mitunter gar merkwürdige Exemplare der Species homo (Menſch) befinden." Gut gebrüllt, Löwe von Darmſtadt! Ja, Sie haben recht: es giebt nicht nur einen Profeſſor Ludwig Büchner, ſondern es giebt auch Exemplare der Species homo (Menſch), die dieſem Profeſſor zu widerſprechen wagen.

Aber was müſſen das für Menſchen ſein? Haben ſie je Ihren geiſtvollen, ewig neuen Vorträgen gelauſcht? Oder wenn auch: Können ſie beweiſen, dieſe Vorträge verſtanden oder ſie bis zum Schluſſe mutig ausgehalten zu haben? Ich fürchte, ſie können das nicht, und drum hinauf mit ihnen, hinauf auf den Pranger! Ja, Herr Profeſſor Ludwig Büchner: ſolche Menſchen, wenn man ſie überhaupt als Exemplare der Species homo (Menſch) betrachten will, gehören auf den Pranger, ſie gehören vor das Scherbengericht der Freidenker.

Warum hat dieſer Herr Hans Schmidkunz, Privatdozent der Philoſophie an der Univerſität München, „ſich demüßigt gefunden, einen abermaligen litterariſchen Feldzug „gegen den Materialismus" mittelſt eines ganzen Cyklus gemeinfaßlicher Flugſchriften in Scene zu ſetzen"? Iſt er ein Freidenker? Mit nichten. Woher nimmt er dann das Recht zu ſeinem Vorgehen? Und er iſt nicht allein, er iſt nur der Häuptling einer antimaterialiſtiſchen Bande, die der große Mann aus Darmſtadt, wie ein weiland Falſtaff ſeine Rekruten, nacheinander vorſtellt: „Da iſt," ruft er, „zunächſt der alte vielſchreibende Ludwig Büchner," — pardon, „Moriz Carrière. Dann der bekannte Geſpenſterfreund und Geiſterſeher K. du Prel, deſſen wunderliche Spuk-Philoſophie in wiſſenſchaftlichen Kreiſen nur noch Heiterkeit zu erregen im Stande iſt; weiter ein unbekannter Münchener Arzt namens K. Gerſter, der hauptſächlich in Somnambulismus, Hypnotismus und Naturheilkunde zu machen ſcheint; weiter der als fanatiſcher Spiritiſt und Antimaterialiſt bekannte Herr O. von Leixner, Herausgeber der Berliner Romanzeitung, und endlich zwei gänzlich unbekannte Größen O. Hanſſon und A. Ullrich, von deren Leiſtungen die Litteraturgeſchichte vorerſt nichts zu berichten weiß."

Hochverehrter Herr Profeſſor Ludwig Büchner, Heros aller Freidenker, Hort des deutſchen Materialismus! Verzeihen Sie mir die Kühnheit, wenn ich Ihnen rundweg ſage: das haben Sie nicht gut gemacht! Das hätten Sie nicht thun ſollen! Dieſen Herrn Schmidkunz und ſeine Leute hätten Sie in Nr. 10 des „Korreſpondenzblatt des deutſchen Freidenkerbundes" der wiſſenſchaftlichen Freidenkerwelt nicht vorſtellen ſollen! Semper aliquid haeret! Auch unter den Freidenkern giebt es Menſchen, ſchwach, neugierig, Leute, die im Ludwigbüchneriſchen noch nicht hartgeſotten genug ſind. Wenn ſolche Leute nun, ich will nicht behaupten den „mit abgeſtandener chriſtlicher Philoſophie durchſättigten" Moriz Carrière, aber die „wunderliche Spukphiloſophie" du Prels ſich näher anzuſehen den Mut beſäßen? Was dann? In welches Licht würde das „Korreſpondenzblatt des deutſchen Freidenkerbundes" geraten? Was würde der Papſt der Freidenker dazu ſagen?

Ich weiß es, ich fühle es, Herr Profeſſor, Sie wollten hochherzig ſein. Sie wollten die Ihnen (und ſomit auch der litterariſchen Welt) unbekannten Flugſchriften-Dunkelmänner, ſpeciell ihren Führer, ſanft und ohne Aufſehen in die Luft ſprengen. Darum machen Sie die Kriminaljuſtiz und die philoſophiſche Fakultät München liebevoll auf den Privatdozenten Hans Schmidkunz aufmerkſam, als einen „recht angenehmen Herrn und Geſellſchafter", dem „es ein Leichtes ſein würde, die Herren Profeſſoren hypnotiſch zu beeinfluſſen", wenn er Profeſſor werden wolle. Sie kalkulieren ganz richtig: Iſt der Herr Schmidkunz Profeſſor, ſo iſt er unſchädlich, die Leute leſen nicht mehr, was er ſchreibt. Vorläufig freilich war er Ihnen noch gefährlich und Sie hatten größte Mühe, nicht dem Bann der Suggeſtion zu verfallen, womit er ſein Buch „Der Hypnotismus in gemeinfaßlicher Darſtellung" eröffnet hatte. Dieſe lautete: „Du wirſt dieſes Buch leſen, auch wenn Du Dich dagegen ſträubſt. Und je mehr Du Dich dagegen ſträubſt, deſto raſcher wirſt Du dieſem Bann verfallen ſein." Obſchon die Empfänglichkeit für dieſe Art von Suggeſtion nach Ihrer Angabe bei Ihnen „ſehr wenig ausgebildet" iſt, obſchon Sie alſo „weit entfernt" waren, „dem darin enthaltenen Bann zu verfallen", ſind Sie inſofern doch hereingefallen, als Sie das Buch jedenfalls wider Willen geleſen haben. Ihre Behauptung, Schmidkunz habe noch weiter die Suggeſtion gegeben, der Leſer des genannten Buches müſſe es, wenn geleſen, abermals wider Willen leſen, ſoll wohl nur ein Beweis der Gründlichkeit Ihrer Lektüre ſein? Oder iſt Ihnen am Ende eine Verwechſelung paſſiert? Ich hoffe nicht,

Herr Profeſſor, daß Sie die neueſte Auflage Ihres Meiſterwerkes „Kraft und Stoff“ mit dieſer Suggeſtion eröffnen wollen. Wenn es Sie, den gegen Suggeſtion Unempfindlichen, ſchon bei einmaligem Leſen „nicht geringe Überwindung koſtete, ſich durch dieſes mit ermüdender Geſchwätzigkeit und dummdreiſter Abſprechungsmanie geſchriebene (Schmidkunz'ſche) Buch hindurchzuarbeiten“, ſo quälen Sie ſuggeſtidie Leute einfach zu Tod, wenn Sie eine ſoiche Suggeſtion ais Mauſefalle an den Eingang Ihres Buches ſtellen.

Was Sie in Ihrem Eſſay über den Hypnotismus ſchreiben, iſt eines deutſchen Profeſſors, ſpeciell eines Ludwig Büchner, würdig. Zwar hätten Sie, als Verfaſſer von „Dichtung und Wahrheit im tieriſchen Magnetismus“ nicht nötig gehabt, zu beweiſen, daß Sie kein Schreibtiſch-Philoſoph ſind und daß Sie turmhoch über Schmidkunz ſtehen, der „den Gegenſtand, über den er ſchreibt, gewiſſermaßen nur aus der Ferne kennt“. Sie haben aber mit Recht angenommen, daß man auf Sie ais großen Pſychologen gewartet hat, um über den Hypnotismus neuerdings belehrt zu werden.

Nun aber noch zu einigen Unvorſichtigkeiten, die Ihnen in Nr. 10 des „Korreſpondenzbiattes des deutſchen Freidenkerbundes“ paſſiert ſind.

Ola Hanſſon! Hochverehrter Herr Profeſſor: Was iſt Ihnen mit Ola Hanſſon paſſiert? Daß Ihnen der Mann eine „gänzlich unbekannte Größe“ iſt, finde ich am Ende ganz natürlich. Aber warum, Herr Profeſſor, warum mußten Sie das vor aller Welt ausſprechen? Warum mußten Sie erzählen, daß Sie ſich in Ihren wiſſenſchaftlichen Kreiſen über die du Prei'ſche Spukphiloſophie heimlich der Heiterkeit hingeben, während Sie doch allen Grund hätten, gerade in dieſen Kreiſen mögiich ernſt genommen zu werden? Daß Sie mich Ärmſten, den „unbekannten Münchener Arzt“, durch Namensnennung berühmt zu machen ſuchen, verzeihe ich Ihnen, aber daß Sie von mir ſagen: „der hauptſächlich in Somnambulismus, Hypnotismus und Naturheilkunde zu machen ſcheint“, könnte mich kränken. Was würden Sie zu mir ſagen, wenn ich behaupten wollte: Da iſt in Darmſtadt ein bekannter Profeſſor, der in Materialismus, Freidenkerei, Natur und Wiſſenſchaft ꝛc. zu machen ſcheint?

Nichts für ungut, Herr Profeſſor. Ich halte Sie für einen echten Freidenker, zumal Sie das ja ſelbſt aller Welt ſagen; Sie ſind für mich ſogar der Normal-Freidenker und ich beneide Sie aufrichtig um Ihre Mitgliedſchaft am Freidenkerbund, der ich auch einmal teilhaftig werden möchte. Es muß ein wunderbares Gefühl ſein, ſo recht frei denken zu dürfen und einem Bund anzugehören, der das ſogar zur Pflicht macht.

Ich hätte noch manches auf dem Herzen. Aber ich fürchte, Herr Profeſſor, Ihre Geduld und mein Witz ſind zu Ende. So leben Sie denn wohl und erlauben Sie mir noch auszurufen:

Allah ii Allah wamahomet rasul il Allah, das heißt: Gott iſt Gott und Ludwig Büchner iſt — Ludwig Büchner!

München, im April 1893.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Neumannſche Hofkunſthandlung an der Maximilianſtraße pflegt von Zeit zu Zeit die Liebhaber mit kleinen entzückenden Ausſtellungen zu überraſchen.

So jüngſt mit einem Totentanz in 12 Blättern großen Bildformats von einem blutjungen Künſtler Namens G. Lührig. Das Figurale in moderner, kraftvoller Naturaliſtenart. Das Landſchaftliche auf einigen Blättern von beſtrickender Stimmung. Meiſterliche Beherrſchung der Wertſkale von Schwarzweiß. Wie ſich der Künſtler den Inhalt zurechtlegte, davon einige Proben:

Bild 1: Der Tod hat mitgeholfen am Bau eines Hauſes, aber ſo, daß es wieder zuſammenſtürzt und den alten Maurer mit in die Tiefe ſchleudert. Die Kameraden betten den Verunglückten unter einen Baum, wo er verſcheidet, und der Tod eilt von dannen, neue Arbeit zu ſuchen.

Bild 2: Der erſte, helle Frühlingstag lockt die Kinder ins Freie. Da erſcheint der unheimliche Wanderer unter ihnen. Gerade das ſchönſte der Kinder ſucht er ſich zum Opfer heraus. Scheinbar zärtlich lockt er es zu ſich und berührt es mit ſeiner Totenhand. Von der Stunde an wird es krank und ſiech und muß bald ſterben.

Bild 5: Der Mörder findet nirgends Ruhe; wohin er auch flieht, die drohende Geſtalt des Todes, das Bild des Erſchlagenen und der ganze Jammer der That folgen ihm nach und vergällen ihm den Trunk Waſſer, nach dem er lechzt.

Bild 9: Im ewigen Eis der Polarwelt ſitzt der Tod als unumſchränkter Herrſcher, Alles, was in ſeine Nähe kommt, iſt dem Untergange geweiht.

Bild 11: Der Tod vergreift ſich ſchließlich auch am Totengräber, ſeinem treuen Gehülfen, und läßt ihn plötzlich in einer ironiſchen Laune in dem Grab, das er für einen anderen ſchaufelt, zuſammenbrechen.

Bild 12: Zum Schluß denkt der Maler ſelbſt, daß auch er [illegible] Augenblick vor dem unheimlichen Beſuche ſicher iſt, der Tod, den er oft im Bild citiert, mag plötzlich auch in Wirklichkeit einmal erſcheinen.

Neben dieſen jugendlichen Phantaſie-Exkurſen ins Reich des Düſteren ſprachen einige neue Werke des Meiſters Fritz v. Uhde um ſo erfreulicher an. Zunächſt ein lebensgroßes Bildnis in ganzer Figur „Der Schauſpieler“ (Modell: Alois Wohlmuth vom k. Hoftheater, wie er in ſchwarzen Filzpantoffeln, abgeſchabtem Hauskleid, kragenloſem Hemd, alſo im ſorgenloſeſten Junggeſellen-Negligé der heimiſchen Künſtlerklauſe eine neue Rolle ſich in den Schädel paukt), ein ganz köſtlich aufgefaßtes und wundervoll gemaltes Lebensſtück, und dann vier kleine Paſtelle, Genreſeenen in der Art Herkomers, von beſtrickender Feinheit. Einer, der nicht raſtet und nicht roſtet, dieſer Fritz v. Uhde, immer unterwegs und immer aufwärts, von Höhe zu Höhe. (Die Regierung der franzöſiſchen Republik hat neulich eins ſeiner früheren Bilder für die Staatsſammlung im Luxemburgpalais erworben.)

* * *

Im Kunſtverein eine Woche beſſer, als die andere. Man iſt ganz perplex von dieſer Fülle neuer Talente, von dieſem Reichtum ſchöpferiſchen Fleißes. Hunderte von tüchtigen, fröhlichen Bildern grüßen uns von den Wänden: Nimm mich mit, nimm

mich mit, ich will dir Freudebringer sein, Augentrost, Phantasieweide! Aber das deutsche Soldaten-Reich ist ein Rabenaas, es starrt in Waffen und Schulden für neue Waffen, es schreit sich heißer in den Kasernen und auf den Exerzierplätzen und in den stinkigen Börsen, es brüllt im Parlament und seine Vertreter werfen sich Schuft, Lump, Feigling und andere zeitgemäße Ehrentitel an den Kopf, polnische Kardinäle erhalten kaiserliche Brillantdosen und der Papst bekommt eine gemalte Photographie — aber die vaterländische Kunst geht nach Brot. Und so weiter. Unglaublich.

Die Trauer über solche Zustände — ja, die Kunst giebt's halt nicht, uns das wegzuhexen. Und da marschieren sie an, in hellen Haufen, die Künstler und Dichter, die herrlichen Götterjöhne, die genialen Phantasten und Impressionisten und Symbolisten und Realisten, beladen mit Werken wie mit himmlischen Früchten aus seligen Zonen — aber niemand kann sie ihnen abkaufen. Die das Geld dazu hätten, sind meist mit Blindheit und Gemeinheit geschlagen, und die mit Verständnis und Sehnsucht begnadet sind, haben kein Geld.

Und da giebt's Künstler, wie diesen E. Harburger, die mit dem Zauber ihres Stiftes diese bettelarme, blinde, gemeine Kulturwelt in Hunderten von Zeichnungen genial verewigen in drastischen Typen und Scenen, daß man doch wieder Thränen lachen muß vor Vergnügen über diesen unbezwinglichen Humor. Scheußliches Gesindel, dieser Kulturmenschenkehricht — die Sonne der Kunst leuchtet darüber hin und leiht ihm alle Verklärung. O ihr Schalksnarren von Künstlern, o Harburger, du witzigster Kindskopf, du naivste Mannesseele!

Ich weiß sie gar nicht mehr alle zu nennen, die Braven, die mich entzückt, geblendet, beseligt, ab und zu auch ein wenig geärgert haben.

Ja, Aukarkrona war wieder mit einer Anzahl zum Küssen schöner Bilder da, dieser urfrische Maler-Dichter, dieser Freilichtmensch mit der blonden Sonnennatur des echten Germanen, mit den frohen, sieghaften Augen, die uns aus seinen Werken herzbezwingend entgegenstrahlen. Wer weiß wie er die scharf beobachtete gemeine Wirklichkeit in Stimmungen vibrieren zu lassen, Mensch und Schaf und Schwein, Kuh und Ochs dazu daß wir sie wie höchste Poesie empfinden? Der letzte Schnee, der Weideplatz, die Da[illegible]erung am See — und Dutzend ähnliche Vorwürfe, vor ihm tausendmal schon gemalt, warum wirken sie bei ihm wie neue Offenbarungen, hinreißend, beglückend?

Ja, und Otto E. Engel mit einem großartigen „Sonnenuntergang" in einer idyllisch schlichten Landschaft mit ein paar bäuerlich schlichten, anspruchslosen Menschen darin. Und der letzte Strahl fällt mit intensivster Glut auf den Gartenzaun, — wahrhaftig, sonst nichts — und es ist ein Farbengedicht von hehrer, ergreifender Schönheit daraus geworden. Ich stand lange vor dem Bild und dachte an mein Dorf und an mein Elternhaus und an Vieles, was das Herz mit seliger Wehmut füllt — und ich neigte mich in Gedanken tief vor dem großen Maler.

Ja — und L. v. Hofmann aus Charlottenburg, auch einer von denen, so zum Außerordentlichen berufen, und dessen Können schon so reich und neu, daß seine engeren preußischen Landsleute, speziell die geistreichen Kunst-Berliner, noch fünfzig Jahre brauchen werden, bis ihnen das Verständnis kommt — annähernd. Unbeschreiblich schöne Bilder, von einer Innigkeit der Beseelung, einer märchenhaften Einfalt des Gemütes — wie ich sie von einem modernen Preußen nie zu erleben glaubte. Selbst wo sich sein Pinsel ein wenig zu verirren scheint, ins Allzuungewöhnliche, welch ein reiner Glanz der Poesie! Und wo sein Stoff linkisch wird, ach, jene kerndeutsche Zeichnung unserer größten Meister bis herein auf Böcklin und Thoma, welcher Moderne enthüllte uns ihren keuschen Reiz so eindringlich, wie dieser fabelhafte L. v. Hofmann?

— Ich wette, daß ihn die geiſtvollen Berliner für einen blödſinnigen Schmierer erklären — ſie können gar nicht anders.

Ja, und da war auch Paul Behrens. In Einigem trieb er's ſogar den Münchenern zu ſtark. Ah, der Farbenrauſch war ihnen noch nicht ſaiſongemäß. Das ſchadet aber abſolut nicht. Ein ſtarker Künſtler kann ſich auch eine Narrheit erlauben. Aber er darf ſie nicht bei Fremden zu leihen nehmen, nicht bei Besnard in Paris oder ſonſtwo, ſondern ſie muß mit beiden Füßen und ſchallender Urſprünglichkeit aus ſeiner eigenen Natur hervorſpringen. Behrens muß ſich noch einige fremde Narrheiten abgewöhnen. Ich nehme an, daß er das Zeug hat, auf eigene Fauſt ein Narr zu ſein — zum Schrecken aller Philiſter. Dann wird er auch ein ganzer Künſtler ſein.

Ja, und da war auch Herman Hartwich, der ſich leider viel zu ſelten zeigt, mit einem Herbſtmorgen aus Südtirol voll goldigſter Poeſie und einer beſtrickenden Feinheit der Technik.

Ja, wie viele noch? Es iſt einfach erſtaunlich. Es iſt wie ein Gemeinzug, anſchwellend, unüberſehbar, in beängſtigender Dimenſion. Paul Crodel, den hätte ich ſchier vergeſſen, und Alois Hänisch, die beide jetzt in der erſten Reihe unſerer modernen Landſchafter marſchieren. Hut ab, Publikum, Hut ab! Und v. Bechtolsheim, Fuks, Baer-Matthes, Thereſe Oſtermaier — Hut ab!

* * *

Die Vereinigung deutſcher Aquarelliſten hat ihre zweite Ausſtellung in den Räumen der Kunſthandlung von J. Littauer am Odeonsplatz veranſtaltet, eine kleinere, aber gewähltere und vornehmere und hinſichtlich der behandelten Motive eine abwechslungsreichere und amüſantere Geſellſchaft als im Vorjahre. Da blendet vor allen wieder unſer Hans v. Bartels mit ſeiner vor keiner Schwierigkeit ſcheuenden koloriſtiſchen Meiſterſchaft. Sein holländiſcher Blumenmarkt, ſeine Anſicht vom Münchener Promenadeplatz — wie iſt das unübertrefflich in Kraft und Wahrheit! Sehr glänzend und vielſeitig zeigt ſich auch Skardina. Das Straßenbild am Kanal mit der eleganten Dame im Vordergrund, der korbſchleppende Lehrjunge, das armſelige Gaſſengewirr von Hamburg — ein Blatt ſchöner als das andere. Arthur Kampf, Hans Herrmann, Bantzer (Kopf einer alten Frau, ganz ſtupend!) Max Fritz — zeigen die Entwicklung unſerer deutſchen Aquarellmalweiſe von der vorzüglichſten Seite. Summa: „Wohin mit der Freud"? Das gottverfluchte Geld, das ich nicht habe, und die Wunder der Schönheit, die mir vor den Augen tanzen, huſchhuſch. Narrenwelt, wo ſo etwas „göttliche Ordnung" vorſtellen ſoll. Dem boshafteſten Teufel wär' das zu dumm, geſchweige einem gebildeten, gütigen Menſchen. Ich leide Tantalusqualen, für mich und mein armes Mitvolk, ſo oft ich den Fuß in kunſtheilige und kunſtreiche Orte ſetze. — —

* * *

Wie ſeit Jahren, ſo beſchloß auch heuer wieder der Leiter des Münchener Chorvereins, der Kgl. Muſikdirektor Heinrich Porges, die winterliche Konzertzeit mit einer jener großartigen Darbietungen, die ſelbſt im überreichen Muſikleben der bayeriſchen Haupt- und Kunſtſtadt ein Ereignis bilden. Dank den unermüdlichen Bemühungen des Porges'ſchen Konzertunternehmens haben hier die großen ſynphoniſchen Werke von Liszt und Berlioz ſelbſt in weiteren muſikliebenden Kreiſen eine Volkstümlichkeit erlangt, die jener der Wagner'ſchen Muſikdramen kaum mehr nachſteht. Das diesmalige Konzert im Königlichen Odeon brachte als Hauptnummer das gewaltige Tedeum von Liszt (unter Mitwirkung des Kammerſängers Vogl, des Lehrergeſangvereins,

150 Kinder der ſtädtiſchen Centralſingſchule und des Hoforcheſters), ſodann zwei Stücke aus dem Liszt'ſchen Oratorium „Chriſtus“: den famoſen „Marſch der h. 3 Könige“ für Orcheſter und „Die Gründung der Kirche“ für Chor, Orcheſter und Orgel. Außerdem kamen zwei Werke von Berlioz zur Aufführung: die Soloſcene „Die Gefangene“ für Alt (prächtig geſungen von Emanuele Frank) und Orcheſter, und der Hamlet-Trauermarſch.

* * *

Im Gärtnertheater ließ der allzeit rührige Direktor Lang die Frau Franziska Ellmenreich ihre hiſtoriſch intereſſante Kunſt zeigen. Frau Ellmenreich gehört ſchauſpieleriſch zur Generation des Epigonen-Virtuoſentums der Poſſart, Barnay, Sonnenthal, Klara Ziegler uſw. ſowie der entſprechenden Stückſchreiber Sardou, Grillparzer e tutti quanti herab bis auf Paul Heyſe. Frau Ellmenreich produzierte ſich als Kameliendame und Odette — und brachte den franzöſiſchen Bumbumſchwindel dieſer Effektkomödien ſehr gut heraus. Wie alle Virtuoſen mit kleinem Specialitätenprogramm, hatte ſie jede Nüance im Worte, in der Geſte, im Mienenſpiel am Schnürchen. Für das große Biedermeier-Publikum wirkt dieſe Kunſt immer noch Wunder, für den ſeinen modernen Geſchmack iſt ſie wirkungslos. Man ſieht ſich die Geſchichte an wie eine hiſtoriſche Kurioſität, aber man hat kein Herz mehr dafür.

Im Kgl. Reſidenztheater wurde Sudermanns „Heimat“ mit ungeheurem Beifall gegeben. In der theatraliſchen Mache übertrumpft Sudermann heute bereits die renommierteſten Franzoſen. Er iſt in ſeinen geringſten Künſten zum mindeſten unſer deutſcher Sardou. „Heimat“ ſollte den Nebentitel führen: oder Ein Narrenhaus Alle Hauptfiguren führen ſich ſchließlich auf wie Verrückte. Nur hie und da erquickt noch ein feiner Zug echter Lebenswahrheit und ein kühn herausgeſchleudertes Dichterwort. Geſpielt wurde ſtilgerecht, d. h. ganz im Sinne des Stücks — mit karikaturenhafter Übertreibung. Jede andere Spielweiſe wäre falſch geweſen. Sämtliche Mitwirkende hatten ihren Part rieſig los und verdienten uneingeſchränktes Lob.

Der Reſt der Lichtenfeld'ſchen „Elſa“, eine Birchpfeifferei, zuſammengeſtückelt aus dem Gartenlauben-Roman „Glückauf!“ von Fräulein Werner-Bürſtenbinder, iſt mit zwei oder drei Aufführungen glücklich an uns vorübergegangen. Die Verfaſſerin proteſtierte gegen die Dramatiſierung ihres Romans und verbat ſich jede fernere Aufführung. Der brave Lichtenfeld-Hans Lindner hatte die ganze Geſchichte ohne die Autoriſation der Verfaſſerin durchzudrücken verſucht. Daß ihm dabei die Hoftheaterleitung hilfreiche Hand geleiſtet, bleibt freilich merkwürdig.

In der Oper findet die ſceniſche Erneuerung und Erweiterung des „Tannhäuſer“ den verdienten Beifall. Die Ausſtattung, nach Bayreuther Feſtſpielmuſter, hat an maleriſchem Reiz unendlich gewonnen, auch an realiſtiſcher Lebendigkeit, ohne in Meiningerei zu verfallen.

Ernſt v. Wolzogen hat im Akademiſch-dramatiſchen Verein ſeine im Gärtnertheater angenommene Tragikomödie „Lumpengeſindel“ mit großem Erfolge vorgetragen. Wie ſeiner Zeit in der Geſellſchaft für modernes Leben Johannes Schlaf, ſo erwies ſich Ernſt v. Wolzogen als ein hervorragender Rezitator. In beiden Dichtern ſteckt eine überſchüſſige Schauſpielerbegabung modernſten Kaliders. Vielleicht findet ſich irgendwo glückliche Gelegenheit, dieſelbe für die Leitung eines wahrhaft modernen, künſtleriſchen Schauſpielhauſes nutzbar zu machen. —

Berliner Theater.

Von Martin Hildebrandt.

(Berlin.)

Die freieſte Bühne von Berlin, das „Reſidenztheater", hat ſeinen mancherlei und nicht geringen Verdienſten um die moderne dramatiſche Litteratur ein neues hinzugefügt: es hat der Bühne in Max Halbe einen Dichter von außerordentlicher Kraft und Begabung gewonnen. Wodurch? Daß es den Wagemut beſaß, deſſen dreiaktiges Liebesdrama: „Jugend" aufzuführen. Ich ſage den Wagemut und nicht: den Mut, denn die Aufführung erfolgte in einer Mittagsvorſtellung und die Mittagsvorſtellungen dienen bekanntlich dazu, einem Theaterdirektor litterariſche Experimente zu ermöglichen, ohne daß er genötigt wäre, das — Geſchäft zu gefährden. Von dieſem Mittel macht Herr Lautenburg oft und gern Gebrauch, aber immer noch hat er ſich als ein feiner Kenner ſeines eigenartigen Kundenkreiſes bewieſen, denn aus allen ſeinen Mittagsvorſtellungen hat er noch kein Kaſſenſtück gewonnen. Die blödſinnigſte und gemeinſte franzöſiſche Komödie darf er ungeſtraft am Abend riskieren; ſie ſichert ihm die übliche Reihe voller Häuſer. Eine litterariſche ernſthafte Arbeit aufzuführen aber darf er ſich nur Sonntags Vormittags geſtatten, und das thut er, wie geſagt, oft und gern, denn Herr Lautenburg iſt nicht nur ein guter Geſchäftsmann, er beſitzt auch litterariſchen Ehrgeiz und weiß, daß ſich die Abendſünden ſeiner Bühne nur durch gute Werke an Sonntag-Vormittagen einigermaßen gutmachen laſſen.

Auch Halbes „Jugend" war in dieſer Hinſicht keine Täuſchung. So durchſchlagend auch der Erfolg, ſo einſtimmig in ihrer Anerkennung auch die Tageskritik war, das Stück hat kaum einige Abendaufführungen erleben können und ruht nun bereits in Frieden. Das iſt der Fluch des „Reſidenztheaters". Sein Publikum iſt an die keuſche Muſe nicht gewöhnt. Es reibt ſich wohl verwundert die Augen, wenn es ſich plötzlich in anſtändiger Geſellſchaft ſieht, aber auf die Dauer iſt ihm das peinlich; da ſucht es das Laſter wieder auf, denn die Tugend, ſelbſt die gefallene, iſt langweilig, an der könnte man ſich nie erheben. Aber das Laſter, die Sittenloſigkeit, iſt immer intereſſant und es will ſich eben erluſtieren, nicht aber entflammen und erbauen. Schade, daß ſolch ein Stück dazu verurteilt bleiben ſoll, an ſolch einer Bühne zu modern, während es in jeder andern, reinen Atmoſphäre leben würde.

Halbes „Jugend" iſt ein Drama von wunderbar einfachem Bau und einer wunderbar anmutenden, natürlichen Empfindung. Ein im Hauſe eines menſchenfreundlichen katholiſchen Pfarrers aufgewachſenes achtzehnjähriges junges Mädchen, das unberührt geblieben iſt von der Welt, und ein junger, angehender Student, der, ehe er zur Univerſität geht, zu einem Beſuche in das Haus dieſes Pfarrers kommt, ſtehen im Vordergrund der Handlung. Die beiden haben ſich gekannt, als ſie noch Kinder waren und begegnen ſich nun in alter kindlicher Herzlichkeit, um, wie ganz ſelbſtverſtändlich, zum Bewußtſein jener erſten, heißen, innigen Liebe zu erwachen, die das eigene Ich kaum ahnt, geſchweige denn es kennt. Mit dieſem Auflodern der Gefühle erwacht aber zugleich die Erkenntnis, daß ſie beide einander nicht gehören ſollen, daß die rauhe Welt mit ihren Vorurteilen, ihren rückſichtsloſen Forderungen zwiſchen ſie tritt. Er, Hans Hertwig, ſoll ja ſein Leben erſt beginnen, ſoll erſt das werden, was ihn als Mann berechtigt, an das eigene Neſt zu denken; und ſie, das lebensfrohe Annchen,

ſoll, weil ſie, ein Kind der Liebe, in Sünde empfangen wurde, in das Kloſter geſchickt werden, um der Eltern Schuld zu ſühnen. Das will zwar ihr Ohm, der alte Pfarrer Vincenz Hoppe, nicht, der ſie zu ſich genommen und deſſen Helm ſie das Sonnenlicht iſt; aber das will der junge zelotiſche Kaplan, Gregor von Schlgorski, ein polniſcher Fanatiker, der keine Gelegenheit vorüberläßt, das arme junge Ding auf die Seelenfolter ſeines weltfeindlichen Glaubens zu ſpannen.

In dieſer Lage finden ſich die beiden. Zwar drängt es den Jüngling hinaus, das Leben mit allen ſeinen Reizen und Geheimniſſen lockt ihn, aber das arme Annchen mit ihrem gemarterten Herzen will ihn, ſeine Hoffnung, nicht von ſich laſſen. Sie fürchtet ſich vor ſeinem Gehen, ſie iſt nur ſtark, wenn er bleibt, und giebt ihm ihr Alles, damit er bleibe. Nun kann Hans als ehrlicher Junge nicht anders, er verzichtet und will bleiben, will Bauer werden und mit ſeinem Annchen leben. Ehe es aber zur Ausſprache mit dem Onkel kommt, iſt das Verhältnis der beiden durch den idiotiſchen Bruder Annchens, Amandus, der ſich um Hanſens willen zurückgeſetzt fühlt, dem Kaplan und durch dieſen dem Onkel verraten. Aber der alte Pfarrer, wenn er auch zürnt, richtet ſie darum nicht, denn er erkennt, daß das zelotiſche Drängen des Kaplans für ſeine Nichte zum Verhängnis würde, und ſo bricht er mit dieſem und weiſt ihn in einer erregten Scene aus ſeinem Hauſe. Hans ſoll wiederkommen, wenn er etwas geworden und ein ehrlicher Menſch geblieben iſt, Annchen ſoll bleiben und hoffen, daß alles ſich zum guten wendet. Da führt der Idiot, der ſich aus den tieriſchſten Inſtinkten an Hans zu rächen ſucht, den tragiſchen Schluß herbei. Seine Kugel trifft das ihren Hans ſchützende Annchen. Sterbend will ſie der zelotiſche Kaplan noch zur Buße, zur Bereuung ihrer Sünde rufen, aber der alte Pfarrer ſchiebt ihn zur Seite: Dir ſei vergeben, mein Kind! ſo tönt das Drama aus, unter dem Schluchzen ſeiner bis in die innerſten ſeeliſchen Tiefen erſchütterten Hörer.

Man ſieht, es iſt an dem Stücke alles einfach. Klare Handlung, klare Charaktere, nur ein eigenartiges Milieu, das eines weſtpreußiſchen Pfarrhauſes, das die Wirkung der Handlung ungemein kräftig macht.

Die Darſtellung war nicht nur eine gute, ſie bereitete ſogar dem Berliner Theaterpublikum eine außerordentliche Überraſchung, inſofern als ſie dieſes in Vilma von Mayburg eine ganz ungewöhnliche darſtelleriſche Kraft kennen lernen ließ. Vilma von Mayburg verkörperte uns ein Annchen, ſo voller Leben und Wärme, wie es ſich der Dichter nicht beſſer wünſchen konnte. Der jungen Dame iſt es an dieſem Sonntag Vormittag ergangen, wie dem jungen Dichter, dem ihr Talent einen unbeſtrittenen Sieg bereitete; ſie ging ungekannt in die Vorſtellung hinein und kam berühmt wieder heraus. Oskar Blumenthal hat ſie daraufhin ſofort für ſein „Leſſingtheater“ engagiert. War es die Aufgabe, an der ſie zur Künſtlerin wurde? Ich kann's nicht ſagen, denn bisher iſt mir die Exiſtenz der jungen Dame gar nicht bekannt geworden. Aber ihr Annchen hat ſie ſo entzückend geſpielt, daß man gar nicht verſucht iſt, ihre Leiſtung zu zergliedern. Von Anfang bis zu Ende der richtige Ton, und was für ein Ton? Er fand ſein Echo in allen Herzen. Max Halbe hat ihr ein gut Teil des errungenen Lorbeers zu danken. Herr Rittner, der den Hans ſpielte, gilt hier durch Otto Brahm als ſo eine Art ſchauſpieleriſcher Offenbarung. Ich finde, daß Herr Rittner ſich recht gut ſpielt, er hat in allen Figuren, die er darſtellt, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit ſich.

Bemerkenswert war dagegen Joſef Jamo als Kaplan; er hatte den Geruch der polniſchen Erde und den ſcharfen Schnitt des Eiferers dazu.

Einen bemerkenswerten Erfolg hat auch das „Leſſingtheater“ mit einem ausgegrabenen Stück von Ludwig Anzengruber erzielt: „Brave Leut vom Grund.“

Es iſt die Komödie der klugen Frau in allen Lebenslagen und hat eine überaus anmutende Scene im zweiten Akt, in der ſich der angeſäuſelt heimkehrende Gatte um die erwartete Gardinenpredigt betrogen ſieht. Er wird darüber wild, ſchleicht ſchließlich, aber doch beſchämt, in das Kammerl, das ihm ſeine Frau als Strafzelle hergerichtet hat. Sonſt iſt an dem Stück abſolut nichts. Anzengruber ſelbſt hat es nicht für wertvoll gehalten und der Bühne entzogen. An einem „Wiener Vorſtadttheater“ aufgeführt, möchte man noch glauben, daß es ein Publikum fände. Daß aber das „Leſſingtheater“ etwas damit „machen“ würde, wäre zu allerletzt glaubhaft geweſen. Dennoch ſteht es jede Woche dreimal auf dem Spielplan. Das degoutierte Publikum, welches das „Leſſingtheater“ frequentiert, amüſiert ſich köſtlich und zeigt einen Sinn für Wiener Geplauſch und Gejodele, den das Spiel von Fräulein Jenny Groß kaum erklärlich macht. Das iſt das zweite Theaterwunder, das ſich im April in Berlin ereignet hat.

Aus dem Pariſer Kunſtleben.

Von George Eller.

(Paris.)

I.

Nun ſind ſie auch vorbei, die beiden großen Ereigniſſe des Jahres, d. h. die Salons im Induſtriepalaſt der Elyſäiſchen Felder und im Kunſtpavillon auf dem Marsfelde, und, ſoll ein Geſamturteil in wenig Worte gefaßt werden, ſo kann es anders nicht lauten: Die Kunſt ſelbſt hat wenig profitiert. Unter all den ausgeſtellten Werken iſt keines, das ſeinem künſtleriſchen Wert nach Epoche machen würde; unter all den ausſtellenden Künſtlern iſt keiner, der eine neue Leuchte für fernere künſtleriſche Entwicklung wäre. Allerdings haben die bereits Bekannten und Berühmten gute Bilder und gute Statuen geliefert; allerdings iſt unter den ausgeſtellten Werken mehr wie Eines, das bleiben, d. h. auch in fernen künftigen Zeiten noch als Kunſtwerk gelten wird; gewiß aber iſt gleichfalls, daß kein überwältigender Gedanke zum Ausdruck gelangt, kein überragendes Genie vorhanden iſt.

Betrachten wir vorerſt den Salon der Alten in den Elyſäiſchen Feldern. Ich nenne ihn den Salon der Alten, weil die daſelbſt regierenden Herren Künſtler jener immerhin große Männer zählenden Zunft angehören, in deren Mitten kein neuer Geiſt einzudringen vermag. Zur Ausſtellung ſind daſelbſt genau 4206!! Kunſtwerke aller Arten und Unterarten gelangt. Beginnen wir bei den Ölgemälden. Das hervorragendſte iſt von Roybet, deſſen Männerbildnis im vorigen Jahre von dem Schreiber dieſer Zeilen den Leſern der „Geſellſchaft“ warm geſchildert worden iſt. Dieſes Jahr hat Roybet ſich ſelbſt übertroffen. Sein Bild „Propos galants“ iſt, was Malkunſt anbelangt, eines der beſten Werke aller Zeiten. Eine derbe flämiſche Magd iſt mit dem Rupfen eines Huhns beſchäftigt; über den Tiſch beugt ſich ein Mann in Trompetertracht des XVII. Jahrhunderts und ſagt ihr „augenſcheinlich“ galante Dinge, gepfefferte Dinge. Zugegeben, daß der luſtige erotiſche Ausdruck des Paares den Beſchauer gewöhnlicher Gattung feſſelt, ſo beſitzt dieſes Meiſterwerk Roybet'ſcher Malkunſt für

den Kunſtverſtändigen die außerordentliche Qualität, daß es die helle Freude des Meiſters an ſeiner Kunſt in leuchtender Weiſe herauszujubelt. Alles lebt in dieſem Bilde, alles iſt luſtig daran, von der befriedigt lachenden Magd und dem in ſeiner Tonalität einzig ſchönen grünen Rock des Trompeters bis zum Sonnenſchein und den ausgerupften davonflatternden Hühnerfedern. Unſere Epoche beſitzt keinen zweiten Malrieſen wie Roybet — er iſt der erſte aller lebenden Maler, wenn auch nicht der größte aller lebenden Künſtler. Er ſtellt noch ein zweites Bild aus, eine Rieſenleinwand: „Karl der Kühne bringt mit ſeinen Reiſigen in die Kathedrale von Neſles ein und läßt die dorthin geflüchteten Einwohner erbarmungslos niedermetzeln.“ — Viel Aufwand an Malkunſt, ſchöne Einzeleffekte, wenngleich im ganzen zu ſchwarz gehalten; aber trotz ſtreng korrekter Zeichnung und ungemein geſchickter Kompoſition dennoch ein Bild, das man zwar anſtaunt, das aber keinen Eindruck macht. Ein Gemälde von Henri Pille: „Baſeler feiern anno 1601 das Jubiläum des Anſchluſſes an die Eidgenoſſenſchaft,“ verdient unmittelbar nach Roybet genannt zu werden. Luſtige Kumpane ſitzen im Freien beiſammen, die Gläſer in der Hand, ſingend, jubelnd —, es ſind durchaus Porträts von Künſtlern und Kunſtfreunden, der Maler ſelbſt in der Mitte —; im Hintergrund eines der Stadtthore von Baſel und rund herum eine Menge von Dingen und Sachen und Sächelchen, nicht à la Meiſſonnier gewiſſenhaft getreu kopiert, ſondern künſtleriſch lebendig geſtaltet. Schade, daß dem Bild ein wenig Luft mangelt; wäre die Atmoſphäre ebenſo naturgetreu gemalt wie alles übrige, ſo hätt' ich Pilles ſchönes Werk in erſter Reihe genannt. Henner ſtellt wie immer eine Nacktheit aus, diesmal heißt ſie: „Schläferin“ und iſt natürlich ein Weib, auf dem Rücken liegend, vortrefflich gezeichnet und übergeſchickt gemalt; aber elfenbeinfarbiges Fleiſch auf tendenziös verdunkeltem Hintergrund, wie Henner es mit der ihm eigenen Virtuoſität zu malen verſteht, hat mir niemals gefallen. Das Nackte muß den Eindruck der Lebendigkeit machen, ſonſt iſt es überflüſſig. Und darum gefällt mir ein Bild von Luminais: „Verzweifelnde Amazonen ſtürzen ſich in einen Abgrund“ Da iſt Licht und Leben, Fleiſch und Blut in dieſen wunderbar gezeichneten nackten Leibern, die auf raſenden Roſſen in den Abgrund ſtürzen! — Eines Bildes will ich noch beſonders erwähnen, bevor ich an die Durchſchnittsberichterſtattung nach dem Alphabet gehe, und das iſt ein Küchenjunge, der in roter Jacke, eine Cigarette übermütig lüſtern rauchend, neben den blank geputzten Kupfergeſchirren auf einem Stuhl behaglich ausgeſtreckt, von den Putzſtrapatzen ausruht. „Besoigne faite“ iſt der Titel, Joſeph Bail heißt der Maler, kein Neuling, denn eines ſeiner Bilder hängt im Luxemburg-Muſeum. „Besoigne faite“ wäre ein Kunſtwerk erſten Ranges, wenn der Maler das „Fertige“ nicht allzuweit getrieben hätte. Es iſt zuviel Vollendung an dem Ganzen, um daß es unprovozierten Eindruck machen könnte, und ſchade iſt's darum, denn Joſeph Bail iſt ein talentierter Malervirtuos.

Und nun den Katalog zur Hand und eine ſummariſche Überſicht gegeben von den Bildern, die Erwähnung verdienen. Louiſe Addema, Frauengeſtalt in einem Blumengarten, anmutig aber kräftig. Adan, ſtimmungsvolle Landſchaft; Jules Adler, „Die Straße“, ein Bild von ausgezeichneter und ungeſuchter Realiſtik. Alma Tadema ſtellt zwei Bilder aus, die zur Erhöhung ſeines Weltruſs nichts beitragen werden: ein ſtark manieriertes Porträt des Pianiſten Paderewski und eine große Leinwand „Die Roſen Heliogadals“, der tolle Cäſar läßt ſeine Schwelggenoſſen mit Roſenblättern erſticken. Da iſt alles bis aufs kleinſte ſauber gemalt, jedes Roſenblättchen iſt ſeparat gezeichnet, aber das Ganze macht einen beinahe widerwärtigen Eindruck. Henri Arden, ein Belgier, ſtellt eine köſtliche Marine aus und eine warmgetönte Landſchaft, die mir beide gefallen. Arus hat aus Zolas „La Débâcle“ den Satz illuſtriert: „La Meuse charriait

des cadavres" — in den Fluten des angeſchwollenen Fluſſes treiben Menſchen- und Pferdeleichen und über die Brücke marſchieren deutſche Soldaten; — gut gemalt und in Ton und Stimmung auch gut geraten. Axenfeld, ein Ruſſe, giebt Proben eines markigen Talents in einer Koſtümſtudie aus der Zeit Ludwigs des Dreizehnten. Der alte Barrias beweiſt in einem Dekorationsgemälde, daß er „Sirenen" noch immer mit jugendlichem Eifer zu malen verſteht. Marcel Baſchet führt uns in einem Familienbild den bekannten Kritiker „Francisque Sarcey bei ſeiner Tochter" vor. Ein gutes Durchſchnittsbild, das die Maſſe der Beſchauer weniger um ſeines Kunſtwerts als um der gutgetroffenen Porträts bekannter Perſönlichkeiten anzieht. Beauduin, wieder ein Belgier, mit einer ſonnenglänzenden, prächtigen Landſchaft. Mlle. Beaury-Saurel bringt ein geiſtreich konzipiertes aber zu manieriert ausgeführtes Porträt der bekannten Tagesſchriftſtellerin Séverine. Benjamin-Conſtant ein pompös gemaltes, geſchickt erfaßtes Porträt des engliſchen Botſchafters Lord Dufferin und das Porträt einer unendlich langen roſenroten Engländerin, die auf einem unendlich hohen ſteifen Lehnſeſſel in Göttinnen-Poſe ſteifbeinig ſitzt, eine Art von Weltkugel in der Hand hält und dabei noch dümmer ausſieht, als ſie wahrſcheinlich iſt. Wie kann ein ſo talentbegnadeter Künſtler wie Benjamin-Conſtant ſich zu ſolcher Poſſenmalerei herbeilaſſen?! Louis Béroud ſtellt zwei intereſſant komponierte und geſchickt gemalte Bilder aus: Nebenſäle des Senats mit zeitgenöſſiſchen Porträts. Berthelon, ein tüchtiger Freilichtmaler, bringt warm-ſonnige Landſchaften; Paulin Bertrand eine exquiſite Lichtſtudie aus der Provence; Beyle, „Der Waiſen Anteil", ein tiefempfundenes Bild — Fiſcherfrauen geben armen Waiſenkindern einen Teil des heimgebrachten Fanges. Blair-Bruee, ein Canadier und Freilichtmaler, benennt „Angenehme Begegnung" ein junges, friſches Paar, das auf einer Brücke zuſammentrifft. Boggs, ein anderer Amerikaner, — die Yankees werfen ſich jetzt mit Macht und Erfolg auf die Malerei —, hat den Mitfaſten-Karneval zum Vorwand genommen und in ſeinem „Lendemain de mi-carême" ein ausgezeichnetes Pariſer Straßenbild geſchaffen. Bogliani, ein Italiener, zeigt ſich als ehrlicher Realiſt und tüchtiger Maler in einer Rückkehr vom Markt. Bompard bringt, wie immer, gute Scenen aus Algerien. Léon Bonnat, der Meiſter des Porträts, ſtellt heuer das Porträt ſeiner Mutter aus, das ſich würdig an die beſten Werke ſeines Pinſels anſchließt. Die Hände dieſer alten Frau ſind für ſich allein ein Meiſterwerk. Ein anderes Frauenporträt feſſelt durch den imponierend geiſtigen Ausdruck der edlen Geſichtszüge, wenngleich mir das Kolorit einigermaßen manieriert erſcheint. Bouchor, ein noch ganz junger Maler, verrät in zwei Bildern „Printemps en fleur" und „Cueillette du raisin" eine natürlich-poetiſche Veranlagung, die ernſte Aufmunterung verdient. Bouguereau malt wie immer mit Roſenöl und Lavendelfirnis. Boutigny mit einem patriotiſchen Bild, Bramtot mit einer Erinnerung ans erſte Kaiſerreich und Brangwyn mit einem größeren Gemälde „Les boucaniers" verdienen der Erwähnung, dagegen kann ich dem berühmten Jules Breton diesmal kein Lob erteilen. Seine „Prozeſſion" hat man ſchon fünfzigmal und häufig beſſer geſehen und in ſeinem „Weihnachtsputer" — eine Bäuerin hat den Vogel ſoeben abgeſtochen und läßt ihn im Schnee ausbluten —, hat er dem auf den grellweißen Schnee niedertröpfelnden Blut die Farbe eines fuchſinroten Kunſtweines gegeben. Brouillet hat Verlaines Vers „L'heure du thé fumant et des livres fermés" zum Vorwand eines Lichteffekts genommen, den er „Intimité" betitelt und der trotz zu vielen Eklats noch immer ein angenehm anheimelndes Bild geworden iſt. Brozik ſtellt ein korrekt gezeichnetes, gut gemaltes, aber etwas ſteifes Bild aus: „Der Befehl des Cardinals." Brumet hat in ſeinem „Letzten Schrei des Chriſts" der Verſuchung, gewaltſam gläubig mit der Calvarien-Tragödie zu wirken, nicht wider-

ſtehen können. Buland, wie immer, etwas trocken, aber verſtändig und durch Verſtändigkeit wirkſam, ſtellt zwei gute Bilder aus: „Die Subſkription auf die Nationalanleihe“, kleine Leute, die ihren Sparpfennig dem Vaterlande darbringen und „Flagrant délit“, ein Burſche und ein Mädel, die zwiſchen einem Feldhüter auf der Anklagebank ſitzen und dezent und doch klar erraten laſſen, daß die Anklage auf „freie Liebe“ lauten wird. Georges Cain läßt ohne Größe Napoleon nach der Abdankung die Freitreppe des Fontainebleauer Schloſſes herabſteigen, und Caldet läßt gewöhnliche Idealweiber in leichteſtem Koſtüm die Muſik dekorativ darſtellen. Carl-Roſa erfreut uns mit zweien ſeiner köſtlichen friſchen Herbſtlandſchaften. Carpentier (Evariſt) ſchildert nicht ohne dramatiſches Geſchick eine Epiſode des Vendéer Bürgerkriegs, die er trefflich richtig „Brüder und Feinde“ benamſet. Chartran, der Papſtmaler, ſtellt zwei Porträts aus, die ich lediglich der Vollſtändigkeit meines Berichts halber erwähne. Dagegen giebt Frau Choppard-Mazean in „Die Bibel“, — eine alte Frau lieſt bei Kerzenſchein aus dem Buch der Bücher vor —, ein Beiſpiel inniger Gläubigkeit. Clairin iſt grotesk mit Porträts der Sarah Bernhardt und der Wagnerſängerin Roſe Caron. Raphael Collin iſt und bleibt der Malerpoet mit einem Dekorationsbild für das Pariſer Stadthaus: „Die Poeſie“; Leon Commerre wird immer mehr und mehr elegant und konventionell mit ſeinen Frauenporträts. Cormon, ein ernſter Streber, aber leider etwas nüchterner Maler, ſtellt ein gutes Conterfei des berühmten Kanzelredners Pater Didon und ein Schlachtenbild aus: „Die Gardegrenadiere bei Eßlingen“, die beide hochverdienſtlich ſind. Danger, ein Mann von großem Talent, läßt den Chriſt auf ein leichenbeſäetes Schlachtfeld hinabſteigen. Die Nacht bricht an und erhöht die Schauerlichkeit der Scene, und tiefergriffen bleibt man vor dem Bilde, dem der Maler tief ſarkaſtiſch als Titel das Motto leiht: „Und alſo iſt ſein Gebot: — daß ihr euch untereinander liebet, wie er es uns gebot.“ Henry Delacroix ſtellt den „Kampf ums Daſein“ in bizarrer Weiſe dar. In ſchwankendem Boot Überfülle von Schiffbrüchigen, Männer, Weiber, Kinder, alle nackt. Die Männer ſtürzen Weiber und Kinder ins ſchäumende Meer. Ein Gemiſch von Romantik und Realismus, aber viel Talent, das ausgähren muß, um zielbewußt zu werden. — Bretoniſche Legenden haben Déneux Anlaß gegeben, auf feuchter Sanddüne nackte Weiblein im Mondenſchein tanzen zu laſſen. Es ſollen zwar Feen ſein, ſind aber einfache Modellnymphen geblieben. Desgoffes malt mit ſpät-niederländiſcher Genauigkeit und Fertigkeit allerlei künſtliches Gerät. Doueet ſtellt einen toten Chriſtus aus, der, akademiſch geredet, vorzüglich iſt, künſtleriſch geſprochen, ſteif erſcheint. Julien Dupré ändert nichts an ſeinen traditionellen allzeit marktfindenden Landſchaften. Dagegen hat Fantin-Latour, der Wagnermaler par excellence, einen weiteren Schritt zur Vollkommenheit gemacht. Sein „Parſifal im Zaubergarten“ iſt ein Juwel gemalter Poeſie. Ferraris, ein Wiener von viel Prätenſion, ſtellt Scenen aus dem Bazarleben Ägyptens aus, die gut gemalte Illuſtrationen ſind. François Flameng iſt mit Glück und Geſchick unter die Napoleonmaler gegangen. Sein „C'est lui!“ — Napoleon, anno 1814, iſt bei Bauern in der Champagne eingeſchlafen, und ehrfurchtsvoll ſchweigend und ſtaunend betrachten ſie ihn —, iſt ein Kabinettsſtück; der Wurf iſt gelungen. Français' Landſchaften ſind wie immer gut und wahr. Franzini d'Iſſeneourt ergreift uns mit ſeiner „Prise de voile“ und läßt uns das Opfer tief mitempfinden, welches das junge Mädchen durch den Eintritt ins Kloſter ſeiner Familie auferlegt. Gagliardini malt für Bilderhändler, ſo nach Amerika exportieren, ſüdliche Landſchaften. Gelhay läßt eine Dreißigjährige alte Liebesbriefe wiederleſen und thut es einfach, natürlich, anmutend. Geoffroy, ein Düſterer, Weltſchmerzler, meint, daß die Armen inniger beten, wie die Reichen; ſeine „Prière des humbles“ läßt es uns glauben. Gérin, ein ganz Junger, verſucht

ſich in Beleuchtungseffekten mit Glück, wenngleich ſeine flott gemalte Pariſerin ſchüler-haſte Palettenbehandlung verrät. Victor Gilbert iſt einer unſerer beſten Genremaler. Seine „Trauung am Altar“ iſt ohne Prätenſion und juſt deshalb von der allerbeſten Wirkung. Guillemet, den ich den Sozialiſten unter den Landſchaftern nennen möchte, malt mit Vorliebe landſchaftliche Bilder aus induſtriellen Gegenden. Er ſtellt die „Arbeit in der Luft“ dar mit ſeinen getreu wiedergegebenen Dampfſchiot-Rauchwolken und verſöhnt die Laſt des Lebens Mühſals durch frohe lichtgeſchwängerte Halden und frühlingsduftende Atmoſphären mit der ewigen Poeſie. Gutherz, — ein Schweizer-Amerikaner, liebt das Phantaſtiſche. Sein „Abend des ſechſten Schöpfungstages“, iſt ein weißlichtdurchglühtes Durcheinander, aus dem nicht recht klug zu werden iſt; doch mag die Stimmung immerhin als poetiſch gelten. Harpignies, der Meiſter der modernen Landſchafterei, läßt in ſeinen friſchen Bildern nicht im mindeſten ahnen, daß er dem Greiſenalter zuſchreitet. Herkomer hätte beſſer gethan, wenn er ſein Bild „Unſer Dorf“ nicht ausgeſtellt hätte; ſolche Abſtinenz wäre ſeiner verdienten Berühmtheit nütz-licher geweſen. Léon Joubert wird einer unſerer beſten zeitgenöſſiſchen Landſchafter werden; ſein prächtiges Bild „L'Odet à la sortie de Quimper“ beweiſt es mächtig. Paul Jobert malt klar und richtig, und ſeine „Flottenmanöver“ ſind ein Bild, das alle Auf-merkſamkeit verdient. Franc-Lamy taucht ſeinen Pinſel, wie immer, in vergißmein-nichtblaue Poeſie; hätte er männliche Kraft, ſo würde er einer unſerer großen Maler ſein. Jean-Paul Laurens ſtellt einen heiligen Chryſoſtomus aus, der die lüderliche Byzantiner-Kaiſerin verdonnert. Eminente Zeichnung, ſorgfältiges Kolorit, ſonſt aber die reinſte Profeſſorenarbeit. Dasſelbe gilt von ſeinem „Kind vor dem Revolutions-tribunal“. Laurent-Desrouſſeaux giebt mit einem Militärbild „L'alarme“ einen erneuten Beweis tüchtiger Begabung und ehrlichen Wollens. Laurent-Gſell gehört der Schule der Impreſſioniſten an, wickelt ſich aber allmählich aus der Farbenraſerei heraus und wird ein vernünftiger guter Maler. Sein „Concours de bébés“ iſt zwar noch beſſer gemeint als ausgeführt, verdient aber, daß man den Künſtler zum Vorſchreiten an-ſporne; denn es ſteckt in ihm das Zeug zu etwas Tüchtigem. Le Sidaner ſtellt ein warm empfundenes Bild aus: „Der Altar der Waiſen.“ Liot eine hübſche Marine; guter Ton, aber etwas ſteif, doch ſehr im Fortſchritt gegenüber der Leiſtung im vergangenen Jahre. Albert Lynch giebt annehmbare Proben eines ſinnigen Deko-rationstalentes in einem großen Wandgemälde, das er „Floréal“ benennt. Victor Marec kennt ſeine Pariſer, wie kaum einer. „Au rendez-vous des cochers“, — das von Wein- und Speiſewirten, die Fiakerkutſcher zu Kunden haben, mit Vor-liebe gewählte Wirtshaus-Wahrzeichen —, iſt, wenn auch nur eine Illuſtration des Pariſer Lebens, ſo doch immerhin ein nennenswertes Bild. Mit Henri Martins diesjähriger Ausſtellung kann ich mich durchaus nicht befreunden. Seine „Troubadours“, rote Dantekoſtüme auf langen mageren Leibern, alſo wandeln drei Dicht- und Schmachterlinge in einem Garten, worin geiſterhaft Beatricen-ähnliche Feen in der Luft ſchweben —, und noch weniger ſein *ΑΝΑΓΚΗ* ſind irgendwelchen Urteils wert. Dieſer vielverſprechende junge Maler ſcheint mir auf der Suche nach dem Unmöglichen ſeine gut aber nicht überreich veranlagte Natur zu verlieren. Ein Herr Mérite hat das Bedürfnis gefühlt, uns einen Schwarm Geier in Hochgebirgswüſtenei vorzumalen, die ein gefallenes Schaf zerfleiſchen. Wie kann ein Menſch, der wirklich malen kann, ſolch Zeug zuſammenfudeln? Paul Meyerheim ſtellt zwei Löwenbilder aus, und da unſer berühmter Landsmann hinlänglich in deutſchen Landen bekannt iſt und ich mich oftmals an mancher ſeiner trefflichen Tierdarſtellungen erfreut habe, ſo will ich meine Dankbarkeit dafür durch ehrfurchtsvolles Schweigen beweiſen. Moiſſet:

ein allerliebſtes Bild, Kinder von der Schule zurück. Adrien Moreau: eine lebendig dargeſtellte Fronleichnamsprozeſſion. Moreau de Tours: „Départ du conscrit“, ein ſchablonenhaft gutes Patriotenbild. Aimé Morot: „Rückzug von Saint-Jean-d'Acre“, wie immer von dieſem trefflichen Schlachtenmaler, mit kühner Realiſtik ausgeführt, und ein meiſterlich gemaltes Männerbildnis. Munkacſy! — „Arpad.“ — Ein Rieſenwandgemälde, für den Sitzungsſaal des ungariſchen Parlaments beſtimmt und von den auf ihren berühmten Landsmann unendlich ſtolzen Ungarn mit einer Rieſenſumme bezahlt. — Der erſte beſte profeſſionelle Hiſtorienmaler wird ein ſolches Bild nicht ſchlechter malen, als es der mit Recht berühmte Maler „Des letzten Tags eines Verurteilten“, „Milton“ uſw. gethan. Alles iſt gewaltſam auf dieſem Rieſenfleck Leinwand; ſteif iſt die Kompoſition, geiſtlos die Gruppierung, effektlos das Kolorit. Na! was kümmert's mich? Ich bin ja nicht ungariſcher Abgeordneter und brauch' alſo dieſes Bildungetüm nicht weiter anzuſchauen. Ein Pole, Pochwalski, ſtellt zwei Männerbildniſſe aus, die wahre Meiſterwerke der Porträtmalerei ſind. Der Name muß uns im Gedächtnis bleiben; er hat eine große Zukunft. Princeteau bringt gute Landſchaften, Léon Richet eine wunderſam friſche Waldpartie, Robert Fleury ein vortreffliches Frauenporträt, Juana Romani zwei Frauenköpfe, mächtig und prächtig, Rochegroſſe, wie immer gewiſſenhaft und dazu genialiſch, aber in der Ausführung der „Plünderung einer gallo-romaniſchen Villa durch Hunnen“ nicht ſonderlich glücklich, Samaran mit einem geiſtreichen aber manierierten Genrebild, Paul Schmitt mit einem naturgetreu gezeichneten, wirkſam gemalten Pariſer Vorſtadtwinkel, Lumpenſucher darſtellend. Schommer ſtellt ein offizielles Ding aus „Erinnerungen an Carnots Beſuch in Boulogne $^{\text{sur}}/_{\text{mer}}$ — 1889 —“, das langweilig iſt wie alle offizielle Malerei. Simmons, ein in München lebender Amerikaner, liefert in dem „Kopf einer alten Frau“ den Beweis eines feinen Beobachters. Sinibaldis „Aurora“ und Boyd Smiths „Ernte“ ſind Dutzendware. Steck bringt eine das Bein hebende Cancan-Tänzerin unter dem Titel „Moderner Tanz“, die trotz der eklen Geberden gut gemalt iſt. Struetzel, ein Münchener, ſtellt eine friſche und anheimelnde Landſchaft aus, „Morgen im bayriſchen Hochgebirg“. Sylveſtre bleibt ſeiner Manier und ſeiner Stoffwahl getreu mit „Danton, den Leichnam ſeines Weibes umarmend“. Tanzi beharrt trotz ſeiner poetiſchen Auffaſſung der Natur in ſeinem Kapitalfehler: ſeine Landſchaften ſind zu ſauber und kleinlich ausgeführt. Tattegrain erzielt mit einer „Feuersbrunſt im Dorf“ leuchtenden Effekt, iſt aber, wie immer, allzu räſonnierend und deshalb kalt. Umbricht ſtellt zwei gute Porträts aus, Bayſon, de Butleſroye, Waſhington, Th. Weber, Yon und Zuber bleiben in ihrer ſattſam bekannten Art, wogegen der Wiener Guſtav Wertheimer mit einem verendenden Menagerielöwen verdiente Wirkung erzielt. Eines intereſſanten Bildes ſei noch erwähnt: „Ein Spuler“ benennt es der Maler, der Pharaon de Winter heißt und ſein Handwerk verſteht.

Auf dem Gebiete der Aquarelle, Paſtelle, Miniaturen uſw. wird ſo ſchrecklich viel ausgeſtellt, daß man beim beſten Willen nicht alles begucken, geſchweige beſchreiben kann. Aufgefallen ſind mir Paſtellporträts von Desvallières, allerliebſte Miniaturen von Blanche Droual, insbeſondere das Porträt eines jungen Mädchens, ſo intim und innig, wie nur ein Mädel das andere aufzufaſſen vermag; poetiſch ſchöne Paſtelle von Fantin-Latour, eine reizende Paſtell-Landſchaft von Pointelin, Miniaturporträts von Hortenſe Richard, meiſterhafte Illuſtrationen zur „Geſchichte des Bauernkrieges“ (1525) von Joſeph Sattler, einem Münchener von ganz gewaltigem Talent, und ein Paſtellporträt von Louiſe Van Parys.

Die Bildhauerkunſt iſt dieſes Jahr überreich vertreten, und manch hervorragendes Werk leuchtet aus der im Durchſchnitt guten Menge hervor. Allar, „Entſchleiernde

Iſis"; Aſtruc, „Schlafender Mönch"; Barrias, „Die Architektur", ein Grabdenkmal; Becquet, „Die Stimme des Violoncells"; Alfred Boucher, „Nymphe" und „Überraſchte Diana", beide idealſchön und lebendig warm; Bozzi, ein Italiener, „Disperata!", tief empfunden; Calvi, auch ein Italiener, „An der Grenze", Thongruppe, ſchalkhaft und graziös, — ein Zuave küßt ein italieniſches Mädel —; Cananica, noch ein Italiener, „Überraſchung", eminente Behandlung des Nackten; Carlier, „Statue der Madame Roland", eine herrliche Arbeit; Felix Charpentier, „Ringkämpfer"; Cardier, mit einer genial und kühn erdachten „Reiterſtatue des Generals Laſalle", — das Pferd erinnert durchwegs an Fernkorns berühmtes Erzherzog-Karl-Standbild in Wien ; Dürnbauer, ein Wiener von vielverſprechendem Talent, „Der Hunger"; Raoul van Gontaut-Biron, eine reizende „Eva"; Hirou, eine köſtliche „Katzengruppe"; Jacques, „allerliebſte Statuette, „Der erſte Spiegel"; Max Klein, ein Ungar, ein kräftiger „Sklave"; Koſſawsky, mit ſchönen Sujets für Bronzevervielfältigung; Larche, „La Sève" (Frühlingsſaft), eine von aufknoſpenden Zweigen umrankte nackte Frauengeſtalt, ſo ziemlich das beſte der diesjährigen Ausſtellung; Lecaurtier, „Säugende Hündin", trefflich realiſtiſch; Coiſeau-Bailly, eine Marmorgruppe, „Adieu"; Maniglier, „Bacchantin", Bronzefigur von wildſinnlichem Charakter; Marzalff, „Bogenſpannender Herkules", markig und kühn; Guſtav Michel, „Aurora"; Mylsdek, ein Czeche, „Cruzifix", Branze, bedeutendes Werk; Peène, „Erwachende Magdalena"; Peyre, „Salammbo" (der Künſtler fügt hinzu: dargeſtellt von Madame G. auf einem Tuilerienball unter dem zweiten Kaiſerreich; unter einem Pelzmantel, den ſie öffnet, läßt ſie ihren nackten Leib ſehen); Piet, reizende „Flora"; Eugen Robert, „Der Schlaf" uſw. uſw. Meiſter Faiguière ſtellt eine „Heroiſche Muſe" aus, die zwar ein ſchönes Werk, aber nicht gleichwertig iſt mit des genialen Künſtlers früheren Werken.

Über die Abteilungen der Graveure, Kupferſtecher, Lithographen und Architekten muß ich hinweggehen, da mein Bericht ohnedies ſchon überladen iſt und mir die Behandlung der Malerei und Bildhauerei wichtiger für den deutſchen Leſer erſcheint.

II.

Die Kunſtausſtellung der Sezeſſioniſten auf dem Marsfelde führt zwar den officiellen Titel: „Salon de la Société nationale des Beaux-Arts", iſt aber durchaus keine *nationale*, ſondern im vollſten Sinne des Wortes eine *internationale* Ausſtellung. Mehr wie ein Drittel der ausſtellenden Künſtler ſind Ausländer. Aber gerade dieſe machen den Marsfeld-Salon intereſſant; denn ſie bringen ihre Originalität mit in das ſeit Jahren bekannte Treiben der Franzoſen. Im Salon der Champs-Elyſées findet man ſelten Überraſchungen; im Marsfeld-Salon kann man immerhin Neues entdecken. Auch ſind die Aufnahme-Preisrichter weniger exkluſiv als bei den Alten. Künſtleriſch ſind ſie ſtrenger und ſchlechte und mittelmäßige Werke finden ſich hier ſeltener. Aber ſie öffnen ihre Thore ſelbſt den kühnſten Neuerern, und das iſt ihr hauptſächlichſtes Verdienſt. Wenn auch nicht alles neue lauteres Gold iſt, den Ausſtellungsverſuch ſollt' es dennoch wert ſein, und die Beurteilung aller kann allein die Schlacken abſtreifen, worin ſo mancher Neuling ſeine Kunſt verſteckt. Freilich behalten die Älteren immer eine gewiſſe Oberhand, ſowohl was Quantität und mitunter auch Qualität betrifft, aber ſie wirken nicht dominierend, und ihr Einfluß hindert kein junges Talent an ſelbſtändiger Entfaltung.

Puvis de Chavannes ſtellt den Karton zu ſeinem fürs Pariſer Stadthaus beſtimmten Gemälde „Hommage de Victor Hugo à la Ville de Paris" aus. Der Dichter hat ja Paris „la ville lumière" benannt und damit, man kann's nicht beſtreiten, auch

ganz recht gehabt. Puvis de Chavannes' Kompoſition iſt unſtreitig vornehm, edel, aber ſie erwärmt nicht. Es fehlt ihr das Lebendige, das Ergreifende, das allein die Allegorie wirkſam zu geſtalten vermag. — Unter einer Loggia ſitzt ein junges, keuſch verhülltes Weib, ſanft ſind ihre Züge, ein goldenes Scepter hält ſie in der Hand. Sie ſtellt die Stadt Paris dar. Über ihrem Haupte halten drei junge Mädchen eine goldene Krone, währenddem weiter rückwärts junge Männer Palmenwedel und Lorbeerzweige ſchwingen. Der Dichter, im antiken Gewand, tritt heran, von ſeiner Muſe geleitet, welche die Leyer trägt. Hinter ihm ſchweben drei weitere Muſen in der Luft: eine bewehrt mit flammendem Schwert, eine andere, die ein Manuſkript aufrollt, und die dritte, die ſich mit der Hand auf die Stirne ſchlägt. Der Boden iſt mit den Puvis eigentümlichen myſtiſchen Blumen beſät. Das Ganze macht den Eindruck des Geſuchten, des Gewollten und nicht Erreichten. Die Hauptfigur, Victor Hugo, im Greiſenalter, iſt ſchwerfällig, ſteif, und trotz ſeiner Einzelheiten iſt die Zeichnung der Nebenfiguren nahezu ledern. Puvis de Chavannes, der ſtets in ruhiger Größe auf den engen Pfaden der Primitiven gewandelt und der herbſten Antike die myſtiſch-ſtrenge Formenreinheit abgelauſcht, iſt der Maler nicht, der den trotz aller Dichtergröße durch und durch urfranzöſiſchen, theatraliſchen Victor Hugo zu verſinnbildlichen imſtande wäre. Er hat ſeiner reinen Künſtlernatur Gewalt anthun müſſen, und ſolche Gewaltthat rächt ſich allemal. Hoffen wir, daß die maleriſche Ausführung der Kompoſition manchen Mangel nehmen und manchen Reiz leihen wird.

Eugène Carrière bleibt ſeiner innigen Malweiſe getreu. Er ſtellt ein Familienbild aus, eine Mutter mit fünf Kindern, das mehr Herzlichkeit und Glück darſtellt, als ein einzelner, und ſei es der beſte, verdient. Auch ſeine Porträts ſind, ſo geiſtig ſie aufgefaßt, wahre Gefühlsbilder. Das beſte der Männerbildniſſe iſt das von Rondel meiſterhaft gemalte Konterfei von Louis Andrieux. Das ſeine geiſtreiche und dabei ſo energiſche Geſicht des Mannes, der die Schmutzwirtſchaft der opportuniſtiſchen Oligarchen aufgedeckt hat und zweifellos der Zukunftsmann Frankreichs iſt, hat Rondel mit einer Treue und Lebenswahrheit auf die Leinwand gebannt, die ihresgleichen ſelten gefunden haben. Desſelben Meiſters „Porträt einer alten Frau" iſt ein nahezu ebenbürtiges Seitenſtück. Marcellin Desbontin, der große Kupferſtecher, ſtellt außer dem markig gehaltenen intereſſanten Bildnis des realiſtiſchen Volksſängers Ariſtide Bruant ein halb Dutzend Porträts aus, worunter das des 75jährigen Ponſard, eines bekannten Dichters erotiſcher Volkslieder, durch originelle Charakteriſtik ganz beſonders hervorleuchtet. Paul Robert, ein junger Gewaltſamer, vergeudet viel Talent, um Frauenporträts zu kleckſen, anſtatt zu malen. L. Frederic, ein Belgier, iſt für Paris ein Neuling. Ein harter Künſtler, aber ein Künſtler. Hart ſind ſeine Formen, hart ſcheinen ſeine Farben, aber ein gewaltiges Wollen, etwas wie im Wollen erſtarkte Askeſe leuchtet derb, grell, aber groß aus ſeinen Bildern, die zwar ſehr an Filippo Lippi und an Ghirlandajo erinnern und mitunter bedauern laſſen, daß der Künſtler die Natur nicht direkt belauſcht, die aber trotzdem der Ausdruck einer genialiſchen Begabung ſind. Raſaelli wird zwar etwas manieriert in ſeinen wie mit Kohle gemalten Pariſer Straßenbildern, bleibt aber immerhin Meiſter in der kontraſtierenden Darſtellung des Pariſer Lebens. Roll hat ſeine Rieſenleinwand vollendet: „Die Revolutionsjubiläumsfeier im Verſailler Schloßgarten." Ein Koloſſalbild, auf dem einige Hundert Perſonen, meiſtens Porträts, ſich in einen künſtleriſch komponierten, aber künſtlich bleibenden Enthuſiasmus hineinjubeln. Daß dieſes Rieſenwerk trotz ſeiner techniſchen und künſtleriſchen Vorzüge dennoch keinen tiefen Eindruck macht, ſoll dem tüchtigen Roll nicht zum Vorwurf gereichen. Programmbilder werden niemals überzeugend wirken. Einfach und wahr und von einer

gewiſſen künſtleriſchen Vornehmheit erfüllt iſt Carl von Stettens „Treppe am Louvrepalaſt". Da ſitzt auf der Steinbank, in die Ecke gelehnt, ein italieniſcher Arbeiter, ſein Reiſebündel neben ſich, das iſt ein Kabinettſtück. G. Picard, ein talentvoller Impreſſioniſt, hat eine „Loreley" recht buntſcheckig zuſammengepinſelt. Léon Lhermitte hat zum Vorwand ſeines diesjährigen Bildes die Lafontaine'ſche Fabel vom Holzſchläger und dem Tod gewählt. Seine außerordentlichen Malfertigkeiten und ſeine rare Zeichnungsſicherheit kommen auch diesmal wieder zur Geltung, allein das Symboliſche will dieſem ehrlichen Realiſten nicht gelingen. Und dennoch iſt's ein ſehr gutes Bild. Der Finnländer Edelfeldt hat „Büglerinnen" gemalt, die etwas weniger derb ſein könnten, aber den Eindruck naturgetreuer Beobachtung machen. B. Binet, wie immer, prächtige Landſchaften. Aman-Jean ſtellt unter anderem auch eine „Venedig-Meereskönigin" aus, etwas Weibliches, das im Waſſer ſchwimmt, welches rot iſt — ich verſteh' nichts von ſolchem Myſticismus, der mir hier zur hellen Narrheit ausgeartet ſcheint. Alexander, ein junger Engländer, ahmt ſo getreu wie möglich ſeinen Meiſter Whiſtler nach; ſeine Frauenporträts ſind gute Durchſchnittsware. Sisley, Gandara ſind im vorigen Monat bereits beſprochen worden. Boutet de Monvel verdient um ſeiner ſüßlichen Sinnlichkeit willen keiner beſonderen Erwähnung. Dagegen iſt ein Porträt des Dichters Leconte de Liſle von Blanche ein Werk erſter Qualität. Aimé Perret befriedigt mich diesmal nicht mit ſeinem lebensgroßen Schnitter, der in forcierter Abendröte heimkehrt. Montenards Provençaliſche Landſchaften, Billottes Pariſer Scenen, Thaulows und Rueniers Landſchaften, Iwills Venedig-Anſichten, Carolus Durans elegante Porträts, Miſtreß Lee-Robbins grelle Bilder, Mesdags prächtige Seebilder, Weerts' treffliche Porträts ſind immer gleich verdienſtlich. Aufgefallen ſind mir: ein tiefempfundener „Chriſtus" von O. W. Roederſtein, „Bacchantinnen im Walde" von Albert Feurié, worauf durchs Laub blitzende Sonnenſtrahlen trotz etwas rauher Malweiſe wahrhaft beſtrickend wirken. Dannat mit ſeinen immer toller werdenden ſpaniſchen Tänzerinnen beginnt mir zuwider zu werden. Eliot, der geniale Freilichtmaler, übertreibt; ſein „Zephyr und Flora" iſt nur mehr ein grelles Farbenbündel. Dagnaux liefert eine gut gemalte Illuſtration des Pariſer Lebens: „Club des Pannés — Avenue du Bois de Boulogne." Dagnan-Bouveret iſt ein bedeutender Künſtler. Doch iſt ſein „Geiger im Walde", der inmitten mahlzeitender Holzfäller auf der Fiedel ein wehmütig Liedel ſtreicht, allzublond im Ton. Der Geiger, die Bäume, die Luft, die Fiedel, alles iſt blond, etwas wie Überpoeſie. Ein tüchtiges Stück geſunder Realiſtik iſt Meuniers „Petersſpital im Löwen". Ary Renan iſt und bleibt ein flötender und mondſcheinlicher Dichtermaler, ſeine Océanide duftet nach Lindenblüten. Dinet charakteriſiert die Brutalität der Pariſer Polizeiſergeanten in einem lebendigen Bilde, das er „Une bagarre" betitelt. Harriſon, mein' ich, iſt übergeſchnappt. Eine ſeiner Marinen iſt diesmal roſenrot und veilchenblau, und auf einer andern glänzt auf dunklen Waſſern ein ſchuppiges Mondlicht, das zweifeln läßt, ob die Seeſchlange eine Fabel iſt. Ein Kleinmaler von Talent und dabei genialiſch im Lichteffekt iſt Kuehl, ein Deutſcher, in dem das Zeug zu einem großen Künſtler ſteckt. Seine „Alte Brauſtube" iſt ein Bild, von dem man ſich nur ſchwer trennt. Zorn forciert ſeine mehr genial ſcheinende als ſeiende Manier. Toſano bleibt der elegante ſinnliche Frauenmaler. Liebermann bleibt gewiſſenhaft, aber trocken, ſeine „Amſterdamer Waiſen" beweiſen es. Courtois iſt mir ein lieber Porträtmaler, der jedem Kopf ſein Recht läßt und deshalb wirklich gut zu konterfeien verſteht. Aber ſeine ideal angehauchten, größeren Maldemühungen wollen mir nicht gefallen. Wenn ich noch Israels erwähne mit einer ſchmutzigen holländiſchen Marine und Leopold Stevens gedenke, obwohl er dies Jahr nicht hält, was er letztes Jahr verſprach, ſo komme

ich endlich zu Burne-Jones, der ein Engländer iſt und, wie die große Fälſcherin Reklame es ausposaunt, einer der größten lebenden Maler ſein ſoll. Der hochachtbare Pariſer „Figaro", deſſen Kolonnen ſelbſt auf der erſten Seite klingenden Geldſtücken geöffnet ſind, hat über dieſen Herrn Maler zwei Tage vor der Eröffnung des Marsfeldſalons einen mehrſpaltigen Leitartikel veröffentlicht, worin dieſer Herr Maler als der Meſſias der zeitgenöſſiſchen Kunſt geprieſen wird. Unſereiner, der das Getriebe der feilen Tagespreſſe notgedrungen kennen muß, bleibt ſolchem Ruhmgehudel gegenüber kalt und geht vorurteilsfrei an die Beurteilung des Empfohlenen. Und was fand ich in den Bildern dieſes Herrn Malers? Eine erſtaunliche techniſche Malvirtuoſität, die ſich mit bockbeiniger Unverfrorenheit in die unnatürlichſten, barockſten Formen der Allerprimitivſten verſenkt, um den Kunſtpöbel-Millionären vorzugaskognern, daß Das die richtige Kunſt ſei. Eine Sirene hat dieſer Herr Maler gemalt, die einen Schiffer in die Meerestiefen zieht; ſie gleicht in Form und Haltung jenen halbhohlen Porzellanfiguren, die unter der Waſſerfläche ſchwimmen, ohne jach zu Boden zu ſinken. Zwei andere Bilder ſtellt dieſer Herr Maler auch noch aus. Doch genug davon. Meiner Entrüſtung über ſolch unerhörten Kunſthumbug hab' ich Luſt gemacht. Baſta!

Einige auffällig ſchönen Paſtelle muß ich erwähnen, insbeſondere ein geniales Porträt der Schauſpielerin Jeanne Hading. Rolshoven heißt der echte Künſtler, der dieſes Meiſterwerk geſchaffen hat. Louiſe Breslau, deren Ölbilder mir dieſes Jahr etwas derb erſchienen, bringt ein köſtliches Kinderporträt. Auch Thaulow und Conſtantin Meunier ſtellen treffliche Paſtelle aus. Marie Cazin, ein Gouachebild, „Der Schäfer und das Meer", iſt eine poetiſch veranlagte, tüchtig ausgebildete Künſtlerin, die ſich auf Stimmungen verſteht. Pierre Carrier-Belleuſe, der Paſtellſt der Ballerinnen, hat heuer unter vielem anderen auch ein Frauenporträt, Rokokokoſtüm, überraſchend fein ausgeführt und eine nackte Frauengeſtalt ausgeſtellt, die ich zu den beſten Paſtellbildern zähle. Unter den Aquarelliſten gefallen mir beſonders Renouard mit Scenen aus dem Londoner Oſtende und Edelfeldt mit Mondlandſchaften. André des Gachons liefert reizende Illuſtrationen und Vignetten mittelalterlichen Stils. Unter den Kupferſtechern ragen Meiſter Braequemond, „Regenbogen", originell, und Koepping, „Sommeridylle", gleichfalls originell, glänzend hervor.

Der Bildhauerwerke ſind wenige, aber das Wenige iſt durchwegs gut, oftmals vortrefflich. Eine kleine Bronze, „Altes Minenpferd", von Meunier, iſt ein Meiſterwerk. Desſelben Meiſters „Bergleute" und „Puddler" ſind gewaltige Arbeiten. Dampt hat eine kleine Marmorgruppe angefertigt, „Der Kuß der Großmutter". Man kann ſich nichts Reizenderes vorſtellen, als die herzinnige Zärtlichkeit, die da zum Ausdruck gelangt. Saint-Marceaux' „Erſte Kommunion" iſt ein aus tiefſter Empfindung entſprungenes Kunſtwerk. Baſſier, Bronzeſtatue, „Gießender Gärtner", Jujalbert, Rodin, Lefèvre, Porträtbüſten, erweiſen aufs neue ihren künſtleriſchen Ruf. Auch Ledue, mit „Wildſchweinen", iſt ein tüchtiger Künſtler.

* * *

Und nun ſei's genug der Kunſtberichte für dieſes Jahr. Das Geſamtergebnis iſt künſtleriſch ein durchſchnittliches, deſſen Geſamteindruck durch die tolle Maſſenproduktion ſehr geſchwächt wird. Werdet beſcheidener, ihr Herren Künſtler, produziert weniger, wenn ihr die Kunſt ſelbſt nicht in Gefahr und Verruf bringen wollt! —

Kritik.

Romane und Novellen.

Dr. M. G. Conrad: Raubzeug. Novellen und Lebensbilder. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Echte Raſſeſtücke dieſer Sammlung ſind: „Raubzeug“, „Jenſeits“ und „Herr, führe uns nicht in Verſuchung“: Echteſter Conrad in Stil, Technik und der ganzen Art des Anpackens und Hinpfeffernus. Alles groß, aus dem Ganzen, Seele und Leib Packendes und Erſchütterndes, dazu eine gehackte und knirſchende Sprache, eine verſteckte Glut, wie wenn eine große Empörung dran ſchlirte. Und wie das alles räſonniert und redet, wie ihm der Schnabel gewachſen, ſo ſelbſtverſtändlich und verflucht ehrlich und aufrichtig! Unter uns: man muß innen ſehr ſtark ſein, um gewiſſe Stellen mit Ruhe leſen zu können. Wer kann z. B. „Jenſeits“, dieſe graſſe Seelenſtudie einer echten Künſtlerſeele, leſen, ohne aufs tiefſte erſchüttert zu werden! „Nachbarin, euer Fläſchchen“ wird da freilich manche zarte Seele ſagen, wenn ſie es überhaupt bis zum Ende bringt. Mich hat beſonders die Seelenbeichte mit dem Pfaffen gepackt! Hui! Wie klingt es da hohl und tief aus graſſen Abgründen und Schluchten der Leidenſchaft und des Lebensjammers! Eine gräßliche Untiefe, über die ich als Leſer mit leichtem Kahn hingleite, und ein Grauen faßt einen an! Da ſchlägt der Jammer und die Wut einmal gurgelnd zuſammen in der Ruhe übermenſchlichen Heroentums! Da erſchallt das Ächzen einer zermalmten Seele, da knirſchen die Teufel, und da jauchzt wieder alles Höchſte und Herrlichſte auf, da ſteht man an dem brodelnden und tobenden Krater der Leidenſchaft. Conrad iſt ein gewaltiger Seelenmeiſter und Herzbezwinger. Das Graſſeſte und Entſetzliche denkt er noch aus, und wo man das Geſicht verhüllt, waltet er noch in eherner Feſtigkeit. Dieſen Conrad können, ich weiß es, viele nicht ertragen. Aber wie ganz anders zeigt ihn ſchon das Stück „Der Wanderer“! Da ſchreitet von ſcheuem, zagem Liebreiz wunderſam umfloſſen der Heiland im Staub der Landſtraße vorbei an dem modernen Hallohpöbel, an den Bonzen und Phariſäern der Gegenwart! Ich fühlte mich tief ergriffen. Die Sammlung „Bergfeuer“ (Verlag von Dr. Albert, München) enthält noch 7 Stücke dieſer Art, alle von einem wunderſamen Reiz, Stimmungsgemälde, Bilder aus dem landſchaftlichen Milieu Paläſtinas, dem jene erhabene Geſtalt entwächſt, die über Familie, Heimat und Vaterland hinaus ihrem ſelbſtherrlichen Beruf entgegenſtrebt, Erzieher des Volks, Selbſtmenſch und Übermenſch zu werden. Hineingeſtellt in die Schlemmer und Praſſer des Kapitals, der Phariſäer, der Religion und des Schriftums, in die modernſierte Welt des alten Rom und Juda, leben wir erſte Jugend, die Lehrjahre dieſes Götterſohns mit, ziehen mit ihm auf den Landſtraßen und lauſchen ſeinen Lehren. Ein merkwürdiger Reiz geht von dieſen ſtark moderniſierten evangeliſchen Erzählungen aus mit ihren bedeutſamen Anſpielungen auf die Gegenwart. Eine neue Fortbildung der Reihe: Uhde, Gebhardt, Wereſchagin — Parſifal, Jeſus Chriſtus (Wagner), Ben Hur (Wallace). Ich bin ſehr begierig auf die Fortſetzung, bisher iſt bloß der erſte Teil unter dem Titel: „Bergfeuer“ erſchienen. Ich erwähne nun noch aus der Sammlung: Raubzeug die Stücke! „Auf den Lüſten“, „Die gute Haut“, „Männer der Zeit“. Geſchrieben im Ton der Zeitſatire, aus den Ereigniſſen der Gegenwart, dem neuen Kurs, der Politik, der Degeneration herausgeboren. Conrads Geſtalten und Zeitfragmente ruhen alle auf ſtark ſozialem Boden, ſie wachſen aus den unterſten Kaſten und Ständen auf, ſuchen ſich zu entwickeln und verkommen meiſt in unſerer ſchönen Kultur mit ihren

vortrefflichen Einrichtungen. Soziale Dokumente, documents humains, dargestellt und gezeigt, wie sie in unserer Gesellschaftsordnung elendiglich zugrunde gehen. Siehe: „Die gute Haut" und die Geschichte des braven Xaver Bernhuber, des wackeren Arbeiters oder des verrückten Künstlers, siehe „Jenseits"; oder des Klaus Biedermann, siehe „Raubzeug". Das sind Sachen, Dinge, Gestalten, die zu denken geben und gleich den ganzen Strudel der sozialen Umwelt mit aufrühren. Kräftiger und kerniger Worte und Sätze nicht zu gedenken, die ziel- und richtunggebend darüber schweben. Kurz: Conrad ist auch in dieser Sammlung der mannhafte und wackere Held der Feder, der frischfröhlich und kühn seine Zeit um sich her studiert, aus ihr schöpft und für sie und ihr Heil und Wohlergehn kämpft und streitet! Wer ihn noch nicht versteht, dem ist jetzt nicht mehr zu helfen, man könnte sagen, er versteht auch nicht die Gegenwart, die Zeit und ihre Signatur. Conrad ist kein Schriftsteller zur Unterhaltung, sondern ein sozialer Kliniker der Gegenwart, ihrer Gebrechen und Wunden, ehrlich, mannhaft, aufrichtig und offenherzig, ich wüßte keinen Berufeneren als ihn. Alois John.

Halb. Roman von Käthe Schirmacher. Leipzig, W. Friedrich.

Es ist das erste Buch, das ich von der Verfasserin gelesen. Vorher bin ich ihrem Namen nur einmal im Bierbaum'schen „Modernen Musenalmanach" begegnet. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß aus Käthe Schirmacher ein großes Talent und eine große Seele spricht, eine eminent weibliche Natur, très-femme, wie die Franzosen sagen, aber durchaus nicht von der verrückten, hysterisch angesäuerten Art. Käthe setzt ihrem Roman als Motto das Nietzsche-Zarathustra-Wort vor: „Lasset uns davon sprechen, o ihr Weisesten! Schweigen ist schlimmer. Denn alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig." Und sie, die Gesunde, die Weise, die Liebenswürdige spricht mit eindringender Klarheit und Zartheit von dem kranken Übergangstypus einer Nervösen, Halben, die trotz aller genialen Anläufe zu nichts kommt und sich schließlich in bitterer Selbstverachtung verzehrt, nachdem sie zur Erkenntnis gelangt, daß ihre geträumte Überlegenheit nur ein Sympton ihrer Unfertigkeit und Unzulänglichkeit gewesen. Diese Geschichte eines weiblichen „Lebenskrüppels" ist wundervoll in ihren verschiedenen Phasen beobachtet und dargestellt. Der 252 Seiten starke Band enthält keinerlei erkünstelten Schnickschnack, keine einzige taube Phrase. Es ist eins der allerbesten modernen Werke weiblicher Schriftkunst. M. G. C.

Nach der Hochzeit. Erzählung von Neera. Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt.

Frau Neera zählt seit Jahren schon und mit Recht zu den glänzendsten Schriftstellerinnen Italiens. Ihre dichterische Art ist mit der unserer oben besprochenen Käthe Schirmacher nahe verwandt: in Feinheit, Klugheit, Stärke der Empfindung, schlichter Größe des Ausdrucks. Wie das nun wird, nach der Hochzeit, wenn ein anständiges, junges, liebeheißes, noch unversuchtes Mädchen an einen anständigen, älteren, vielversuchten, ruhigen Mann kommt? Das ist das Problem. Und der Einzelfall, an dem die Dichterin die Speziallösung versucht, ist so alltäglich und dennoch so fesselnd als möglich.

Sie. Roman aus dem Polnischen von Marie Rodziewicz. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Die Polin erreicht weder die Italienerin Neera, noch die Deutsche Schirmacher. Sie arbeitet zu konventionell mit scharfen Kontrasten und will's zu vielen recht machen. M. G. C.

Bessere Kenner der schwedischen Litteratur als meine Wenigkeit werden über meine Besprechung des Romans „Weiblichkeit und Erotik" im letzten Maiheft lächelnd den Kopf geschüttelt haben. Inzwischen haben meine Kenntnisse im Schwedischen Fortschritte gemacht. Heute weiß ich, daß Lessler kein Er, sondern

eine Sie ist und von zuverlässigen Leuten als der glänzendste Stern unter den weiblichen litterarischen Größen Schwedens gepriesen wird. Leider ist, wie ich höre, Frau Anna Charlotte Leffler (verheiratete Ducheſſa di Cajanello) vor wenigen Monaten in Neapel gestorben. Wie mir versichert wird, hat die tüchtige Frau in „Weiblichkeit und Erotik" den Roman ihres eigenen Lebens gegeben. Ihre Auffassung von Liebe und Ehe, ob wir sie teilen oder nicht, hat also den großen Vorzug, nicht einer geistreichen Laune zu entspringen oder ein weibliches Paradoxon vorzustellen, sondern ein wesentlicher Teil ihrer seelischen Erlebnisse zu sein. Ich habe also gar nichts dagegen, wenn die tapfere Frau gegen die sogenannte Unterordnung des Weibes unter den Mann eifert — sie wird wissen warum. Das Leben hat recht, nicht die Schablone, nicht das System. Wer die züchtige Normalfrau will, muß ihr auch den richtigen Normalmann bieten. Davon läßt sich nichts abhandeln. Nicht Privilegien, sondern Gleichgewicht der Rechte. Je mehr der Mann sich entwertet, desto höher steigen die Aktien der Frau — und umgekehrt. Je mehr im Staate der Männer faul ist, desto lebhafter ist der Drang nach Emanzipation. Eine über alle Gesetze sich erhaben dünkende Emanzipierte ist immer noch so viel wert als der unter aller Kritik sich haltende Mann. Wie immer: die Extreme berühren sich. Der vollkommen harmonische Ausgleich ist nur in einer freien, gefunden Gesellschaft möglich, also sicherlich nicht im heutigen Staat. Darüber ist nicht zu streiten. Das sind Lebenstatsachen, die sich mit Händen greifen lassen, wenn man die Hände dazu hat. Mollusken haben keine Hände. M. G. C.

Eifernde Liebe. Roman von Ernst von Wildenbruch. Verlag von Freund u. Jeckel, Berlin 1893. — „Eine weiße Natur — man hatte das Gefühl, daß auch die inneren und innersten Organe dieses merkwürdigen Geschöpfes, daß Herz und Seele in ihr weiß sein mußten. Es sah so aus, als hätte diese schöne Menschenblume bisher nur hinter den Glaswänden des väterlichen Warmhauses gestanden." Mit diesen Worten, die an gewagtem Bilderreichtum nichts zu wünschen übrig lassen, sucht Wildenbruch Dorothea Pfeiffenberg, die Heldin seines jüngsten Romans, zu zeichnen, deren Schönheit er nicht wirkungsvoller zu schildern weiß, als indem er sie einem — wandelnden Schneegebirge vergleicht, über dem die Sonne aufgeht. Der Held ist, wie der Autor versichert, ein genialer Künstler, äußert aber seine ungewöhnliche Begabung hauptsächlich darin, daß er in legendenhafter Verrücktheit gegen alle Lebensart und allen Anstand verstößt. Der Kunstsinn des superklugen Fräuleins, die auch nicht einen vernünftigen Schritt unternimmt, bewegt ihren Vater, den bei Wildenbruch unvermeidlichen, korrekten, rationellen und beschränkten Etatsrat, Heinrich Verheißer — dies der Name des Malers — zu sich zu berufen und mit der Vollendung eines Wandgemäldes zu beauftragen. Dieser rennt tagelang wie verstört umher auf der Suche nach einem Weib, das ein würdiges Modell für die Gothin seines Bildes bieten könnte. Doch umsonst. Da erblickt er auf seiner Wanderung, die ihn sogar auf einen Baumast führt, die von ihm bisher nicht beachtete Dorothea, die dem Bad entsteigt, in ihrer nackten, natürlichen, wie er sagt, wahnsinnigen Schönheit. Die mußte auf sein Gemälde. Doch Dorothea erkennt sich in dem Bild und erfährt aus des Künstlers Mund, daß sie ihm unbewußt Modell gestanden. Die beleidigte Tudo, die bereits in glühender Liebe entflammt ist, verbannt ihren Gyges. Heinrich geht nach München und erregt mit seinem mittlerweile fertiggestellten Bild ungeheuren Enthusiasmus. Dorothea entflieht aus dem Vaterhaus, um den Gegenstand dieser Begeisterung selbst zu sehen und folgt dem Geliebten nach Italien, wo sie auf die Eheschließung dringt. Doch es stellen sich Hindernisse

in den Weg, mit deren Beſeitigung Verheißer ſich keineswegs bemüht. Die Furcht vor der Schande jagt ſie in den Tod, die weiße Natur. Gott hab ſie ſelig! Verſchwommene Charakteriſtik und theatraliſches Pathos ſind auch für dieſen neueſten Wildenbruch bezeichnend. Der ſchwulſtige, auf Bühneneffekt berechnete Dialog macht uns eher glauben, daß wir uns im vaterländiſchen Schauſpiel als im modernen Roman befinden. Alexander Neumann.

Lyrik.

Dies irae und andere Gedichte von Georg Schaumberg. Mit dem Porträt des Dichters. München, Dr. E. Albert u. Co. 124. S.

Die Polizei — und die unſerer guten Kunſtſtadt München in erſter Linie natürlich! — hat in ſeingeiſtigen Dingen eine geübte Naſe. Wenn ſie die Hand auf ein Werk legt, um es dem großen unverſtändigen Haufen zu entziehen, kann man zehn gegen eins wetten, daß ſie etwas auserleſen Gutes erwiſcht. Dies hat ſich wieder bei der Konfiszierung der Schaumberg'ſchen Gedichte erwieſen. Die Polizei ſagte vermutlich: Wahrhaftig, das ſind bis zur Gemeingefährlichkeit ehrliche, gediegene, verführeriſche Poeſien, ihnen werden ſich die ſchwerfälligſten Philiſterköpfe nicht entziehen können, ergo — konfiszieren wir ſie. Nicht die Köpfe, ſondern die Poeſien. Immer das Einfachſte. Deutſchland reicht aber, gottlob, weit, weit über die deutſchen Reichsgrenzen hinaus. Und was innerhalb der Reichsgrenzen verboten wird, das behält bei den übrigen Millionen ausgezeichneter Deutſcher in Europa und namentlich in Amerika freien Paß und wird dort um ſo jubelnder begrüßt. Die Amerikaner wiſſen es vorzüglich zu ſchätzen, daß wir deutſchen Dichter nicht den beſchränkten Ehrgeiz haben, nur für den Polizeiſtaat, ſondern für die weite Welt zu dichten. Georg Schaumberg aber iſt einer unſerer mannhafteſten Dichter, einer, der nicht nur techniſche, ſondern auch geiſtige und ſoziale Ideale hat, ein Künſtler und ein Bürger, kein verſelnder Wolkenkukuksheimer. Wir werden ſeine Sache im Auge behalten. C.

Urania. Gedichte von Cl. Henri. Dresden und Leipzig. E. Pierſons Verlag.

Wenn jemals ein Preisausſchreiben für den größten Blödſinn, welcher auf dem deutſchen Litteraturmarkte erſcheint, erlaſſen würde, ſo kämen die Preisrichter gewiß in keine geringe Verlegenheit, welchem von den zahlloſen Machwerken ſie die Palme der Vollendung zuerkennen ſollten. Aus dieſer Verlegenheit könnte ſie die Gedichtſammlung von Cl. Henri befreien. Etwas Niederträchtigeres iſt wohl noch kaum geſchrieben, wollte ſagen, gedruckt worden. Der Herr „Dichter" verſetzt auch den Realiſten einen Fußtritt, ob deſſen einem — das Zwerchfell berſten könnte. Ich wundere mich nur, wie ſich eine Verlagsbuchhandlung vom Range eines E. Pierſon in Dresden und Leipzig als Ablagerungsort ſolcher litterariſcher Erzeugniſſe hergeben kann.

Joſef Schmid-Braunfels.

Letzte Gedichte von Adolf Schafheitlin. Berlin, 1892. — Warum nit gor? Letzte Gedichte! Absit omen! Noch recht oft und recht lange noch hoffen wir dem vorzeitigen Eremiten von Anacapri auf dem deutſchen Parnaſſe zu begegnen. Was ſoll dieſer „ausſtaffierte Schmerz" des noch nicht Vierzigjährigen? dieſe Klagen über Nichtanerkennung in allen Tonarten. S. 157: „Ich kann nicht in Deutſchland leben." Gut! Es kann's auch ohne uns! Wenn man denn doch den „Meiſter Melchior" citiert (auch öfter — nicht citiert!), vergaß man ſo ganz ſeine Lieblingsmaxime:

> Für einen Dichter kann ich nur dich halten,
> Wenn du dir ſelbſt genügſt als Publikum,
> Das faß dir Trotz und Stolz und - Rache ſein
> Das haſt mit Helden, Göttern du gemein'

Am beſten gefielen uns „Platenide" und die „Bilder des Südens" Feigenbaum und Quell — welch Idyll! welch Juwel! welch Parfüm!

„Schönheit ſendet dir Tag und Nacht
Ihre himmliſchen Grüße,
Und ſo entquillt dir mit ſtiller Macht
Odem ambroſiſcher Süße."

Ja, das thut's dir, lieber, ferner Poet-Felgenbaum! Giebt es was Eleganteres in deutſcher Sprache als das „Griechiſche Idyll" S. 39? Welch Kabinettſtück der alte Kapitän S. 48! Zuweilen nur — um auch uns das kritiſche Air zu geben! — etwas bedenklich Conrad-Ferdinand'ſches S. 110: Schattenrauſch, S. 119: des Meeres-Locken, S. 143: müde Krücken, S. 173: müde Kreuze, S. 171: unzähl'ger ſonnen-dunkler Quell. Berliner Deutſch wie S. 61: Ein leidender König — du führteſt ihn, ſtatt Einen leidenden. S. 254: Geiſt entkreiſt. S. 251: den Puls betupfen. S. 63: Geht und forſcht, warum verſchloſſen — Iſt Azalls Orakelmund. — Warum, was ſie ernſt beſchloſſen und ſo — der Starke ſoll immer das Unrecht bemänteln! — noch zweimal! „Warum?" „Darum," ſagt Zwickauer. S. 156: Du hebſt, wie den Deinen, auch unſere Gedanken — wohl kaum für höhere Töchterſchulen? S. 68: Ihr bleibt der Selbe: — Wer fällt euren Streichen in den Zügel? Nicht beſſer: euren Gäulchen? S. 76: Ihr ſeht mich noch ſtets zu Thränen — lachen. — Wie grauſam! ſagte wohl der Sprach-Schulmeiſter des „Kladderadatſch". S. 80: Ich hat ihren Fang aufs Ziel (ſtatt aufs Korn) genommen — nicht ganz Paul Heyſes Berliner koſcheres Deutſch? S. 117, Mit weichen Armen neigen ſich Oliven und ſo noch oft bedenklichſte Erweichung: Dagegen wieder gleich:

Letzter Meeresſeufzer verrinnt
Träumeriſch über Geſteinen. . . .

Welche Beobachtung! Welche Malerei Muſik! uſw. uſw. Genieße das, lieber Leſer, Freund der Schönheit und des Südens, genieße das! Der liebe ferne Dichter aber — wir kehren zum Anfang — verzichte auf ſeine vorzeitige Apotheoſe bei Göttern, und ſtatt mit „Jenen" im Jenſeits, bleib' er noch lange hübſch hier im Diesſeits. „Mit dieſen hier zu wandeln unzertrennlich, die, wie er, ſo ſchöpferiſch, ſo eigenartig männlich!" Meiſter Melchior.

Dramen.

In kurzer Zeit ſind mir folgende Werke vorgelegt worden:

Moderne Kinder. Schauſpiel in vier Akten von Franz Wichmann (Leipzig, Oswald Mutze).

Die Tonkünſtler. Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Richard Wilpert (Leipzig, Oswald Mutze).

Die Angler. Schauſpiel in vier Aufzügen von Wilhelm Wallis (St. Gallen, S. Haſſelbrink).

Klippen der Ehe. Schauſpiel in vier Aufzügen von Wilhelm Wallis (St. Gallen, S. Haſſelbrink).

Die Eule. Schauſpiel in einem Akt von Gabriel Finne. Deutſch von Ernſt Brauſewetter (München, Dr. Albert u. Co.).

Manometer auf 99! Soziales Trauerſpiel von Franz Held (Berlin, Freslo-Verlag).

Zwei Künſtler-Dramen von Julius Schaumberger (München, Dr. Albert u. Co.).

Dazu noch einige andere, die ich nach flüchtiger Durchſicht ſofort in den Papierkorb geworfen habe, weil ich weder ihren Verfaſſern noch mir durch die öffentliche Beſprechung das Leben verbittern wollte. Mögen ſie ſich Gerechtigkeit und Unſterblichkeit holen, wo ſie wollen.

Außer den oben genannten habe ich noch einige andere Dramen in Zeitſchriften gefunden: Hanna Jagert von O. E. Hartleben und Jugend von Max Halbe — zwei in jedem Betracht vortreffliche Werke.

Von Max Halbe hatte ich früher ſchon ein modernes Drama, Freie Liebe (Guben, F. Krollmann) und Eisgang, modernes Schauſpiel in vier Aufzügen (Berlin, S. Fiſcher) kennen gelernt. Beide reichen nicht entfernt an ſein neues Werk heran. Was mich an dieſen älteren Ar-

belten am meiſten ſtörte, war die etwas gezwungene Art, auf der einen Seite an Ibſen, auf der anderen Seite an Holz-Schlaf heranzukommen. Wenigſtens war dies der Eindruck. Sah man von dieſem linkiſchen Taſten nach fremder Kunſt ab, blieb freilich noch ſo viel Perſönliches, daß man vor der Begabung des Autors Reſpekt bekommen mußte und auf ſeine weitere Entwicklung große Hoffnungen ſetzen durfte. Merkwürdigerweiſe iſt in Halbes Dramen das eigentlich Dramatiſche, das ſtürmiſch Fortreißende der Handlung, zwar noch ſchwach, aber man hat dennoch die Empfindung, daß hier ein wahrhafter Bühnendichter uns allmählich in ſeinen Bann bekommen wird. Läßt ſeine Phantaſie in der Erfindung und Ausgeſtaltung der Handlung zu wünſchen übrig, ſo erweiſt ſie ſich um ſo mächtiger in der Zeichnung der Perſonen, in der Plaſtik des Charakterbildes, in der lyriſchen Schönheit und Feinheit der Stimmungsmalerei. Das Ausgeklügelte, Durchgetiſtelte und zu allerlei erzwungenem Parallelismus und Symbolismus mühſam Herausgearbeitete tritt von Werk zu Werk mehr zurück und macht einem ſchönen natürlichen Verlauf der Lebensvorgänge Platz. Man kann deutlich verfolgen, wie Halbe allmählich die Sicherheit der Hand und des Auges für die beſondere Oekonomie der Bühne bekommt und ſich von allzu großer Breite zum rechten Maß ſammelt. In dieſer wachſenden Kraft gedrungener, knapper, nur das Weſentliche und Notwendige berückſichtigender Darſtellung iſt das ſichere Zeichen zu erkennen, daß wir in Max Halbe bald einen der Meiſter unſerer neuen dramatiſchen Kunſt werden begrüßen können. Hauptmann, Halbe, Hartleben — drei herrliche Höhenmenſchen.

Und noch ein vierter mit H — Franz Held! Sein ſoziales Trauerſpiel Manometer auf 99! weiſt wahrhaft große und geniale Züge einer echten Dichternatur. Seine Kunſt des dramatiſch charakteriſierenden, die Handlung ſtetig wälzenden Dialogs iſt bewundernswert. Wenn ihm nur nicht ſo oft der Gaul durchginge in der Sucht, Unerhörtes, Senſationelles aus dem Alltäglichſten zu ſchlagen. Gewinnt Held einmal die handwerkerliche Weisheit, allen Dingen die einfach natürlichen Maße und Verhältniſſe zu laſſen, und beſcheidet er ſich, zu ergreifen ſtatt zu erwürgen, zu feſſeln ſtatt zu verblüffen oder zu vergewaltigen, dann wird ſeine Meiſterſchaft unbeſtreitbar ſein. M. G. C.

Engliſche Litteratur.

Eine eigentümliche Erſcheinung in der modernen Litteratur ſind die auf wiſſenſchaftlicher Grundlage aufgebauten ſozialen und politiſchen Zukunftsbilder. Dieſelben beweiſen, daß man ſich gerne mit der Zukunft beſchäftigt, da die Gegenwart ſo wenig befriedigend erſcheint. Es iſt ähnlich wieder, wie ums Jahr 500 vor Chriſto bei den Hebräern, als die großen Propheten auftraten, die ja ebenſo ſehr ſoziale als religiöſe Ideale aufſtellten. Jedermann kennt den vorblickenden „Rückblick“ Bellamys und den beiſpielloſen Erfolg des Werkes. In dieſe Reihe nun gehört auch folgendes Werk: National Life and Character: a Forecast. By Charles H. Pearson. Der Verfaſſer hat viel ſtudiert und geſehen. Als junger Mann war er ſchon Profeſſor für neuere Geſchichte am Kings College in London. Hierauf wandte er ſich nach Auſtralien, wurde Politiker und bald darauf Unterrichtsminiſter in Auſtralien. Pearſon geht davon aus, daß Amerika, nämlich die Vereinigten Staaten, anfangen, voll zu werden mit Menſchen und daß auch andere Länder ziemlich genug haben von dem Überfluß an Menſchenmaterial, das von Europa kam, zumal da höher kultivierte Raſſen nur in gemäßigten Klimaten gedeihen können. Er folgert nun daraus, daß jetzt an dieſe Kulturländer die Frage einer Neuorganiſierung der Arbeit und der Staatsſozialismus als eine drohende Frage herantrete und bald die

Oberhand gewinnen müſſe, da die Übervölkerung, die nach außen keinen Abfluß mehr abgeben darf, zur Maſſenverarmung führt Als Folge des Sozialismus fürchtet er einen moraliſchen und intellektuellen Niedergang der Kulturvölker; und ferner fürchtet er, daß, je mehr die Völker an Zahl zunehmen, deſtomehr große Heere notwendig werden. Auch fürchtet er das gewaltige Anwachſen der großen Städte, und beſonders aber graut ihm vor dem raſchen Anwachſen der Staatsſchulden. Auch iſt er der Anſicht, daß, da der Staat ſich der meiſten Kulturaufgaben bemächtigt habe, er die Kirche damit ziemlich überflüſſig gemacht, und daß die letztere keinen Halt mehr im Volke habe. Auch fürchtet er die Lockerung der heiligen Familienbande, je mehr der Staat die frühere Autorität der Familienhäupter für ſich ſelbſt beanſprucht. Pearſon iſt überzeugt, daß bald an Stelle der Kirche mit ihren Dogmen die Wiſſenſchaft treten wird. Ja ſelbſt Epos, Drama, Satire, meint er, ſei bereits erſchöpft; ſelbſt die in unſerem Zeitalter überwiegende Lyrik habe ſich erſchöpft. Auch die Redekunſt wird herabſinken zu einem Zeitvertreib. Dagegen habe Kriticismus und Geſchichtsforſchung noch ein weites Feld, und der Journalismus werde mehr und mehr den Intellekt der Welt abſorbieren. Ruhmſucht werde abnehmen. Indeß werde die nüchterne Zeit, die unſerer Nachkommen wartet, doch auch ihre guten Seiten an ſich haben. Soweit Pearſon. Sein Buch iſt charakteriſtiſch für die Denkweiſe vieler Gebildeten in England und auf dem Kontinent. Sie fühlen, daß etwas ſehr faul iſt, und daß ein Neues ſich allenthalben mit Macht vorbereitet. Aber ſie freuen ſich nicht ſehr über dieſes Neue. Denn andere werden oben ſitzen und die jetzt noch Erſten werden vielleicht die Letzten ſein. Dem Fall der Dogmen und Kathedralen weiben die Gebildeten eine Krokodilsthräne, und die Überfütterung mit ſchöngeiſtigem Luxus hat eine Art vornehmen Katzenjammers erzeugt, zumal da man fühlt, daß die That ſozialer Arbeit nun von allen wird gefordert werden. Man lebt zu ſchnell, genießt zu viel und wird krank. Sicher iſt, daß den ſo Geſtimmten die Zukunft nicht gehören kann. Den Kampfesfreudigen und Siegesfrohen gehört die Zukunft, alſo den Fröhlichen, Kerngeſunden. Alſo fort mit den Blaſierten, fort mit den Peſſimiſten! Auf den Inhalt der einzelnen Sätze Pearſons einzugehen, hat wenig Wert. Nur will ich noch hervorheben, daß Pearſon beſonders das Anwachſen der Chineſen in Aſien und der Neger in Afrika fürchtet, und damit eine baldige Zurückdrängung der weißen Raſſe aus den aſiatiſchen und afrikaniſchen Kolonien. Er weiſt nach, daß die Weißen überall durch dieſe, auch an Kultur raſch zunehmenden, niedrigen Raſſen an Zahl überflügelt werden Dieſe Bemerkung mag richtig ſein; aber Pearſon vergißt, daß niedere Raſſen doch bald degenerieren, je raſcher ſie fremde höhere Kultur annehmen. Denn das Gift der höheren Kultur, raffinierten Lebensgenuß, können Naturſöhne nicht vertragen. Man nehme die Indianer, die jetzigen Inder, die Japaneſen, als Beiſpiele. — Großes Aufſehen machen drei Schauſpiele, in Proſa geſchrieben, unter dem Titel: Three Plays. By W E. Henley and R. L. Stevenson; verlegt von David Nutt. Der Titel lautet beim erſten: Deacon Brodie; das zweite: Beau Austin ſpielt 1820 im eleganten Badeorte Tunbridge Wells; das dritte: Admiral Guinea hat etwas Derbes an ſich. Ich gehe auf Deacon Brodie etwas näher ein. Der Nerv dieſes Dramas iſt ein ſeltſames Doppelleben, das Brodie führt. Bei Tage ehrſamer Bürger, ſo ehrſam, als die meiſten Bürger ſind, mit ein bißchen Steuerbetrügerei, ſozialer Heuchelei, aber doch ganz reſpektabel. Ebenſo ehrſam ſeine Freunde Bei Nacht aber iſt unſer guter Bürger ein fideler Lump, mit drolligen Kumpanen umgeben; aber er ſinkt ſchnell tief und tiefer. Er wird ein Dieb, und aus Not ein Mörder Das iſt das Ende vom Lied. Schon als Knabe hatte

er dieſe Doppelnatur gezeigt. Aber zuletzt grauſt es ihm vor ſich ſelber. Daß es ſoweit mit ihm hatte kommen können, das hätte er noch vor kurzem für unmöglich gehalten. Peinlich iſt der Moment, da er ſeiner guten, ahnungsloſen Schweſter alles, alles enthüllt. Eine Art Troſt und Erſatz für die Schwäche des Diakonen iſt der Heroismus und die trotz allem aufrichtige Liebe ſeiner Geliebten Jean. Der Gang der Handlung iſt einfach, aber voll Leben, die Zeichnung der Charaktere haarſcharf.

Dr. Adolf Brodbeck.

Spaniſche Litteratur.

Amerika nennt der Spanier Nuñez de Arce das Land der Zukunft für die ſpaniſche Poeſie. Die Dichter der pyrenäiſchen Halbinſel haben die ruhmreichen Erinnerungen der Vergangenheit, die Denkmäler von Stein, die Geſchichte; aber die neuen Dichter Amerikas müſſen ſich an der großen Natur ihrer Heimat begeiſtern und Dichtungen ſchreiben, die ein Hauch jener überreichen herrlichen Erde erfüllt.

Für die Amerikaner ſelbſt gilt Südamerika als der Geſundbrunnen der echten amerikaniſchen Poeſie, aus der ein erquickender Waldesduft quillt, die in mächtigen Strömen ſich badet, von der Sonne gebräunt und unbekleidet an den Ufern wandelt, den höchſten Gipfel emporklimmt, in nächſter Nähe die Mähne des Sturmes fühlt und mit der geſunden kräftigen Liebe, welche die Natur einflößt, die Unbilden des Wetters liebt. Dieſe echte amerikaniſche Poeſie ſprudelt und brauſt in ihrem Hohenprieſter, dem Ecuatorianer Numa Pompilio Llona, deſſen 12 Sonette auf Columbus zu den ſchönſten der ſpaniſchen Sprache gehören, in Rafael Obligado, in Olegario Andrade und im uruguay'ſchen Dichter Juan Zorrilla de San Martin.

Das Meiſterwerk des letztgenannten, das ſüdamerikaniſche Epos Tabaré, welches der Kenner ſpaniſch-amerikaniſcher Poeſie Juan Valera mit Recht als die Dichtung eines der erſten zeitgenöſſiſchen Poeten preiſt, der voll Leidenſchaft und Kraft, in ſeinen Schilderungen ausgezeichnet und im Ausdruck der entgegengeſetzteſten Affekte der Seele gefühlvoll und tief, wird demnächſt in deutſcher Übertragung erſcheinen.

Juan Zorrilla de San Martin, der ſeit über einem Jahr der diplomatiſche Vertreter ſeines Vaterlandes, der öſtlichen Republik von Uruguay, am Madrider Hof iſt, wurde am 28. Dezember 1855 in Montevideo geboren. Er iſt ſpaniſchen Urſprungs, da ſein Vater aus der Provinz Santander ſtammt, und Spanien liebt auch er mit dem ganzen Feuer ſeiner Seele. Er machte ſeine erſten Studien im Jeſuitenkollegium von Santa Fé in der argentiniſchen Republik, ging dann zum Rechtsſtudium nach Chile, wo er Advokat wurde und im Alter von 20 Jahren ſein erſtes Buch, Notas de un himno, veröffentlichte. 1878 kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er 6 Jahre lang die Stelle eines Richters bekleidete und 8 Jahre lang die Zeitung „El Bien Publico“ redigierte, welche den Kampf gegen die militäriſche Gewaltherrſchaft des Generals Máximo Santos aufnahm. Er mußte nach Buenos Aires fliehen und konnte erſt nach dem Siege der Revolution, der durch die Schlacht von Quebracho entſchieden wurde, in ſein Vaterland zurückkehren, das ihn bald darauf zum Abgeordneten wählte. Als ſolcher trat er durch ſeine glänzende Beredſamkeit mächtig hervor. Er hat auch den Lehrſtuhl für Litteratur an der Univerſität Montevideo und den für Naturrecht am Lyceum innegehabt und bei all dieſen Beſchäftigungen noch Muße zu litterariſchem Schaffen gefunden, wovon ſein patriotiſches Gedicht „La Leyenda Patria“ und ſein Epos „Tabaré“ Zeugnis geben.

In den Columbusſeſſen von Hueloa und Madrid hat niemand mehr geglänzt als der amerikaniſche Redner und Dichter Juan Zorrilla de San Martin, während ſein europäiſcher Namensvetter, der greiſe Joſé Zorrilla, der wie der

Held seines letzten Epos, „Der Cid", noch im Tode ein Sieger, da er für sein Sonett auf die Königin Isabella die Katholische noch nach seinem Tode den Preis von 1000 Pesetas gewann, an sein einsames Zimmer gebannt blieb.

Die spanisch-amerikanische Litteratur hatte jüngst den Tod des Mexikaners Altamirano zu beklagen, in dem die jetzige Generation den geliebten Lehrer und Meister verehrte, der alles war, Schriftsteller, Held, Tribun, Vicepräsident der Republik und Gesandter Mexikos im Ausland. Mexiko, das jetzt als hervorragende Dichter noch Prieto, Diaz Mirón und Peza besitzt, ruft ihn heim in die Rotunde der berühmten Männer, ganz anders wie die rheinische Stadt, die ihrem großen Sohne das schuldige Denkmal verweigert. Diesem sind nirgends begeistertere Lobredner erstanden als im katholischen Spanien. Schon 1888 sang von Heines Denkmal, zu dem alle freien Völker die Steine herbeischaffen müßten, der catalonische Dichter und Maler Apeles Mestres.

Ehe noch die seltsame Kunde von dem Stadtratsbeschluß in Düsseldorf die Welt durchdrang, der auch bei den rheinisch-westphälischen Dichtern den größten Unwillen hervorrief, ist der spanisch-amerikanische Übersetzer des Buchs der Lieder, der Venezolaner J. A. Pérez Bonalde, der Dichter der Ritmos und des Poems vom Niágara in New-York entschlafen. Aber die Heinegemeinde stirbt in Spanien und im spanischen Amerika nicht aus. Vor kurzem ist die Harzreise in einer trefflichen Übersetzung des Mallorquiners Juan Luis Estelrich in Palma erschienen.

Ich darf diese Chronik nicht schließen, ohne noch des Todes einer genialen Rechtsgelehrtin, einer Kennerin des Völkerrechts, der Doña Concepción Arenal, zu gedenken, die als ein Stern erster Größe in der religiösen und satyrischen Poesie strahlte. Auch ihr will Spanien eine Denksäule errichten, wie es sie dem unvergeßlichen Zorrilla schon an seiner Bahre gelobte, um in seiner Person die namenlosen Verfasser der altspanischen Romanzen, die Patriarchen des spanischen Nationaltheaters und alle großen Dichter der spanischen Romantik dieses Jahrhunderts zu ehren.

Johannes Fastenrath.

Polnische Litteratur.

Unter der Aufschrift „Rymów nieco" (Ein wenig Reime) erschien neulich (bei Gebetner in Krakau) eine neue Gedichtsammlung von Czesław Jankowski, dessen niedliche Erotika dem deutschen Publikum teilweise in der gelungenen Übersetzung von Albert Weiß (siehe „Polnische Dichtung in deutschem Gewande", Halle a. S. 1892) zugänglich gemacht wurden. Die neueste Sammlung von Jankowskis Gedichten zeugt von immer frisch und ungehindert sich fortentwickelndem Dichtungsvermögen des Verfassers und giebt Beleg dafür, daß er seinem Programme, dem Kultus des Schönen, nach wie vor treu geblieben ist und vor allem Irdischen und Alltäglichen eine ungefälschte Abscheu zu verspüren scheint. Die hartnäckige — sit venia verbo — Standhaftigkeit, mit welcher der Dichter dem alten Spruche: l'art pour l'art huldigt, mutet heute im Angesicht der letzter Zeit vorherrschenden sozialen und philosophischen Strömungen ꝛc. eigentümlich an; nichtsdestoweniger muß ihm als Dichter sui generis die vollste Anerkennung für die beinahe virtuose Formvollendung seiner Verse gezollt werden; immerhin ein Lob, dessen sich heutzutage nicht viele überhaupt rühmen könnten. Übrigens verdient auch sein in stimmungsvollen Liedern und Gedichten ausgesprochenes Mitleid, das der Dichter der darbenden Menschheit entgegenbringt, entsprechend gewürdigt zu werden. Die erwähnten Lieder bilden auch keinen geringen Teil seines Buches und beweisen genügend, daß der Dichter trotz seines Kunstenthusiasmus die Stimme der Zeit nicht ungehört an seinen Ohren vorbeirauschen läßt, sondern

in seinem eigenen Innern ein entsprechendes Echo dafür zu finden versteht.

Eine interessante Lektüre bietet auch Karl Lewandowskis „Szella“ (Krakau 1893); das Erstlingswerk eines noch gänzlich unbekannten Dichters, in welchem sich neben vielem Unreifen und Jugendlichen auch manch beachtungswertes Stück markiger Eigenart finden läßt. Es sind dies vorwiegend erotische Herzensergüsse eines nervös-leidenschaftlichen Naturells, dessen Vorzug wohl darin vorerst zu erblicken wäre, daß es unbekümmert um alle Schulvorschriften keck und dreist seine Gedanken und Gefühle ausposaunt. Manch erotisches Gedicht in dem kleinen Büchlein wäre wohl nicht geeignet, in einer höheren Töchterschule vorgetragen zu werden; desto eifriger wird es zu Hause von den höheren Töchtern gelesen werden.

Von Sigismund Niedźwiecki, einem ebenfalls jungen, aber schon bestbekannten Novellisten, dessen Vorliebe für sexuelle Probleme den Hauptzug seiner schriftstellerischen Thätigkeit bildet — ist soeben ein neuer Band hübscher Erzählungen unter dem Titel: „Jedyne dzieło“ (Das einzige Werk) erschienen: eine Auswahl netter in Maupassant'scher Manier hingeworfener Skizzen aus dem Leben des Alltagsmenschen, für welchen „Wein, Weib und Gesang“ das höchste Losungswort bedeutet. Der köstliche Humor seiner Schilderungen — die nicht selten drastische Motive behandeln — und die ungezwungene Form seiner Erzählungen verleihen Niedźwieckis Schöpfungen einen eigentümlichen Reiz; wogegen wieder die künstlerische Fertigkeit, mit der er die pikantesten Begebnisse vorstellt, ihnen einen recht geschmackvollen Ton verleiht.

Über Gabryela Zapolskas litterarische Thätigkeit wurde in den polnischen Blättern eine solche Unmasse verschiedenartigster Urteile gefällt, daß es wahrlich schwer fallen würde, zu bezeichnen, welche Stellung die vielgelesene Verfasserin der „Menschlichen Menagerie“ in der zeitgenössischen polnischen Litteratur einnimmt. Ich meinerseits betrachte Zapolska als eine der hervorragendsten modernen Dichterinnen Polens, die weit über die Rodziewiczs, Hajotas u. a., deren Schöpfungen dem deutschen Publikum zugeführt werden, zu stellen wäre. Natürlich kann Zapolska weder mit Elise Orzeszko, noch mit Konopnicka verglichen werden, dennoch behält sie in der polnischen Belletristik eine Ausnahmestellung, die sie ihrer dichterischen Eigenart zu verdanken hat. Ihre letzte Novellensammlung „Menażerya ludzka“ (Warschau 1893) umfaßt zwölf novellistische Erzählungen, in denen die Bestie im Menschen von verschiedenen Gesichtspunkten geschildert wird. Das Buch, dessen Hauptgewicht auf dem geschlechtlichen Leben der modernen Gesellschaft beruht — erinnert in mancher Hinsicht an Strindbergs „Zwölf Ehegeschichten“; nur daß bei Zapolska nicht das Weib, sondern die Männer den kürzeren ziehen.

Einer nicht geringen Popularität in größeren Leserkreisen erfreut sich der begabte Humorist und Naturforscher Adolf Dygasiński, dessen neuester Novellenband „Garstka“ (Eine Handvoll) auch mit Recht zu den gediegensten gezählt wird. Von nicht minderem Wert ist das neueste Buch der feinfühligen Dichterin Cecylia Waiewska: „Lebensparadoxe“ (Z paradoksów życia) — das eine Reihe von Schilderungen des weiblichen Gemütslebens enthält. — Broiis' „Träumereien“ (Marzenia) verdienen ebenfalls, an dieser Stelle erwähnt zu werden.

Ein sensationelles Werk bietet W. Łuskina in seinem „Das große Jahr“ (Wielkirok) betiteltem Romane: das Zukunftsbild des europäischen Krieges vorstellend. Eine ihm inhaltlich verwandte Broschüre von C. Wigura „Die russische Censur in Warschau“ (Krakau 1893) verdient eine warme Empfehlung an diejenigen, die die heutigen Zustände in Kongreß-Polen kennen zu lernen wünschen.

Adam Mickiewiczs sämtliche poetische Werke erschienen in einer neuen

kritisch bearbeiteten Ausgabe, die als die beste von den bisherigen bezeichnet werden kann (im Verlage von B. Pordes in Lemberg). Als Herausgeber figuriert auf dem Titelblatte der bekannte und geschätzte Kritiker Dr. Heinrich Biegeleisen, dessen schriftstellerische Thätigkeit ich schon anläßlich seiner Studie über Ibsen in der „Gesellschaft" zu würdigen Gelegenheit hatte. Die höchste Anerkennung muß man auch diesmal dem gelehrten Kritiker für die ausgezeichneten Erläuterungen und litterarhistorischen Anmerkungen zollen, die er in Fülle der neuesten Ausgabe von Mickiewiczs Werken beigesellt. Die Biegeleisensche Ausgabe erschien in drei Auflagen: die eine als Prachtausgabe mit Bildnissen und Facsimiles, die zweite vollinhaltlich, aber ohne Beilagen, und endlich eine vierbändige Volksausgabe für das Gros des polnischen Leserpublikums.

Gelegentlich der 25. Jubiläumsfeier der schriftstellerischen Thätigkeit des ebenfalls hochgeschätzten Litterarhistorikers Peter Chmielowskis erschien eine Broschüre über dessen Verdienste und Bedeutung in der Geschichte der polnischen Litteratur von Ladislaus Prokesch (in Krakau 1893). Chmielowskis Stellung in den modernen Entwickelungskämpfen der polnischen Nation braucht hier keiner näheren Beleuchtung; auf seine Verdienste als Leiter der größten polnischen Revue „Ateneum" in Warschau habe ich schon seinerzeit in der „Gesellschaft" hingewiesen; es genügt, an dieser Stelle zu bemerken, daß Chmielowski mit vollem Rechte sich als Fahnenträger der modernen philosophischen und litterarischen Zeitströmungen in Polen betrachten kann und auch als solcher ungeteilte Dankbarkeit und Achtung seiner Landsleute genießt. Ignaz Sueßer.

Vermischtes.

Zurück zur Natur! Am 20. März hat sich in Upsala der Verein: „Schwedens Zukunft" konstituiert. Den Satzungen gemäß will der Verein „den Kampf aufnehmen gegen die immer mehr um sich greifende Genußsucht und verschwenderische Lebensweise und für Einfachheit, Sparsamkeit und vernünftige Lebensführung eintreten." Die wahrscheinlich vorerst nur geringe Zahl von Leuten, welche zu diesem Zwecke sich vereinigten, bekunden dadurch deutlich ihr germanisches Blut, und wir erwarten mit aller Bestimmtheit, daß auch in Deutschland sehr bald die Zeit für solche Entschlüsse reif werden wird.

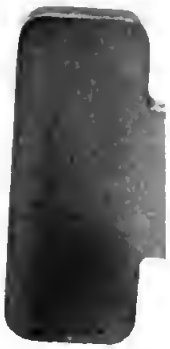
So steht in einem Berliner Blatt zu lesen.

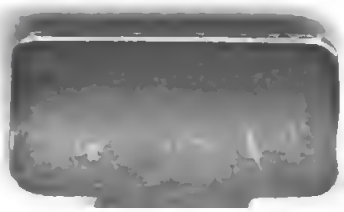
Das ist ganz vortrefflich.

Wenn aber das „germanische Blut" sich hauptsächlich in Einfachheit, Sparsamkeit und Vernünftigkeit der Lebensweise offenbart, dann müssen wir ernstlich am Germanentum unserer herrschenden und besitzenden Klassen zweifeln. Die oberen und obersten Zehntausend geben nichts weniger als ein spartanisches Beispiel. Sie schwelgen im Luxus in jeder Form — und das arbeitende niedrige Volk, dem man unermüdlich Enthaltsamkeit von allen Kanzeln und aus allen Amtsstuben predigt, hat bekanntlich dafür aufzukommen. Hinge Deutschlands Zukunft von der Vernunft der Lebensführung der Hochmögenden ab, dann Gutnacht. — * * *

Im Verlage von Appelhaus & Pfenningsdorf in Braunschweig soll im Herbst dieses Jahres eine von Rudolf Eckart zusammengestellte „Sammlung niederdeutscher Sprichwörter und volkstümlicher Redensarten" erscheinen. Für Mk. 5.—. kann man bei der Verlagsbuchhandlung auf das Werk pränumerieren; später, nach Erscheinen, stellt sich der Ladenpreis auf Mk. 8.—. Freunde des Volkshumors seien auf die Sammlung aufmerksam gemacht. X.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.





Digitized by Google

3 0000 093 400 095